
Digitized by Google






Digitized by Google

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Georg Jochner.

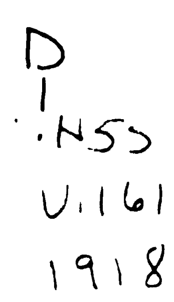
(Begründet von Joseph und Guido Görres.)

Hunderteinundsechzigster Band.

Erstes Heft.

München 1918.
In Kommission von Theodor Riedels Buchhandlung.
By





Von dieser Zeitschrift erscheint am 1. und 16. jeden Monats ein Heft in Großoktav. Man abonniert in München in der Expedition dieser Blätter (Josephspitalstr. 17, Hübschmannsche [H. Schröbl] Buchdr.).

Im übrigen sind die Historisch-politischen Blätter
halbjährlich zu 9 Mark
durch die Post zu beziehen.

Den buchhändlerischen Vertrieb hat Theodor Riebels Buchhandlung in München Residenzstraße 25. übernommen.

Inserate werden mit 1 Mark die Petitzeile oder deren Raum, Beilagen nach Übereinkommen berechnet.

Herabgesetzter Preis: Von den ersten hundert Bänden kostet, soweit der Vorrat reicht, der einzelne Band nunmehr 4 Mark, der Jahrgang 8 Mark im Buchhandel.

Preis des Einzelheftes Mk. 1.— mit Ausnahme des ersten Heftes des 141. Bandes, welches Mk. 3.— kostet.

Die Administration der Histor.-polit. Blätter.



I.

Neujahr 1918.

Separamini! IV. Mos. 16. 1.

Wieder hat sich die aus tausend Wunden blutende Welt im Elend des gräßlichen Krieges, den sie frevelhaft heraufbeschworen hat, zwischen Furcht und Hoffnung um ein Jahr vorwärts gequält.

Bald von den Friedenswünschen aller Gutgesinnten wie von leisen Winden angefächelt, bald von der Kriegspeitsche der gottvergessenen Hetzer und Henker ingrimmig verfolgt, wendeten sich die Blicke der gemarterten Völker bald empor zum Himmel, wenn regenlose Wolken wie eine Kriegserklärung des göttlichen Zornes über den dürstenden Feldern hingen, bald wandten sie sich der stets gesteigerten Blutarbeit der Kriegsschauplätze zu mit der ängstlichen Frage: Wie lange wird das blutige Verhängnis noch weiter toben, bis es ein Ende findet?

Es arbeitet offenbar mit jener schleppenden Langsamkeit, mit der die Mühlen Gottes mahlen. Diese mahlen bekanntlich nicht blos langsam, sondern auch trefflich fein und sicher.

Auch im abgelaufenen Jahr haben die Mächte der Entente wenig Freude erlebt — das Schlimmste, was ihnen begegnet ist, war, daß unter dem russischen Koloß die Eisdecke seiner nihilistischen Grundlage eingebrochen ist. Selbst die Engländer, welche seit Jahrhunderten gewohnt waren, im stetigen Anwachsen ihrer Weltmacht gleichsam ein Zeichen

einer besonderen Auserwählung für Macht und Reichtum zu erblicken, werden diesen Wahnglauben bald aufgeben müssen. Nach den furchtbaren Erschütterungen der jüngsten Zeit kann es kaum mehr zweifelhaft sein, daß es weder eine Ehre noch ein Glück ist, in der Gefolgschaft Englands zu den sogenannten freien Nationen zu gehören; sie fühlen alle bitterschmerzlich die bissigen Zähne des Panthers, der ihnen im Nacken sitzt. Allen voran das unglückliche Italien. Wohl selten ist ein Land aus den Träumen seines Größenwahnsinns so plötzlich und furchtbar aufgeschreckt worden. Nachdem die Regimenter der Mittelmächte über die Alpen gestiegen sind, steht es entsetzt vor seiner eigenen Herrlichkeit und weiß nicht, soll es mehr zittern vor den Kanonen der Deutschen oder vor den Maschinengewehren der Neger und Senegalesen, die im Auftrage Englands seine Bürger niederschießen, wenn sie Miene machen, sich mit Friedensgedanken zu beschäftigen.

So ist das Jahr 1917 in keiner Weise ein Jubeljahr gewesen, am wenigsten für die Freimaurerei. Es hat alle Hoffnungen getäuscht und die Welt durch unglaubliche Überraschungen in Erstaunen gesetzt; es hat nicht blos den Zaren mit seiner Familie nach Sibirien befördert, es ist auch rücksichtslos über das Andenken jenes Mannes hinweggeschritten, der kurz vor seinem Tode den Fluch an die Wand schrieb: Deus vos impleat odio Papae! Es hat sogar die Jünger Loyola's in Deutschland wieder auf freien Fuß gesetzt, und um die Zeit der Jahreswende hatte es fast den Anschein, als ob jener Steuermann, der zur Zeit über den Wassern der Sintflut das Schifflein Petri lenkt, die Taube der Friedensbotschaft seines Segens nicht umsonst über Bord gelassen hätte. Ob die feindlichen Mächte des Unglaubens es nicht bald bitter bereuen werden, daß sie durch ihre trotzige Haltung dieselbe zurückgejagt haben gleichsam mit einem Zettel um dem Hals: Maledicti Benedicto? Besser ließe sich die verkehrte Willensmeinung ihrer gottlosen Kriegsziele wohl kaum zum Ausdruck bringen als mit dieser Adresse, in welcher sich nicht blos die innersten Herzenswünsche der

Logenhäupter kundgeben, sondern auch die tiefsten Grundgedanken des entsetzlichen Krieges, der jetzt die ganze Welt in zitternde Aufregung versetzt.

Die erklärten Friedensfeinde der Entente sind sich klar darüber, warum sie vom Segen des Stellvertreters Christi nichts wissen wollen. Der Friede, den sie anstreben, ist gleichbedeutend mit dem Fluch, der von Adam her auf der ganzen Menschheit liegt, der anders als durch die göttliche Wahrheit des Glaubens und der Offenbarung nicht beseitigt und überwunden werden kann. Mag der Sozialismus aller Länder in Stockholm, Bordeaux und Bern, so laut er kann, vom Frieden rufen, so lang er auf dem Boden des Unglaubens steht, wird er wohl tausend Teufel rufen, aber nicht einen einzigen vertreiben können.

Nicht umsonst haben selbst die größten Geister anerkannt, daß die tiefsten Fragen der Weltgeschichte eigentlich Geheimnisfragen der Religion und des Glaubens sind und daß ohne Rücksicht auf diese die großen Weltereignisse nicht richtig verstanden werden können. Fluch und Segen sind keine leeren Worte, sondern mächtige Faktoren in allem, was Großes und Kleines auf Erden geschieht. Das läßt sich nicht blos im jetzigen Krieg mit Händen greifen; die ganze Weltgeschichte ist im Grunde nichts anderes als ein gewaltiger Kampf zwischen Wahrheit und Lüge, Segen und Fluch; stets waren die Wege der Völker begleitet nicht blos vom freundlichen Lichtstrahl der ersten göttlichen Verheißung, sondern auch vom Schlagschatten der Ursünde und ihrer unheilvollen Folgen.

War mitunter der Erdball wenigstens zonenweise taghell vom freundlichen Licht der göttlichen Gnadensonne erleuchtet, wenn ein Volk sich dafür empfänglich zeigte, manchmal waren ganze Länder vom Fluch trotziger Auflehnung gegen Gott und Himmelreich beschattet nnd beinahe ganz in Nacht und Finsternis getaucht. Zur Zeit scheint die Welt eine totale Sonnenfinsternis erleben zu müssen wie in den schlimmsten Tagen ihrer tragischen Geschicke.



Was sich jetzt ereignet, ist nicht ganz ohne Beispiel in der Geschichte. Wer sich das verzweifelte Ringen der Gegenwart einigermaßen verständlich machen will, wird durch sein historisches Gedächtnis wie von selbst hingeführt auf die Makkabäerkämpfe, in welchen die Spannung zwischen Glauben und Unglauben vor Christus so ziemlich ihren Höhepunkt erreicht hat. Damals lag Palästina durch seine zentrale Lage inmitten der alten Kulturwelt ebenso im Angesichte aller Völker, wie jetzt das europäische Kriegstheater die Augen der ganzen Welt auf sich zieht. Wie damals nach dem Zerfall der Schöpfung Alexanders des Großen, kann man auch von den nationalen Großmächten, die das Weltreich Napoleons überdauert haben, mit der Bibel behaupten: Multiplicata sunt mala super terram. Den Bestrebungen dieser genialen Heerführer, mit Waffengewalt auf dem Wege der Eroberung und Vergewaltigung der Völker eine Einheit unter denselben herzustellen, lagen Kriegsziele zu grunde, welche notwendig erfolglos bleiben mußten. Keine Macht der Welt ist imstande, auf dem Grunde einer geistig in sich zerfallenen und durch den Fluch der Sünde verdorbenen Menschheit unter Völkern, die kein geistiges Band einer gemeinsamen Weltanschauung verbindet, ein einheitliches Gebäude der Ordnung und des Friedens aufzubauen. So lang die Völker ohne Berücksichtigung ihrer geistigen Interessen nur mit materiellen Ziffern und Werten rechnen, so lange sie den Weg wechselseitiger Überlistung und Vergewaltigung nicht verlassen, um den Weg der Versöhnung zu betreten, so lang sind ihre Kampfziele falsch und ein dauernder Friede unmöglich. Auf solche Weise werden die Übel sich nicht vermindern, sondern immer weiter vermehren und vergrößern.

Die Völkerzwietracht zu beseitigen und die Nationen einander anzunähern ist wohl eines der größten Probleme, die es gibt. Wer wird es zu lösen vermögen? Niemand als Gott allein. Am allerwenigsten die Gewalt der Waffen und des Geldes. Weder die heidnische Ländergier und Er-

oberungssucht, noch der jüdische Handelsgeist wird das jemals fertig bringen.

Nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer hat, wie Kaulbach mit unübertrefflicher Meisterschaft in seinem berühmten Gemälde anschaulich gezeigt hat, das Judentum zwei Repräsentanten seines Geistes in die Welt ausgehen lassen, um sowohl seine gottergebene Glaubenswilligkeit wie auch seinen titanischen Trotz zur Geltung zu bringen. Petrus und Ahasver haben zu gleicher Zeit Palästina verlassen und jeder hatte einen Kelch in der Hand: der eine den Kelch des göttlichen Segens mit dem Geheimnis des Glaubens und der Liebe, der andere den Blutbecher des Fluches und und jener glaubenslosen Verzweiflung, die einst geschrieen hatte: Sein Blut komme über uns und unsre Kinder! Und wohin ging zunächst die Richtung ihres Weges? Beide verließen das vordem gelobte und jetzt verfluchte Land und lenkten ihre Schritte vornehmlich nach Europa, welches von der Vorsehung auserlesen schien, vor allen anderen Ländern der Welt in vergrößertem Maßstab ein bevorzugtes Land der Verheißung, so zu sagen ein zweites Palästina zu werden.

Angesichts der Blutströme des jetzigen Krieges könnte man stundenlang vor der Kunstschöpfung Kaulbachs in sinnender Betrachtung verweilen mit der Frage: Hat Europa mehr vom Segen der Auserwählung oder vom Fluch der Verwerfung Israels in sich aufgenommen?

Betrachtet man im Hinblick auf die Mittelpunkte und Brennpunkte des zur Zeit wütenden Kulturkampfes, London und Paris, Byzanz, Petersburg und Rom, die jetzige Weltkatastrophe als das Schlußglied einer Reihe von Verbrechen, welche Europa seit der Gründung des messianischen Gottesreiches gegen die göttliche Weltordnung sich zu schulden kommen ließ, dann möchte man beinahe glauben, die Aussaat und Ernte des Fluches der letzten Jahrhunderte sei nicht viel kleiner als die Flucharbeit der unerlösten Menschheit vor Christus.

Ein vollständiger Bruch mit der gottgewollten Ordnung



der Dinge hat die alte Welt zugrunde gerichtet und eine fortgesetzte und planmäßig durchgeführte Empörung gegen Christus und sein Reich hat den Zusammenbruch der vordem christlichen nunmehr heidnischen Kulturwelt herbeigeführt.

Gott hat zu keiner Zeit gekargt mit seinen Himmelsgaben, um es den Menschen möglich zu machen, auf Erden ein erträgliches und menschenwürdiges Dasein zu begründen. Das konnte aber nie anders geschehen als gemäß seiner Bestimmung für ein unsterbliches ewiges Leben. Darum wies Gott dem Liebling seiner ewigen Gedanken, um denselben stets wie ein Kind in seiner nächsten Nähe zu haben, im Wonnegarten seines Paradieses, so zusagen über der Erde, einen besonderen Ort zur Wohnung an (Exaltasti super terram habitationem meam — Eclus 51. 13.).

Auch damals, als die ersten Menschen wegen ihrer kulturwidrigen Auflehnung gegen den göttlichen Weltplan von dieser Urheimat der Unschuld und des Gottesfriedens Abschied nehmen mußten, betraten sie den unheiligen und unheimlichen Boden der profanen Naturwelt nicht ohne jede Gewähr eines besonderen Segens, um sich der Natur gegenüber als Menschen mit den Ansprüchen jener königlichen Überlegenheit zu behaupten, welche dem unsterblichen Geiste gebührt, sofern er eine freie und sittlich verantwortliche Persönlichkeit ist.

Wie dann einige Jahrtausende später die Nachkommen Israels den Ort ihrer Verbannung in Ägypten verließen und auf der Wanderung durch die Wüste, gleichsam auf der Suche nach dem verlorenen Paradies, das Land der göttlichen Verheißung aufzufinden, führten sie in der Bundeslade eine reiche Ausstattung des von Adam und Abraham ererbten Segens mit sich. Noch mehr gesegnet und noch reichlicher ausgestattet verließ anderthalb tausend Jahre später das junge Volk der Getauften die von Gott verworfene Metropole des Judenlandes, als Petrus den Auftrag erhielt, in Rom ein neues Sion zu begründen.

Damit war der falschen Messiasidee, mit welcher die



alte Welt zu Grabe ging, weil sie sich die Kultur und Herrlichkeit der Welt nur in glänzender Machtentfaltung und in der Anhäufung von Reichtümern vorstellen konnte, ein für allemal der Scheidebrief gegeben. Oder sollte der verwegene Versuch das hl. Feuer auszulöschen, das am Altar des Himmels war angezündet worden, abermals erneuert werden? War es notwendig bei den olympischen Naturgöttern ein anderes Feuer sich zu holen wie die heidnischen Titanen? War es nicht besser dem wahren Gott ähnlich zu bleiben, statt den falschen Göttern gleich zu werden? Es ist nicht einerlei für den Menschen, wo er für seine Wünsche und Hoffnungen das Feuer seiner Liebe anzündet — es gibt für ihn nur zwei Möglichkeiten: entweder brennt in seinem Herzen mit dem Lichte der Wahrheit und des Glaubens die reine selbstlose Opferflamme der heiligen Liebe, oder die vom Hochmut angeblasene und von der Habsucht genährte herzlose und gottlose Selbstsucht. Das reine Opferfeuer, welches nur am Altar des Himmels sich entzünden und nur von dorther seine Nahrung erhalten kann, verträgt sich nicht mit dem Rauchqualm jener verderblichen Glut, welche mit Zuhilfenahme der Natur von den falschen Göttern geschürt wird, gleichviel ob sie den Olymp oder den Hades bewohnen. Soviel steht unabänderlich fest — sowenig der Mensch sein Wesen teilen kann in der Weise, daß er die eine Hälfte Gott und die andere der Welt und dem Mammon hinwerfen könnte, sowenig kann er mit seinen Kulturbestrebungen ohne Anschluß an höhere Gewalten, welche die Naturwelt von oben oder von unten beherrschen, für sich allein zurecht kommen; er steht beständig zwischen zwei Welten, welche wie die Licht- und Nachtseite des Erdballs ihn umgeben und mit mächtiger Einflußnahme von oben und unten ihn umfangen — nur im lebendigen Zusammenhalt mit der oberen Lichtwelt wird er als freie Persönlichkeit und als Herr und König der Natur auf dem ihm gebührenden Standpunkt über der Erde sich behaupten, im andern Fall wird er unter ihr wie in einem Kerker



seiner Freiheit und in einem Grabe seines Lebens versinken. Ein Drittes gibt es nicht.

Denkt man sich auf dem erwähnten Bilde Kaulbachs rechts und links vom brennenden Tempel den Gegensatz der beiden Gruppen, die sich mit gänzlich verschiedenen Gedanken anschicken Palästina zu verlassen, um sich in Europa einen neuen Schauplatz ihrer kulturellen Mission aufzusuchen, dann eröffnet sich für den Kenner der Geschichte eine Perspektive von unermeßlicher Tiefe und Ausdehnung, welche ebenso erschütternd und großartig ist, ob man die Blicke vorwärts lenkt in die Zukunft oder rückwärts in die Vergangenheit.

Wenn die moderne Welt jetzt wie ein anderer Prometheus, der mit aufgerissener Brust an einen Felsen angeschmiedet aus tausend Wunden blutet, sich beinahe hoffnungslos ihrem selbstverschuldeten Elend preisgegeben sieht, dann möge sie bedenken, daß es ein himmelschreiender Frevel ist, sich am ewigen Feuer des Himmels zu vergreifen; wenn sie untergeht, dann geschieht es nur, weil sie mit der kleinlichen Engherzigkeit ihrer weltverliebten Gedanken und Wünsche das Licht der göttlichen Offenbarung und die belebende Kraft der Welterlösung mit unverantwortlicher Kurzsichtigkeit und beharrlich fortgesetzter Weigerung von sich stieß. Von Uranfang an gefiel es den staubgebornen Sterblichen besser, mit der Schlange im Staube zu kriechen, statt die Augen ihres unsterblichen Wesens zum Himmel zu erheben. Selbst dem auserwählten Volk mußte die göttliche Weisheit, weil es die erstaunlichen Wunderwerke, welche es in den vierzig Jahren seiner Wüstenwanderung augenscheinlich und handgreiflich erfuhr, stets mit trotzigem Widerwillen übersehen und abweisen wollte, den Vers der bitteren Klage ins Buch der hl. Lieder (Ps. 94) schreiben: Semper errant corde — ihr verdorbenes Herz verführt sie stets zu eitlen und törichten Gedanken. Das gilt leider für die Menschen aller Zeiten, nicht am wenigsten für die unglückseligen Generationen, welche zur Zeit das wegen seiner Kulturfortschritte in aller Welt bewunderte Europa bewohnen.

Wahrlich für dieses Wunderland wäre es viel besser gewesen, wenn es über den Wunderwerken seiner Wissenschaft und Technik die unendlich größeren Wunder seiner Erlösung und Auserwählung nicht vergessen hätte.

Wie erbärmlich klein erscheint die dürftige Armseligkeit seiner selbstsüchtigen Wirtschaftspolitik, wenn man sie mißt mit dem Maßstab der unfehlbaren göttlichen Wahrheit.

Der hl. Vater hat jetzt versucht, mit äußerster Schonung und Milde, wie ein Arzt an schmerzlich brennende Wunden heranzutreten pflegt, diesen Maaßstab an die verworrenen Dinge der Welt anzulegen. Wohl wissend, wie unermeßlich groß die Entfernung ist, welche die moderne Welt des Unglaubens vom Licht der göttlichen Wahrheit trennt, hat er in seinen Friedensvorschlägen seine innersten Herzensgedanken nur angedeutet, um nicht in einer ganz fremden Sprache zu reden mit Leuten, denen christliches Denken und Fühlen gänzlich fremd geworden ist.

Mit jenem Mut und jener Kraft, welche die Statthalter Christi auf Erden von jeher auszeichnete, hat er dem Gedanken einer allgemeinen Abrüstung Ausdruck gegeben und den Rat erteilt, die großen Weltangelegenheiten nicht mehr als bloße Machtfragen zu behandeln; auf diese Weise würden die Kriegführenden alle insgesamt aus dem furchtbaren Kampf als Sieger hervorgehen — und dieser glorreiche Sieg würde wie der Krieg selbst ohne Beispiel sein in der Geschichte, denn er würde darin bestehen, daß Völker und Fürsten endlich lernen würden sich selbst zu besiegen.

Das wäre freilich nur denkbar auf jenem einzigen Weg, der für das Heil und den Frieden der Welt von Gott selbst vorgesehen ist — das ist der Weg des Glaubens und der Offenbarung. Nur auf diesem Wege läßt sich hoffen, daß die Welt das Licht der gesunden Vernunft wieder finden werde, welches ihr durch den Unglauben und Irrglauben verloren gegangen ist.

Vernunft und Glaube sind ebenso untrennbar miteinander verbunden wie irdische Wohlfahrt und ewiges Heil.

Nur der gläubige Christ hat für seine Hoffnung die von Gott selbst zugesicherte Gewährleistung des gegenwärtigen und zukünftigen Lebens zugleich.

Wenn irgend eines der väterlichen Mahnworte Leos XIII., so verdient der erste Satz seiner Enzyklika Immortale Dei v. 1. Nov. 1885 allgemeinste und ernsteste Beachtung. „Die Gnadenanstalt der Kirche Gottes", schreibt er, „ist zwar zunächst dazu gegründet, das ewige Heil der unsterblichen Seelen zu fördern; es könnte aber auch der wohltätige Einfluß, welchen sie auf alle Verhältnisse des irdischen Daseins der Menschen ausübt, kaum größer sein, wenn sie vornehmlich zu diesem Zwecke gegründet worden wäre."

Die ganze Weltgeschichte ist durch die Kurvenlinie ihrer zwischen Aufstieg und Niedergang, zwischen Glück und Unglück wechselnden Schicksale ein vollgültiger Beweis für die Tatsache, daß Fluch und Segen sehr schwerwiegende Faktoren sind im Leben der Völker. Die christliche Kulturgeschichte hat in ihrem Verlauf positiv und negativ die Erfahrung bestätigt, welche in den Erlebnissen des auserwählten Volkes Schritt für Schritt augenfällig zu tage tritt — so lange ein Volk sich mit den Absichten der Vorsehung in gleicher Richtung hielt, sah es sich in auffallender Weise auf allen Gebieten begleitet von einer gewissen Prosperität des göttlichen Segens; umgekehrt wurde es von der Zeit an, wo es anfing, im Gegensatz zur göttlichen Weltordnung andere Wege einzuschlagen, Schlag auf Schlag von unheilvollen Katastrophen des Fluches verfolgt. Das hat sich besonders in den letzten vier Jahrhunderten gezeigt, welche man so gern als eine Zeit des kulturellen Fortschritts zu preisen beliebt.

Eine gedrängte Überschau über den Verlauf der christlichen Kulturgeschichte läßt nichts so deutlich erkennen als dieses, daß die kleinen und niedrigen Diesseitsgedanken den Aufschwung und glücklichen Fortgang der Kultur zu allermeist gehemmt und mehr als alles den Weltfrieden gestört und die allgemeine Wohlfahrt beeinträchtigt haben.

Die göttliche Weisheit hat dem in jeder Weise vorzu-



beugen gesucht; sie wußte, was alles im Menschen ist und was es zu bedeuten hat, wenn selbst heidnische Dichter ahnungsvoll behauptet haben: Os homini sublime dedit coelumque tueri. Sie hat dafür gesorgt, daß es den armseligen Erdenbewohnern nicht fehle an einem unermeßlich hohen Lichthimmel von großen und erhabenen Gedanken, an denen er sich emporheben könnte nach den weiteren Worten desselben Autors: et erectos ad coelum tollere vultus. Wollten die Botschafter der Reiche dieser Welt den tiefen Sinn der ihnen von Rom zugegangenen Ratschläge erfassen, dann könnte man ihnen nichts besseres empfehlen, als sich einmal gemeinsam mit dem Botschafter des Himmelreiches vor ein Kruzifix hinzuknieen und mit ihm das apostolische Symbolum und das Vaterunser zu beten. Würden sie so einmal in ähnlicher Weise vom Lichte der göttlichen Wahrheit berührt wie alle jene, welche das Glück haben, nicht etwa Vorlesungen glaubensloser Professoren zu hören, sondern geistliche Exerzitien zu machen, dann würde ihnen wohl auch klar werden, wie himmelhoch die Weisheit des Lichtes und des Lebens erhaben ist über die Wissenschaft der niederen Sphären der Nacht und des Todes.

Als die christlich gewordenen Völker Europas bei Beginn der christlichen Weltzeit unter Führung des Papstes ihren Auszug hielten aus Ägypten, ging ihnen das apostolische Glaubensbekenntnis wie eine lichte Wolkensäule voraus, um ihnen für ihre Kulturbestrebungen wie ein Kompaß die einzig zuverlässige Richtung jenes Weges anzuzeigen, der sie untrüglich gegen alle Verirrungen schützt, weil sie von Gott ausgeht und zu Gott hinführt, der zugleich Alpha und Omega, Anfang und Ende aller Dinge ist. Dieses Glaubenssymbol ist mehr als bloß eine Formel von Gedanken und Lehrsätzen: so gewiß es eine lebendige und untrennbare Einheit bildet mit Christus selbst und seiner Kirche, so gewiß stellt es eine Kette von weltbewegenden Tatsachen vor, eine unerschöpfliche Quelle von Licht und Kraft, welche sich fort-

während aus der Ewigkeit in die Zeitwelt ergießt — so ist es eine unablässig in den Weltereignissen fortlebende und fortwirkende Wirklichkeit, nicht bloß Wegzehrung für die Seelen derjenigen, die nach Wahrheit und Gerechtigkeit hungern, sondern auch Wegweiser für alle Vernunftwesen, die sich ihrer Unsterblichkeit bewußt sind und darum auf eine ewige Glückseligkeit hoffen. Darum weist es im Anfang hin auf Gott und schließt mit einem Blick auf das ewige Leben. Das gesamte Menschenleben bewegt sich zwischen diesen beiden Polen und die ganze christliche Weltgeschichte war von Anfang an im grunde nichts anderes als ein Kampf um dieses Symbol und ein geistiges Erleben der heilbringenden Kraft des himmlischen Lichtes, das gekommen ist, alle Menschen zu erleuchten, soferne Gott selbst in den Tatsachen und Lehren seiner Offenbarung das Lebensprinzip aller gottsuchenden Seelen ist, nicht nur ein geistiges Brot, von dem er lebt, sondern auch ein geheimnisvolles Land der Verheißung, nach dem er strebt.

Zunächst bot es sich dem Gottesvolk der Getauften, weil die unsterbliche Menschenseele als ein Hauch der Gottheit auch von jedem Worte lebt, das aus dem Munde Gottes kommt, in der Logoslehre und in den weltbewegenden Kämpfen der patristischen Zeit dar als ein himmlisches Manna, welches ihnen auf der Wanderung durch die Wüste ihres irdischen Daseins ebenso unentbehrlich ist wie den Israeliten ein solches nötig war, als sie Ägypten und den Sinai verließen. Beinahe 800 Jahre dauerte der große Geisterkampf, in welchem es sich darum handelte, die grundlegenden Lehren der christlichen Weltanschauung ins Geistesleben der christlichen Völker einzuführen. Die Angriffe der Feinde zielten so zu sagen auf das Haupt der Wahrheit als auf die Quelle der Gotteserkenntnis, aber die Kirche wußte als Hüterin der göttlichen Offenbarung sich und ihr Symbol gegen alle Versuche, der Christenheit das Himmelsbrod ihres geistigen Lebens zu rauben, mit dem Helm des Glaubens zu schützen. In herrlicher Frakturschrift und in

goldener Fassung, an der die größten Geister mit gearbeitet hatten, wurde es mit den Urkunden der ersten sechs Konzilien wie ein kostbarer Schatz in der neutestamentlichen Bundeslade hinterlegt und den kommenden Geschlechtern überliefert.

Wohl hatten menschlicher Stolz und menschliche Torheit sich schon in diesen Kämpfen dem Einfluß der hohen göttlichen Gedanken und der damit verbundenen Führung und Zucht vielfach zu erwehren und zu entziehen gesucht, weil die tiefgewurzelten Vorstellungen von irdischer Größe und leichtlebiger Lust, die aus dem Heidentum ihre Nahrung sogen, noch allzu mächtig waren. Zuletzt überwog im Sieg der Wahrheit über die Lüge der Segen den Fluch. Eine der größten Umwälzungen, welche in dieser Zeit im Erleben der göttlichen Wahrheit sich vollzog, war ohne Zweifel die Grundlegung der völkerverbindenden und völkerversöhnenden Idee des christlichen Königtums, wie sie im Zeichen des Kaisers Konstantin sich gespiegelt hat als ein Reflex jenes Lichtes, welches ausgeht vom König der Könige, der mit dem Kreuzesszepter zur Rechten Gottes sitzt! Welch ein Segen wäre es gewesen, wenn die christlichen Herrscher nie vergessen hätten, daß die Wirksamkeit der Staatslenker nur insoweit eine wahrhaft erfolgreiche sein kann, soweit sie nicht blos als Sachwalter der weltlichen Angelegenheiten sich betrachten in den Reichen der Welt, sondern auch als Vollmachtträger Gottes im Gottesreiche. Dieser lichtvolle Gedanke hebt sich im Geschichtsbild jener Zeit um so klarer und deutlicher ab, je mehr man ihm den Schatten jenes Fluches gegenüberstellt, der das christliche Morgenland vom Papste losgerissen hat, weil dessen Herrscher sich dieser großen Idee unwürdig zeigten.

Nach den Absichten der Vorsehung, wie sie sich manifestieren im Lichte des Glaubens, soll aber nicht bloß die hohe Politik der Herrschenden stets ein offenes Auge haben für das, was Gottes ist, auch die Betriebsamkeit der Männer des Volkes und der Pioniere der Arbeit soll nicht bloß einen



weltwirschaftlichen, sondern auch einen heilswirtschaftlichen Charakter an sich tragen.

Das hat sich namentlich im Verlaufe jener Kämpfe herausgestellt, welche später im Erleben der zweiten Hälfte des apostolischen Symbolums hauptsächlich von den strebsamen Völkern des Abendlandes ausgefochten wurden.

Gott hat dem Menschen nicht bloß eine hohe Stirne anerschaffen für große Gedanken, sondern auch eine weite Brust für schöne Wünsche und Hoffnungen und weil er den Menschen kannte, gab er ihm mit dem Lichte seiner Wahrheit zur Selbstzügelung seiner unsicheren Träume und Vorstellungen ein belastendes Schwergewicht von großen Gedanken, aber auch einen festen Stützpunkt für seine flatterhaften Begierden und ein erhabenes Ziel seiner Hoffnung. Er will den Menschen nicht müßig sehen, weder in Hinsicht seiner Seelenbedürfnisse, noch in seinen zeitlichen Angelegenheiten. Im Geist und Sinn des Evangeliums sollen die Christen sogar wuchern mit den Talenten, die ihnen anvertraut sind. Nur durfte die menschliche Betriebsamkeit, wenn sie auf den Segen Gottes rechnen wollte, in keiner Weise Abstand nehmen von dem, was mehr als alles notwendig ist. Zweck ihrer Arbeit sollte neben der leiblichen Ernährung und irdischen Lebensverschönerung vor allem die Erziehung und Veredelung des sittlichen Wandels sein.

Drum haben jene trefflichen Männer, welche mit fünf Talenten zu wuchern verstanden, sich vornehmlich die selbstlose Liebe zur Richtschnur des Handelns genommen und sich in ihrer altruistischen Seelenstimmung ganz in den Dienst des Opfergedankens gestellt. Ihr Motto hieß: Beten, arbeiten und Opfer bringen. Gemäß der göttlichen Weisung: Sammelt euch Schätze für den Himmel! schufen sie, weil ihre Hände unfähig waren, Unrecht zu tun und Wunden zu schlagen, hauptsächlich sogenannte Werke der toten Hand, weil sie der Überzeugung waren, daß die um Gottes willen gebrachten Opfer die gewinnreichsten und fruchtbarsten Segenskapitalien sind zum besten der armen und leidenden Menschheit.

Eine andere Art von Arbeitern und eine spätere Zeit begnügte sich damit, nur mehr den Maßstab der Gerechtigkeit an die Dinge zu legen und mit zwei Talenten zu schaffen. Auch in diesem Stadium der bereits abnehmenden Liebe hat man nicht vergessen, daß der Mensch als ein geistleibliches Doppelwesen außer für einen Leib auch für eine unsterbliche Seele zu sorgen hat. Über allen Arbeitsstätten der Handwerker, Bürger und Bauern stand darum der christliche Segensspruch: Beten und Arbeiten!

Nach diesem heilswirtschaftlichen Arbeitsprogramm ist zu einer Zeit, als die Völker sich noch frei und ungestört durch eine rein weltwirtschaftliche Bevormundung sich ihres Glaubens freuen durften, unter Mitwirkung der Kirche das große Friedenswerk der Welterlösung und Völkerversöhnung mächtig gefördert und damit das Reich Gottes allenthalben befestigt und erweitert worden. Es wurden die Wälder gerodet und die Länder mit Heimstätten der betenden Arbeit besiedelt, es wurden Klöster und Kirchen gebaut, Dörfer und Städte gegründet und zum Zeichen des allgemeinen Gottesfriedens, unter welchem alle insgesamt sich wohl befanden, weil sie nicht bloß Staatsbürger, sondern auch freie Gotteskinder waren, krönte das Kreuz nicht bloß die Diademe der Fürsten sondern auch die Türen der Gotteshäuser, welche gleich Wegweisern die Richtung anzeigten, auf welcher allein die Fremdlinge und Wanderer der Erdenpilgerfahrt ihre himmlische Heimat finden können im Lande der Verheißung. Das gemeinsame Ziel aller und die erste Hauptaufgabe aller Kulturbestrebungen war ja nach ihrem Glaubenssymbol das ewige Leben. Davon gingen die erwärmenden Strahlen aus, welche die Gefilde ihrer Kulturtätigkeit befruchteten und die einfachen Wohnungen ihrer stillen Heimatfreude freundlich erhellten.

Das alles war positive und aufbauende Segensarbeit echt christlicher Kultur und wurde von den Völkern eben deshalb als eine heilbringende Wirksamkeit des Friedens und der Versöhnung empfunden. Der Geist Gottes selbst war



durch Vermittlung der Kirche und durch das Symbol ihres Glaubens und ihrer Liebe die Seele der Völker und so bewegte sich der Fortschritt der Kultur in gleicher Linie mit den Absichten der göttlichen Weltregierung.

Oder war es vielleicht ein Mangel oder ein Hemmnis der geistigen Entwicklung, weil diese Richtung so ruhig und stetig ihren Lauf nahm und zwischen den beiden Polen der Gottesfurcht und Himmelshoffnung keine Abweichung duldete? War zu wünschen, daß statt der Lehrmeisterin der göttlichen Wahrheit andere Organe und andere Geister mit ganz anderen Gedanken sich einzudrängen suchten in die Seele der Völker, um deren Leitung zu übernehmen? War es vielleicht ein Fortschritt für das Volk Israel, daß es zum Verbleiben und Aussterben in der Wüste verurteilt wurde, weil es sich durch falsche Wegweiser betören und betrügen ließ, die das hl. Land der göttlichen Verheißung zu verlästern sich erdreisteten?

Leider trat auch in der Geschichte der christlichen Völker eine solche Wendung ein, es kam eine bedenkliche Zeit der Störung und der Stockung im Fortschreiten der echt christlichen Kultur. Es kam die Zeit für die schlimmste jener bösen Taten, deren Fluch fortzeugend Böses muß gebären, es kam jene Zeit, auf welche der Heiland hingewiesen hat, da er von einem feindseligen Manne sprach, der Unkraut unter den Weizen säet. Es kam eine Zeit, wo man glaubte, das apostolische Glaubenssymbol, als wäre es ein willkürlich ersonnenes System von bloßen Formeln und Lehrsätzen, von seinem Zusammenhang mit der Kirche lostrennen zu müssen, gerade als ob die Wolkensäule zur Führung Israels auch anders gedacht werden könnte als schwebend über dem hl. Zelt des Bundes mit Gott.

Wie einst die Kundschafter fingen die falschen Wegweiser einer verwegenen Schriftauslegung an, das treue Festhalten an dem im Gehorsam der Kirche eingeschlagenen Kulturstreben nicht mehr für zeitgemäß zu halten und allerlei verfängliche Fragen zu stellen, was die Objekte der christlichen



Hoffnung betrifft und die Bedingungen das ewige Heil zu erlangen. Zwar ging man noch nicht so weit, im Kampf mit der Lehrerin der Wahrheit die tötlichen Waffen direkt gegen das Herz der Liebe zu richten mit der Behauptung: Es gibt kein Land der Verheißung, es gibt kein ewiges Leben. Vorerst suchte man das Ziel der göttlichen Verheißung als ein Schreckbild darzustellen mit Riesen und unbezwingbaren Mauern, die es unmöglich erscheinen lassen, dasselbe jemals erreichen zu können. Alle verkehrten Neigungen, welche die Menschenbrust entehren, wurden der Reihe nach vorgeführt, um gegen die Übertreibungen der Jenseitshoffnung Protest einzulegen. Die träge Zaghaftigkeit meinte, die armselige Menschennatur sei allzu elend und dürftig für ein so erhabenes Ziel. Die tollkühne Vermessenheit suchte sich einzureden, Gott könne auch dem ärgsten Sünder sein Heil ohne jede eigene Mitwirkung in den Schoß werfen; die verwegene Zweifelsucht behauptete, Gott habe die Menschen nicht genügend ausgerüstet für einen so schweren und aussichtslosen Kampf. Und die Kirche, die himmlische Königstochter der ewigen Wahrheit, stand jetzt auf dem Konzil von Trient diesen neuen Feinden ebenso mit gepanzerter Brust gegenüber, um die Aspirationen ihrer heiligen Wünsche und die Atmungsorgane ihrer Hoffnung zu schützen, wie sie einst ihr lichtumflossenes Haupt mit dem Helm des Glaubens zu decken verstand.

Die feindlichen Angriffe aber ließen nicht nach. Zuletzt meldete sich der heilige Egoismus mit der Frage: Wäre eine Auserwählung für profitable Geschäfte in der Art, wie die Puritaner ihre jüdische Habgier mit dem Nimbus einer religiösen Weihe zu beschönigen wissen, nicht einer Auserwählung zur schweren Arbeit im Weinberg des Herrn weit vorzuziehen? Mögen, nachdem der Seeweg nach Indien erschlossen ist, die überspannten Spanier Columbus und Franz Xaver immerhin dorthin reisen um Seelen zu gewinnen! Es gibt dort auch andere Schätze zu holen. Auch ist es nicht eben angenehm, hoch oben am schmalen Weg in



den armseligen Hütten zu wohnen, wie die Pioniere der christlichen Mäßigkeit und Gerechtigkeit mit Gebet und Arbeit sie zu bauen pflegen, die von ihrem Erwerb den kleineren Teil für sich selbst behalten, das meiste aber für Werke der toten Hand zu gemeinnützigen Zwecken verwenden. Die neue Zeit braucht für ihre Arbeit Pioniere ganz anderer Art. Jetzt gilt es, die Blicke abzuwenden von den phantastischen Zukunftsträumen eines sogenannten gelobten Landes im Jenseits und eingedenk der näher liegenden Gegenwart die Wüste des irdischen Daseins in ein gelobtes Land paradiesischer Wonne zu verwandeln, jetzt gilt es an der breiten Straße Lustgärten anzulegen und Paläste zu bauen, wäre es auch tief unten nicht weit vom dem Orte, wo das tote Meer alle Wasser des Jordan in sich aufnimmt.

Mit dieser Kulturaufgabe wird Europa in Zukunft den Heiden der fernen Länder seine imponierende Größe und Betriebsamkeit zeigen, und damit denselben der heilige Egoismus eines solchen Puritanerchristentums nicht allzu unheilig erscheine, kann man die Bibeln, die in Europa überflüssig geworden, durch die Handelsagenturen sogenannter Missionsgesellschaften unter die Heiden verteilen. Ein herrliches Geschäft, auf diese Weise für ein papiernes Christentum die reichen Schätze der überseeischen Länder einzutauschen.

Denkenden Männern kann freilich nicht verborgen bleiben, daß das bischen Heiligkeit, welches den auserwählten Günstlingen des Mammon nach der vollen Evolution ihrer antichristlichen Gedanken und Wünsche als letzter Rest übrig blieb, für sie noch allzuviel Heiligkeit sei.

Wer Bibeln verteilt, sucht damit den Schein zu verbreiten, daß er noch an ein ewiges Leben glaubt und an die Unsterblichkeit der Seele. So lang dieser Glaube besteht und diese Hoffnung andauert, ist die Aussicht auf das Land der Verheißung, welche auf den letzten Zielpunkt des apostolischen Symbolums hinweist, noch nicht völlig entschwunden und der Gipfel jener unheimlichen Bergeshöhe noch keines-

wegs erreicht, von der aus nichts Heiliges mehr zu sehen ist, sondern einzig nur die Herrlichkeit der Welt.

Hier erst kulminiert der Geist der modernen Kultur. Hier fällt der ganze Gottesbau des apostolischen Symbolums in nichts zusammen. Hier muß der Geist der Wahrheit und des Segens, der wie ein lebendiger Gotteshauch bisher die Christenheit beseelte, gänzlich weichen, um einem andern Geist in einer völlig anderen Kultur Platz zu machen, die nicht von Gottes Gnaden ist. Der böse Geist, welcher mit dieser neuen Kultur zugleich mit der Loge zur Herrschaft kommt, ist aber weit entfernt, reines Menschentum zu sein. In dem Augenblick, wo der Mensch sich weigert, in Demut und Liebe dem wahren Gott ähnlich sein zu wollen, wo er in der trotzigen Haltung des vollendeten Unglaubens sich erkühnt, den falschen Göttern und Dämonen mit Haß und Neid und stolzer Selbstüberhebung es gleich zu tun, lösen sich in ihm mit der Freilassung aller dämonischen und bestialischen Instinkte alle Schleusen des Unheils und des Fluches.

Das ist jene schwindelnde Höhe, auf der der moderne Unglaube seinen Standpunkt erwählt, um durch die geheime Wühlarbeit der Loge im Kampf gegen Gott und Kirche jede Spur göttlichen Segens aus der Welt hinauszukultivieren.

Auf dieser Höhe eröffnen sich für jene auserwählten Glückskinder, welche das Auf- und Absteigen der Zivilisation nach den Gradstufen des zunehmenden oder abnehmenden Reichtums abzuschätzen pflegen, Aussichten mit unbegrenzten Möglichkeiten, zu Macht und Reichtum zu gelangen. Die Welt muß offenbar, weil sie bisher bei Ausgleichung der Besitz- und Machtverhältnisse von ganz falschen Grundsätzen und Rechtsanschauungen geleitet war, nochmal verteilt werden, aber ganz anders als bisher. Nach Maßgabe jener neuen Gerechtigkeit, welche unter den Auspizien des höchsten Wesens der Menschenrechte, das sich Mammon nennt, von den geheimen Brüdern durch geheimbündlerische Verträge verbrieft und vereinbart worden ist, muß die Welt ein ganz anderes Aussehen erhalten. Die engherzige Befangenheit



des Kreditwesens der christlichen Zeit, wo man mit Zinsen und Zinseszinsen nicht zu rechnen verstand, muß ein Ende haben. Warum soll es nicht statthaft sein, die Überschüsse eines üppig blühenden Erwerbslebens, statt sie im Dienst der christlichen Gerechtigkeit und Nächstenliebe Zwecken der allgemeinen Wohlfahrt zuzuführen, ungeschmälert und ohne alles Bedenken dem heiligen Egoismus wie einem Moloch in den Rachen zu werfen? Soll es vielleicht gar ein Unrecht sein, unbekümmert um das Wohl und Wehe der Mitmenschen mit unersättlicher Gier Reichtümer aufzuhäufen, einzig nur darum, um den Machthunger zu reizen und so mit Haß und Neid den Krieg zu mästen und die Wohllust zu füttern? Was soll dagegen einzuwenden sein, wenn die Weltfirma Wilson-Morgan-Lloyd George die Existenz der Mittelmächte und der Türkei für eine Störung des Weltfriedens erklärt und auf grund der auf dem Berg der Versuchung mit dem Fürsten dieser Welt verstohlens vereinbarten Gerechtigkeit Konstantinopel den Russen, Elsaß den Franzosen, Triest den Italienern und Palästina den Juden zum Fraß hinwirft?

Selbstverständlich muß auf der Kulturhöhe dieses neuen Standpunktes auch das wirtschaftliche Programm der Pioniere der Arbeit im Gegensatz zu jenen, die mit fünf und zwei Talenten zu wuchern verstanden, eine völlige Umgestaltung erhalten.

Die hl. Schrift zeigt uns in der nämlichen Parabel einen Mann, der ein erschrecklich unheimliches Verhalten an den Tag legt. Er hat nur ein Talent empfangen und dieses eine, offenbar seine einzige unsterbliche Seele, verhüllte er, weil er nichts von ihr wissen und sie gar nicht sehen wollte, ins Schweißtuch seines sterblichen Leibes, um es zugleich mit diesem in der Erde zu vergraben. Er will sich sein Leben einrichten, als hätte er überhaupt keine unsterbliche Seele, und gehörte zu jenen Unglückseligen, welche, wie die Schrift sagt, ihre Seele umsonst empfangen haben. Und wie heißt wohl der Lebenswahlspruch, der auf seiner schweißtriefenden



Stirne steht? Vielleicht: Müßigstehn und gar nicht arbeiten? Nein, weit entfernt! Seine Parole heißt: Arbeiten, arbeiten im Schweiß des Angesichts und gar nicht beten! Arbeiten, Geldverdienen, erwerben und genießen! Nicht Liebe und Gerechtigkeit erwärmen seine Pulse, einzig nur die Selbstsucht bewegt seine Hände und Füße. Er weiß nichts davon, daß auch Segen und Fluch sich dem Menschen an die Fersen heften können. So steht er gänzlich seelenlos, ein bloßes Sinnenwesen, geistlos und unpersönlich neben der pustenden und dampfenden Maschine, welche er bedient.

Seine Religion, wenn von einer solchen überhaupt gesprochen werden kann, ist die Religion der Sebstsucht und der heiligen Egoismus, die ratio scripta des antik heidnischen Rechtes, oder die religio depopulata der absoluten Trennung von Kirche und Staat in einer Gesellschaft, aus der der Gotteshauch des göttlichen Segens gänzlich entwichen ist. Hienach ist anscheinend der Mensch selbst erster Grund und letzter Zweck seines eigenen Lebens, sofern sich ein jeder Gott selbst gleich stellt wie die Götter der Lüge und Falschheit. Denkt man sich einen solchen Menschen gänzlich losgelöst von Gott und isoliert auf sich selbst und auf die Welt der Natur, an der Arbeit, was er wohl produzieren wird? Ist er in solcher Isolierung auf sich selbst nicht dem Urprinzip alles Bösen völlig gleich und damit eins geworden, welches wie eine Giftquelle und wie ein Same wuchernden Unheils die ganze Welt der von Gott getrennten Kreaturen erfüllt und durchdringt? Kann Gutes draus entstehen, wenn so ein Unglücklicher mit all seinen gottvergessenen Gedanken und Wünschen sich hinwirft in den Staub, um zum Ergötzen der staubfressenden Schlange eine profane Zivilehe einzugehen mit der verfluchten Erde, die dazu verurteilt ist, Dornen und Disteln hervorzubringen? Wird die Ernte des Unheils lange auf sich warten lassen, wo der Same des Fluches mit vollen Händen ausgestreut wird? Wenn man die Werke derjenigen, welche nicht bloß gearbeitet sondern auch gebetet haben, Werke der toten Hand

genannt hat, weil sie unfähig waren, Unrecht zu tun und Wunden zu schlagen, wie soll man die Werke derjenigen nennen, deren Arbeit grundsätzlich auf den geistigen Ruin und auf die Vernichtung des Menschen abzielt? Welche zufolge der selbstmörderischen Selbstsucht, die sie beseelt, Wunden schlagen muß, aber keine heilen kann? Wahrlich solche Werke sind nicht Werke der toten Hand, sondern Werke der Hände des Todes.

Kein Wunder, wenn Menschen dieser Art mit dem Mordbrenner Ferrer und mit jener Presse, die ihn als einen Helden pries, der Meinung sind, es sei besser Kirchen und Klöster niederzubrennen statt solche zu erbauen. Man könnte aber auch fragen, ob es für eine Welt, in welcher solche Gesinnungen vorherrschen, nicht besser wäre, zu grunde zu gehen, statt zum Verderben der Menschen länger fortzubestehen. In einer solchen Welt wird unwillkürlich jedes Wort und jede Tat zu einem Fluch und zu einer Herausforderung des göttlichen Zornes. Und dieser hat auch nicht gefehlt, jedesmal wenn es nötig schien, auf solche Herausforderungen mit katastrophalen Todesschlägen der Vernichtung zu antworten.

Es ist gefährlich, am Rande jenes Abgrundes Häuser zu bauen und Städte zu gründen, wo die Sodomsäpfel wachsen. Auch jene verwegenen Aufrührer, welche das auserwählte Volk vom Gehorsam gegen Moses und Aaron losreißen wollten mit der radikalen Behauptung: Das Gotteswerk der Befreiung Israels sei ein Unglück und die von Gott selbst anbefohlene Wallfahrt ins gelobte Land ein Unsinn — wurden lebendig von der Erde verschlungen und durch Feuer vom Himmel vertilgt. Dabei bekam das verführte und betrogene Volk von derselben Stimme, welche auf dem Sinai unter Blitz und Donner die zehn Gebote verkündet hatte, die Warnung zu hören: Separamini! Scheidet euch aus aus der Mitte dieser Rotte, wenn ihr nicht zugleich mit ihnen zu Grunde gehen wollt!

Was jetzt namens der Freimaurerei mit der Losung:



Es gibt keinen Gott und kein ewiges Leben! in Europa geschieht, ist ganz dasselbe, nur in viel tieferer Bedeutung und in weit größerem Umfang. Wie damals wird mit dem gesamten Inhalt der Offenbarung und des apostolischen Symbolums der ganze göttliche Weltplan der Erlösung sowohl in seinem Ursprung wie in seinem Endziel von frivolen Gottesläugnern und Himmelsstürmern gänzlich verneint und geläugnet.

Ganze Völker haben sich mit dem Ruf: „Los von Rom!“ den Feinden des Glaubens willenlos ausgeliefert und sind in ihren gänzlich autoritätslos gewordenen Schulen und Staatseinrichtungen mit den Häuptern der geheimen Gesellschaften so innig verwachsen, daß sie davon kaum mehr los zu kommen wissen. Was soll ihnen die Augen öffnen, wenn nicht ein Gottesgericht, welches sie wie ein brennendes Feuer und wie ein erschütterndes Erdbeben mit dem Untergang bedroht?

Durch ein solches Gottesgericht ist jetzt Europa ein wahrer Höllenpfuhl unerträglicher Tyrannei und entsetzlicher Unordnung geworden. Die Größe seines Elendes entspricht durchaus der Größe der Schuld, die es auf sich gehäuft hat.

Durch treues Festhalten seiner Einheit im Glauben hätte es alle Völker sich zu Dank verpflichten können; vereint mit Christus und seinem Statthalter hätte es nicht nur selbst mit der Wahrheit auch den Frieden bewahrt, sondern auch das Erbe seines Segens und seiner Auserwählung den Heiden der fernen Länder übermittelt; stattdessen hat es im Bunde mit dem Sektengeist und mit dem Unglauben. mit allen bösen Geistern der Lüge und des Lasters Buhlschaft getrieben und an der Menschheit und am Reiche Gottes Hochverrat geübt, hat nicht bloß daheim alle Gräber der heidnischen Lüsternheit geöffnet und die Gebilde der christlichen Kultur mit dem Dünger der antiken Unkultur überfahren, sondern auch in den fernen Heidenländern mit Sklaven und Götzenbildern Handel getrieben und so die Ehre des christlichen Namens geschändet. Dadurch hat sich über



seinem Haupte ein geistig-moralisches Defizit angesammelt, welches noch viel durchdringender zum Himmel schreit als all die Blut- und Todesmilliarden der vielen Kriege, durch welche es infolge seiner verlorenen Glaubenseinheit und inneren Zerrissenheit seit Jahrhunderten sich selbst zerfleischt hat.

Man glaubt den unersetzlichen Verlust der Einheit im Glauben verschmerzen zu können, nachdem es gelungen ist, durch eine ungeheuere Zusammenfassung materieller Kräfte und Hilfsmittel in den sogenannten Großstaaten, welche das Nationalitätsprinzip geschaffen hat, Machteinheiten zu bilden, die Bewunderung erregen. In diesen Machteinheiten ist der Geist Nebensache, ja der heilige Geist ist dort, wo der heilige Egoismus vorherrscht, überhaupt nicht zu brauchen: je mehr Glanz und Macht und Geld — und Stolz auf einem Haufen beisammen liegen, meint man, um so besser.

Nein, um so schlimmer. Im jetzigen Kriege ist es zum Entsetzen aller klar geworden, diese Großmachtseinheiten sind als kapitalistische Schöpfungen der nationalen Eitelkeit nur schimmernde Eisberge der Selbstsucht, kolossale Ansammlungen von Frost und Kälte und darum sind sie wie Lawinen in sich zusammengesunken und übereinander gestürzt, um alles unter sich zu begraben. Und die aufgehäuften Reichtümer an Gold und Silber, welche diese Mächte schufen und zusammenhielten? — Wie gewonnen, so zerronnen!

Ein Meisterwerk und eine Musterleistung dieser Art, den Geist Gottes zu verdrängen und mit dem Geld den Geist der Welt an dessen Stelle zu setzen, ist die sogenannte, hochgepriesene Italia unita, das große Weltwunder der Neuzeit, welches die Freimaurerei im glorreichen 19. Jahrhundert gegründet hat und im jetzigen Weltkrieg als Schlußstein einer neuen Welt- und Rechtsordnung zur Vollendung bringen will.

An dieser angeblichen Einheit, welche für Italien von Anfang an nicht ein Glück und eine Ehre, sondern eine Schmach und ein Unheil gewesen, ist so ziemlich alles bloßer Schein, was glänzt; wie es eine unhistorische Einbildung ist,

gänzlich uneingedenk der christlichen Vergangenheit im Gedanken an die alte Römerherrlichkeit zu schwelgen, so ist es nur eine Selbsttäuschung, sich als freie Königin des Mittelmeeres zu bewundern, während die Kaiserin des Weltmeeres ihren gefräßigen Seeadler über ihrer Beute die Runde machen läßt. Echt und wahr ist an dem Zerrbild dieser Einheit nur dieses, daß es durch seine häßliche Verbindung mit dem Großorient in Rom und mit dem Pseudopapst Nathan eine beinahe unlösbare Einheit mit der Loge bildet, was um so schlimmer ist, weil es durch diese hochverräterische Lostrennung vom Papsttum sich in eine schiefe und feindliche Stellung bringt zu allen Gläubigen der Welt. So lange das Band seiner Verbrüderung mit den falschen Brüdern der geheimen Gesellschaften aller Länder nicht zerrissen wird, so lange wird das geeinigte Italien ein Haupthindernis sein für die Wiederherstellung einer geistigen Einheit in Europa.

Und mit welcher Zähigkeit hält es trotz aller schlimmen Erfahrungen fest an der Schmach und am Unglück dieser seiner Einheit! Wäre es nicht besser gewesen in Treue fest zum Papst zu stehen, statt jetzt an der in den Geheimverträgen beschworenen Treulosigkeit unentwegt festzuhalten?

Zur Zeit ist seine Verpflichtung zur verräterischen Bündnistreue mit den Feinden des Papsttums und den Protektoren seiner Einheit auf eine sehr schwere Probe gestellt. Nach den Friedensvorschlägen des Papstes sollen alle Kriegführenden, losgegürtet vom Schwert, das an ihrer linken Seite hängt, sich die rechte Hand zu einem ehrlich gemeinten Frieden reichen. Wie werden das Männer fertig bringen, die außer der vom Fluch beschwerten Linken eine rechte Hand überhaupt nicht besitzen?

Es ist nicht gut loskommen aus der Gewalt der bösen Geister, wenn man sich zu weit mit ihnen eingelassen hat. Völker und Staaten, die durch eine unglückselige Verblendung eine beinahe unlösliche Mißehe mit der Loge eingegangen sind, müssen jetzt bis aufs Blut das Elend dieser Verbindung auskosten.



Der ganze Verlauf des Weltkrieges ist bis jetzt durch die furchtbare Ausräucherung Europas von Tannenberg bis Warschau, von Bukarest bis zum Isonzo nichts anderes gewesen als ein mächtig donnerndes Begleitwort zur vergeblich rufenden Warnung des Papstes und der Bibel: Separamini! Macht euch los von den führenden Geistern der Verführung! Zerreißt die Ketten der trügerischen Knechtschaft, welche euch die geheimen Brüder der falschen Brüderlichkeit um den Hals geworfen haben! So könnte der Krieg, wenn der tiefe Sinn seiner Bedeutung verstanden werden würde, ein großer Segen sein für die Völker.

Die Mittelmächte haben wie durch eine besondere Fügung der Vorsehung die zwar schwere aber ehrenvolle Aufgabe erhalten: Debellare superbos. Und die saubere Diebsgesellschaft der Entente bekommt mit jedem Tage mehr zu fühlen, daß es gemäß dem Bibelworte: Deus superbis resistit — in der Weltgeschichte etwas Geheimnisvolles gibt, was man Fluch und Segen nennt.

Der heilige Egoismus liebt es, sich an stolzen Träumen zu ergötzen. Ja wenn die Träume Wirklichkeit geworden wären, dann wären die Russen längst in Konstantinopel, die Franzosen in Straßburg und die Italiener in Triest als Sieger eingezogen und Cadorna wie ein Cäsar als Triumphator zum Capitol emporgestiegen. Wie schön wäre es gewesen neben den Standbildern Garibaldis und Cavours auch die Bildsäulen Salandra's und d'Annunzios auf hohem Sockel zu erblicken!

Grausames Schicksal! Der Neid der Götter hat es ganz anders gewollt. Wo einst der Straßenpöbel mit lautem Jubelgeschrei den Gründern Neuitaliens Eviva rief und Kränze warf, da sieht man jetzt heimatlose Flüchtlinge jammern, schreiend und unter Verzweiflungen durch die Straßen ziehen. All die einst so hochgepriesenen Götter und Halbgötter, die Schöpfer der Einheit Italiens, waren nicht von der Art und aus dem Geschlechte (I. Makkab. 5. 62.) derjenigen, durch welche Gott die Völker segnen will.

Das wollen freilich viele selbst in diesen Tagen der mit Donnerstimme verkündeten Gottesrechte noch nicht glauben. Manche, die Deutschlands Erneuerung mehr von Wodan als von Christus erwarteten, scheinen nicht übel geneigt, all den bösen Geistern die im ganzen Umkreis der Mittelmächte ausgeräuchert und vertrieben worden sind, nach dem Kriege in Zentraleuropa das Heimatrecht zu gewähren. Man hat sich in einer Stadt Süddeutschlands nicht geschämt, einem Lehrer der Hochschule Radau zu machen, weil er den Mut hatte, den Machiavellismus zu bekämpfen.

Zum Glück denkt man anderswo anders und ist der Meinung, daß man den großen Übeln der Zeit nicht mit kleinen Gedanken engherziger Selbstsucht und wissensstolzer Unvernunft abhelfen kann. Drum hat man kein Bedenken getragen, dem größten der wehrhaften Männer, die jetzt die Schlachten Deutschlands schlagen, den besten der lehrhaften Männer zur Leitung der Reichspolitik an die Seite zu stellen.

Gebe Gott, daß es dem bedrängten Vaterlande nie an Männern fehle, welche nicht bloß mit den Riesenziffern des Geldes und der Waffen, sondern auch mit den Imponderabilien des Geistes zu rechnen wissen.



II.

Rekatholisierungsbestrebungen gegenüber den Universitäten Würzburg und München unter der Regierung König Ludwigs I.

Von Anton Doeberl.

1.

Unter der Regierung König Ludwigs I. macht sich wie in ganz Europa, so auch in Bayern ein Streben und Ringen nach größerer innerer Freiheit bemerkbar. Seit den Befreiungskriegen war auch hier die Idee der inneren Freiheit gegenüber absolutistischen Neigungen nicht mehr zu Ruhe gekommen; das Volk, das mit Gut und Blut des Landes Grenzen geschirmt hatte, verlangte nun auch größeren Anteil an der Regierung.

Diesem berechtigten Verlangen nach mehr Freiheit und Recht haben sich die Führer der damaligen katholischen Bewegung nicht ganz verschlossen, das beweist allein schon der Name Görres, der seit den Befreiungskriegen für größere innere Freiheit wie kaum ein zweiter geschrieben, gestritten und gelitten hat, aber sie haben nicht alle und nicht immer die freiheitlichen Bewegungen, die nun einmal in der Luft lagen und berechtigt waren, so berücksichtigt und unterstützt, wie es wünschenswert gewesen wäre. Die Furcht vor dem radikalen Einschlag, der da und dort der Freiheitsbewegung anhaftete, ließ sie gegenüber den immer lauter werdenden Forderungen auf Erweiterung der Volksrechte zaghaft zögernde Zurückhaltung üben; in einem starken, aber durch die christliche Auffassung gemilderten und gelenkten Königtum sahen sie das Heil und die rechte Ordnung in gärender Zeit, den rechten Ausgleich zwischen Autorität und Freiheit, zwischen Kern und Volksrechten, und zugleich das stärkste Bollwerk der Kirche gegen Ideen, die ihnen gefährlich dünkten.



Ein Zusammengehen und Zusammenarbeiten zwischen Königtum und Kirche bildet eben die erste Etappe der Wiedergeburt der katholischen Kirche in Deutschland. Erst mit dem Jahre 1848 gewinnt die Überzeugung von der Notwendigkeit eines Zusammenarbeitens auch zwischen Kirche und Gesellschaft breiteren Boden in den Reihen der katholischen Bewegung.

Was die Führer der katholischen Bewegung in Bayern im Vormärz vertraten, Stärkung und Erhaltung der königlichen Gewalt in möglichst uneingeschränkter Machtfülle, Befestigung des katholischen Prinzips durch Bekämpfung der Aufklärung und ihres Geisteserbes, das hat nicht leicht ein anderer Staatsmann, mit größerem Eifer, mit solcher Hingabe, freilich zuweilen einseitig verfochten als Minister von Abel. Ihm war das ganze öffentliche Leben das Kampffeld, auf dem er für ein starkes Königtum nach seiner Auffassung und für die Kirche in die Schranken trat, nicht zaghaft wie Minister von Schenk, sondern furchtlos, nicht schwankend wie Minister Fürst Wallerstein, der zwischen rechts und links ausgleichen wollte, aber über diesem Versuch stürzte, weil er den Ausgleich zu sehr auf die Linke stützte, sondern bestimmt nnd sicher. Ein Frontabschnitt auf diesem Kampffeld waren dem Minister Abel die Universitäten: in der Stärkung der monarchischen und der religiösen Gesinnung an den Universitäten sah er den Anfang und die Vorbedingung für den Sieg auf der ganzen Linie.

In den Bemühungen des Ministers um Erneuerung des Geistes an den Universitäten läßt sich eine steigende Entwicklung verfolgen: zuerst der Versuch einer Erneuerung des Geistes bei den Studierenden durch den Erlaß einer neuen Studienordnung und die Einführung des Ephorates, dann der Versuch einer Erneuerung des Geistes in den Lehrkörpern: da wieder zuerst Rekatholisierungsbestrebungen gegenüber Würzburg und München und endlich Berufung von Professoren unter dem Gesichtspunkt der Stärkung der monarchischen und der religiösen Gesinnung bei den Stu=

dierenden. Das Rekatholisierungsprojekt stellt den Höhepunkt seiner Wünsche dar, zu dem sich die übrigen Bemühungen wie Anfang und teilweise Ausführung verhalten. Aber alle diese verschiedentlichen Bemühungen tragen ein Gepräge, gehen auf ein Ziel, wie sie auch zeitlich ineinander greifen.

Ich spreche zunächst von der neuen Studienordnung und der Einführung des Ephorates im Lichte neuer Aktenstücke.[1])

Bald nach Antritt des Ministeriums erließ Minister von Abel eine neue Studienordnung für die Universitäten. Am 10. Mai 1838 wurde angeordnet, daß unter Beibehaltung der fünfjährigen Gesamtstudienzeit die sogenannten allgemeinen Wissenschaften, wie schon bisher auf den Lyzeen, in zwei Jahren gehört und studiert werden sollten. Der Gedanke, dem Fachstudium allgemein wissenschaftliche Studien vorangehen zu lassen, hat ohne Zweifel seine guten Seiten, Vorteile für die Festigung einer klareren Weltanschauung. Daß aber zwei Jahre für das allgemeine Studium vorgeschrieben wurden, war jedenfalls eine zu strenge Anforderung; hätte sich das Studium der allgemeinen Wissenschaften auf einige wenige, aber grundlegende Disziplinen, etwa Philosophie und Geschichte erstreckt, neben denen vom ersten Universitätsjahr an das Fachstudium noch gepflegt werden konnte, so würde die Verordnung des Ministers Gutes geschaffen und weniger Widerspruch gefunden haben. So aber wurde für die „zwei philosophischen Jahre" eine Anzahl obligater Vorlesungen festgesetzt und die Verpflichtung von Semestralprüfungen auferlegt; die im vierten Semester stattfindende Semestralprüfung sollte als „philosophisches Absolutorium" gelten, der Besuch auswärtiger Universitäten vor Beendigung dieses philosophischen Bienniums sollte untersagt sein. Die Reihenfolge der

1) Die beiden Briefe von Görres an Minister von Abel, die ich im Anhang mitteilen kann, stammen aus dem Nachlaß von Görres. Das Übrige stammt aus dem Nachlaß des Ministers Abel.



Vorlesungen war: Im ersten Semester: Enzyklopädie der Wissenschaften, Logik, Anthropologie, Psychologie, Philologie, Elementarmathematik, Länder- und Völkerkunde; im zweiten Semester: Moralphilosophie, Philologie, allgemeine Geschichte des Altertums, allgemeine Naturgeschichte; im dritten Semester: allgemeine Geschichte des Mittelalters, Physik und Chemie, Archäologie, bayerische Geschichte; im vierten Semester: Religionsphilosophie (von einem Professor der katholischen Theologie vorzutragen), Physik mit Chemie, allgemeine Geschichte der neueren Zeit, Ästhetik, mathematisch-physikalische Geographie.[1])

Über diese Studienordnung brauchen wir nicht viele Worte zu verlieren. Der strenge Studienzwang, die einseitige Auswahl der Zwangskollegien, die der individuellen Neigung so wenig Spielraum ließ, die Unmöglichkeit, in einem Semester etwa bayerische Geschichte auch nur in den Hauptzügen vortragen zu können, lassen die Verordnung als verfehlt erscheinen. Auch die Professoren streng katholischer Richtung waren von dieser Verordnung wenig erbaut. Görres, der seine Universalgeschichte nun in drei Semestern zu Ende bringen sollte, erbat sich vom Minister die Erlaubnis, den gewaltigen Stoff auf mehr Semester verteilen zu dürfen.[2]) An den „leidigen" Semestralprüfungen, wie der Biograph Görres', Galland, sie nennt, konnte man noch weniger seine Freude haben. Der dem Minister zu dieser Verordnung riet — ich vermute Döllinger, auch sonst in Universitätssachen der Vertrauensmann des Ministers — hat weder der Wissenschaft noch der katholischen Sache einen Dienst mit seinem Rat erwiesen. Der nicht zu rechtfertigende Eingriff in die akademische Freiheit mußte die Frequenz der bayerischen Universitäten herabdrücken und konnte die Freude am Studium nicht steigern. Nicht durch Zwang, sondern durch die Lehr-

1) K. Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität, I. Bd., S. 723.

2) Galland, Görres S. 549.

gabe der Professoren wird die Lust zum Studium gefördert und Begeisterung für alles Edle und Große geweckt.

Die Ergänzung der Studienordnung war das Ephorat, das nicht erst, wie Prantl meint, durch Verordnung vom 13. Februar 1842, sondern schon im Jahre 1838 eingeführt wurde. Ein von der philosophischen Fakultät zu wählender „Ephor" sollte die genaue Einhaltung der Ordnung des Bienniums überwachen, sich auch von der Anwesenheit der „Schüler" in den Vorlesungen überzeugen und die Semestralprüfungen leiten. Der Ephor sollte auch außerhalb der Universität Leben und Treiben der Studierenden beaufsichtigen. Gleichzeitig wurde den Studierenden der philosophischen Kurse die Beteiligung an den sonst erlaubten Studentenverbindungen verboten — ein Zeichen, wie man mehr an Gymnasiasten als an Studierende dachte.

Nun muß man ja zugeben, daß der Gedanke des Ephorats schon aus der Zeit vor dem Ministerium Abel stammt. Schon im Jahre 1833 wurde ein Ephorat für die Kandidaten des philologischen Lehramts, 1834 ein solches für die protestantischen Theologiekandidaten eingeführt.[1]) Auch außerhalb Bayerns, z. B. in Göttingen, gab es ein Ephorat. Aber Minister von Abel führte dieses Ephorat für alle Studierenden der philosophischen Kurse ein. Auch das ist einzuräumen, daß man, nicht erst seit Abel, sondern schon seit der Julirevolution und der damit in Verbindung stehenden Wellenkreise in Bayern gewisse Bedenken gegen das Universitätswesen, insbesondere gegen den freiheitlichen Ausbau hegte. Diesen Bedenken gab der Minister nun feste Gestalt durch seine Verordnungen.

Es waren wohl zunächst politische Erwägungen, welche den Minister zum Erlaß des Studienzwanges und zur Einführung des Ephorates veranlaßten. „Die Universitäten", sagt Heigel, „waren infolge der politischen Unruhen in ganz Deutschland mißliebig geworden, ihre freien Institutionen

1) Heß, Geschichte des kgl. Lyzeums Bamberg, II. Bd. (1905) S. 290.



wurden für Verirrungen der akademischen Jugend verantwortlich gemacht." [1]) Verlangte doch selbst ein Diesterweg, dessen Geistesrichtung sich doch wahrlich wesentlich von der des Ministeriums Abel unterschied, geradezu die Umwandlung der Hochschulen in eine Art von Schullehrerseminarien mit strenger Überwachung, ein Zeichen, wie die uns heute unverständliche Lust zur schulmeisterlichen Beaufsichtigung von vielen, ohne Unterschied ihrer Welt- und Lebensauffassung, als eine Forderung ihrer Zeit angesehen wurde. Minister von Abel insbesondere sah mit Recht in den Universitäten ein starkes Bollwerk gegen die Unterminierungsversuche „verwegener Volksführer". In seiner Rede zur Eröffnung der neuen Universität am 25. August 1840, an der man nicht achtlos vorüber gehen sollte, hat der Minister einen Gedanken den versammelten Professoren und Studierenden eindringlich vor die Seele gestellt, den Gedanken, daß „die Wissenschaft ohne sittliche Grundlage und sittlichen Adel den Keim unabwendbaren Verfalls in sich trägt", und die Wahrheit dieses Satzes aus der Geschichte Roms und Griechenlands kurz gezeigt. Die Pflege teutscher Wissenschaftlichkeit, aber auch der alten teutschen Gesinnung und Gesittung sei den teutschen Universitäten anvertraut. Der Minister hat damit den Universitäten eine Aufgabe zuerkannt, wie wir sie auch heute, in der Zeit der „Neuorientierung" als wichtig anerkennen, aber er täuschte sich, wenn er sich die Geistes- und Sinneserneuerung von ein paar Ordonnanzeu versprach. Das Ziel war gut und groß, der Weg verfehlt.

Minister von Abel wollte mit seinen Verordnungen nicht bloß das monarchische Prinzip in gärender Zeit stärken, er wollte auch die Studienordnung und das Ephorat zum Besten der katholischen Kirche verwerten. Es muß schon auffallen, daß die Religionsphilosophie im vierten Semester

1) Heigel, König Ludwig I., S. 208.

von einem Professor der katholischen Theologie vorgetragen werden sollte, und daß durch diese ausschließliche Bestimmung der Einfluß der katholischen theologischen Fakultät gesteigert wurde. Dazu kam noch, daß das Ephorat von allem Anfang an nach dem Gedanken des Ministers katholischer Besitzstand sein und katholisches Gepräge tragen sollte. Die Korrespondenz zwischen Minister von Abel und Jos. von Görres gewährt, so klein sie ist, doch einen Einblick in die Motive, von denen sich der Minister bei Neuordnung des Studienwesens leiten ließ.

Indem das Ephorat dem Vorkämpfer des Katholizismus übertragen werden sollte, schien der Einfluß der kirchenfreundlichen Richtung unter den Professoren der philosophischen Fakultät auf die Studierenden gesteigert. Das Ephorat mit seinen Rechten im Besitze der kirchenfreundlichen Professoren und mit dem Gepräge ihres Geistes, das schien einem der streitbarsten Professoren, dem jugendlichen Konstantin Hoefler, eine für die Erneuerung des Geistes an der Universität so wertvolle Einrichtung, daß er, wie wir gleich hören werden, den Minister mit einem Vorschlag anging, wodurch das Ephorat dauernd im katholischen Besitze verbleiben sollte.

(Schluß folgt.)



III.

Dr. Felix Clausen, der schweizerische Bundesrichter.

Von P. Gabriel Meier, Einsiedeln.

Man nennt die Schweiz wohl ein Land der Gegensätze und in der Tat, man dürfte nicht leicht auf so engem Raume so starke Kontraste nebeneinander treffen in Land, Natur, Bildung, Sitte, Religion und Charakter. Ja auch im Charakter. Wir sind nicht mehr „ein Volk der Hirten" aber auch nicht eine Nation von Hoteliers „die sich von Fremden nähren." Wir haben noch Männer, die dieses Namens würdig sind, wenn sie auch in der Öffentlichkeit nicht am meisten genannt werden, die man vielmehr mit der Laterne des Diogenes suchen muß.

Ein solcher Mann von hervorstechender Eigenart, einer der wägsten und besten war Bundesrichter Clausen. Hat er auch im Leben wenig Aufsehen gemacht und wurde sein Name in weiteren Kreisen kaum genannt, ins Ausland ist er schon gar nicht gedrungen, so verdient ein solcher Charakter umsomehr ein Gedenkblatt.

Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen
Und sagen: Das ist er, er ist sein eigen.

Der Lebensgang unseres Helden ist sehr einfach. Felix Clausen war geboren am 20. März 1834 zu St. Moritz im Wallis, wo sein Vater als Gensdarm stationiert war. Seine Heimat war Mühlebach, der Geburtsort des berühmten Kardinals Schinner (1470—1522). Die Mutter Katharina Schinner konnte sich rühmen, aus dem gleichen Geschlechte abzustammen. Sie starb als ihr Sohn erst 4 Jahre alt war und eine Stiefmutter war ein schlechter Ersatz für sie. Der Vater hingegen, ehemals Soldat in französischen Diensten, war ein Ehrenmann von der Sohle bis zum Scheitel und hatte den besten Einfluß auf die Erziehung



des Sohnes. Dieser durchlief die Schulen seines Wohnortes in Brig, wo er 1845 auch in das Gymnasium der Jesuiten eintrat. Aber schon 1847 vertrieb der Sonderbundskrieg die Jesuiten aus der Schweiz. Clausen schloß seine humanistischen Studien im Oktober 1852 am Lyzeum in Sitten als reif für das Leben.

Schon einen Monat später begibt er sich auf die Reise nach München um die Rechte zu studieren. Sein Vater lebte in beschränkten Verhältnissen und konnte ihm für seine Studienlaufbahn nur 200 Franken mitgeben. Clausen erwarb sich durch Privatunterricht seinen Unterhalt und fand noch Zeit Vorlesungen bei Emanuel Geibel und Döllinger zu hören. (Wer seine Fachlehrer waren, erfahren wir leider nicht.) Das letzte Semester absolvierte er in Wien und wirkte dann als Hauslehrer 2½ Jahre in Böhmen in der Familie des Grafen Eugen Sylva Tarouca.

Wie so mancher schweizerische Staatsmann begann auch Clausen seine öffentliche Tätigkeit in untergeordneter Stellung in der Staatsverwaltung, wirkte dann als Advokat, ein „Fürsprech" in idealer Weise. 1866 wählte ihn sein Heimatbezirk Goms, der oberste im Rhonetale in den Großen Rat des Kantons Wallis, welchem er zweimal präsidierte. Während der 25 Jahre, die er dieser Behörde angehörte, machte er sich vielfach um seinen Heimatkanton verdient, besonders auf dem Gebiete des Erziehungs- und Bildungswesens. Er selbst gewann hiebei den Vorteil, daß er sich zu einem gewandten und geistreichen Redner ausbildete, der die französische Sprache ebenso gut handhabte wie seine Muttersprache.

Ein weiterer Erfolg war, daß der Walliser Große Rat ihn 1871 zum Abgeordneten in den Ständerat nach Bern sandte. Unter den 44 Mitgliedern dieses Rates, (zwei aus jedem Kanton) konnte dem Vertreter des katholischen Bergkantons während der wenigen Wochen, die er jährlich in der Bundesstadt zubrachte, keine wichtige Rolle zufallen. Es war nicht seine Art sich vorzudrängen, aber in den Kämpfen

um die Bundesverfassung, die Todesstrafe und die Lehrschwesternfrage stellte er seinen Mann und sprach und stimmte als Katholik, Föderalist und Demokrat. 1886 trat er aus Gründen, die wir nicht kennen, freiwillig von dieser Stelle zurück.

Schon 1871 war Clausen von der Bundesversammlung (National- und Ständerat) als Suppleant des Bundesgerichtes gewählt worden. Es war eine ehrenvolle Wahl, die Aussicht auf den Posten eines Bundesrichters eröffnete. Allerdings hatte der oberste Gerichtshof der Schweiz, der einige Ähnlichkeit mit dem Reichsgericht in Leipzig hat, damals noch keine große Bedeutung. Das Gebiet seiner Rechtsprechung war eng beschränkt, er hatte keinen beständigen Sitz, sondern wurde durch den Präsidenten bald da bald dorthin zusammenberufen. Die Mitglieder erhielten Taggelder und die Tätigkeit eines Suppleanten nahm wenig Zeit in Anspruch. Die Bundesverfassung von 1874, welche Clausen bekämpft hatte, war übrigens eine Wohltat für das Bundesgericht. Sie brachte ihm eine verbesserte Stellung und erhöhtes Ansehen. Seine Gewalt wurde erheblich erweitert; es hatte auch über Streitigkeiten staats- und strafrechtlicher Natur zu entscheiden, über Bund und Kantone zu richten. Alle drei Landessprachen sollen durch Mitglieder vertreten sein. Diesen sind alle anderen Beamtungen und Berufsgeschäfte verboten. Sie werden alle 6 Jahre gewählt, aber in der Regel auf eine weitere Periode bestätigt. Im Herbst 1874 wurde Lausanne zum beständigen Sitz erkoren und am 1. Januar 1875 fand die erste Sitzung statt. Die Stadt Lausanne erbaute in den nächsten Jahren auf Montbenon ein schönes und würdiges Gerichtsgebäude, welches 1886 eingeweiht wurde.

Im Jahre 1891 rückte Clausen vom Suppleanten zum Bundesrichter auf. Es war ihm nicht leicht, den verantwortungsvollen Posten anzunehmen. Er schreibt darüber seiner Frau und seinen Kindern:

„Ich bin veranlaßt, meine Wahl als eine Fügung des göttlichen Willens anzusehen. Ich gehöre seit Jahren zur Ehren=



wache des göttlichen Herzens und habe diese Andacht stets mit Inbrunst gepflegt. Das Ereignis geschah im Herz-Jesu-Monat. Ich durfte die Verantwortlichkeit einer Ablehnung nicht übernehmen. Gotterleuchtete Männer rieten zur Annahme. So habe ich mich nach reiflicher Prüfung aller Umstände denn der Wahl unterzogen. Freilich werden Sorgen und Widerwärtigkeiten auch in der neuen Lage nicht ausbleiben. Es ist das nun einmal dem Menschen in diesem Tränental beschieden zur Läuterung und Vollendung. Gleichwohl liegt eine merkwürdige Gebetserhörung vor. Wahrlich wird nie zuschanden werden, wer auf Gott vertraut. Und Ihr, teuerste Gattin und liebe Kinder, die ihr mit mir im Stillen geduldet, gebetet und geopfert, nehmt auch ihr hin meinen tiefgefühltesten Dank! Ihr seht, daß der liebe Gott die Seinen nie verläßt! Lasset uns daher geloben, nach wie vor eine Familie zu bleiben, welche christlich denkt und handelt, auf daß immerfort der Segen des Allerhöchsten auf uns ruhe in Freud und Leid. Betet ohne Unterlaß; es ist die Beharrlichkeit im Gebet ein sicheres Unterpfand der Erhöhrung. Wir haben das erfahren. . . . Ich bin vorgerückten Alters und auf meine schwachen Kräfte darf ich mich nicht verlassen. Deshalb helfet mir wieder durch Eure Frömmigkeit die Hilfe des Allerhöchsten erflehen, auf daß ich die Pflichten meines neuen schweren Amtes gewissenhaft und redlich erfülle."

Schon drei Wochen nach der Wahl übersiedelte Clausen mit seiner Familie nach Lausanne. Das Bündesgericht bestand damals aus nur neun Mitgliedern: ihre Zahl wurde nach und nach auf vierundzwanzig erhöht und umfaßt heute drei Abteilungen. Clausen gehörte der staatsrechtlichen Abteilung an, vor deren Forum insbesondere die Ansprüche der Altkatholiken auf die katholischen Kirchen verhandelt wurden. Es war eine schwierige Aufgabe den reformierten Kollegen gegenüber den katholischen Standpunkt zu verteidigen, für welchen sie kein Verständnis hatten. Clausen gab wohl auch privatim seinen Glaubensgenossen einen Wink, solche aussichtslose Prozesse lieber zu vermeiden. Als vor Jahrzehnten einige ultramontane Heißsporne den Zeitpunkt günstig



erachteten für die Wiedereinführung der Jesuiten in der Schweiz, hielt Clausen diesen Vorstoß für nutzlos und gefährlich. Und doch verband ihn eiue besondere Freundschaft und Geistesverwandtschaft mit dem Jesuitenorden, vor allem mit seinem Schwager P. Viktor Cathrein.

Der Jesuitenfreund aus den Walliser Bergen durfte in Lausanne keinen sympatischen Empfang erwarten. Neid und Mißgunst seiner Widersacher griff zu hinterlistigen Machenschaften und gemeiner Verleumdung, um ihn wegzuekeln. Clausen setzte dem gehässigen Treiben schweigende Geduld und mannhafte Unerschrockenheit entgegen. Und er ging als Sieger aus diesem Kampfe hervor. Nicht so in Bern, wo selbst nach zwei Jahrzehnten würdigster Amtsführung die herrschende Partei in der Bundesversammlung es nicht über sich brachte, Clausen die nach Alter und Herkommen gebührende Beförderung auf den Präsidentensitz zu gewähren. Clausen schwieg und fuhr fort in treuer Erfüllung seiner Alltagspflichten. Eine Entschädigung ward ihm zu teil in der zunehmenden Achtung und Liebe seiner Kollegen. Sie wußten seine unermüdliche Arbeitsliebe zu schätzen, seine Gewissenhaftigkeit, seinen Diensteifer, sein bescheidenes, liebenswürdiges Wesen, das für Jeden stets ein freundliches Wort hatte. Mit Verehrung schauten die jüngeren Mitglieder auf den älteren Kollegen, der trotz seiner vorgerückten Jahre ihnen ein Muster der Arbeitsfreudigkeit blieb.

Volle fünfundzwanzig Jahre hat Clausen mit ungeschwächter Arbeitskraft nur seinem Amte gelebt. Sein silbernes Jubiläum am 18. Juni 1916 brachte ihm zahlreiche Beweise von Hochachtung, Liebe und Anerkennung, deren er sich weitherum im Schweizerlande erfreute. Schon 1912 hatte die Universität Freiburg in der Schweiz ihm die Würde eines Doktors beider Rechte verliehen wegen seiner Verdienste um die Handhabung und Auslegung des schweizerischen Rechtes. So gestaltete sich der Abend dieses langen, inhaltsreichen Lebens recht freudig.

Und diesem entsprechend sollte auch der Ausgang sein.



Während der Ferien, Ende Juli 1916, begab er sich, wie er seit Jahren gewohnt war, in die frische Luft der heimatlichen Berge um auszuruhen und neue Kräfte zu sammeln. Es sollte anders kommen. Er fühlte das herannahende Ende und nahm rührend Abschied von den Seinen. Nach Brig in das Haus seines Sohnes gebracht, empfing er mit der Andacht eines Engels die heilige Wegzehrung, worauf er in den Armen seiner treubesorgten Tochter sanft einschlummerte. Es war am Morgen des 4. September 1916.

Auf dem Glisacker bei Brig fand am 6. September die Beisetzung statt bei niegesehener Teilnahme von Geistlichkeit, Behörden und Volk. Der Präsident des Bundesgerichtes, Ursprung, sprach am offenen Grabe in beredten Worten dem Hingegangenen den Dank des Vaterlandes aus für sein uneigennütziges, durch die schönsten Tugenden geziertes und gefestigtes Leben. Er rühmte seine Charakterfestigkeit, Herzensgüte und Pflichttreue, die einem wahrhaft goldenen Herzen entsprangen. „Bundesrichter Clausen wird in der Nachwelt fortleben als das Muster eines charaktertüchtigen Mannes und als das glänzende Vorbild eines pflichtbewußten Magistraten."

So steht Clausen, sonst ein kleiner unansehnlicher Mann, groß und edel da vor Mit- und Nachwelt. Aber er war noch mehr als dies. Omnis gloria eius ab intus. Er war auch ein gläubiger Christ, der Kirche ebenso treu ergeben wie dem Vaterlande. Schon der oben angeführte Brief aus Anlaß seiner Wahl zum Bundesrichter gewährt einen Einblick in seine tief religiöse Gesinnung. Besser und eingehender lernen wir diese edelste Seite seines Charakters kennen aus dem literarischen Denkmale, das sein Großneffe ihm gestiftet hat.[1]) Clausens langjähriger Freund und

---

1) Bundesrichter Dr. Felix Clausen. Eine psychologische Skizze seines Lebens und Wirkens von Franz Seiler, Einsiedeln 1917. Verlag von Benziger & Co. 256 Seiten. 4 Illustr. Vgl. auch Dr. A. Gisler, Zur Erinnerung an Bundesrichter Dr. F. Clausen. Schweiz. Rundschau. 1917. S. 409–414.

Kollege Dr. F. Schmid hat treulich daran mitgearbeitet. Der Biograph nennt sein Buch eine psychologische Skizze und es ist ihm Ernst damit. Wir rechnen es ihm hoch an, daß er nicht verschweigt „was am Walliser Charakter nachteilig ist, wie Widerspruchsgeist, Eigensinn und Halsstarrigkeit, Hang zum Neid, zur Nörgelei und zum Schlendrian, Unzugänglichkeit für fortschrittliche Bestrebungen und notwendige Neuerungen, allzustarres Festhalten an Altem und Veraltetem." (a. a. O. 34.) Nicht als ob Clausen alle diese Mängel gehabt hätte, bei Leibe nicht. Aber wie wir alle, zahlte auch er der menschlichen Schwäche seinen Tribut. „Daß unserm Freund ein gut Stück Widerspruchsgeist und häufiges, manchmal mit geradezu komisch wirkender Plötzlichkeit sich entladendes Aufbrausen eigen war, darf nicht unerwähnt bleiben." (S. 161.) Durch strenge Selbstzucht ward er Sieger über die Leidenschaft und mit der Zeit trat eine vornehme Ruhe, Zurückhaltung und Zügelung seines temperamentvollen Eifers an die Stelle der früheren Erregbarkeit und Heißblütigkeit. So rang er sich empor bis zu jener lichten und seligen Höhe, wo die Schlacken des Menschlichen abgestreift werden und das Übermenschliche anfängt.

Um auf so hohe Stufe der Vollendung emporzusteigen mußte er eine harte Schule des Leidens durchmachen. Clausen hat viel herbes tiefes Leid erfahren. Der geschäftliche Zusammenbruch eines Bankunternehmens brachte ihn in wenigen Tagen um sein ganzes Vermögen. Durch jahrelange Anstrengungen regelte er seine Verpflichtungen ohne dem Urheber des Unglücks innerlich zu grollen. Der Tod raubte ihm vier aufblühende Kinder und dann auch die geliebte Gattin. Sein ältester Sohn, talentvoll und edel veranlagt, geriet auf Abwege und schlug dem väterlichen Herzen die tiefste Wunde, doch ohne seinen Starkmut zu brechen. Seine Lebensregel war: „Das Kreuz ist ein sicheres Zeichen der Barmherzigkeit Gottes, eine so reiche Gnadenernte für treue Seelen, daß wir trotz des Sträubens der Natur doch im Glauben daran frohlocken sollten; denn

alles, was den Menschen bessert, darf nicht als Leiden angesehen werden."

Die Quelle, welcher dieser nie versiegende Optimismus entsprang, war das Gebet. Clausen war ein Mann des Gebetes, mit solchem Eifer, wie man ihm etwa nur bei Priestern oder im Kloster begegnet. Er stand um fünf Uhr auf und widmete eine Stunde der geistlichen Betrachtung. Die „Nachfolge Christi" und die Exerzitien des hl. Ignatius waren seine Lieblingsbücher. Täglich hörte er eine, oft auch zwei heilige Messen und noch in den letzten Jahren diente er dabei als Ministrant. An der frommen äußeren Haltung erkannte man die Andacht seines Innern. Alle zwei Wochen beichtete er und kommunizierte beinahe täglich. Jeden Abend betete er den Rosenkranz, selbst dann noch, wenn er erst um Mitternacht nach Hause kam. Ein glaubwürdiger Zeuge berichtet, wie unter Clausens Führung eine frohe Gesellschaft den Gornergrat bestieg. Beim Abstieg am Rande des Gornergletschers trennte sich Clausen von seinen Gefährten, um still für sich den Rosenkranz zu beten.

Felix Clausen hat sein Tagewerk gut ausgefüllt, vom Morgen bis zum Abend, von der Wiege bis zur Bahre. Sein Leben war reich an Mühe und Arbeit, aber verklärt durch echte Religiosität, voll leuchtender Tugend. Darum hoffen wir, daß er dafür sich des Friedens erfreue, den wir hienieden so schmerzlich entbehren.

IV.

Die Weichenstellung in der Mystik.

Von Emil Dimmler.

Stückwerk ist alles menschliche Erkennen und nicht selten ist es völliger Irrtum, Schein der Erkenntnis statt wahrer Erkenntnis. Die Geschichte der Menschheit, die Geschichte des Geisteslebens ist zum guten Teil Geschichte des Irrtums. Es ist aber ein Unterschied zwischen Irrtum und Irrtum. Es gibt Irrtümer die schwer oder gar nicht zu entdecken sind, wenigstens für den, der nicht besondere Hilfsmittel zur Verfügung hat. Daß solche Irrtümer Verbreitung und Glauben finden können, ist begreiflich. So sind manche Annahmen des Mittelalters über geschichtliche Vorgänge, die Geschichte der hl. Ursula, die Taufe Konstantins und seine Schenkung, unschwer zu verstehen; jene Leute hatten nicht die reichen Quellen unserer Zeit und die Grundsätze der Quellenforschung zur Hand, die sich im Laufe der Jahrhunderte in dem Zusammenwirken vieler herausgearbeitet haben und jetzt das Urteil über geschichtliche Vorgänge erleichtern, zum Teil erst ermöglichen. Es gibt indes auch andere Irrtümer, die kaum begreiflich und entschuldbar sind, wenn wir nicht die große Schwäche des menschlichen Verstandes überhaupt, auch des höchstgebildeten, zur Erklärung beiziehen.

Zu diesen Irrtümern gehört die Einschätzung des angeblichen Areopagiten durch etwa 1400 Jahre. Die Echtheit der Schriften, die unter diesem Namen laufen, wurde freilich bald nach ihrem Entstehen, bald nach dem Jahre 500 bestritten. Aber ohne großen Erfolg; sie setzten sich durch und erlangten hohes Ansehen, daß sie tatsächlich, wenn auch nicht mit ausgesprochenen Worten, der Heiligen Schrift gleichgestellt wurden; ihr Verfasser konnte als heiliger Schüler

des heiligen Paulus nicht anders sagen als Paulus selbst. Und selbst als tausend Jahre später wieder die Echtheit der Schriften mit guten Gründen angezweifelt war, traten ganz hervorragende Leute, wie ein Baronius und Bellarmin, für sie ein. Und wenn auch heute die Frage erledigt ist, wenn heute feststeht, daß die Schriften um das Jahr 500 herum entstanden und darum eine Fäschung sind (das Wort Fälschung wenigstens im weiteren Sinn genommen), so fällt es doch heute noch gar manchem schwer, von Dyonisius loszukommen; das Herz hängt an ihm, wenn auch der Verstand ihn aufgeben muß.

Dyonisius der Areopagite ist heute noch eine Macht in der Mystik. Er war eben mehr als ein Jahrtausend für viele der Klassiker der Mystik, der Kronzeuge für die Lehre des hl. Paulus über die mystische Vereinigung der Seele mit Gott. Freilich ist dies nicht so zu verstehen, als ob die Mystik der Vorzeit in geschichtlich erklärender Arbeit die Gedanken des Areopagiten geschichtlich treu ausgeschöpft und dargestellt hätte. Wäre sie dazu imstande gewesen, wäre das Ergebnis gar zu dürftig ausgefallen; denn von dem Kern der Mystik, der Vereinigung der Seele mit Gott im Sinne des Christentums, findet sich bei ihm doch wenig Greifbares; dabei sehen wir ganz ab von der Frage, ob der Areopagite rechtgläubig war oder nicht. Aber die Mystik der Vorzeit benützte doch zum Teil wenigstens seine Gedanken und zum noch größeren Teil seine Worte und legte in sie den Inhalt der christlichen Mystik. Dies war nicht schwer; denn bei der Dunkelheit seines Stils ist es oft möglich, seinen Worten verschiedenen Sinn unterzulegen; dabei liebt er ungewöhnliche, feierlich klingende Wortbildungen, hinter denen Geheimnisse jeder Art, Irrtümer wie Wahrheiten, Tiefsinn wie Plattheit sich verstecken können. So kommt es, daß wir heute die Mystik der Vorzeit zum guten Teil in Worte oder doch Widerklänge des Areopagiten gefaßt finden. So erklärt sich, daß heute noch manche Mystiker, die an den Alten hangen, nur schwer von ihm sich losreißen

können; ihnen liebe Gedanken finden sie in seinen Worten, wenn sie auch bei nüchterner Betrachtung gestehen, daß ihr Sinn, rein geschichtlich gefaßt, anders sein mag.

Und doch muß die Mystik vom Areopagiten gänzlich loskommen, soll sie als Wissenschaft fortschreiten und Einfluß auf das Leben gewinnen.

Hätten die Alten gewußt, was wir wissen, hätten sie ihn beiseite gelassen und sich nicht gequält, den Inhalt der christlichen Mystik in Schläuche zu pressen, die ihn schließlich doch nicht fassen können. Sie hätten dann geradeheraus die Wahrheit gesagt und sie wäre viel klarer ans Licht getreten. Wenn wir die Alten unbefangen lesen, merken wir an nicht wenigen Stellen, wie sie es sich sauer werden lassen, ihre Gedanken in die widerstrebenden Worte des Areopagiten hineinzulegen; ein Beispiel dafür ist der Karthäuser Dionysius, der als Namesbruder besonders sich verpflichtet fühlt, ihm nachzufolgen. Dieses Bemühen ist nicht ohne Schädigung für die Wissenschaft der Mystik und auch das christliche Leben geblieben. Es mußten Schäden daraus entstehen.

Dionysius ist freilich ein Mystiker, wenn wir das Wort im weiteren Sinne nehmen; sonst wäre überhaupt nicht zu erklären, daß er so viele geistvolle Leute bestochen hat; er redet von der Vereinigung der Engel und Menschen mit Gott. Aber er hat keinen klaren Begriff von der beseligenden Anschauung Gottes im Himmel und von der mystischen Vereinigung der Seele mit Gott auf Erden. Er ist sich überhaupt nicht klar darüber, daß die vernünftigen Geschöpfe alle ohne jede Ausnahme geschaffen sind, um unmittelbar Gott zu verherrlichen, unmittelbar Gott anzuhangen. Wer ihn unbefangen liest und nicht die Gedanken der Offenbarung über das Ziel und Ende des Menschen in ihn hineinträgt, muß zur Anschauung kommen, daß jeweils das höhere vernünftige Geschöpf für das zunächst niedrigere vernünftige Geschöpf eine Art Gottheit sei; alles Gute kommt ihm unmittelbar nur durch dieses zu. Daraus müßte sich die Folgerung ergeben, daß Gott zu keinem vernünftigen Geschöpf,



zu keinem Engel und zu keinem Menschen, weder im Himmel noch auf Erden in unmittelbarer Beziehung steht und sie unmittelbar beeinflußt, einzig die höchste Rangklasse der Engel ausgenommen. Dies steht aber im Widerspruch zur Lehre der Offenbarung, die zeigt, daß jedes vernünftige Geschöpf unmittelbar für Gott geschaffen und unmittelbar von Gott in der Gnade hienieden und in der Seligkeit droben beeinflußt wird. Daß höhere oder niedrigere vernünftige Geschöpfe und unvernünftige Geschöpfe ihm je nach Umständen dienen, ändert nichts an dieser Tatsache.

Ferner sehen wir bei dem Areopagiten eine Schätzung der Erkenntnis, des Verstandes und seiner Tätigkeit, die der christlichen Mystik nicht gerecht wird. Wir wollen nicht behaupten, daß er vom Willen, von der Beobachtung der Gebote und Räte Gottes nichts weiß, daß er das Wesen der Heiligkeit, die doch im Willen ist, gänzlich verkennt. Aber die Erkenntnis wird bei ihm so stark betont, daß der Wille, die Heiligkeit des Willens und der Werke, die Liebe, diese Königin aller Tugenden und die Seele des inneren Lebens zurücktritt und kaum beachtet wird. Reinigung ist bei ihm weniger Loslösung von der Sünde, der Unordnung der Leidenschaften des Herzens, als vielmehr Entfernung von Unwissenheit oder vielmehr von Nichtwissen; so reinigen auch die höheren Engel die niedrigeren, indem sie ihnen Wissen mitteilen. In der übermäßigen Betonung des Wissens und der Zurücksetzung des Willens zeigt sich der Einfluß der griechischen Philosophie. Aber darin liegt eine starke Vernachlässigung der Offenbarung, die den Kern des inneren Lebens in den Willen, nicht in die Erkenntnis setzt, wenngleich sie der Erkenntnis die ihr gebührende Ehre und Stellung gewiß nicht versagt.

Durch den Einfluß des Areopagiten, aber gewiß auch der ganzen griechischen Philosophie erklärt sich, daß in der älteren christlichen Mystik zum Teil die Erkenntnis in einer Weise betont wird, die der Offenbarung nicht ganz gerecht wird. Man redet von der Beschauung und sieht in ihr



den Kern des mystischen Gnadenlebens, und dies an sich mit Recht. Aber man betont hie und da in der Beschauung die Erkenntnis in einer Weise, daß die Liebe fast ganz zurücktritt. Und doch ist die Beschauung in der Tat nichts anderes als die Fülle des Glaubens und der Liebe, wobei aber die Liebe weitaus das Erste an Wert und Bedeutung ist.

Läßt man die Liebe zurücktreten, so liegt es nahe, in der Beschauung eine ganz besondere Art von Erkenntnis, womöglich eine im strengen Sinne des Wortes wunderbare Erkenntnis zu sehen. Denn irgendwie muß sich doch die Beschauung von dem Zustand des gewöhnlichen Christen unterscheiden; den Glauben hat aber auch dieser, und beim Glauben lassen sich Stufen weniger leicht als bei der Liebe unterscheiden. Die Offenbarung kennt aber nur den Zustand des Glaubens hier auf Erden und den Zustand des Schauens im Himmel. So kommt man schließlich dazu, daß man die Mystik von der Offenbarung loslöst und in der mystischen Begnadigung ein Sehen oder Fühlen Gottes von ganz besonderer Art erblickt, über das die Offenbarung sich ausschweigt und über das nur die Erfahrung außergewöhnlich bedachter oder beglückter Menschen Auskunft geben kann. Damit aber ist die Mystik jeder Willkür — und der Verachtung ausgeliefert; sie ist dann die Sache von Winkeln, nicht mehr die Herzensangelegenheit der Kirche Gottes.

Soll die Mystik als Wissenschaft gedeihen, ist es nötig, daß wir vom Areopagiten und auch andern ungehörigen Einflüssen der griechischen Philosophie frei werden und sie ganz auf den Boden der Offenbarung stellen. Die Alten, richtig verstanden, stehen uns dabei nicht im Wege. Sie hätten dasselbe getan, hätten sie den Areopagiten gekannt, wie wir ihn kennen. Wir dürfen nicht einen Blinden zum Führer nehmen; wir dürfen auch nicht unsere Gedanken über Farben in die Worte eines Blinden oder Halbblinden fassen. Wir müssen gänzlich von dem Areopagiten loskommen und zur Offenbarung zurückkehren, vor allem zum Johannesevangelium, zum heiligen Paulus und den Vätern. Nach



ihnen ist die Beschauung, der Kern des mystischen Lebens, nichts anderes als die Fülle des Glaubens und der Liebe, die Fülle des Heiligen Geistes, die Fülle des übernatürlichen Lebens, die Fülle der Gnade, das mit dem Christentum gegebene Ziel des Christenlebens, das freilich nicht alle erreichen.

Noch ein Wort über die Gaben des Heiligen Geistes.

Die Fülle des inneren Lebens ist etwas überaus Geheimnisvolles. Erkennen wir auch, durch die Offenbarung belehrt, die Grundzüge, so entziehen sich doch viele Einzelheiten der Erkenntnis ganz oder lassen sich doch nur ahnen. So ist nicht zu zweifeln, daß die Gaben des Heiligen Geistes für das mystische Leben von großer Bedeutung sind. Aber wir wissen über sie doch zu wenig Sicheres, als daß wir die ganze Mystik auf die Lehre von den sieben Gaben aufbauen dürften. Wollten wir dies tun, würden wir schließlich zu Willkürlichkeiten kommen, fast ebenso, wie wenn wir sie bloß auf die Erfahrung aufbauen wollten. Es gibt nur einen Weg, der Wissenschaft der Mystik volle Gesundung und damit heilsamen Einfluß auf das Leben zu verschaffen: vollständige und unbedingte Rückkehr zur Offenbarung, der Leuchte am dunkeln Ort.

V.

Organisationsfragen in Frankreich.

Es ist gewiß richtig, daß unsere Fähigkeit, einen Krieg gegen fünf Sechstel der Welt erfolgreich zu führen, neben anderen wichtigen Einrichtungen der vorgeschrittenen Erziehung des deutschen Volkes zu organisiertem Handeln und in der tatsächlich durchgeführten weitgehenden Organisierung der öffentlichen wie der privaten Betätigung auf allen wichtigen materiellen wie geistigen Gebieten zu danken ist.

Ebenso richtig ist es aber auch, daß wir in den unverzeihlichen Fehler gefallen sind, die Organisation und ihren Wert für das Volksleben, für das Durchhalten, zu überschätzen. Als die Nahrungsmittelknappheit sich fühlbar machte, schufen wir eine Reihe von Einrichtungen, die den daraus entspringenden Gefahren begegnen sollten. Als die Knappheit sich steigerte, wurden immer weitere Gebiete des Nahrungsmittelmarktes und auch andere Dinge organisatorisch erfaßt, mit dem Erfolge, den wir alle kennen. Im Reichstage konnte widerspruchslos ausgeführt werden, daß gewisse Nahrungsmittel einfach „wegorganisiert" worden seien, wofür dann die Leiter dieser Organisationen noch hohe Gehälter erhalten hatten. Widerspruchslos wurde ausgeführt, daß wir „überorganisiert" seien und jetzt unter dem Joche von unzähligen Gesellschaften und noch unzähligeren Verordnungen stünden, in denen kein lebendes Wesen sich einwandfrei zurecht finden könnte.

Das sind harte, betrübende Wahrheiten, aber Wahrheiten. Ebenso ist es ein Zeichen der Zeit, daß, von ganz wenigen Kriegsgesellschaften abgesehen, alle diese Unsummen von Gehältern und fast unglaublich hohen Mieten von Amtsräumen ausschließlich dem Haushalte der einen Stadt Berlin zu gute kommen. Für Handel und Wandel ist das eine

Bevorzugung, die im Interesse der übrigen Steuerzahler des Reiches und im Interesse der anderen Bundesstaaten unter allen Umständen hätte vermieden werden müssen und vermieden werden können. Daß es nicht geschehen ist, zeigt, daß derartige Gedanken, die jedem leitenden Manne bei solchen Dingen als selbstverständlich sofort einfallen müßten, noch nicht einmal in ihrer Tragweite begriffen worden sind, als man sie ihnen mahnend vorhielt.

Ohne weiteres gibt jeder gerne zu, daß viele dieser Kriegsgesellschaften wegen ihrer engen Verbindung mit den Reichsämtern oder dem Kriegsministerium nicht gut anders als in Berlin eingerichtet werden konnten. Fraglich ist es allerdings, ob die gleiche Notwendigkeit bestand, daß sie sich fast alle in den teuersten Gegenden Berlins Unter den Linden, am Potsdamer Platz usw. niederlassen und sie in Folge dessen schier unglaubliche Mieten zahlen mußten. Die Sache ist geschehen, die Mietverträge laufen durchschnittlich noch zwei bis drei Jahre und die Riesensummen müssen einfach gezahlt werden, weil niemand da war, der rechtzeitig den Leitern dieser Kriegsgesellschaften auf die Finger gesehen hätte, als sie sich den Platz aussuchten, wo sie ihre Klubsessel hinstellen wollten.

Abgesehen von diesen Auswüchsen, die auf das Allerlebhafteste beklagt werden müssen, sind wir aber für den gesunden Teil unserer Kriegsorganisation allen denen zu tiefem Danke verpflichtet, die am Plane, an der Ausarbeitung und an der Ausführung mitgearbeitet haben. Darüber kann gar nicht zweierlei Meinung herrschen. Wo wären wir heute, wenn wir nicht rechtzeitig einexerziert und in strenge Zucht genommen worden wären? Wenn die Welthungersnot 1918 eintreten wird, kann nur das am besten organisierte Land hoffen, mit den geringsten Schäden davonzukommen.

* * *

Organisationen lassen sich nicht von heute auf morgen schaffen. Völker, die bisher jeglicher Organisation fernstanden, lassen sich nicht von heute auf morgen an die Fesseln binden,



die nun einmal den Urgrund jeglicher Organisation bilden. Solche Dinge kann man nicht ohne weiteres nachmachen. Man kann sie jedoch nachäffen und scheitert dabei.

Wer ständig die Presse unserer westlichen und südlichen Feinde hat lesen müssen, erinnert sich noch an den Spott und Hohn, an die Verachtung und die Schadenfreude, die über uns jedesmal dann ausgegossen wurde, wenn eine neue Lebensmittel-, Kleider- oder sonstige Karte die gewiß nicht allzu idyllische Ruhe des deutschen Staatsbürgers neuerdings bedrohte. Unweigerlich wurde dann hinzugefügt, daß D utschland, wie man an der neuen Maßregel sehen und ablesen könne, am Ende seiner Widerstandskraft angekommen sei und sich demnächst ergeben müsse. Daß auch kluge Nationalökonomen feindlicher Länder in diesen unbegreiflichen Fehler verfallen sind, zeigt, daß ihnen wie der feindlichen Presse der Wert einer sinnvoll erdachten und richtig durchgeführten Organisation gar nicht zum Bewußtsein kam. Sie rechneten nicht aus, daß öffentlich bewirtschaftete Warenmengen erster Notwendigkeit in Kriegszeiten viel weiter reichen müssen, als wenn dieselbe Warenmenge in privater Bewirtschaftung dem Wucher und dem Kettenhandel ausgeliefert wird.

Nachdem nun einerseits die lange Dauer des Krieges und andererseits der so kraftvoll und zielbewußt geführte Unterseebootskrieg bei unseren Feinden Mangel, ja großen Mangel hervorgerufen hat, sind sie verpflichtet sich zu überlegen, wie sie sich aus dieser Lage retten können. Den wirklich Klugen unter ihnen ist es schon lange klar, daß diese Überlegung mindestens ein halbes Jahr zu spät angestellt wird. Es hat nur Sinn an eine öffentliche Bewirtschaftung zu denken, wenn man überhaupt noch nennenswerte Mengen von Waren hat, um sie vor Verschwendung zu bewahren. Wenn die Not schon mit hohlen Augen zum Fenster hineinschaut, ist es zu spät. Daß es in England, Frankreich und Italien für wirksame Organisation zu spät ist, kann jeder aus den Zeitungen dieser Länder ohne besondere Mühe herauslesen.



Unter den genannten drei Staaten ist Frankreich wohl derjenige, wo man am ehesten auf eine günstige Aufnahme und Durchführungsmöglichkeit hätte rechnen können. Dazu wären aber Männer nötig gewesen, die die nötige Einsicht, vor allem aber die nötige Unabhängigkeit nach oben und nach unten besitzen müßten. Solche gibt es aber im „demokratischen" Frankreich nicht.

* * *

Es ist gar nicht nötig, daß wir Deutsche uns erst lange bemühen, uns ein Urteil über die französischen Organisationsversuche zu bilden; die französische Presse hat dafür gesorgt, daß die Not einerseits und die vergebliche Bekämpfung derselben andererseits entsprechend bekannt wurde. Le Temps vom 9. April schreibt mit genügender Deutlichkeit: „Wir haben nicht aufgehört, auf die Gefahr der industriellen und Handelsdesorganisation hinzuweisen, die durch die Wirtschaftspolitik des Staates hervorgerufen werden. Er geht ruckweise vor und erkennt keinen anderen Grundsatz an als die Willkür. Die Gefahr, die die Handelskammer von Marseille ankündigt, ist von einer solchen Schwere, daß sie wirklich eine nationale Gefahr darstellen würde. Man weigert sich zu glauben, daß angesichts eines solchen Alarmschreies die Regierung auf ihrem Wege beharren werde, auf den sie sich unglücklicherweise festgelegt hat." Es ist vollkommen richtig, daß jeder neue Handels-, jeder neue Versorgungsminister es zunächst anders macht wie sein Vorgänger, aber, jener wie dieser, nicht nach reiflich erwogenen Plänen, sondern nach seinem Kopfe, nach seinen Einfällen, nach seiner Willkür handelt.

Grauenvoller Kohlenmangel herrscht in Frankreich schon seit Oktober 1916. Als die Kanäle zufroren, wurde er noch größer. Es nutzte nichts, daß man die für Italien bestimmten, gekauften und schon bezahlten englischen Kohlen, die durch Frankreich rollten, mit Gewalt beschlagnahmte und der französischen Industrie zuführte. Die Versenkung der Kohlenschiffe machte den Mangel immer fühlbarer, weil die bei



Frankreich verbliebenen Kohlengruben auch nicht entfernt den Bedarf decken konnten. Der sozialistische Minister Sembat ist der Hauptschuldige gewesen, weil er es in gröblichstem Leichtsinn versäumt hat, rechtzeitig für Müthe zu sorgen. In unzähligen Karikaturen ist er in der Tagespresse dafür verhöhnt worden. Sein Nachfolger im Ministerium Briand wußte aber auch nichts an der Sache zu ändern, verschlechterte seine Stellung aber sehr, als er auf den schier unfaßlichen Gedanken verfiel, die Stadt Paris von Le Havre aus durch Lastautos mit Kohlen versorgen zu lassen. Die Hälfte der Autos blieb unterwegs liegen und die andere Hälfte brachte, sage und schreibe, 240 Tonnen Kohlen wirklich nach Paris. Die Kosten für diese lächerlich geringe Menge waren natürlich ganz ungeheuerliche.

Unter dem Ministerium Ribot war nun — und darauf bezieht sich die oben angeführte Äußerung der Handelskammer von Marseille — eine neue, mit großem Selbstbewußtsein angekündigte „Kohlenordnung" herausgekommen. Und Frankreich versorgt sich selbst durch die dort gelegenen Kohlenbergwerke; Südfrankreich ist auf die südlichen Zechen ausschließlich angewiesen und alle zu Meer eintreffenden Kohlen werden für Mittelfrankreich verwendet. Die Grenzen der drei Bezirke wurden genau gezogen und damit schien die so schwere Frage gelöst. Die meisten Blätter feierten den Minister in schwungvollen Aufsätzen. Ein Teil derselben ging so weit zu behaupten, daß der Staat auch die Verteilung und den Verkauf der Kohlen in die Hand nehmen werde. Das wurde aber bald als irrig bezeichnet. Nur eine ganz verschwindend kleine Menge von Männern äußerte sofort die stärksten Bedenken gegen diese mechanische Kohlenverteilung. Es waren weder die Lieferungsmöglichkeiten der Zechen, die Eisenbahnschwierigkeiten und der Mangel an Arbeitskräften noch die Bedarfsfrage der drei Gebiete gegeneinander abgewogen worden. Es war ein drolliger Einfall des Ministers, der sich durch Festlegung ziemlich zufälliger Grenzen leicht verwirklichen ließ — und die Sache war gemacht.



Die Handelskammer von Marseille erhob nun erst telegraphisch und dann brieflich den allerschärfsten Einspruch gegen diesen Dilettantismus und erklärte mit bemerkenswerter Deutlichkeit, daß der Hafen von Marseille in dem Augenblicke tot sein würde, in dem diese Anordnung zur Ausführung gelange. Die von der Handelskammer angeführten Gründe waren so durchschlagend, daß selbst ein französischer Minister ohne Fachkenntnisse sich dem Gewicht derselben nicht entziehen konnte.

Die Anordnung verschwand dann lautlos in der Versenkung und nach und nach kam man zu einem Verfahren, das deswegen leicht erkannt werden konnte, weil die verfügbare Kohlenmenge immer geringer wurde. Heer, Eisenbahnen, Industrie, — das ist die Abstufung der Bedürfnisse; und wenn dann noch etwas übrig bleiben wird, dann kann jeder Staatsbürger auf Grund seiner Kohlenkarte versuchen, ob er die ihm zustehenden 10 beziehungsweise 15 Kilo wöchentlich für seinen Haushalt irgendwo zu irgendwelchen Phantasiepreisen erhalten kann. Die reichen Leute haben fast alle in größter Heimlichkeit und unter Anwendung der merkwürdigsten Schleichwege Kohlen erhalten; sie sind aber rettungslos ihren Dienstboten ausgeliefert.

* * *

Le carnet de sucre, die Zuckerkarte ist da. Sie hat das übliche Unbehagen erweckt, das überall damit verbunden ist. Daß man aber gleich auf den höchst merkwürdigen Gedanken verfallen ist, eine einzige Karte für den ganzen Haushalt auszustellen, ist ein Zeichen dafür, daß man aus den Erfahrungen anderer Leute nichts gelernt hat. Geht ein Mitglied des Haushaltes auf Reisen, so ist die Schwierigkeit sofort greifbar da.

In Paris wurden Höchstpreise für Butter festgesetzt. Automatisch kam die Antwort: Die Erzeuger verkauften anderswohin. Paris blieb fast ohne Butter und der Schleichhandel zu Wucherpreisen blühte. Die Höchstpreise verschwanden und der organisierte Butterhandel trat wieder in



seine Rechte, um die verhältnismäßig kleinen Mengen zu Preisen, die den unseren gleichen, zu verkaufen.

Die Kartoffelnot vom vergangenen Frühjahr war ungeheuer groß. Die unerfreuliche Mißernte von Kartoffeln und das Fehlen jeglicher Einfuhr werden von Weihnachten ab noch schlimmere Zustände hervorrufen. Von einer gedeihlichen öffentlichen Bewirtschaftung der Ententemächte ist aber bis zur Stunde nichts bekannt geworden.

Wein, Petroleum, Benzin, Fleisch werden ganz dilettantenhaft bald so, bald so behandelt. Die jüngste Verordnung über den sogenanten Tresterwein, Pinnard genannt, der in Frankreich eine große Rolle spielt, läßt jegliche zielbewußte Organisation vermissen. Während das Benzin zu Ende geht, stellt der Kammerausschuß zur Aufdeckung von Verschwendung und Verschleuderung (gaspillages) fest, daß die Offiziere an der Front, hinter der Front, in Algier, in Marokko in der wahnwitzigsten Weise mit diesem Betriebsstoff umgehen. Der Verkehr der privaten Kraftwagen ist auf dem Papiere durch eine strenge Verordnung fast ganz unterbunden worden, in Wahrheit merkt man vor lauter bewilligten Ausnahmen kaum eine Verminderung des Benzinverbrauches.

Daß man die Dinge so laufen läßt, bis es zu spät ist, hat zwei Gründe. Erstens will man den Anschein vermeiden, als ob man die sales boches nachahme, und zweitens hat man eine berechtigte Furcht vor der Einführung der deutschen Maßnahmen. Diese Furcht gründet sich hinwiederum auf zwei Dinge. Zunächst ist der Franzose für Rationierungen nur sehr schwer zugänglich, selbst wenn er deren Nützlichkeit und Notwendigkeit einsieht. Zum anderen fürchten die Machthaber mit Recht, daß die schlummernde Friedenshoffnung durch das Eingeständnis des Mangels und der Not, das in dem französischen Kartensystem unzweifelhaft zum Ausdruck kommt, in einer für die Machthaber und Drahtzieher gefährlichen Weise erweckt werden könnte.

Daß man gegenüber solchen Tatsachen es doch gewagt hat, die Brotkarte einzuführen, zeugt davon, daß die Ratio-

nierung des Getreides angesichts der fast abgeschnittenen Zufuhren, der wesentlich kleineren bebauten Landfläche und der schon im Juni unzweifelhaft feststehenden Mißernte einfach nicht mehr zu umgehen war. Der so viel Brot essende Franzose erhielt eine kleine Tagesmenge angewiesen; sein Weißbrot verschwand; das Kriegsbrot — vielfach sauer und unausgebacken — durfte nur nach längerer Lagerung verkauft werden; bei der Beschaffenheit des Mehles und der Unachtsamkeit der Bäcker kam das Kriegsbrot viel mehr als in irgendeinem anderem Lande in völlig ungenießbarem, verschimmeltem, stickigem Zustande in den Handel.

Daß dieses Experiment ohne erhebliche Unruhen hervorzurufen gelungen ist, muß für den Kenner französischer Verhältnisse fast als ein Wunder erscheinen. Verständlich wird die Sache nur dadurch, daß ganz Frankreich durch die vorhergegangenen Erfahrungen mit den Kohlen und den Kartoffeln angefangen hatte einzusehen, daß die Methode der sales boches auch für ihre Feinde ein Mahnruf sei, den man ungehört nur dann verhallen lassen könnte, wenn man die wirkliche, eigentliche Hungersnot schon vor dem Jahre 1918 in Frankreich ausbrechen lassen wollte.

Die gesamte Handelsflotte hat der französische Transminister beschlagnahmt. Die Einfuhr und Ausfuhr der Kaufleute ist von besonderer Erlaubnis des Ministers abhängig. Und in der Kammer erklärte derselbe, daß es aussichtslos sei, um eine solche Erlaubnis einzukommen; sie könne unter keinen Umständen bewilligt werden. Der Staat habe jede Tonne dringend nötig. Die Handelskammern haben vergeblich gegen diese Diktatur angekämpft. — Frankreich wurde zu diesem Schritte von England gezwungen. Unsere Tauchboote arbeiten zu erbarmungslos und erfolgreich, als daß die französische Kaufmannschaft noch irgendwie berücksichtigt werden könnte.

Wenn man die Marktpreise aus Paris und der Provinz liest, muß man staunen, wie die Preise ruckweise in die Höhe schnellen. Und niemand ist da, der diesem Treiben Einhalt



gebōte. Das Zaudern der Regierung, die mit Bolo, Duval, Routier, Almereyda, Turmel und anderen Größen schwer belastet ist, lockert alle Bande, die Erzeuger und Händler bisher miteinander verbunden hatten. Jeder rennt jetzt nur seinem „Kriegsgewinn" nach und verlacht die verfehlten Maßnahmen einer Regierung, die teils aus Unfähigkeit, teils aus Angst vor der Kammer nicht scharf zuzugreifen wagt.

Gerade wie in England besteht auch in Frankreich ein erbitterter Kampf zwischen den Versorgungs- und Transportministern einerseits und der Heeresverwaltung anderseits über die Beurlaubung der Landarbeiter und sonstiger im Hinterlande dringendst benötigter Kräfte. General Lyautey fiel darüber und ging nach Marokko zurück. Painlevé kam, der vielerwartete Mann; aber auch er scheiterte an diesen wie an anderen Problemen der inneren und äußeren Politik und Versorgung. Betreffend die Beurlaubung hatte er eine so widersinnige Verordnung herausgegeben, daß er sie nach 48 Stunden einfach glatt wieder zurücknehmen mußte, da sich alles dagegen empörte. Die Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hatte, sind schnöde zu Schanden geworden. Nicht nur Clemenceau, auch andere einflußreiche Politiker geißelten die Überfülle an geistlosen Einfällen, die so manche Minister als Regierungsweisheit ausgeben. Die Hast, mit der solche Einfälle in Taten umgesetzt werden, kennzeichnet die Steuerlosigkeit des französischen Staatsschiffes. Daran wird auch die neueste und wohl letzte Hoffnung Frankreichs, der starke Mann Clemenceau, nichts ändern können.

Bei alledem ist es nur zu verwundern, daß die französische Gemeinbürgschaft noch zusammenhält. Daraus mag man entnehmen, wie ungeheuer zäh Frankreich an dem Gedanken der Wiedergewinnung von Elsaß und Lothringen festhält. Wäre dieser Umstand nicht da, ich glaube, daß irgendeine gewaltsame Explosion Herrn Poincaré und seine Genossen schon längst weggefegt hätte.

VI.

Vor einem Jahr und heute.

Reichskanzler Dr. Graf v. Hertling konnte mit seiner ersten Rede im Reichstage am 29. November[1]) die erfreuliche Mitteilung machen, daß die russische Regierung den Regierungen und Völkern der kriegführenden Staaten in einem Funkentelegramm den Vorschlag gemacht habe, in Verhandlungen über einen Waffenstillstand und einen allgemeinen Frieden einzutreten. Der Reichskanzler erklärte sich bereit, solche Verhandlungen aufzunehmen. Das ist darauf geschehen. Die militärischen Oberleitungen an der Ostfront vereinbarten zunächst eine Waffenruhe für die Zeit vom 7. bis zum 17. Dezember. Während dieser Frist war Gelegenheit gegeben, die beiderseitigen Regierungen über diese Verhandlungen zu unterrichten. Bei der Fortführung der Verhandlungen in Brest-Litowsk konnte dann ein Waffenstillstand vereinbart werden. Der Heeresbericht des deutschen Großen Hauptquartiers vom 16. Dezember meldet dieses große historische Faktum mit den Worten: „In Brest-Litowsk ist am 15. Dezember von Seiner Königlichen Hoheit dem Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern und Vertretern der verbündeten Mächte ein Waffenstillstandsvertrag mit Rußland für die Dauer von 28 Tagen, gültig vom 17. Dezember, 12 Uhr mittags ab, unterzeichnet worden."[2]) Das Weltereignis wird in einem amtlichen Berliner Telegramm[3]) noch näher erläutert. Der Waffenstillstand ist geschlossen zwischen der russischen Obersten Heeresleitung

1) Im „Deutscher Reichsanzeiger" Nr. 284 vom 30. November 1917 ist der offizielle Wortlaut der denkwürdigen Rede mitgeteilt.

2) Zuerst mitgeteilt in der Bayer. Staatszeitung Nr. 292a vom 17. Dezember 1917.

3) Ebenfalls zuerst mitgeteilt in Nr. 292a der Bayer. Staatsztg.

und den Obersten Heeresleitungen von Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei. Er beginnt am 17. Dezember mittags und gilt bis zum 14. Januar 1918. Falls er nicht mit 7tägiger Frist gekündigt wird, dauert er automatisch weiter. Er erstreckt sich auf alle Land-, Luft- und Seestreitkräfte der gemeinsamen Fronten. Nach Artikel IX des Vertrags beginnen nunmehr im Anschluß an die Unterzeichnung des Waffenstillstandes die Verhandlungen über den Frieden. Der eherne Tritt der Weltgeschichte hallt über die Erde.

Inzwischen sind auch die Bestimmungen des Waffenstillstandsvertrags veröffentlicht worden. Sie haben nicht rein militärischen Inhalt, sondern ebenso einen politischen. In der Einleitung wird nämlich gesagt, der Waffenstillstandsvertrag werde „zur Herbeiführung eines dauerhaften, für alle Teile ehrenvollen Friedens“ abgeschlossen. In den Zusatzbestimmungen heißt es: „Um die Friedensverhandlungen zu fördern und die der Zivilisation durch den Krieg geschlagenen Wunden so schnell als möglich zu heilen, sollen Maßnahmen zur Wiederherstellung der kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den vertragschließenden Parteien getroffen werden“. Im einzelnen werden als solche Maßnahmen angeführt: Wiederaufnahme des Post- und Handelsverkehrs innerhalb der durch den Waffenstillstand gezogenen Grenzen. Der Waffenstillstandsvertrag soll also die Brücke zum Frieden bilden. Das ist nicht die Sprache des Schwertes, das dem besiegten, nicht mehr wehrfähigen Feinde den Waffenstillstand diktiert, sondern die der vermittelnden Politik, des positiven Aufbaus für die Zukunft. So hat der Waffenstillstandsvertrag allein aus diesem Grunde eine präzise international-politische Bedeutung. Nach dieser Richtung weist namentlich auch Artikel X des Vertrags, in welchem die Räumung Persiens von russischen und türkischen Truppen ausgemacht wird zur Durchführung des Grundsatzes der „Freiheit, Unabhängigkeit und territorialen Unversehrtheit des neutralen persischen Reiches“. Damit zerrinnt der

russisch-englische Vertrag von 1907 über Persien (Abgrenzung der Interessensphären), und der Hammerschlag der Zeit pocht an die Tore Indiens. Die Perspektive einer neuen ostasiatischen Politik tut sich auf, welche die Völker vom Rhein und der Donau bis Japan zusammen führen wird, wenn Rußland künftig sein Heil in einem dauerhaften Frieden sucht, die Expansionsbestrebungen des Zarismus ablehnt und einzig wirtschaftlich-kulturellen Zwecken sich widmet.

Die Friedensverhandlungen haben schon am 21. Dezember in Brest-Litowsk begonnen. In seinen Begrüßungsworten an die Unterhändler sprach der Oberkommandierende der Ostfront Prinz Leopold von Bayern die Hoffnung aus, daß die Verhandlungen möglichst bald zu einem „Völker beglückenden Frieden führen“ möchten. Der den Vorsitz führende deutsche Staatssekretär Dr. v. Kühlmann stellte in seiner Eröffnungsrede als Zweck der Verhandlungen hin, den „Zustand von Frieden und Freundschaft“ mit Rußland wieder herzustellen. Die Verhandlungen sollen getragen sein vom „Geiste versöhnlicher Menschenfreundlichkeit und gegenseitiger Achtung“. Rußland wird, so muß man daraus schließen, einen außerordentlich günstigen Frieden bekommen.[1])

Bereits am 25. Dezember sind die Friedensverhandlungen mit Rußland zu einem vorläufigen Ergebnis von entscheidender Bedeutung gelangt. Es wird, wie vorerst bemerkt sei, ein annexions- und entschädigungsloser Friede für Rußland werden. Die Mittelmächte haben sich ferner mit einem sofortigen allgemeinen Frieden ohne gewaltsame

---

1) Da nach den Worten Kühlmanns vorerst die Festsetzung der wichtigsten Grundsätze und Bedingungen erfolgen, worauf dann erst ein die kleinsten Einzelheiten enthaltendes Friedensinstrument ausgearbeitet werden soll, so dürfte es sich, wie nach dem deutsch-französischen Krieg, zunächst um einen Präliminarfrieden handeln. Nach der Kapitulation von Paris am 28. Januar 1871 wurden am 26. Februar die Friedenspräliminarien von Versailles und am 10. Mai 1871 der definitive Friede zu Frankfurt a. M. geschlossen.

Gebietserwerbungen und Kriegsentschädigungen einverstanden erklärt, wenn alle Kriegführenden ausnahmslos und ohne jeden Rückhalt innerhalb einer angemessenen Frist sich bindend dafür verpflichten. Die Weiterberatung ist bis zum 5. Januar 1918 sistiert, damit die Russen sich mit ihren Verbündeten benehmen können.

Der Grundriß der Friedensbedingungen ist zuvor vom Reichskanzler Grafen Hertling den Führern aller Reichstagsparteien mitgeteilt worden, die alle zugestimmt haben.

Welche Veränderung der Lage seit dem frivol mißachteten, verhöhnten Friedensangebote der Mittelmächte vom 12. Dezember 1916! Und welche Fügung der göttlichen Vorsehung, daß der Staatsmann, dessen Initiative vornehmlich jenes Friedensangebot zu danken war, der bayerische Ministerpräsident Graf Hertling, nunmehr als Reichskanzler die mißachtete Friedensinitiative vor einem Jahre im Verein mit den Staatsmännern der Mittelmächte zu einem Friedensinstrument umzugestalten vermag!

Noch soll man nicht von Frieden reden und nicht frühzeitig Hoffnungen erwecken. Die englische Diplomatie, an der Spitze der englische Botschafter Buchanan in Petersburg, arbeitet fieberhaft, um aus dem Chaos in Rußland eine bürgerliche Opposition gegen die maximalistischen Machthaber des russischen Reiches zu schaffen und die noch nicht allgemein anerkannte Staatsgewalt der Lenin, Trotzky und Genossen zu stürzen. Das verstärkt auf der anderen Seite das Streben der Lenin und Trotzky, so rasch wie möglich zum Frieden zu gelangen. Durch die schrecklichen wirtschaftlichen Zustände des militärisch zu Boden geworfenen russischen Staatswesens ist die allgemeine Friedensliebe in Armee und Volk wachgerufen und zu einem Rußland beherrschenden Faktor gestaltet worden. Die Stärke der maximilistischen Bewegung besteht darin, daß sie die Friedenssehnsucht verkörpert und sie unter allen Umständen zu verwirklichen sucht.

Vonseiten der Mittelmächte wird offenbar alles geschehen, um mit Rußland einen den Interessen des russischen



Volkes gerecht werdenden Frieden alsbald herbeizuführen. Reichskanzler Graf Hertling erklärte in seiner Reichstagsrede vom 29. November, daß in den bisher bekannt gewordenen Vorschlägen der russischen Regierung diskutable Grundlagen für die Aufnahme von Verhandlungen über einen Waffenstillstand und einen allgemeinen Frieden erblickt werden können. Das frühere nachbarliche Verhältnis, namentlich in wirtschaftlichen Fragen, mit dem russischen Volke soll wieder kommen. „Was die ehemals dem Zepter des Zaren unterworfenen Länder Polen, Kurland, Litauen betrifft, so achten wir das Selbstbestimmungsrecht ihrer Völker. Wir erwarten von ihnen, daß sie sich selbst diejenige staatliche Gestalt geben werden, die ihren Verhältnissen und der Richtung ihrer Kultur entspricht“, fügte der Reichskanzler hinzu. Damit hat er die Friedensverhandlungen mit Rußland in eine Formel gelegt, die den Frieden mit Rußland spruchreif macht.

Die Folgen eines etwaigen Friedensschlusses der Mittelmächte mit Rußland würden das Ende des Krieges bringen. Die Türkei wird frei für ihre asiatischen Gebiete gegen die Engländer und für maritime und territoriale Operationen gegen Sarrail in Saloniki, wozu noch die Bulgaren kommen. Für die deutsche Heeresmacht endigt der Zweifrontenkrieg und es kommt dann mit voller Wucht der Bewegungskrieg an der Westfront, unter Zusammenwirken des deutschen und des neugeborenen österreich-ungarischen Heeres, wie Minister Graf Czernin am 6. Dezember 1917 in der ungarischen Delegation unter der lebhaften Zustimmung der Delegierten angekündigt hat mit den Worten: „Jawohl wir kämpfen für Elsaß-Lothringen genau so, wie Deutschland für Lemberg und Triest gekämpft hat. Ich kenne da keinen Unterschied zwischen Straßburg und Triest. Wenn in dem allgemeinen europäischen Kriegsbilde andere Konstellationen eintreten sollten, was nicht ausgeschlossen erscheint, und an anderen Fronten große Ereignisse vorangehen sollten, dann würde ich, ich sage das offen und fühle mich hiebei eins

mit Graf Tisza, es lebhaft begrüßen, wenn der Moment käme, in dem wir auch an den anderen Fronten gemeinsam mit unseren Bundesgenossen kämpfen würden." [1]) Was damit angekündigt wird, ist auch für die Westmächte erkennbar. Und die Befreiung der Gefangenen in Rußland stellt noch weitere Verstärkungen in Aussicht.

Gegen das, was dann kommt, kämpfen die englischen Staatsmänner mit lauten Reden voller großer Worte vergeblich an. Der frühere englische Minister Lord Landsdown hat jedoch jetzt schon zum Verständigungsfrieden gemahnt und in England vielfach Zustimmung gefunden, in erster Linie bei den Liberalen, vielfach aber auch bei den Konservativen und Arbeitern. Premierminister Lloyd George suchte am 15. Dezember diese Bewegung mit vielem Schimpfen und Höhnen aus der Welt zu reden und präsentierte den Wechsel der amerikanischen Helfer. Wie er eingelöst werde, wußte Lloyd George nicht zu sagen, da, wie er selbst erklärte, die Tonnagefrage dazwischen liegt. Und so kündigte er neue extensive Rekrutierungen in England an, um ein bewegliches englisches Operationsheer zu schaffen, das zu jeder Stunde auf jedem wichtigen Teil der französisch-belgischen Front erscheinen kann. Auch diese englische Aushilfe bildet kein schützendes Dach für das nach einem Friedensschluß mit Rußland an der Westfront losbrechende Ungewitter.

In dem Interview eines Korrespondenten der Neuen freien Presse[2]) mit Feldmarschall v. Hindenburg und General Ludendorff sagte General Ludendorff: „Einen Friedenstermin kann kein Heerführer prophezeien. Nur eins ist bestimmt zu versichern: als Remispartie wird dieser Krieg nicht abgebrochen, sondern günstig für uns entschieden werden." Diesem vielsagenden Wort fügte Ludendorff noch hinzu: „Was das Ende des Krieges mit Frankreich anlangt, so

1) Bericht in Nr. 19144 der „Neuen fr. Presse" vom. 7. Dezember 1917, Seite 3.

2) Siehe Nr. 13139 vom 2. Dezember 1917.



gelingt es uns vielleicht, noch einen entscheidenden Schlag zu führen, obwohl ja ein einzelner Schlag den heutigen Krieg kaum mehr entscheidet.“ Eine Westkampagne dürfte also bevorstehen, die dann die Friedenspalme auf der Höhe menschlichen Elends und menschlicher Einsicht aufpflanzen wird, von wo sie England nicht mehr herunterholen kann.

Rußland wirbt um Frieden, in England erheben sich Stimmen, die im Namen weiter Kreise zur Verständigung mahnen, Amerika zaudert und Japan lehnt ab, sich militärisch am Weltkrieg zu beteiligen. Das ist die Weltlage beim Eintritt in das Jahr 1918.

Schon hebt sich sichtlich die Stimmung im deutschen Volke. Die innere Anteilnahme an den Ereignissen bei einem 70 Millionen-Volk nach drei Kriegsjahren hoch zu erhalten, ist eine schwere Aufgabe. Der Unterschied in der Volksstimmung zwischen jener beim Kriegsausbruch 1914 und der von heute ist groß. Die psychologische Erklärung liegt auf der Hand. Anspannend und begeisternd wirkt eben nur der im Sturmesbrausen vorwärtsschreitende Angriffskrieg. Wir meinen nicht etwa den Präventivkrieg, sondern den aufgedrängten Verteidigungskrieg, der zum Angriffskrieg gestaltet wird, der den Gegner überrennt und damit in rascherer Folge zum Ziele führt. Deutschland und seine Verbündeten haben gewaltige Erfolge im Krieg errungen. Zerschmettert ist das russische Reich, der Zarismus. Zerschmettert sind Serbien und Rumänien, Italien sinkt in die Tiefe, die Franzosen sehen ihre ertragreichsten Provinzen verödet und verwüstet und sind zusammen mit den Engländern nicht imstande, die deutsche Wehrmacht aus Flandern und Nordfrankreich zu vertreiben. Einer ganzen Weltkoalition hat sich Mitteleuropa militärisch gewachsen gezeigt und sich dadurch die Zukunft gesichert. In imponierender Größe steht es da und nach dem Kriege werden die Gegner mit ihm paktieren müssen, wenn es ihnen auch noch so schwer fällt. Die bisherigen Ergebnisse des Krieges sollten geeignet sein, das Volk mit Stolz und Zuversicht zu erfüllen. Sie herrschen

auch im Volke. Allein die Stimmung ist zugleich eine tiefernste. Die Leiden, denen das Volk ausgesetzt ist, sind unsagbar. Wo ist heute noch ein Haus in Deutschland, das nicht den Tod von Lieben, Verkrüppelung und Siechtum von Angehörigen zu beweinen hätte? Das ganze Land seufzt unter Entbehrungen ohne Unterlaß, unter schweren wirtschaftlichen Schäden, die Festbesoldeten geraten in Schulden und der Mittelstand in Handel und Gewerbe, so er nicht an Kriegslieferungen beteiligt ist, verarmt, für die Zeit nach dem Krieg bereitet sich eine wirtschaftliche Umwälzung vor, welche die Klein- und Mittelbetriebe ausschalten wird. Und wenn es dann an die Deckung der Kriegslasten (infolge der Schulden und der Versorgung der Verkrüppelten, Pensionisten und Relikten) durch dauernde Rieseneinnahmen geht, wird neuer Druck im ganzen Volkskörper geübt werden müssen. Daß der freudige Siegeswille, die Entschlossenheit, tapfer auszuharren bis zum siegreichen Ende, von den eben geschilderten Begleiterscheinungen nicht frei geblieben ist, weiß jeder Deutsche.[1])

Das Bild ist indeß damit noch nicht vollständig. Es ist jetzt ein Jahr her, seit das Friedensangebot der Mittel- (12. Dez. 1916) an die Feinde ergangen ist. Man konnte mit dieser Aktion einverstanden sein. Sie entsprach der Volksstimmung in Deutschland. Später einmal wird sie von großem politischem Werte sein, weil die erfolgreichen Mittelmächte die ersten waren, welche die Welt daran erinnerten, daß die schrecklichen Kämpfe das Ziel des Friedens nicht vergessen lassen, sondern es näher rücken sollen. Allein

1) General Frhr. v. Freytag-Loringhoven behandelt in seiner Schrift „Folgerungen aus dem Weltkrieg“ (Berlin 1917 bei Mittler u. Sohn) in dem Kapitel „Psyche des Volks- und Massenkriegs“ für die Armee den Wechsel vom Schwung der Begeisterung zur besonneneren Stimmung, bei welcher das Pflichtgefühl und der bewußte Wille der Gesammtheit alle Schwierigkeiten überwindet, in sehr ansprechender Weise.

was auf die Friedensaktion folgte, war nicht zu loben. Unter den Fehlern war vielleicht der größte, daß nach der höhnenden Ablehnung des ersten Friedensangebots der Reichstag unter Blitz und Donner des Kanzlersturzes die Friedensresolution vom 19. Juli 1917 beschloß, welche bei den Feinden, sagen wir recht milde, unbeachtet blieb und im Innern ein Hemmschuh für die Wiederherstellung des aus allen Fugen gewichenen Burgfriedens wurde.

Mit der Kanzlerschaft des Grafen Hertling hat sich die innere Lage wieder gefestigt und die Handhabung der äußeren Politik geschieht auf sicherer diplomatischer Grundlage. Möge recht bald im neuen Jahre das siegreiche deutsche Schwert die Ereignisse zur letzten Entscheidung führen und deutsche Staatskunst den Bau des Friedens der Welt für jetzt und eine unabsehbare Zukunft errichten. Das walte Gott!

VII.

Brief aus Holland.

Vor einigen Tagen erschien in Haag eine Broschüre unter dem Titel: Der belgische Annexionisme, lengevaar voer Holland. Der Verfasser, der seinen Namen verschweigt, beleuchtet in klarer Weise unsere Lage gegenüber der belgischen Regierung sowohl vor als nach dem Ausbruche des Krieges, die gründliche Beachtung verdient. Der Verfasser beginnt mit der Antwort der Entente an den Präsidenten Wilson bezüglich der territorialen Pläne für Belgien bei dem kommenden Friedensschluß. Aus einer beigefügten Note des belgischen Ministers des Auswärtigen an seinen Gesandten in Amerika erhellt uns deutlich, daß er an erster Stelle eine durchschlagende Kriegsentschädigung verlangt; an zweiter Stelle die Aufhebung der früheren Neutralität, so-



wie eine freie Verfügung in allen politischen Fragen und zum Schlusse als Schutzmacht für Belgien die Vereinigten Staaten von Nordamerika, worauf man ein Recht zu haben glaube wegen der loyalen Haltung während des Krieges.

Die erwähnte Broschüre enthält verschiedene schriftliche und mündliche Erklärungen von belgischen und französischen Staatsmännern und Politikern, die unsere Zukunft in ähnlicher Art bedroht erscheinen ließen. Man höre folgende Auslassungen der jüngsten Zeit: Den 18. April veröffentlichte die Nieuwe Courant im Haag eine Unterredung mit einem belgischen Abgeordneten, worin dieser für Belgien im Anschlusse an die Entente verlangt, daß man auf der Schelde die freie Fahrt gestatten solle für alle Handels- und Kriegsschiffe, nicht bloß von Belgien, sondern auch von England und Frankreich. Mit anderen Worten: Belgien verlangt bloß freie Fahrt, — doch wünscht es mit Holland in Frieden und Freundschaft zu verkehren! Dieser Schluß des Redners lautet recht ironisch. —

Der bekannte französische Konvertit K. Huysmans erklärte kürzlich ebenfalls im Haag, die Scheldefrage müsse mit Holland in freundschaftlicher Übereinkunft gelöst werden. Man verlange nur freien Verkehr auf der Schelde, aber keine Annexion der Ufer. Pierre Nethomp, der bereits in seiner Schrift: Histoire belge au Luxembourg sich sehr unfreundlich über Holland äußerte, hat einen petit Cathechisme national geschrieben zur Verbreitung in der Front. Dort heißt es, das linke Scheldeufer und ein Teil von Limbourg müssen an Belgien abgetreten werden. Auch sei ferner erinnert an das 1916 veröffentlichte Buch: La Belgique au tournant à son histoire, das in diesem Kriege viel gelesen wird. In ihm wird in großen Worten Propaganda gemacht für die Annexion von deutschen und holländischen Landesteilen, man versteht darunter unsere Ost- und Südgrenzen. Viele katholische Blätter, darunter an erster Stelle die Tijd, die früh und spät gegen die Deutschen und das Zentrum wetterten, die bloß und zwar mit vollem Rechte Sicherheit verlangen für die belgische Regierung wegen ihres An-



schlusses an Frankreich und England, sehen sich jetzt gründlich enttäuscht durch die Annexionslust unserer lieben Nachbarn. Auch hier könnte man mit Recht auf die Ironie des Schicksals weisen! In der oben angezogenen Broschüre heißt es ferner: „Die Deutschen und Germanen können die Besitznahme von Antwerpen allein rechtfertigen, insofern dort eine militärische Gefahr droht. Mit der jetzigen Regelung der Westerschelde ist inzwischen eine Gefahr ausgeschlossen sowohl für Deutschland als für Holland. Deshalb bedauern wir, daß in dem jüngsten Schriftwechsel zwischen der holländischen und belgischen Regierung das Annexionsprogramm unangetastet blieb. Die Frage der Nordseeküste ist damit auch nicht gelöst bezüglich des Transports von Truppen. Aber auch hier könnte man in billiger Weise dem deutschen Verlangen entgegenkommen, falls nämlich nach dem Kriege die Neutralität Belgiens wieder hergestellt wird. Dann wird unsere Nordseeküste keine Bedrohung mehr bilden für Deutschland von Seiten Englands, sowie umgekehrt Deutschland für England. Man wird entgegnen, daß durch solch eine Regelung bei der nächsten Differenz oder Kriegsgefahr ein neuer Zank entstehen könne und Belgien wiederum der Kampfplatz würde. Aber das setzt voraus, daß in Zukunft die Machtverhältnisse der Völker Europas unverändert geblieben wären, was wir nicht annehmen können. Man vergißt, was nach einem dreijährigen Weltkrieg begreiflich ist, daß nicht der Krieg, sondern der Friede der normale Zustand zwischen den Völkern ist. Eben mit dem heißen Verlangen nach dem endlichen Frieden bietet die Neutralität uns wichtige ökonomische und geistige Vorteile, welche wir nicht ohne schwerwiegende Gründe und ohne große Verantwortung verschmähen können.“ Diesem Wunsche des unbekannten Schreibers schließen wir uns aus voller Überzeugung an.

Anzeigen.



52. Jahrgang. 1918.

Das 3. Heft bringt u. a.

Stille Helden. Roman aus dem Weltkriege. Von A. v. Wehlau.
Ehre sei Gott in der Höh'! Weihnachtslied von J. M. Burda. Komposition J. Kügele.
Heilige Nacht! Ein Zeitgedicht von Isabelle Kaiser.
Ein Vormittag in der kaiserlichen Gemäldegalerie in Wien. Von M. Doll. Mit 9 Illustrat.
Eifelgold. Von Al. Reuß.
Rosenbaum. Nach einem Tagebuch Peter Buchers. Erzählung von A. Fankhauser.
Unsere Bilder.
„Und sie fanden das Kind mit Maria, seiner Mutter, fielen nieder und beteten es an . . .“ Nach dem Gemälde von A. Edelfelt.
Der Mutter Gottes Wiegenlied. Nach der Originalzeichnung von Ed. v. Steinle. Kunstbeilage.
„Bangemachen gilt nicht!“ Nach einem Bildnis von E. Würtenberger.

Rundschau. — Für die Frauen. — Neue Bücher.

1 Kunstbeilage — 48 Illustrationen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und jedes Postamt.

Jeder katholischen Familie

zum Abonnement bestens empfohlen

die

illustr. belletristische Zeitschrift

Deutscher Hausschatz

43. Jahrgang. Okt. 1917 bis Sept. 1918.

Jährlich 52 Hefte.

Preis des kompletten Jahrganges 7 ℳ 20 ₰.

Jedes Postamt u. jede Buchhandlung nimmt Bestellungen hierauf entgegen.

Verantwortliche Redaktion: Geh. Hofrat Dr. Georg M. Jochner. München. Sendlingerstr. 61.
Hübschmannsche Buchdruckerei, H. Schrödl, k. b. Hoflieferant in München.

Inhalt
des
ersten Heftes.

Seite

I. Neujahr 1918 1

II. Rekatholisierungsbestrebungen gegenüber den Universitäten Würzburg und München unter der Regierung König Ludwigs I. 28
Von Anton Döberl.

III. Dr. Felix Clausen, der schweizerische Bundesrichter 35
Von Gabriel Meier, Einsiedeln.

IV. Die Weichenstellung in der Mystik . . 43
Von Emil Dimmler.

V. Organisationsfragen in Frankreich . . 49

VI. Vor einem Jahr und heute . . . 58

VII. Brief aus Holland 66

Ausgegeben am 1. Januar 1918.



Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland

herausgegeben
von
Georg Jochner.

(Gegründet von Joseph und Guido Görres.)

Hunderteinundsechzigster Band.

Zweites Heft.

München 1918.
In Kommission von Theodor Riedels Buchhandlung.



Von dieser Zeitschrift erscheint am 1. und 16. jeden **Monats ein Heft** in Großoktav. **Man** abonniert in München in der **Expedition dieser Blätter** (Josephspitalstr. 17, Hübschmannsche [H. Schrödl] **Buchdr.**).

Im übrigen sind die Historisch-politischen Blätter

halbjährlich zu 9 Mark

durch die Post zu beziehen.

Den buchhändlerischen Vertrieb **hat** Theodor Riedels **Buchhandlung** in **München** Residenzstraße 25 übernommen.

Inserate werden mit **1 Mark** die Petitzeile oder **deren** Raum, **Beilagen** nach Übereinkommen berechnet.

Herabgesetzter Preis: Von den ersten hundert **Bänden kostet**, soweit der Vorrat reicht, der einzelne Band nunmehr **4 Mark, der** Jahrgang **8 Mark** im Buchhandel.

Preis des Einzelheftes Mk. 1.— mit Ausnahme des ersten Heftes des 141. Bandes, welches Mk. 3.— kostet.

Die Administration der Histor.-polit. Blätter.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1918. 161. Band. Zweites Heft.

Inhalt: Eigentum, Arbeit und Zins. — Rekatholisierungsbestrebungen gegenüber den Universitäten Würzburg und München unter der Regierung König Ludwigs I. (Schluß) Von Anton Döberl. — Professor Gariel Mitterstiller. Ein Gedenkblatt für den ersten Amerikanisten in Österreich. Von Dr. Johann Ranftl, Graz. — Die Kapitulationen und die deutsch-türkischen Verträge. Von Rechtsanwalt Dr. Otto Hipp. — Böhmische Fragen. — Druck nach links oder gegen links? — Hyacinth Holland †.


Digitized by Google



VIII.

Eigentum, Arbeit und Zins.

„Mögen die Reichen bedenken, daß ihnen ihre Güter nicht anvertraut sind, um sie für sich allein zu genießen, sondern um sie gut zu verwalten als solche, die der Gemeinschaft der Menschen angehören. Indem sie den Dürftigen das Notwendige darreichen, geben sie denselben nur, was ihnen zugehört. Wird diese Pflicht der guten Verwaltung der Güter, sei es bei Weltlichen oder Geistlichen, im Großen vernachläßigt, glauben die Reichen, sie wären die alleinigen Herren und Meister dessen, was sie besitzen, und gedenken sie der Dürftigen nicht als ihrer Brüder, so entsteht mit Notwendigkeit eine innere Zerrüttung des Gemeinwesens. Falsche Lehrer und Betörer des Volkes gewinnen dann gewaltigen Einfluß, indem sie dem Volke vorpredigen, die irdischen Güter seien gleichmäßig für alle da, und die Reichen müßten gewaltsam zur Verteilung der Güter gezwungen werden. Dann entstehen bejammerungswürdige Zustände und Bürgerkriege: kein Eigentum wird geschont, kein Recht des Eigentums mehr anerkannt, und mit Fug können dann die Reichen sich über den Verlust der ihnen unrechtmäßig entzogenen Güter beklagen, aber sie mögen dann zugleich an sich die ernste Frage richten, ob sie auch in den Tagen der Ruhe bei der Verwaltung und Verwendung ihrer Güter das Recht des obersten Eigentümers, nämlich Gottes, anerkannt haben."

Benediktinerabt Johann Trithemius von Sponheim (1462–1507) De Judaeis.

Gesunde Wirtschaftsverhältnisse sind die Basis für den geistigen Aufschwung eines Volkes. Soziale Unordnung läßt nur in Einzelnen, Günstlingen des Glücks oder hochragenden Charakteren, „Intellektuellen" Empfänglichkeit für das Wissen zu, die Masse aber stumpft ab und ihr Schrei



nach Brot erstickt die Sehnsucht nach tiefer Erkenntnis. Nicht Bildung macht frei, sondern wirtschaftliche Freiheit und Selbständigkeit ermöglicht erst das Wurzelfassen der Volksbildung. Versuche durch formale Wissenschaft und Bildungskram eine elende Wirtschaftslage zu verbessern müssen scheitern. Grundlage jeder Wirtschaftsordnung ist das Recht, nicht willkürliche Menschensatzungen und Gesetzesparagraphen, sondern das Naturrecht. Aber kein verschwommenes Naturrecht, sondern jenes, das aus Gott fließt und die Religion in klaren Normen allen Menschen aller Zeiten verkündet. Unordnung vermag nur durch Rückkehr zur Ordnung behoben werden, durch tiefgründliche, wurzelhafte religiöse Erneuerung. Nur sie kann die Wirschaftsziele läutern, auf daß dann die Wirtschaft Grund und Boden erwerbe, worauf sie bauen könne. Nur soweit, als die Wissenschaft willens ist das religiöse Empfinden zu fördern anstatt zu verletzen, kann sie mittelbar auch zur sozialen Reformation dienen.

Wie aber mag Religion und Wirtschaft zusammenhängen? Die Religion gilt doch nur fürs stille Kämmerlein, gerade noch eventuell auch bei ganz besonders Zurückgebliebenen für die Kirche, die Wirtschaft aber kann sich doch in ihrem Fortschritt nicht von so sentimentalen Träumereien hemmen lassen! Unsere Zeit findet hier wahrlich ein Rätsel! Und gerade dies ist die Ursache, warum sie keinen Ausweg aus dem Irrsal entdecken kann und sich in Symptomarbeit erschöpft, wenn sie nicht überhaupt völlig verkehrt Hand anlegt und das Chaos dadurch noch verschlimmert. Es ist traurig, daß die fixe Idee vom „Rein-Wirtschaftlichen“ auch in katholischen Kreisen so große Verheerung angerichtet, nachdem sie sich zu uns unter der heuchlerischen Larve von Fortschritt und zeitgemäßem Umdenken eingeschlichen. Ein Blick auf jene Zeit, da Religion, Wirtschaft und Wissenschaft einander harmonisch ergänzten, soll uns belehren und für kommende Kämpfe die Waffen schmieden helfen. Der Nationalismus ist tot, die demokratischen Phrasen haben sich überlebt, wenn sich auch die Männer der Vergangenheit noch immer nicht



davon trennen können. Der Kapitalismus ist allseits in seiner ganzen Entartung erkannt worden. Nun heißt es daraus die rechten Schlüsse ziehen. Der Zukunftskampf wird sich zwischen der Menschheitsidee des Katholizismus und der Pseudoordnung des materialistischen Sozialismus abspielen. Da müssen wir uns heute schon wappnen und dies geschieht nicht besser, als wenn wir rückblicken auf das Mittelalter, das uns wahrlich Beispiele genug gibt, aus denen wir lernen können. Es ist noch nicht so lange, daß die Phrase vom finsteren Mittelalter verklungen, ja oft schwirrt sie noch heute um die Köpfe der Urteilslosen und fängt sie listig ein. Den Ernsten und Einsichtsvollen darf man freilich schon lange nicht mehr damit aufwarten. Immer weiter hat sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß nicht das Mittelalter finster und dunkel gewesen, sondern daß wir mit getrübten Brillen in unsere Vergangenheit zurückblickten, und immer zahlreicher sind diejenigen geworden, welche sich bemüßigt fühlten den Schmutz von den Gläsern, durch die sie sahen, wegzuputzen. Trotzdem versuchen diejenigen, die ein Interesse an der Geheimhaltung der Wahrheit haben, noch immer dagegen anzukämpfen. Erst vor kurzem fiel mir ein sehr verbreitetes Büchlein, das in die Massen dringen sollte, in die Hände, in dem mit bewußter Fälschung von einer „Geringschätzung der eigentlich sozialen Probleme“ im Mittelalter erzählt wird, eine „Kluft“ zwischen den „Mächtigen und der großen Masse von Unfreien und Hörigen“ unter dem Feudalsystem konstruiert wird und es sich zuletzt noch der große Thomas von Aquin gefallen lassen muß, daß er als einflußreich, aber unbekümmert um wirtschaftliche und soziale Fragen hingestellt wird („Sozialogie“ von Prof. Dr. Th. Achelis in der bekannten Sammlung Göschen). Gegenüber dieser systematischen Tätigkeit muß leider festgestellt werden, daß sich die Katholiken viel zu geringschätzig dieser größten und gediegensten Epoche in der Menschheitsentwiklung gegenüber benehmen. Zweck dieser Zeilen ist es, zum Nachdenken anzuregen!

6*



Grundlage der mittelalterlichen Ordnung war das christlich-germanische Recht. Die Germanen hatten von ihren Wanderungen im Norden, dem entbehrungsreichen, harten Leben eine merkwürdige Frische mitgebracht und eine tief sittliche Ahnung von der einstigen Uroffenbarung. Sie waren noch so ursprünglich und jung wie die Semiten vor den orientalischen Weltreichen nach dem Turmbau zu Babel oder die Griechen und Römer, ehe sie mit der östlichen Kultur in Berührung kamen. Die Kirche knüpfte an die gesunden Anschauungen der Germanen an, gab ihnen die rechte Weihe, merzte das Heidnische aus und pfropfte dem kräftigen Baume ein Edelreis auf, das bald reiche Früchte trug. So wurden Quadern ineinandergefügt, die einem stolzen Bau als Basis dienen konnten und so gut fundiert sind, daß sie auch in unseren Tagen nichts von ihrem bleibenden Werte verloren haben. Wenn unser Geschlecht, das so voll Sehnsucht nach Gesundung erfüllt ist, nicht blind wäre, müßte es darauf stoßen, oder besser, wenn ihm nicht schon mit der Muttermilch jenes Vorurteil eingeflößt worden wäre, das ohne auch nur oberflächlich zu prüfen, alles, was katholisch heißt, grundsätzlich ablehnt, so zwar, daß selbst Katholiken sich scheuen, in Wirtschaftsfragen katholisch zu denken und zu handeln.

Alle Gewalt und alles Eigentum ist Gottes. Nur Amt und Nutznießung sind beide in der Hand des Menschen. Kulturgebot des Menschen ist, sich frei enthaltend mit Bezähmung der Leidenschaften und in Hinblick auf Gott die Erdengüter zu genießen. Mit Gewalt und Besitz sind daher Pflichten verbunden, Pflichten gegen Gott, gegen den Nächsten und natürlich auch gegen sich selbst.

Thomas von Aquin drückt dies in seiner klaren Sprache folgend aus: „Bona temporalia, quae homini divinitus conferuntur, eius quidem sunt quantum ad proprietatem, sed quantum ad usum non solum debent esse eius, sed etiam aliorum, qui ex eis sustentari possunt ex eo, quod ei superfluit.“ Eigentum aber ist nötig, weil sich der Mensch



ganz seiner Persönlichkeit erfreuen möge, wozu das Eigentum wesentlich beiträgt. Nur derjenige, der sich berufen stark genug fühlt auch ohne Eigentum seiner Erdenpflicht gerecht zu werden, darf seinem Besitz entsagen. Also nur freiwilliger Kommunismus, wie ihn die ersten Christen und die Orden kennen, ist gestattet, nicht aber zwangsweiser, da nur die Freiwilligkeit des Opfers dafür bürgt, daß nicht Zwietracht dadurch gesät werde.

Das germanische Recht dachte nicht anders. Auf seiner Wanderschaft war der Stamm auf jeden einzelnen angewiesen, mußte ihm daher sein freies Persönlichkeitsrecht belassen und wenn nötig schützen. Anderseits erforderte die Gefahr und der Ernst des Lebens ein frei anerkanntes führendes Oberhaupt mit weitgehenden Befugnissen, die ihm die Gesamtheit in Freiheit und Bewußtsein ihrer Notwendigkeit einräumt. Dadurch war die Ableitung von Gewalt und Besitz vom Herzog gegeben und die Verwendung beider von ihm, dem frei erkorenen Vertreter des Gemeinwohles abhängig. Trotzdem vermochten sich keine tyrannischen Gelüste zu verwirklichen, weil der Führer nicht über, sondern unter dem Recht stand und sich die Krieger seiner sofort entledigt oder ihm zu mindest weiteren Gehorsam verweigert hätten. Diese Zustände waren nun sicherlich nicht so ideal, doch als Schema für die Wahrheit dürfen diese Erwägungen gelten, Das Nomadenleben, der ewige Wechsel und Krieg lehrt weiters den Besitz überhaupt gering anschlagen, weil er eher lästig, als befriedigend. Dies wird später bei dem Beginn der Siedlung dann noch nachgewirkt haben, so daß Schenkungspflichten, Gastfreundschaft alte germanische Tugenden darstellen.

Wer aber hat nun Anspruch auf Eigentum? Einzig und allein die Arbeit und unverschuldetes Elend. Arbeit ist Gottesdienst. Ora et labora. Ehedem ein Spiel, wurde sie zur Strafe, zur harten Fron, aber Pflicht war sie immer. Qui non laborat, nec manducet. Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod verdienen. Aber nicht aus Goldgier soll der Mensch arbeiten, sondern um Gott zu

dienen, sich zu erhalten und dem Nächsten, der seiner bedarf, zu nützen.

Der Germane empfand nicht anders. Der kalte Norden ist kein Förderer des Müßigganges. Im Wanderleben kommt nur der Tätige zur Geltung, ein Arbeits- und Tatenscheuer gilt als Schädling der Gesamtheit. Die harte Zucht und Schule ihrer Jugend macht die germanischen Völker zu jenen rastlosen, energievollen, aber auch künstlerischen und erfindungsreichen Arbeitern, die noch heute an ihnen alle Welt bewundert. Erst als sie seßhaft wurden, schlich sich eine andere Gesinnung ein, ließ man Sklaven arbeiten, Feinde, die man gefangen und unterworfen, und lebte dem Kriegshandwerk und der Jagd. Es ist ein Verdienst des Christentums, diesen Keim, noch ehe er sich recht entfalten konnte, vernichtet zu haben.

Als vorzüglich wertschaffende Arbeit galt die Landwirtschaft. Aus ihr holt sich das Volk seine gesunde Kraft. Der stete Verkehr mit der Natur, die Bebauung des Bodens, dem die Lebenssäfte entsteigen, feit gegen alle Sünde am besten. Aber auch das Handwerk hat goldenen Boden, sofern es nicht Tand erzeugt, der den Menschen schadet, anstatt zu nützen. Am gefährlichsten ist der Handel, weil er nur feste Charaktere nicht zum Betrug verlockt, den Reichtum leicht in Üppigkeit und Sittenverderbnis ausarten läßt. Wieder sagt Thomas von Aquin: „Unde opportet, quod perfecta civitas moderate mercatoribus utatur: Dignior est civitas, si abundantiam rerum habeat ex territorio proprio, quam si per mercatores abundet“. Wir sehen, welch feines Gefühl das Mittelalter für die Gefährlichkeit des Händlertums hatte, wie es ahnte, daß es selbst daran zu Grunde gehen würde, wie noch, seit die Welt besteht, jedes Heldengeschlecht und jede Heldenkultur am Händlertum zu Grunde ging, solange bis es in seinem Übermute endlich in diesem Krieg am — Rest des Heldentums zersplittert.

Großer Wert wird auf die Persönlichkeit in der Arbeit gelegt. Und nur so ist trotz des scheinbar diesem Grundsatz widersprechenden Zunftwesens des Mittelalters die hohe Kunst-



fertigkeit, des Handwerks erklärlich. Die Maschine tötet die menschliche Persönlichkeit, macht den Menschen zum Sklaven, wenn sie dort verwendet wird, wo der Zweck der Arbeit ohne sie durch das Handwerk besser erreicht wird. Denn nicht Massenproduktion zwecks Sammlung von Reichtümern, sondern gediegene Arbeit, die den Produzenten ernährt und den Käufer befriedigt und nicht schädigt, ist Sinn der industriellen Wirtschaft.

Nur der Handwerker wird seine ganze Seele in seine Arbeit legen. Der Proletarier, der die Maschine bedient erzeugt nur Fabrikwaren, an denen sein Herz nicht hängt, die nur dem Unternehmer Profit gewähren und den Kunden „billigen“ Schund bieten.

Wenn aber nur die Arbeit Werte schafft, dann ist das Geld als solches unfähig hiezu. Die große Lüge vom Kapital, das fruchtbar sein soll, war im Mittelalter unbekannt. Das Kapital ist tot, gebärt kein Geld. Darum ist es verboten Zins zu nehmen, denn Zins ist Wucher. Zins (census) bedeutete ursprünglich den Ertrag, den Grund und Boden abwarf, und wurde erst später für Wucher eingeschmuggelt, um damit täuschend glauben zu machen, es könne auch das Kapital einen Ertrag liefern. Ist mein Bruder in Not, dann gewähre ich ihm ein Darlehen ohne Zins, ohne Wucher, denn es ist unchristlich aus dem Unglück anderer Nutzen zu ziehen. Nur eine Schadloshaltung für entgangenen Gewinn oder bei gefährdeter Rückerstattung ist erlaubt. „Es verbiutet got unde der pabest unde der keyser und alles geistlich gerichte unde recht, daz dehein kristen mensche von dem andern sol gesuoch (Zins) nemen. Daz verbot dannoch sunderlichen pabest Leo unde der saelige künic Karel mit einander ze Rome, da sie beide concilje hatten“, sagt der Schwabenspiegel.

Um den Warenverkehr zu regeln, gab es den gerechten Preis. Wieder ist jener Thomas von Aquin, der sich so gar nicht um wirtschaftliche Dinge kümmern soll, derjenige, der die Anschauungen der Zeit am prägnantesten faßt: „Si



pretium excedat quantitatem valoris rei, vel e converso res excedat pretium, tollitur justitiae aequalitas. Et ideo carius vendere vel vilius emere rem quam valeat, est secundum se injustum et illicitum.“ Der Realpreis ist maßgebend, basiert auf Güte und Gestehungskosten, unbeschadet der Person des Käufers oder Verkäufers, nicht der Nominalpreis, der sich nach Angebot und Nachfrage am Markte regelt. Die Worte, die Abt Trithemius dazu spricht, klingen ganz „modern“, ja geradezu erregend in ihrer Aktualität.

In seiner Schrift De Judaeis schreibt er: „Ganz irrig wäre es, wenn man glauben wollte, daß durch feste Preissätze der Verkehr unter den Menschen unförderlich eingeschränkt würde. Wir sehen vielmehr unter unseren Augen, wie sehr er zwischen Verkaufenden und Kaufenden in Blüte steht, wo noch der gerechte Preis möglichst eingehalten und die Menschen durch gesetzliche Vorschriften vor geldgieriger Übervorteilung gesichert werden. Hebt man solche Vorschriften auf oder hält man, wenn sie auch noch bestehen, nicht auf ihre Befolgung, so verfällt mit dem allgemeinen Vertrauen auch die Güte der Waren; Kaufleute und Handwerker überbieten einander und der Käufer, der dann auch seinerseits auf die Preise drückt, bekommt schlechte Erzeugnisse. . . . Wer Korn, Fleisch und Wein aufkauft, um deren Preis in die Höhe zu treiben und auf Kosten anderer Geld zu erbeuten, ist nach den Satzungen des kirchlichen Rechtes ein gemeiner Verbrecher. In einem guten Gemeinwesen muß der willkürlichen Verteuerung der für Nahrung und Kleidung unentbehrlichen Dinge entschieden vorgebeugt werden; in Zeiten der Not kann man Kaufleute, welche solche Waren besitzen, zwingen, dieselben zu einem gerechten Preise zu verkaufen. Denn in jedem Gemeinwesen kommt es vor allem darauf an, wie die Väter lehren und schon die Natur der Sache verlangt, daß für die Gesamtheit der Angehörigen gesorgt werde, nicht daß eine kleine Anzahl sich zum Nachteil und Verderben der großen Menge ungebührlich bereichere und mit ihrem Reichtum schmarotze und buhle.“



Vierhundert Jahre brauchte die Menschheit, um diese Worte nun in Weltkriegsnot zu erlernen und dann muß sie schmählich genug gestehen, daß lange, lange vor dieser herrlichen modernen Zeit das klar war, was wir erst heute langsam zu begreifen beginnen. Ist es nicht traurig zu sehen, wie sich vier Jahrhunderte mühen und endlich am selben Punkt stehen, den sie hochmütig verlassen? Die Wahrheit bleibt eben ewig Wahrheit und wer sie leichtsinnig verläßt, um sie erst selbständig zu suchen, dem kann es passieren, daß er lange, lange umsonst herumirrt, bis er einsehen lernt: Ich war ein Tor! Ich möchte diese Zeilen einer so verachteten Zeit, über welche die „Modernen" die Nase rümpfen, gerne öffentlich an allen Straßenecken angeschlagen sehen, und ich wette, jeder, der sie lesen wird, wird ihnen zustimmen und zugleich darauf schwören, einen neuen Regierungserlaß vor sich zu haben.

Wie kam es aber, daß diese klaren Anschauungen in Verlust geraten konnten? Dieses Rätsel erhellt im Augenblick, da wir auf das römische Recht und seine Einführung nach Deutschland einen Blick der ruhig abwägenden Betrachtung werfen.

Das römische Recht hat wesentlich andere Grundsätze. Hier Altruismus, dort Egoismus. Statt sittlicher Freiheit, die aus Gott, dem freiesten Geiste, der doch nicht sündigen und fehlen kann, strömt, sinnliche Zügellosigkeit, die den Menschen der Materie versklavt, die typische Erbsünde, aber jene, die unempfänglich für die Erlösung in ihrer Sinnlichkeit verhärtet ist. Wir werden später mehr davon hören. Eigentum verpflichtet nicht, erfordert keine sittliche Herrschaft, sondern ist die stoffliche Herrschaft oder besser die Herrschaft des Stoffes über den Eigentümer, der sich einbildet nach Willkür damit walten zu können und statt dessen doch nur so schaltet, wie der Stoff es von ihm fordert. Arbeit ist Sklavensache, während der Herr genießt, höchstens mit seinem Kapital spekuliert und Landwirtschaft und Handel nur deshalb



treibt, um seiner Gier nach Lebensgenuß frönen zu können. Gerechter Preis ist selbstverständlich unbekannt.

Dieser Rechtsgeist ist nicht arisch und auch nicht ursprünglich römisch. Er kam zu den Römern erst mit den punischen Kriegen und der Berührung mit dem Händlertum und Despotismus des Orients, ist also wesentlich semitischen Ursprungs. Es war derselbe Prozeß, dem auch das Germanentum unwiderruflich verfallen gewesen wäre, hätte nicht die Kirche die Keimanlagen zerstört, die Einwirkung der römischen Dekadenz verhindert und wenigstens durch 700 Jahre bewiesen, daß der endliche Fall trotzdem nicht nötig gewesen wäre.

Wie schlich sich aber nun das römische Recht ins deutsche Volksblut ein, wie konnte es den Organismus derart verseuchen, daß er 400 Jahre schon daran krankt? Wieder war es Händlertum und Despotismus, die Quelle alles Weltenübels, die verstockte, verhärtete Erbsünde κατ' ἐξοχήν. Was der Kirche auf dem indirekten Weg über das angesteckte Römertum zu vereiteln gelang, konnte sie auf dem direkten Weg nicht verhindern. Die Kreuzzüge gaben den Anlaß, daß sich über Europa eine Glut von ortientalischen Ideen ergoß. Der Handel und Reichtum wuchs. Im Templerorden, dem angeblichen Vater der Freimaurerei, sehen wir die ersten bösen Folgen. Ehedem zur Eroberung der heiligen Stätten gegründet, knüpft er ein Bündnis mit dem Judaismus und muß wegen seiner Spekulationen und Christusexzesse aufgelöst werden. Die Albigenser sind auf selbem französischen Boden nur eine neue Frucht desselben Geistes. Ein halb semitisch-arabischer Mischlingsadel wird das Opfer der kabbalistischen Rabbinerschulen der Tosaphisten, deren Spuren sich, wie selbst ein Renan zugibt, über Nicolaus von Lyra bis zu Luthers System nachweisen lassen. In Italien wiederum wächst das Städtetum, der Handel kommt zu nie geahnter Blüte, die alten römischen Erinnerungen werden wach und wieder weiß sie der Judaismus erfolgreich zu fördern. Die Hohenstaufen aber, ein echt germanisch brutales Geschlecht, in dem sich die Naturanlagen der Germanen schier ohne Eindruck des Christen-

tums fortentwickelt und den Zeiten angepaßt, nunmehr zum Durchbruch gekommen, lassen sich vom orientalischen Despotenwahn verführen und fördern das römische Recht, die Bologneser Glossatorenschule, die ihren absolutischen Tendenzen so sehr entgegenkommt. Am Beispiel des Kaisers finden Könige und Fürsten viel Nachahmenswertes und versuchen ähnliches in ihrem Wirkungskreis. Dazu aber brauchen sie viel Geld. Bereitwillig gewähren es ihnen die Händler, um dadurch an den Höfen sich festzusetzen. Sie sind vor allem jetzt die Stimmen, die die Fürsten in ihrer Bereitwilligkeit das römische Recht anzunehmen bestärken. Die einen halten es für das rechte Herrscherrecht, das allem absolutischen Gelüsten Rückhalt bietet, die anderen aber wissen wohl, daß es ein rechtes Händlerrecht, das einmal durchgesetzt, alsbald den fürstlichen Absolutismus zu einer harmlosen Illusion herabzusetzen im stande sein wird. In steter Wechselwirkung sehen wir den Einfluß beider. Die Fürsten, die dem fremden Rechte hold und für ihre Pläne Gold und immer wieder neues Gold benötigen, gestatten ihren Günstlingen, denen sie sich ausgeliefert, auch die Bewucherung des Volkes, also die tatsächliche Einführung des römischen Rechtes für ihre Person. Dies wird besonders bei Ludwig dem Bayer und den Luxenburgern deutlich.

Als nunmehr die Kulturwelt auch noch die neue Geistesbewegung, der Antikekult, die Renaissance, der Humanismus überflutet, da sind die Völker schon zu schwach, dies zu verdauen. Noch einmal nutzen sie die geistige Erfrischung aufflammend, aber bald versinkend. In Italien artet die Renaissance aus psychologisch leicht erklärbaren Gründen alsbald völlig aus. Deutschland ist zäher, doch endlich bricht es auch unter dem Beispiel des Romanentums zusammen. Wieder ist es das Händlertum, das die Entartung der Renaissance fördert, dadurch die Kirche schädigt und die Reformation ermöglicht. Bis hoch oben in der Kurie haben sich Juden eingenistet. Papst Leo X. hat einen Juden Bonet de Lates zum Leibarzt, der natürlich seinen ganzen



Einfluß dahin ausübt die nötige Generalreform, die Absage an die verweltlichende Renaissance zu verhindern. Wie ein untertänigster Brief des großen Reuchlin an diesen Leibarzt beweist, ist ihm auch der steigende Einfluß des jüngeren, glaubensfeindlichen Humanismus über den älteren, treu-kirchlichen zu danken. Das Studium des Hebräischen hatte Reuchlin zu mystischen Spekulationen mit dem Talmud und der Kaballa angeregt. Der Streit um diese Bücher, der sich daraus entspann, darf als typisch für die Zeitzustände gelten. Aus ihm ging unmittelbar Luthers Wirksamkeit hervor.

Mit diesen kurzen Strichen ist der tatsächliche Verlauf mehr angedeutet. Uns fehlt aus begreiflichen Gründen jede wissenschaftliche Behandlung dieser Gebiete. Die Quellen sind absichtlich verschüttet und kaum ein Gelehrter wagt in unserer Zeit anders zu denken als das Händlertum. Der Nachkriegsmenschheit erst wird es beschieden sein, hier klar zu schauen. Wie Schuppen wird es ihr von den Augen fallen. Mir aber lag nur daran zu zeigen, wie Religion, Wirtschaft und Wissenschaft ineinander verkettet sind, damit diejenigen, die das nicht glauben wollen, doch vielleicht vorurteilsfreier an die großen Zeitfragen herantreten.

E. K. W.

IX.

Rekatholisierungsbestrebungen gegenüber den Universitäten Würzburg und München unter der Regierung König Ludwigs I.

Von Anton Doeberl.

(Schluß.)

Derjenige, den der Minister als Ephor zuerst ausersehen hatte, Joseph v. Görres, scheint anfänglich für das neue Amt wenig Begeisterung gehabt zu haben. Von der philosophischen Fakultät zum Ephor gewählt, vom König am 21. Mai 1838 als solcher bestätigt, zögerte Görres das Amt anzunehmen, wie er dem Minister mitteilte, mit Rücksicht auf seine anderweitigen Arbeiten, die ihm bei seinem Alter nicht noch die Übernahme eines neuen Amtes erlaubten. Erst auf erneutes Ersuchen des Ministers im November 1838 sagte Görres zu. Görres verwaltete von 1839 an abwechselnd mit Streber und Lasaulx das Ephorat. Über die Wirksamkeit dieser Ephoren steht mir kein Material zur Verfügung.

Gab schon das Ephorat dem katholischen, sagen wir kurz, dem Görreskreise gesteigerten Einfluß auf die Studierenden, so sollte ein neuer Antrag, den Höfler an das Ephorat knüpfte, dem Görreskreis das Übergewicht im inneren Ausschuß der philosophischen Fakultät sichern. Dieser innere Ausschuß wies nach Höfler den „Übelstand" auf, daß unter 12 Stimmen 7 protestantische und nur 5 katholische sich fanden, ferner daß in dem Ausschuß 5 Professoren saßen, die keine obligaten Kollegien lasen, während 5 Professoren, „welche die zahlreichsten Kollegien hatten und nur obligate Fächer lasen", einem alten Gebrauch zufolge von eigentlichen Fakultätssachen ausgeschlossen waren. Auf diesen Übelstand lenkte Prof. Höfler die Aufmerksamkeit des Königs

in einem vom König eingeforderten (!) Bericht vom 4. Nov. 1839. Der König verlangte vom Minister ein Gutachten, „was zu tun, damit die protestantischen Professoren in dem inneren Ausschuß der philosophischen Fakultät nicht die Oberhand haben möchten“. Der Minister erbittet sich am 11. November Rat von Görres. Wie Höfler, so vermißt auch der Minister in der derzeitigen Zusammensetzung des inneren Ausschusses die Gewähr dafür, „daß die katholischen Interessen gehörig vertreten werden;“ und da ein zufällig oder absichtlich sich bildendes Übergewicht der Protestanten selbst auf die Wahl des Dekans und Ephors ungünstig einwirken kann, so ist der Minister dem Vorschlag Höflers, durch Ernennung katholischer Professoren das Gleichgewicht herzustellen, nicht entgegen. Görres betrachtet wie Höfler die Zusammensetzung des inneren Ausschusses als ein Mißverhältnis, er nennt auch vier Professoren — Streber, Hierl, Höfler, Erhard —, die seinerzeit in den Ausschuß zu berufen seien, wünscht aber die Neuordnung verschoben bis zur Eröffnung der neuen Universität. Dieser Vorschlag findet die Zustimmung des Ministers und des Königs. Nach der Eröffnung der neuen Universität hat der Minister die ihm wichtig erscheinende Angelegenheit nicht außer acht gelassen. Streber und Lasaulx kamen in den inneren Ausschuß und halfen so das Gleichgewicht und später das Übergewicht des Görreskreises herstellen. —

So spielt das Ephorat, so unbedeutend es auf den ersten Blick erscheinen mag, eine Rolle in einem größeren Plan des Ministers, in dem Plan der Erneuerung des Geistes an den Universitäten. Der katholischen Sache soll das Ephorat gesteigerten Einfluß auf die Studierenden und ein Übergewicht in der philosophischen Fakultät sichern. Und dank dem klugen Vorgehen erreicht der Minister den beabsichtigten Zweck, ohne daß die Gegner seiner Richtung voll und ganz seinen Plan gleich anfangs durchschauen konnten.

Aber das Ephorat war dem Minister nur ein Teilerfolg in seinem Plan. Er trug sich, wie es scheint, von allem



Anfang an mit viel Größerem, mit der Rekatholisierung der Unversitäten Würzburg und München. Ich werde von diesem Projekt demnächst handeln.

1. Görres an Minister von Abel.

Exzellenz!

Durch den akademischen Senat ist mir gestern die Bestätigung der auf mich gefallenen Wahl als Ephorus durch Seine Majestät den König zugekommen. Ich bin darüber neuerdings mit mir zu Rat gegangen und habe geglaubt zuvor, ehe denn ich eine definitive Erklärung gebe, die Auskunft, die ich gefunden, zu vertraulicher Beratung Euer Exzellenz vorzulegen. Ich bitte daher Hoch dieselben um ein geneigt Gehör und werde mich aufs Kürzeste zu fassen suchen.

Ich habe das Wohlwollen, das in der Weise liegt, wie S. M. die Bestätigung ausgesprochen, tief gefühlt und die volle Bedeutung und Wichtigkeit desselben gerade in dieser Sache, die in den wenigen Tagen schon zur Parteisache geworden, und in den Zeitungen umgetragen wird, wohl erkannt. Die Dankbarkeit, die das Wohlwollen mir auflegt, verpflichtet mich, dem bewiesenen Vertrauen mit allen meinen Kräften zu entsprechen, umso mehr da auch die sonderbaren Fügungen, die bei der Wahl eingetreten, und die erste Veranlassung zu jenen wohlwollenden Äußerungen gegeben, ganz und gar ohne mein Zutun und wider alle Erwartung eingetreten. Ich erkenne ferner mit voller Überzeugung die wohltätige Idee des Ephorates als notwendige Ergänzung des akademischen Organismus an und weiß, daß da sie nun einmal gesetzlich ausgesprochen ist, die Ausgesprochene auch ausgeführt werden muß und daß meine Annahme des aufgetragenen Amtes wesentlich damit zusammenhängt. Jener Pharisäismus, der stets nach Verbesserung ruft und, wenn die Gelegenheit zur Mitwirkung herangekommen, Andern die Last aufbürdet, die er selber mit keinem Finger rührt, ist mir alle Zeit meines Lebens verhaßt gewesen, und ich habe mich darum keiner Last entzogen, inwiefern einige Aussicht auf Erfolg vorhanden gewesen. Ich kann und darf also auch jetzt keine Ausnahme,



moralisch nämlich, machen, wenn ich es gleich rechtlich gestützt auf mein Anstellungsdekret tun könnte.

Das ist die eine Seite der Sache, auf der anderen gebietet eine andere Pflicht, jede Bürde, ehe man sie auf sich nimmt, zu prüfen, was sie an Kraftaufwand uns abverlange, und was wir ihr zu leisten imstande sind; wer unklug diese Prüfung unterläßt, hat die Folgen seiner Torheit dann zu tragen. Nun halte ich aber noch immer die Aufgabe des Ephorats, wie sie gegenwärtig noch gestellt ist, für eine gänzliche unauflösliche und alle meine Kollegen und alle meine Freunde, die ich darum befragt, sind einstimmig derselben Meinung. 381 junge Leute sind derzeit eingeschrieben, im nächsten Jahre wird sich diese Zahl verdoppeln und so wird also auf 700 zu rechnen sein, die der Aufsicht des Ephorus anvertraut sind. In ihren Unterricht teilen sich 24 Lehrer, ihr Sittliches aber ist dem einzigen Ephorus hingegeben, der einsam ohne alle an ihn sich anschließende Abgliederung in ihrer Mitte steht und in die Pflichten von so viel Eltern eintreten soll. Man erwidere nicht, die Sache sei anderwärts ja ausgeführt; sie ist es allerdings, aber nicht unter so kolossalen Verhältnissen, wie sie hier bestehen, und mit größeren Mitteln ausgerüstet. Während das Ephorat hier die halbe Universität sein soll und zwar intensiv die größere Hälfte, befaßt es in Göttingen nur die Theologen höchstens 150 an der Zahl und unter 4 Repetenten verteilt, die dem Ephorus als Organe dienen, während Universitätsgerichte und andere Anstalten ihn in seinem Werke unterstützen und erleichtern. Hier aber ist er in Bezug auf den Fleck der anvertrauten zwar an die Beihilfe seiner Kollegen verwiesen; die aber bei der Überfüllung der Hörsäle in allen gebotenen Vorlesungen wenig Ersprießliches werden leisten können. In Hinsicht auf die Sittlichkeit soll die Polizei ihn unterstützen; diese aber wird nur im Falle gröberer Vergehen einige Hilfe bringen; in allen anderen Fällen würde ihre Verwendung den Ephorus um alles Vertrauen der jungen Leute bringen, ein Vertrauen, dessen er unentbehrlich bedarf und das er sich kaum erwerben kann, weil er in der weiten Stadt außer allen Kontakte mit den Zerstreuten bleibt.



So ist es um das Amt beschaffen, wie aber steht es nun um den, der dasselbe übernehmen soll. Er ist mit dem Lehramte der Universalgeschichte d. i. der Geschichte aller Völker und Jahrhunderte seit 11 Jahren bei seiner Art sie vorzutragen täglich von 12—7 Uhr, also die Hälfte seiner Zeit voll beschäftigt, dazu noch Mitglied des Senates und soll nun zu dem Ephorat das Dekanat als Zugabe übernehmen. Dieser selbe hat zwar früher wohl als Direktor des öffentlichen Unterrichts an Geschäften eine Zeit lang teilgenommen; ist seit 25 Jahren aber ihnen ganz entfremdet und soll nun mit Aufgebung aller ihm geläufigen literarischen Tätigkeit plötzlich in einen verwickelten und dabei neu zu gründenden Geschäftskreis übertreten. Er steht dabei keineswegs in der Kraft der Jugend, sondern zählt 63 Jahre, die in einer Zeit verlaufen, die die in ihr lebenden gar wohl zu konsumieren wußte, und wenn er auch geistige Rüstigkeit sich erhalten, würde diese ihn doch nicht von dem Gesetze alles Leiblichen lösen, nachdem mit 50 Jahren die Jugend abgelaufen, mit 60 aber die Schwächen des Alters ihren Einzug halten. So ist also ein übergroßes Mißverhältnis zwischen der Last und der Tragkraft und es würde strafbarer Leichtsinn sein, sich vermessen darüber herauszusetzen.

In solchem Konflikt von Pflichten und Verbindlichkeiten habe ich als meinem Begriffe nach einzig möglichen Ausweg den erkannt, den ich jetzt Euer Exzellenz Prüfung vorzulegen mich beehre. Ich nehme das übertragene Amt, aber nur provisorisch und etwa auf die Dauer des laufenden Semesters an, aber nicht als ein solcher, der einen wirklichen Ephorus vorstellt, sondern bis der Wirkliche, — der nach meiner vollen Überzeugung, wenn die Institution fruchtbar wirken soll, ausschließlich mit dem Amte und auf Lebenszeit sich beschäftigen muß, — gefunden ist, einstweilen für ihn einsteht und die Wege ihm bereitet. Einstweilen durch Beigabe eines tüchtigen Aktuars und eines eigenen Pedells, als der unentbehrlichen Werkzeuge, unterstützt, des Dekanates, das für die Zeit füglich bei Thiersch bleiben könnte, überhoben, würde der einstweilige Ephorus nach bestem Vermögen sich dem Amte unterziehen und seine Verantwortlichkeit nach den ihm ein=





geräumten Mitteln bemessend hoffen, daß sein guter Wille nicht ganz ohne Segen bleiben würde. Mit Aufmerksamkeit dann das Verhältnis sich betrachtend und die Erfordernisse, die die vollkommene Realisierung des Ephorates im Sinne S. M. bedingen, zu erforschen suchend, würde er nach Verlauf der Zeit Bericht über die Resultate seiner Erfahrung abstatten und man würde ihm dann mit Nachsicht gestatten, daß er eines Amtes sich wieder entschlüge, das er unter den vorliegenden Umständen nur mit Anmaßung als in seinem eigentlichen Berufe liegend betrachten könnte.

München, 22. Mai 1838. J. Görres.

2. Minister von Abel an Görres.

Euerer Hochwohlgeboren

bin ich für Dero sehr geehrte Zuschrift vom 22. d. M., und für die darin gemachten Mittheilungen innigst verbunden.

Ich bin von der Wahrheit und Richtigkeit der in diesem Schreiben enthaltenen Bemerkungen völlig überzeugt, und betrachte es daher als eine der schleunigen Lösung bedürfende Aufgabe, in den getroffenen Anordnungen jene Modifikationen herbeyzuführen, durch welche der Zweck derselben erreichbar gemacht werden kann.

Daher habe ich Herrn Rector Siber ersucht, Euer Hochwohlgeboren, Herrn Hofrath Bayer u. Herrn Hofrath v. Thiersch zu einem Zusammentritte mit dem Ministerial-Referenten Ober Studienrathe Mehrlein einladen zu wollen, um die oben erwähnte Frage in gemeinsame Berathung zu nehmen.

Wie groß das Opfer ist, welches Euer Hochwohlgeboren zu bringen sich bereit erklärt haben, verhehle ich mir keineswegs. Aber grade weil die Partheywuth und die ganze gegen alles Heilige in Kirche und Staat verschworene Faktion ob der auf Sie gefallenen Wahl in so große Bewegung gerathen ist, lege ich den höchsten Werth darauf, daß diese Wahl nicht unfruchtbar bleibe.

Euer Hochwohlgeboren sind der Vorkämpfer eines Prinzips geworden, dessen durch die heiligsten Bürgschaften versicherter Sieg uns die Pforten einer besseren Zeit erschließen wird. Daher



ist es von tiefer, im feindlichen Lager wohl erkannter Bedeutung, daß die neuen Königlichen Anordnungen über das Studium der allgemeinen Wissenschaften, deren Ziel offen am Tage liegt, unter Ihren Auspicien an der ersten Landes Universität eingeführt werden.

Diese Erwägung wird mir auch gewiß Ihre freundliche Nachsicht dafür erwerben, daß ich Ihre frühere ablehnende Erklärung nicht vertreten habe, und noch jetzt die dringende Bitte an Sie stelle, sich wenigstens für einige Zeit einem Amte nicht entziehen zu wollen, welches unstreitig große Beschwerlichkeiten darbietet, dem aber Ihre Führung für immer das rechte Gepräge geben wird.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Euerer Hochwohlgeboren

innigst ergebener Diener

München, den 24. November 1838. v. Abel.

3. Prof. Hoefler an den König.

Die Verhältnisse der philosophischen Fakultät an der Ludwigs-Maximilians-Universität.

I.

Ew. königlichen Majestät

gestern erhaltenen allerh. Befehl zufolge erlaubt sich der gehorsamst Unterzeichnete folgende Darlegung des gegenwärtigen Zustandes der philosophischen Fakultät der Ludwigs-Maximilians-Universität zu geben.

Nachdem Ew. Kgl. Majestät durch ein allerhöchstes Reskript vom 2. Nov. 1838 die Vorlesungen der genannten Fakultät zu regulieren geruht haben, zerfallen dieselben der Natur der Sache und dem Geiste der allerh. Verordnung gemäß in obligate Kollegien — solche, die der Kandidat der Philosophie während seines 2 jährigen Kurses zu hören hat und in allgemeine oder spezielle philosophische Fächer, welche von den Studierenden aller Fakultäten ohne Unterschied gehört werden können, wie z. B. die Vorlesungen des K. Hofrats Prof. Späth über



den natürlichen Magnetismus der Erde, des K. geh. Rates von Schelling über Einleitung in die Philosophie, der Professoren Fuchs, Wagner, Martius über Mineralogie, Zoologie, Botanik. Die allerh. Verfügung, welche in Bezug auf die Ordnung der Kollegien eine neue Norm schuf, hat aber wie in Bezug auf das ganze philosophische Studium, so auch in Betreff der Stellung der philosophischen Fakultät, ihrer Zusammensetzung und ihres Wirkungskreises das alte, in vielfacher Beziehung nicht mehr genügende Verhältnis aufgehoben und ein neues teils schon eingeführt, teils notwendig gemacht.

Eingeführt wurde dasselbe durch die Aufhebung des Dekanats, die zweckmäßige Anwendung eines Ephorats. Die aus den alten Verhältnissen hervorgegangene, nur diesen angemessene Zusammensetzung der sog. inneren (leitenden) Fakultät, die willkürliche Zuziehung oder Ausschließung von philosophischen Professoren zu oder von Fakultätsangelegenheiten; ist aber — insoweit eine solche Abänderung im Geiste des allerh. Reskripts vom 2. Nov. 1838 den Bereich des zeitigen verdienstvollen Ephors überstieg — noch auf dem alten Fuße geblieben.

So geschieht es, daß die inneren Angelegenheiten der philosophischen Fakultät von 12 Professoren (den ältesten unter 22) betrieben werden, von denen 7 Protestanten und nur 5 Katholiken sind. Von diesen 12 Professoren lesen aber 5 (worunter 3 Protestanten) keine obligaten Kollegien, wodurch das in vielfacher Weise störende Mißverhältnis eintritt, daß die Hauptangelegenheiten der Fakultät — die der obligaten Kollegien, nicht nur durch einen Ausschuß von Professoren behandelt werden, von denen beinahe die Hälfte in gar keiner Beziehung zu diesen Angelegenheiten steht, sondern auch 5 andere Professoren, welche die zahlreichsten Kollegien hatten und nur obligate Fächer lesen, wie die Professoren Desberger, Erhard, Höfler, Neumann, Streber einem alten, der neuen Einrichtung nicht mehr angemessenen Gebrauch zufolge von eigentlichen Fakultätssachen ausgeschlossen sind, also gerade denen die Teilnahme am Wohl und Weh der Fakultät versagt ist, die durch ihre Lehrstellung am meisten dazu berufen sein dürften.



Einem solchen Übelstande, welcher dadurch noch an Bedeutung zunimmt, daß selbst die Wahl des Ephor's als innere Fakultätssache einer protestantischen Majorität anheimgegeben ist, abzuhelfen, bietet sich jedoch ein sicheres Mittel dar, welches in der Natur des von E. K. M. erlassenen Reskripts liegt und gleichsam nur als eine Ergänzung desselben betrachtet werden dürfte. Ohne den Rechten und Würden jener 2 protestantischen Professoren den geringsten Abbruch zu tun, welche bereits in der inneren Fakultät Sitz und Stimme haben, könnte eine Vervollständigung derselben durch eine allerh. Hinzuberufung derjenigen Professoren geschehen, welche obligate Kollegien lesen, sodaß die Anzahl der katholischen Professoren bei der inneren Fakulät um 3 vermehrt und selbst wenn diese Maßregel die gleichzeitige Einberufung der 2 protestantischen Professoren Neumann und Desberger notwendig machen würde, das moralische Übergewicht der Katholiken dennoch so entschieden werden würde, daß die Gefahr eines protestantischen Ephorats verschwände, die Fakultät neues Leben gewänne und zugleich die Behandlung der Fakultätsangelegenheiten in die Hände derjenigen käme, welche in der innigsten Berührung mit der Jugend stehen.

E. K. M. ꝛc.

München, 4. Nov. 1839. Dr. Konstantin Hoefller, a. o. Pr.

An den Minister des Innern.

Zum Gutachten, wie ohne Kostenvermehrung zu bewirken sein dürfte, damit die protestantischen Professoren in hier gedachtem Zweige der Münchner Universität nicht die Oberhand haben möchten.

München, 9. November 39. Ludwig.

4. Minister Abel an Görres.

Hochwohlgeborner, hochgeehrtester Herr Professor!

Es ist zur Kenntnis Seiner Majestät des Königs gekommen, daß von jenen 12 Professoren der philosophischen Fakultät an hiesiger Hochschule, welchen zur Zeit die eigentliche Leitung

der inneren Fakultäts=Angelegenheiten unter den Auspizien des Dekans und Ephors, anvertraut ist, die Mehrzahl, nämlich sieben Professoren protestantischer Confeßion seyen, daß ferner von diesen, die sogenannte innere Fakultät bildenden 12 Professoren gegenwärtig nur fünf, und unter diesen wieder nur zwey Katholiken, die durch allerhoechste Entschließung vom 2. November v: J: als nothwendig vorgeschriebenen Collegien lesen.

Nachdem durch eine schwankende willkührliche Zusammensetzung der Fakultät in der bezeichneten Weise durchaus keine Gewährschaft dafür gegeben scheint, daß die katholischen Interessen derselben überhaupt und insbesondere in Beziehung auf die wichtigsten Lehrfächer, gehörig vertreten werden; nachdem ferner ein zufällig oder absichtlich sich bildendes Uibergewicht der Protestanten, selbst auf die Wahl des Dekans und Ephors ungünstig einwirken kann, so moechte eine zweckmäßige und feste Reglung dieser Verhältniße zum dringenden Bedürfniß geworden seyn, und es besteht bereits der Vorschlag, daß die sogenannte innere philosophische Fakultät zunächst durch drey, mit dem Vortrage über nothwendige Collegien betraute Katholiken zur Herstellung des unerläßlichen Gleichgewichtes, verstärkt werden solle. —

Da ich von Seiner Königlichen Majestät beauftragt bin, über den Stand der Sache nähere Aufschlüße zu ertheilen, und über die zu treffenden Maaßregeln Gutachten zu erstatten, so erlaube ich mir vor Allem, Euere Hochwohlgeboren um gefällige Aeußerung über die erwähnten Verhältniße und um die Mittheilung Ihrer Ansichten über die Art und Weise, in welcher dem angeregten Uibelstande am zweckmaeßigsten und nachhaltigsten zu begegnen sein dürfte, ganz ergebenst zu ersuchen, und füge zugleich die Bitte bey, Euer Hochwohlgeboren moechten mir die schätzbaren Ergebniße Ihrer bewährten Einsicht und Erfahrung bezüglich dieses Punktes recht bald im Wege vertraulicher Mittheilung zukommen lassen.

Mit Vergnügen ergreife ich diesen Anlaß, die Versicherung



meiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern, womit ich zu sein die Ehre habe

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster Diener

München den 11. November 1839. v. Abel.

5. Görres an den Minister Abel.

E. E.

erwähnen in jüngster Zuschrift des Übelstandes, der an der philosophischen Fakultät hiesiger Universität eingerissen, daß sie nämlich im inneren Ausschusse auf 12 Stimmen 7 protestantische und nur 5 katholische zählt, und ersuchen mich dabei, Hoch denselben mein Gutachten darüber in vertraulicher Mitteilung zukommen zu lassen. Die Erkundigungen, die ich eingezogen, verbunden mit einem Unwohlsein, das mich befallen, haben diese Mitteilung verspätet.

Der innere Ausschuß der Fakultät ist allerdings durch die H. Siber, Buchner, Thiersch, Ast, Vogel, Martius, Schubert, Späth, Fuchs, Franck, Schelling und mich zur Zeit besetzt und es ergibt sich wirklich ein Mißverhältnis der Konfessionen von 5 : 7, durch bekannte Verhältnisse der früheren Zeit herbeigeführt. Denen, die in diesem Ausschuß sitzen, kann in dessen ihr Recht nicht mehr genommen werden; soll daher dies Verhältnis sich anders stellen, so läßt sich das nur durch Vermehrung der Zahl der gesetzlich berechtigten Mitglieder erreichen. Einer solchen Erhöhung der Zahl kann an sich nichts entgegenstehen, weil sie von je veränderlich gewesen. „Weil," heißt es in den Prolegomenen der Annalen der Universität Ingolstadt, „die philosophische Fakultät den weitesten Umfang hat und daher der meisten Professoren bedarf, so würden diese durch ihre Zahl die anderen Fakultäten weit überstimmen, was alsdann eine Art von monarchischer Verfassung herbeiführen würde, da die Universitäten doch aristokratisch konstituiert sein sollen. Darum wurden durch die Statuten aus allen Professoren der Fakultät nur drei ihrem Dekan zum Rate beigegeben, welche Zahl beim Abgange eines ihrer Glieder immer durch die zunächst im Alter folgenden ergänzt wurde."



Das blieb so, selbst zu der Zeit als Jesuiten die Fakultät übernahmen, später wurde die Zahl auf sechs gebracht und später auf 12 befestigt.

Die nächste Zahl, die sich für die geforderte Erhöhung bietet, würde 16 sein, wo dann drei der katholischen Konfession zugelegte Stimmen der Zahl der ihr Angehörigen auf 8 erhoben würden, während die protestantische bei der vorigen Siebenzahl beharrlich bliebe. Bei der Frage, wie die geforderte Dreizahl zu gewinnen, bemerke ich zu vörderst, daß Prof. Döllinger, da das Fach der spekulativen Theologie durch den neuen Studienplan ihm übertragen ist, sich eben dadurch berechtigt findet, im Ausschuß zu sitzen. Ebenso ist Prof. Philipps, ursprünglich zu dieser Fakultät berufen, berechtigt, ihren Sitzungen ebenso wie denen der juristischen anzuwohnen. Unter den übrigen Mitgliedern der Fakultät möchte zunächst Prof. Streber, in seinen Grundsätzen entschieden und zuverlässig, dabei ein tüchtiger, gründlicher und bei den Studenten beliebter Lehrer, den ersten Anspruch haben. In Bezug auf Gesinnung möchte diesem Prof. Hierl sich anschließen, der wenn auch den höheren Fächern der Mathematik nicht im gleichen Grade, wie etwa Desberger, gewachsen, doch den ihm durch den Studienplan angewiesenen Kreis vollkommen wohl erfüllt. Dann würde Hoefler folgen, dessen Jugend sein größter Fehler bei der vorliegenden Frage sich täglich bessert. Auch Erhard würde in Betracht genommen werden können.

Wenn auf diese Weise die geforderte Mehrzahl leicht gefunden werden könnte, so gebe ich doch E. E. zu bedenken, ob es nicht vielleicht besser wäre, die ganze Sache bis zu einer definitiven Einrichtung der Fakultät durch Feststellung eines perennierenden Ephorates die mit der Einführung der hohen Schule in dem neuen Universitätsgebäude zusammenfallen könnte, zu verschieben. Einmal ruht nämlich keine Gefahr auf dem Verzuge. Denn das Verhältnis von 7 : 5 steht nur auf dem Papier, keineswegs aber in Wirklichkeit. Schelling besucht nie die Sitzungen und Prof. Späth ist durch Altersschwäche daran verhindert. Nach seinem Tod könnte seine Stelle leicht mit



einem Katholiken besetzt werden. Wäre bei diesem Stande der Dinge bei irgend einer wichtigen Sache noch irgend eine Besorgnis, so könnte ihr durch Einberufung der Prof. Döllinger und Philipps durch den Dekan wohl abgeholfen werden. Es würden überdem durch die Erhebung der Jüngeren mit Vorbeigehung der Älteren anderer Konfession Reklamationen mancherlei Art erhoben werden, was alles leicht vermieden würde, wenn die Veränderung mit jenen Einrichtungen zusammenfiele, die notwendig im Gefolge der Versetzung der Universität gehen werden, wie schon allein die Bestellung eines katholischen bleibenden Ephors das ganze Gebrechen gründlich heilen würde. Ich stelle übrigens das Alles dem Ermessen E. E. anheim, ohne mir eine Einwirkung in dem zufassenden Entschluß herauszunehmen.

München, 21. Nov. 1839. J. v. Görres.

6. Minister Abel an den König.

A. S. M.

Der alleruntertänigst Unterzeichnete glaubt mit Rücksicht auf die Darlegungen des Prof. Görres beantragen zu sollen

E. K. M. möchte jede die Herstellung einer katholischen Mehrheit in dem engeren Ausschusse der philosophischen Fakultät hierselbst bezielende Verfügung bis zu eben bevorstehendem Umzug der Universität zu vertagen geruhen, sofern nicht etwa der Abgang des Prof. Späth früher schon eine ausgesuchte Gelegenheit hiezu darbieten würde.

München, 26. Nov. 1839. v. Abel.

Mit dieser Ansicht einverstanden.

München, 2. Dec. 1839. Ludwig.

Rede des Ministers Abel bei Eröffnung des neuen Universitätsgebäudes am 25. August 1840.

M. H. Es war im Jahre 1835 an eben dem hohen Doppelfeste, dessen Feier wir heute mit freudigem Herzen wieder begehen, als der Grundstein dieses Gebäudes gelegt ward. Es war ein sinn- und bedeutungsvoller Tag; doch ernster noch und bedeutungsvoller spricht an das Gemüt der heutige Tag,



an welchem wir nach fünf Jahren in das nun vollendete und seiner großen Bestimmung eröffnete Gebäude einziehen.

Mit Freude und Lust und Bewunderung ruht das Auge auf der hohen Würde und der edlen Einfachheit des herrlichen Bauwerkes, auf der Großartigkeit des Stiles und der Verhältnisse und auf dem schönen Ebenmaße der einzelnen Teile verbunden mit der befriedigendsten Zweckmäßigkeit der inneren Einrichtung.

Mit Hochgefühl erkennen wir, wie dieses Gebäude würdig die Zahl jener monumentalen großartigen Schöpfungen vermehre, welche der erhabene Geist unseres geliebten Königs mit Zauberkraft rings um uns hervorruft. Aber diese Gefühle der Freude und Bewunderung machen sehr bald tieferer Betrachtung Raum, wenn uns des Gebäudes hehre Bestimmung vor das geistige Auge tritt. Des menschlichen Geistes edelster Erwerb, sein schönster Besitz — die Wissenschaft — soll in diesem Gebäude gepflegt, gewahrt, gemehrt, fortgepflanzt und erweitert werden. Hier sollen die Diener der Kirche, hier die Beamten der Regierung, hier die Lehrer des Volkes ihre Bildung empfangen. Die Zukunft des Vaterlandes ist es, die von diesem Gebäude ausgehen wird. Ein reicher Stoff zu den ernstesten Betrachtungen und diese Betrachtungen, meine Herren, verehrte Lehrer dieser Hochschule, wo könnten sie tiefer wurzeln als in Ihrer Brust, da ja Sie es sind, deren Obhut und Pflege all' diese köstlichen heiligen Unterpfänder anvertraut sind?

Groß sind die Anforderungen, die Fürst und Vaterland an Sie machen, doppelt groß in einer Zeit unermeßlicher Entwicklung, in welcher ein erhöhtes geistiges Leben alle Zweige der menschlichen Tätigkeit durchdringt und in allen menschlichen Verhältnissen sich offenbart, in welcher aber auch neben dem befruchtenden Strom der echten Wissenschaft die Afterweisheit und der Aberwitz mit zerstörender Gewalt in vielfältig durchbrochenen Bahnen ihre wilden Gewässer daher wälzen und die Dämme zu zerstören streben, die den edlen Strom vor solch' entweihender Vermischung bewahren. In dieser Zeit sind Sie berufen, mit teutschem Ernste und teutscher Gründlichkeit in



dem weiten Gebiete der Wissenschaft zu walten, die erworbenen Früchte treulich zu wahren, neue gute Saat auszustreuen und das Gedeihen der guten Saat gegen wucherndes Unkraut zu schirmen. Sie sind berufen, in der Brust der Jünglinge, auf denen des Vaterlandes Hoffnungen beruhen, die Liebe zur Wissenschaft zu wecken und zu nähren, diese Jünglinge in die rechte Bahn einzuführen, denselben, was sie sollen, zum klaren Bewußtsein zu bringen und lieb und wert zu machen. Ihnen ist die große Aufgabe gesetzt, zu verhüten, daß nicht des Volkes geistiger Adel in dem Sumpfe der Genußsucht und der Habgier untergehe, und daß nicht der menschliche Geist, der die Entfernung der Gestirne mißt und die ewigen Gesetze ihrer Bewegung ergründet, der vereinte Elemente scheidet und auflöst und die Schöpfung in ihrer geheimnisvollen Werkstätte zu durchspähen sich vermißt, der die Vergangenheit umfaßt und sein Wirken in eine weite Zukunft hinaus erstreckt; daß dieser menschliche Geist, versunken in niederen Bestrebungen, zuletzt noch der Frage vergesse, woher er komme, wohin er gehe, wer wir seien und welches unser Ziel.

Diese erhabene Aufgabe aber, meine Herren, kann wohl nur dann vollständig gelöst werden, wenn Sie, durchdrungen von der Würde Ihres schönen Berufes, der großen Lehre der Weltgeschichte nicht vergessen, daß die Wissenschaft ohne sittliche Grundlage und sittlichen Adel den Keim unabwendbaren Verfalls in sich trägt.

Wissenschaft und Kunst, sie blühten in Hellas nie herrlicher als unter dem göttlichen Perikles und kaum 80 Jahre später bezeichnet uns schon der Friede des Antalkidas den Zeitpunkt, an welchem Griechenlands geistige und politische Herrlichkeit dem Untergang verfallen war.

In der ewigen Roma standen Kunst und Wissenschaft und Macht unter Augustus auf ihrem Höhepunkte. Aber auch hier begann schon unter den nächstfolgenden Imperatoren unaufhaltsam ihr Absturz.

Was des zornentbrannten Perserkönigs zahllose Heerscharen, was die Niederlagen bei Klastidium an der Trebia und am Tra=



simener See nicht vermocht hatten, das bewirkte in kurzer Zeitfrist der Sittenverfall. Griechenlands wie Roms Größe, die politische wie die wissenschaftliche und künstlerische, sie gingen unter in den Trümmern der Sitten, als verwegene Volksführer das Ansehen der Obrigkeit und die Kraft der Gesetze untergraben, die Verehrung alles durch Alter Geheiligten zerstört und den Gehorsam der Söhne getilgt hatten: als die einreißende Zügellosigkeit jede Schranke unerträglich fand und als die Kühnheit der Leidenschaften alles Heilige mit Füßen trat.

Vor solchen Gefahren, vor solchem Verderben des menschlichen Geschlechtes höchste und wertvollste Güter zu bewahren, daran mahnt ernst und dringend die Zeit, in der wir leben. Wer aber, meine Herren, könnte wohl durch heiligere Pflichten berufen sein, zur Lösung dieser großen Aufgabe mitzuwirken, als die teutschen Universitäten, denen die Pflege teutscher Wissenschaftlichkeit nnd der alten teutschen Gesinnung und Gesittung zunächst anvertraut ist?

Die Lösung der großen Aufgabe wird indessen nur dann gelingen, wenn alle Fakultäten, gleich wie sie in ihrer Vereinigung die Untrennbarkeit und die Innigkeit des Zusammenhanges aller Wissenschaften versinnbilden, so auch in dem gemeinsamen *harmonischen Zusammenwirken* für die Erreichung des einen großen Zweckes und für die Erfüllung seiner Grundbedingungen ihre höchste und heiligste Pflicht erkennen.

Hier sollen Priester gebildet werden voll von Gott und von hl. Begeisterung für ihren Glauben, durchdrungen von dem Ernste und der Heiligkeit ihres Berufes, und mit freudigem Eifer diesem Berufe ihr Leben weihend.

Sind aber, weil diese Aufgabe zunächst einer Fakultät zugewiesen, die übrigen Schwestern von der Pflicht entbunden, den Glauben an den Gott unserer Altvorderen sorglich zu schirmen und zu pflegen, den Glauben an den Gott, durch den wir sind, auf den wir getauft sind und durch dessen Blut wir Vergebung und Seligkeit hoffen, den selbst der Moslim Prophet als den künftigen Richter der Erde verehrt, während sogenannte Christen in ihrem unseligen tiefen Fall das offene Bekenntnis

dieses Glaubens wohl als ein Zeichen geistiger Beschränktheit und Unmündigkeit zu verhöhnen sich vermessen, vergessend der Worte des Psalmisten, der ihnen zu ruft: „Der im Himmel wohnt, lacht euer und hat seinen Hohn mit euch: Ein Wort mag er reden zu seiner Zeit, so seid ihr dahin, und winken, so seid ihr verschwunden."

Hier in diesem Hause sollen die heiligen Grundsätze und die erhebenden Gefühle des Rechtes und der Gerechtigkeit gepflanzt, gepflegt und gefestet werden, auf denen das Heil aller Staaten ruht.

Hier sollen Beamte gebildet werden, die nur nach dem Bewußtsein gewissenhafter Pflichterfüllung und verdienstlicher Berufstätigkeit geizend und ihrem Könige mit treuer Anhänglichkeit zugetan vor allem bestrebt sind ihren Kindern ein rühmliches Beispiel und einen heiligen Kreditbrief auf den Dank und die Anerkennung ihres Fürsten zu hinterlassen, Beamte die nicht in Ehrgeiz und Habsucht und Trägheit und Eitelkeit versunken die rechtlichen Wege verschmähen, Beamte, denen die beschworene Pflicht höher steht als eitle Volksgunst.

Von hier sollen öffentliche Lehrer ausgehen, die ihres Berufes hohe Wichtigkeit erfassend nicht in der Ausbildung und Bereicherung des Verstandes allein ihre Aufgabe erschauen, sondern erkennen, daß diese Aufgabe auch die Bildung der Herzen und Gemüter umfasse und daß das reichste Wissen durch Charakterlosigkeit oder verderbten Willen nicht nur zum toten, unfruchtbaren Schatze wird, sondern auch zu einem verderblichen Werkzeug für schlechte Zwecke sich verkehrt.

Jünglinge endlich sollen hier gebildet werden, die der hohen Wichtigkeit der Zeit und ihrer Bestimmung eingedenk sittlich gut und tüchtig im Wissen und Wollen, nämlich den grauen Eltern, dem geliebten König, dem teueren Vaterlande und der ewigen Nachwelt zu leben entschieden, die überall und immer in Tat und Gesinnung, Teutsche — Bayern im vollsten edelsten Wortsinn sind.

Alles dieses kann indessen wieder nicht die Aufgabe einzelner Fakultäten sein: alle tragen die gleiche Pflicht. Ihr bisheriges



Leben und Wirken, m. H., gibt für dieses einträchtige redliche Zusammenarbeiten die sicherste Bürgschaft. —

Sie aber, studierende Jünglinge, die Sie einst in die Geschicke des geliebten Vaterlandes vielfältig in engeren oder weiteren Kreisen einzugreifen berufen sein werden, mögen Sie doch nie des hohen Ernstes und der Wichtigkeit der Universitätsjahre vergessen, mögen Sie doch in diese hohen Hallen ein reines, offenes, empfängliches Gemüt für die erhabenen Wahrheiten der Wissenschaft und für das warnende, mahnende Wort wohlwollender Lehrer mitbringen: möge doch, so oft Sie diese herrlichen Räume betreten, der Adel und die Würde derselben Sie mahnen an das höhere Gebot entsprechenden Adels und zusagender Würde der Gesinnung; mögen Sie allezeit beherzigen, daß der Baum nur in eben dem Maße lebenskräftig Stamm und Äste aus dem Boden hervorzutreiben und gute Früchte zu tragen vermag, in welchem er seine Wurzeln in die Tiefe des befruchtenden Bodens hinabsenkt, beherzigen, daß in dem Gebiete der Wissenschaft jeder Stillstand Rückschritt ist, mögen Sie endlich immer eingedenk bleiben dessen, was geliebte Eltern, das teuere Vaterland und ein hochgefeierter für alles Große und Edle und für Bayerns Glück begeisterter König von Ihnen erwartet.—

Und wie könnten wir nun, m. H., diese erhebende Feier würdiger beschließen, als in dem wir unsere Gefühle zu dem hinwenden, der diesem Gebäude der Ludwigs- Maximilians-Universität eine neue bleibende Stätte bereitet, dessen Namens- und Geburtsfest wir heute begehen, der Wissenschaft und Kunst mit gleicher Liebe pflegt nnd nur der Wohlfahrt Seines Bayerlandes lebt.

Unsere innigen Gefühle sprechen wir aus in dem freudigen Ruf: Lang und glücklich lebe der Vater des Vaterlandes, lebe König Ludwig!



X.

Professor Gabriel Mitterstiller.

Ein Gedenkblatt für den ersten Amerikanisten in Österreich.

Von Dr. Johann Ranftl, Graz.

Im Februar des Jahres 1917 bestattete man im südtirolischen Städtchen Klausen einen Mann zur letzten Ruhe, der es zwar in seiner bürgerlichen Laufbahn nur bis zum einfachen Gymnasialprofessor brachte, der es aber nichtsdestoweniger verdient, daß sein Name in der österreichischen Gelehrtengeschichte ein Plätzchen findet. Denn der Verewigte war als Mitarbeiter an einem grundlegenden Werke des Schweizers J. J. von Tschudi der erste österreichische Erforscher einer wichtigen südamerikanischen Sprache, des peruanischen Ketschua. Wenige von Mitterstillers zahlreichen Schülern, zu denen auch der Schreiber dieser Zeilen gehört, dürften von den gelehrten Bemühungen ihres Lehrers Kunde bekommen haben. Noch weniger weitere Kreise. Auch als Mensch war Mitterstiller eine interessante Erscheinung. In seinem Geist und Charakter sammelte sich eine stolze Summe von dem, was man in den vergangenen Jahrzehnten als hohes geistiges Gut schätzte. Er bleibt ein Typus der stillen bescheidenen Männer, die ideal und selbstlos nach geistiger Vollendung im humanistischen Sinne strebten und deren bloße Existenz noch einmal alle heilsam beschämen wird, die heute an deutsches „Barbarentum" glauben. —

Klausen am Eisack, das Städtchen, dessen malerischen Reiz A. Dürers Stift festhielt und im bekannten Stiche „Das große Glück" verwertete, ist Mitterstillers Heimat. Hier wurde er am 24. März 1849 geboren. Sein Geschlecht läßt sich väterlicherseits bis ins 14. Jahrhundert urkundlich verfolgen. Die Mutter gehörte der hochangesehenen Buchen-



steiner Familie de Sora Troy[1]) an. Von seiner ersten Jugend, vom frühen Tode der Mutter, von seiner lebenslang dauernden Anhänglichkeit an die Kapuzinerpatres von Klausen, auch von der kindlichen Absicht, selbst ein solcher Ordensmann zu werden, sowie von den Bemühungen der Geistlichen, ihn für das Gymnasium vorzubereiten, erzählte Mitterstiller nicht ungern in seiner einfachen, lebendigen Art. Das Gymnasium machte er in Brixen und Meran mit glänzendem Erfolge durch. Fremde Sprachen und Musik waren die Leidenschaft des jungen Studenten. Es bedeutete daher nur ein naturgemäßes Weiterwachsen seines geistigen Wesens, wenn sich derselbe seit 1867 an der Innsbrucker Universität dem fachmäßigen Studium der Philologie ergab. Der bekannte Märchensammler Ignaz Vinzenz Zingerle, „der Naz", und Jülg sind unter anderen seine Lehrer. Die nationale Begeisterung der Siebzigerjahre gehörte zu den großen Erlebnissen des Akademikers, der im übrigen nur ein stetes Weiter und Höher in seiner Wissenschaft kannte. Außer den klassischen Sprachen studierte er eifrigst Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Englisch, Sprachen, die ihm zum teil schon von der Mittelschule her eine vertraute Welt waren. Sanskrit und Hebräisch kamen auf der Hochschule obendrein dazu.

1872/73 begann er sein Wirken als Mittelschullehrer in Krems. Es folgten schöne Görzer Jahre (1873—1880) und als letzte Station Graz bis 1903.

Als er vom Lehramt schied, rühmte man ihm hohe Genauigkeit und Diensteifer im Berufe nach und lobte sein warmfühlendes Herz für die Jugend. Er selbst hielt sich keineswegs für das, was man für gewöhnlich einen guten Schulmann nennnt. Er betonte dies vielleicht mit einem

1) Obige Schreibweise des ladinischen Namens entspricht sowohl der etymologischen Ableitung von „super aratrum" als auch der Namensform in einem alten Adelsbrief. Heute schreibt sich die Familie einfach Soratroy.

ganz leisen Unterton von Wehmut und Ironie. Wenn man darunter eben einen Lehrer denkt, der mit richtiger Handfertigkeit junge Leute in Latein und Griechisch dergestalt „abrichtet“, daß sie mit einiger Sicherheit durch „die immer weiter werdenden Maschen des Abiturienexamens“ zu schlüpfen vermögen, dann war Mitterstiller kein guter Lehrer und Schulmann. Seine Lieblingsworte, mit denen er uns mahnte und aufmunterte, hießen meist: Geistiges Miterleben, geistige Konzentration, Beherrschen des Wissens, weg mit der Schablone und leeren Handwerksmäßigkeit und ähnlich. Als seine eigentliche Arbeit in der Schule betrachtete er das Ausstreuen fruchtbarer Anregungen, und so kamen bei ihm freilich nur Schüler, die mit einer ehrlichen Liebe zum Lernen, mit dem schönen Hunger nach Wissen, der talentierter Jugend so gut steht, erfüllt waren, auf ihre Rechnung. Ich begriff als Sextaner oder Oktavaner wohl auch gar manches an meinem Lehrer nicht. Erst nach langen Jahren, unter den vielstimmig sprechenden alten Herrlichkeiten Italiens, auf dem Forum Roms, in den grauen Straßen Pompejis, im erinnerungsvollen Florenz, und wenn ich sonst manchen Blick in vergangene und doch so lebendige geistige Welten tun durfte, wurde mir klar, warum das dunkle Tiroleraug unseres einstigen Lehrers oft so voll aufleuchtete, wenn seine Gedanken durch Vergil oder Tacitus wanderten, oder warum seine Stimme eine seltsam mystische Klangfarbe gewann, wenn er von Dante, Tasso, Raffael einige Worte sprach, oder auch, wenn er mit erklärenden Sätzen die Freikarten verteilte, die uns für die Ausstellung der G. Maxschen Bildes „Es ist vollbracht“ und bei ähnlichen Gelegenheiten gewährt wurden. Der Geist unseres Lehrers sah eben dabei nach schönen Reichen der Seele, die wir Schüler nicht sahen, sondern höchstens traumhaft ahnten. Heute danke ich meinem Lehrer freilich für diese traumhaften Ahnungen.

Die allerwenigsten von uns, die wir in den kahlen Schulzimmern an der Grazer Bürgergasse saßen, konnten vermuten, daß in den Cicero- und Tacitusstunden der Mann vor uns

stand, der es als erster in Österreich unternahm, einen so fremdartigen Sprachorganismus wie das Ketschua[1]), die alte Inkasprache Perus, wissenschaftlich zu bewältigen. Der Dominikaner Franz Domingo de S. Thoma (16. Jahrh.) und der Jesuit Holguin (17. Jahrh.) hatten sich zuerst mit dem Gegenstand befaßt. Der Schweizer J. J. v. Tschudi (1818—1889), einstmals Gesandter in Brasilien, hatte sich neben seinen naturhistorischen Interessen auch frühzeitig auf das Studium der südamerikanischen Sprachen verlegt und zuerst 1853 ein Buch über das Ketschua veröffentlicht. Nach dreißigjährigem Forschen hatte er vieles von seinen ersten Ergebnissen zu berichtigen und gänzlich neuzugestalten. Bei dieser Arbeit wurde Mitterstiller sein Mitarbeiter. Baron Goretzky hatte von Görz aus die Bekanntschaft der beiden Männer vermittelt. Mitterstiller und Tschudi, der damals in Wien lebte, verkehrten jahrelang nur brieflich über die Gegenstände und Fragen ihrer Forschung. 1884 erschien das Werk „Organismus der Ketschua-Sprache" von J. J. v. Tschudi, (Leipzig, Brockhaus). Das dritte Blatt trägt die Widmung: „Gabriel Mitterstiller, Professor am I. Staatsgymnasium in Graz, dem genialen Mitforscher auf dem Gebiete der Indianersprachen Südamerikas gewidmet." Das Vorwort von Tschudis sagt: „Ich halte es für eine angenehme Pflicht, hier dem Herrn Prof. G. Mitterstiller in Graz meinen wärmsten Dank für seine Mithilfe bei dieser Arbeit auszudrücken. Es haben seine analytischen Untersuchungen und ein mehrjähriger schriftlicher Gedankenaustausch über dieselben wesentlich dazu beigetragen, die in dem Werke niedergelegten Resultate, insbesondere bezüglich des ebenso eigentümlichen als schwierigen Systems der persönlichen Objekt-Konjugation zu erzielen." Mitterstiller pflegte von seiner Mitarbeit zu sagen: „Die Einleitung und 1. Abteilung des ‚Organismus' stammt ganz von Tschudi. Im übrigen aber ist Tschudi weder ohne mich, noch bin ich ohne Tschudi denkbar."

1) Jetzt transkribiert man Kitschua.



Die Erschließung des neuen Gebietes für die Sprachwissenschaft wurde in Fachkreisen auch voll gewürdigt. In Zarnckes „Liter. Zentralblatt" wird der „Organismus" ein „hochbedeutendes, tiefdurchdachtes Werk" genannt und wiederum „ein großartig angelegtes, kritisches Werk, abschließend nach rückwärts, bahnbrechend für alle weiteren Forschungen auf dem Gebiete der peruanischen Sprache". Von Tschudi, der treffliche Schweizer, bemühte sich redlich im Stremayerschen Wien, seinem hochbegabten Mitarbeiter den Weg zur akademischen Lehrtätigkeit zu eröffnen. Allein die große Fähigkeit des jungen Forschers, der ein vollständiges Neuland für die Wissenschaft in Österreich zu erobern im Begriffe stand, und auch die Empfehlung des sicher fachkundigen Schweizers genügten im Stremayerschen Wien leider nicht. Eine gebührende Betrachtung dieser Tatsachen mag unterbleiben, weil sie doch um drei Jahrzehnte zu spät käme.

Nach dem Fehlschlagen der durch Tschudi geweckten Hoffnungen auf diese wissenschaftliche Laufbahn verlegte sich Mitterstiller mit seiner gewohnten Energie auf die slawistischen Studien. Bei seinem seltenen Sprachentalent beherrschte er bald die gesamten slawischen Idiome. (Noch in seinen letzten Jahren fand man ihn nicht selten in russische Lektüre vertieft. So dauernd war sein Interesse.) An der Grazer Universität hatte er sich vornehmlich unter der Leitung Professor Kreks in die slawischen Literaturen eingearbeitet und es schien sich ihm zum zweitenmal ein Pfad zu einer Lehrkanzel zu ebnen. Da versagte leider seine Gesundheit. Eine bösartige, lebensgefährliche Blutvergiftung (von der mir Hofrat Schönbach erzählte), Überarbeitung und nicht lange nachher der gleichzeitige Verlust zweier Brüder brachen seine Nervenkraft, und so mußte er aufs neue seine wissenschaftlichen Lebenshoffnungen begraben. Auch bei seiner näheren Umgegung scheint Mitterstiller mit seiner wissenschaftlichen Arbeit wenig Anteil und Verständnis gefunden zu haben. Als ihn Tschudi so auszeichnend behandelte, gehörte unser einstiger Direktor Dr. Fr. Pauly zu den wenigen, die mit lebhafter Anerkennung nicht

8*



sparten. Desgleichen sprach unser berühmter Grazer Germanist Schönbach stets mit besonderer Hochschätzung von Mitterstillers sprachlichen Studien. Von ihm erfuhr auch ich zuerst das Nähere über die Ketschuaforschungen desselben. Begreiflich, daß dem arbeitsfreudigen Forscher die arge Verkennung und ungerechte Nichtbeachtung von berufener Seite wehe tun mußten. Wir jungen Studenten trabten damals neben diesem eigenartigen herben Menschenschicksal Tag für Tag mit unserem frohen Jugendsinn vorüber und sahen und merkten nichts davon.

Ein entscheidender Charakterzug im geistigen Wesen Mitterstillers war die zähe Energie, mit der er sich an eine Sache, die ihn anzog, hinzugeben pflegte. Bezeichnenderweise fesselte schon den kleinen Jungen das durch Klausen marschierende Militär (1859) mit so rätselhafter Gewalt, daß dadurch bald seine Studienlaufbahn in Frage gestellt worden wäre. Den Gymnasiasten beherrschte neben der Liebe zum Sprachenstudium die Musik so magisch, daß er auch daran dachte, sich derselben berufsmäßig zu widmen. Oder als er sich später einmal in Roseggers Schriften vertiefte, unterließ er es nicht, in der Nähe der Waldheimat einmal die Sommerferien zu verbringen, um „in Dichters Landen" dessen Geist und Werken noch näher zu kommen. Wer einen Blick in die sprachwissenschaftlichen Untersuchungen aus seiner Universitätszeit tut, fühlt überall, mit welch frischer Kraft der junge Geist den Problemen an den Leib rückt und mit ihnen so lange ringt, bis er sich dieselben völlig unterworfen hat. Die hohen Anforderungen, die er stets an sich bei jeder Arbeit stellte, ließen ihn nie mit sich zufrieden sein, und darum kam er leider nicht zu einer eigenen erfolgreichen wissenschaftlichen Schriftstellerei. Ja, selbst im beschaulichen Alter, wo seine einstige Kraft schon geschwächt war, blieb ihm der gewissenhafte Ernst zur Seite, mit dem er Gedanken und Einfälle über Menschen Bücher, Ereignisse, Erlebnisse auf zahllosen Blättern notierte und dabei jedes Für und Wider sorgsam prüfte. Gerne erging er sich in mündlicher und brieflicher Zwiesprache über seine



vielfältigen Interessen. Am allerliebsten in freier Natur. Sein immer wacher Natursinn war poetisches Empfinden. Er sah die Herrlichkeiten der Natur nicht bloß mit dem Auge, sondern auch mit dem Herzen und den Gedanken, als wunderbaren Spiegel der ewigen Allmacht und Liebe. Diese Naturfreude blieb ihm bis in die letzten Leidenstage treu. Soweit es Beruf und Mittel erlaubten, war ihm auch das Reisen lieb. Eine größere Fahrt durch Italien und die Schweiz in jüngeren Jahren, wiederholte Besuche von Venedig, Oberitalien, München, fleißige Wanderung durch Tirol und andere Alpenländer, teils zu Fuß, teils auf dem Fahrrade, bereicherten seinen Geist mit Erfahrungen, Kenntnissen und immer neuer Naturbegeisterung. Italien war und blieb seine „schwache Seite“, seine besondere Liebe bis zuletzt. Freilich nicht das Italien Macchiavellis, d'Annunzios und der Logenbrüder, sondern das antike und christliche Italien, das Rom des Papstes, die Heimat Dantes, Raffaels, Manzonis, das Land malerischer Naturherrlichkeiten. Es waren auch jedesmal schöne Tage, wenn wir alten Grazer Freunde den Verewigten in seiner Sommerfrische aufsuchten und mit ihm zu den merkwürdigen Schlössern, Ruinen, Kapellen, zu versteckten Tiroler Kunstwerken, zu naturschönen Einsamkeiten im Eisack- oder Pustertale oder im herrlichen Reutte wandern durften. Außer dem stets geistig belebten Gespräche erfreute uns die unvergleichlich schlichte Tiroler Herzlichkeit, die stille Zufriedenheit und der harmlose Frohsinn, der in Mitterstillers Familie alles Tun und Denken umgab.

Seit dem Fehlschlagen der Hoffnung auf eine richtige wissenschaftliche Arbeitsmöglichkeit hatte sich Mitterstiller auffallend von der Welt zurückgezogen, und er lebte nur mehr für die Seinen. Einen Teil seiner wertvollen Bibliothek schenkte er für die im Werden begriffene Salzburger Universität und behielt für sich nur das Notwendigste. Wenn er auch keinen ausgedehnten gesellschaftlichen Verkehr pflegte, so verband ihn doch nähere Bekanntschaft oder auch wirkliche Freundschaft mit manchem bedeutenden Manne. Außer mit

Tschudi stand er in solchem Verkehr mit Professor Jülg, Kardinal-Fürsterzbischof Haller, Hofrat Professor J. Hirn, Hofrat Professor Schönbach, Graf Coronini, Rosegger, Sebastian Rieger (Reimmichl) ꝛc. Rosegger schrieb bei seinem Hinscheiden die schön empfundenen Worte: „Wohl ihm, daß er nach einem langen Leben auf dieser unbegreiflichen Erde das Reich Gottes, nach dem er sich so sehr gesehnt, gefunden hat. Ehre seinem Andenken!“

Das wahre Fundament, auf dem die sichere Zufriedenheit dieses Lebens ruhte, die auch durch schmerzliche Erfahrungen nicht ins Wanken kam, war der rückhaltlose, feste gläubige Tirolersinn, der sich in strenger religiöser Pflichterfüllung betätigte und sich auch in Worten zusammenfaßte, wie: „Höher als alles Wissen steht mir der Glaube.“ Bezeichnend die Widmung, die der Vater seinem Sohne (derzeit Oberarzt Dr. Sepp Mitterstiller) vor einer Reise nach London und Paris in dessen Tschudi-Exemplar schrieb, wobei er nochmals elegisch der Stationen gedenkt, die er als junger Sprachforscher in den Bibliotheken hätte machen sollen, wenn sich seine und Tschudis Hoffnungen erfüllt hätten: „Lieber Sepp! Binnen acht Tagen schaust du bereits jene größte Weltstadt, die dein Vater sehen sollte und nicht sah, und darin das British Museum. Kehrst du dann über Paris zurück, so gedenke auch im Louvre deines Vaters, denn das war die andere Etappe der ihm bereits vorgezeichneten Reise, neben Hofbibliothek in Wien und Nationalmuseum in Berlin. Und siehst du auf der Widmung (Tschudis) das Wörtchen ‚genial‘, dann vergiß in deinem Leben nie, daß in deines Vaters Augen Genialität nur Wert bedeutet im Hinblick auf den Einen, Uni-geni-tus. (Joh. 1, 18.) Innsbruck, 24. 4. 1911.“ Das Wortspiel „Genie“ — „Unigenitus“ weist auf eine Lieblingsgepflogenheit unseres Sprachgelehrten hin, auf seine Neigung, in etymologischen Beziehungen oder sonstigen sprachlichen Anklängen seine Gedanken, Empfindungen und Ahnungen auszudrücken. Das eine Mal ernst und tief, das andere Mal mehr äußerlich. Solches Tun

erscheint dem Fernerstehenden nur als unverständliche Laune. Wer jedoch weiß, wie dem wahrhaft Sprachkundigen jeder Bestandteil eines Sprachorganismus „lebt", wie Rückert sagt, der wundert sich nicht, wenn Mitterstiller die sprachlichen Beziehungen als Symbole für seine Gedanken ausnützt und für sich eine förmliche sinnbildliche Privatsprache ausbildet.

Dem tiefreligiösen und gelehrten Wesen des Mannes entsprach auch das Bild seines Krankenlagers. Da wandte sich sein Auge oft vertrauensvoll nach dem Mariahilf- und St. Josefsbild oder nach der lieben Weihnachtskrippe, die ihm besondere Freude machte. Das Neue Testament (lateinisch und griechisch), die Psalmen und ein Gebetbuch hatte er stets zur Hand. Aber auch nach den heimatlich gewohnten Gebieten seines einstigen Arbeitens blickte er in Erholungsmomenten gerne ein wenig zurück, indem er das altperuanische Drama „Ollanta", die indische „Sakuntala" oder Dante zur Hand nahm. In Tagen besseren Wohlbefindens hegte er dazwischen noch die Absicht, die besten Werke der Weltliteratur noch einmal nachdenksam durchzugehen. Es war ihm nimmer beschieden. Am 11. Februar rief ihn der Herr aus der kriegdurchtobten Welt zum ewigen Frieden. Im heimatlichen Klausen ruhen die irdischen Reste. Der vereinsamte Betrachter von Welt und Leben nannte sich in Briefen gerne scherzweise den „Klausner", dabei zugleich auf Walter von der Vogelweide anspielend. Nun ist er es wieder in der stillsten Klause seines lieben Städtchens. Wir hoffen zuversichtlich, daß sein Geist, der so ernst und unermüdlich in die Tiefe und Weite der Gottes- und Lebensgeheimnisse, nach Vereinigung mit Gott und demütiger Hingabe an dessen heilige Gebote strebte, in jenem Lichte selig ist, von dem sein geliebter Dante sagt:

„All' alta fantasia qui mancò possa:
Ma già volgeva il mio disiro e il velle,
Si come ruota ch'igualmente è mossa,
L'Amor che muove il sole e l'altre stelle."



XI.

Die Kapitulationen und die deutsch-türkischen Verträge.

Von Rechtsanwalt Dr. Otto Hipp.

Der Reichstag hat am 10. Mai 1917 die zehn Verträge genehmigt, die am 11. Januar 1917 zwischen den Bevollmächtigten des deutschen und osmanischen Reiches abgeschlossen worden waren. Diese deutsch-türkischen Verträge beanspruchen eine weit über den Rahmen sonstiger Staatsverträge hinausgehende Bedeutung. Sie sind ein völkerrechtliches Dokument allerersten Ranges und leiten eine vollständige Neuordnung der völkerrechtlichen Verhältnisse der Türkei ein. Um sie in ihrer Bedeutung voll erfassen zu können, ist es notwendig auf die bisherigen Völkerrechtsverhältnisse der Türkei näher einzugehen.

Im allgemeinen regelten sich bisher die Beziehungen der zivilisierten Staaten zu der Türkei nach den in den sog. Kapitulationen niedergelegten Normen. Die Entstehung dieser Kapitulationen reicht viele Jahrhunderte zurück. Als erster christlicher Staat schloß Frankreich unter Franz I 1535 mit Sultan Soliman II. eine Kapitulation. In der Folge wurden die Bestimmungen dieser Vereinbarung durch Meistbegünstigungsklauseln in ihren Grundzügen auf alle übrigen christlichen Mächte ausgedehnt. Daß man seinerzeit beim Abschluß des ersten dieser Verträge den Ausdruck „Kapitulation" gewählt hat, mag befremdend erscheinen. Man denkt zunächst bei „Kapitulation" an einen militärischen Akt der Übergabe, zum mindesten an ein durch militärische oder politische Notlage erzwungenes Zugeständnis. Der erstmals in den Quellen des mittelalterlichen kanonischen Rechtes auftauchende Ausdruck wurde in der damaligen Zeit gebräuchlich für öffentlich rechtliche Zugeständnisse jeder Art, die nicht nur zu erwählende Kirchenfürsten, sondern vor allem weltliche Landesherren,



voran der römische König, ihren Wählern vor der Wahl machten. Allerdings befand sich der türkische Sultan 1535 in keiner militärischen oder politischen Notlage, die ihn zu irgend welchen Zugeständnissen genötigt hätte. Immerhin hat er sachliche Zugeständnisse gemacht und so kam man zu dem Ausdruck Kapitulation. Dazu kam noch weiter, daß die christlichen Staaten sich scheuten mit der mohammedanischen Macht einen sollennen Staatsvertrag in den sonst gebräuchlichen Formen mit feierlichem Treueid abzuschließen. Man hielt die „Ungläubigen" für nicht vertragsfähig in diesem Sinn. So benützte man die Kapitulation als die Form für Staatsverträge zweiter Ordnung zwischen Christenheit und Islam.

In der Zukunft haben sich allerdings diese Verträge als eine richtige Kapitulation, als ein Akt der Übergabe, des Verzichtes erwiesen; denn der türkische Herrscher hat sich damit, zunächst wohl unbewußt der Tragweite seiner Zugeständnisse, wichtiger Souveränitätsrechte begeben. In erster Linie als Handels- und Freundschaftsvertrag gedacht, ist es den gewandten französischen Bevollmächtigten auf nicht ganz aufgeklärte Weise gelungen, das Zugeständnis der exterritorialen Gerichtsbarkeit und Steuerfreiheit mit in den Vertrag herein zu bringen. Wahrscheinlich hat Soliman II. im Vollgefühl seiner Macht diese Bestimmungen für zu geringfügig angesehen, als daß er ihre erbetene Aufnahme in den Vertrag hätte verweigern wollen.

Den Anlaß zu der ersten Kaputilation im Jahre 1535 bot die bereits seit einiger Zeit in der Levante bestehende konsularische Institution. Die von Mohammed II 1453 den genuesischen und 1454 den venezianischen Handelsniederlassungen in der Levante eingeräumten Vorrechte bildeten die Grundlage für den ersten umfassenderen Vertrag zwischen Franz I. und Soliman II.

Ihrem sachlichen Inhalt nach scheiden sich die Kapitulationen in zwei Gruppen: solche, die Wahrung der Interessen der Christenheit, meist in der Form von Freiheitsbriefen der Sultane, zum Gegenstand haben, und anderseits solche mit



Gegenzugeständnissen der christlichen Mächte; diese letzteren sind sehr spärlich. Die wesentlichsten Bestimmungen sind Zusicherungen über Freiheit der Person und des Eigentums, Freiheit des Handels und Verkehrs, Exterritorialität durch Ausübung der Rechtspflege nach nationalem Rechte durch Konsularrichter, Schutzgewalt der Konsuln, Steuerfreiheit.

Meist wurden die alten Kapitulationen bei ihrer Erneuerung mit der zunehmenden politischen Schwäche der Türkei erheblich erweitert. 1740 erzwang Frankreich seine Anerkennung als Schutzmacht über sämtliche im Orient sich aufhaltenden abendländischen Christen. Erst im Oktober 1898 wurde diese politisch äußerst wichtige Vorrangstellung Frankreichs durch die Erklärung Kaiser Wilhelms II. durchbrochen, daß die Untertanen des deutschen Reiches im Orient ausschließlich unter deutschem Schutze stünden.

Die Kapitulationen der übrigen Staaten lehnen sich durchweg an das französische Vorbild an. England schloß 1589 die erste Kapitulation, mit Ergänzung vom Jahre 1657, Österreich schloß Verträge 1615, 1718, 1791 und faßte die wichtigsten der früheren Vereinbarungen in den Handels- und Schiffahrtsvertrag vom 22. Mai 1862 zusammen. Der preußische, mit Gründung des Reiches auf dieses übernommene Vertrag ist vom 22. Februar 1761, bestätigt und ergänzt durch den Vertrag vom 20. März 1862.

Das Hauptgewicht der Kapitulationen liegt von Alters her in der Konsulargerichtsbarkeit. Die Konsularrichter waren in erster Linie, von den alten consules ultramarini ausgehend, zur Wahrung der Handelsinteressen bestimmt, gelangten aber allmählich zur Pflege des gesamten nationalen Zivil- und Strafrechtes. Die Rechtsstellung der Konsuln regelte sich auf Grund der einseitigen Geltung des Personalitätsprinzips. Die allmähliche Entwicklung zeitigte verschiedene Rechtssysteme; das französische, englische und russische. Im allgemeinen erlangte das französische Vorbild nach dem Marine-Ordonnanzvertrag von 1681 die meiste Geltung. Das französische Konsulargericht setzte sich zusam-



men aus dem Konsul und 2 Beisitzern von der Nationalität des Absendestaates; es urteilte in Zivil- und Handelssachen in erster Instanz. Appellationen und Kassationen gingen an einen französischen Gerichtshof. In Strafsachen entschied bei Übertretungen der Konsul als Einzelrichter, bei Vergehen mit zwei fremdländischen Beisitzern. Das deutsche Konsularrecht nach dem Gesetze vom 7. April 1900 hat den Konsul als Einzelrichter, das Konsulargericht (mit 2 bezw. 4 Beisitzern von deutscher Nationalität), in letzter Instanz das Reichsgericht. Im allgemeinen ist die Zuständigkeit des Konsuls die des Amtsrichters als Einzelrichter, die des Konsulargerichtes gleich der des Schöffengerichtes und des Landgerichtes.

Nach allen Konsularrechten erstreckte sich die persönliche Zuständigkeit grundsätzlich zunächst nur auf die Angehörigen des Staates, den der Konsul vertritt. Durch Protokoll vom 9. Juni 1868 war im Immobiliarsachenrecht die Zuständigkeit der türkischen Gerichte auch anerkannt worden, insoweit nichttürkische Staatsangehörige in Betracht kamen. Im übrigen wurde aber die Zuständigkeit der heimischen Gerichte immer mehr eingeschränkt. Bezüglich der Streitigkeiten zwischen Angehörigen fremder Staaten und Einheimischen kam es zu keinem einheitlichen Rechtszustand. Ist der Beklagte oder Angeschuldigte fremder Untertan, so entschied zwar grundsätzlich das türkische Gericht, jedoch mit Unterstützung des Beklagten durch den Dragoman seines Konsulates, mit Beiziehung von 2 Beisitzern seiner Nationalität und dem Recht des Konsuls in Strafsachen zu intervenieren. Unter allen Umständen mußte der Konsul von einer Anklage benachrichtigt werden; die Verhandlung durfte nur in seiner oder seines Vertreters Gegenwart geführt werdrn; Verhaftungen, Haussuchungen u. s. w. waren nur im Beisein des Konsuls oder seines Beauftragten zulässig. Nach der Rechtsentwicklung des 19. Jahrhundert endlich unterstanden die Angehörigen der Staaten, mit denen — wie mit dem deutschen Reich — Meistbegünstigungsverträge abgeschlossen waren,



überhaupt von vorneherein nur der Konsulargerichtsbarkeit, so daß das sonst eingeräumte Interventionsrecht des Konsuls hinfällig war. 1830 hatte nämlich die Türkei den Vereinigten Staaten erstmals die besondere Begünstigung eingeräumt, daß das amerikanische Konsulargericht auch für den Fall zuständig sein sollte, daß der Verletzte türkischer Untertan sei.

Mit zunehmender Modernisierung des türkischen Staatswesens erlitten allerdings die früheren Rechtsgrundsätze wieder einige Einschränkungen zu gunsten der Türkei. Seit 1856 wurden in Konstantinopel und einigen anderen großen Städten sogenannte gemischte Zuchtpolizei-Gerichte eingerichtet, die je zur Hälfte mit türkischen und fremden Beisitzern besetzt waren. Der Konsul mußte bei der Verhandlung zugegen sein, konnte in sie eingreifen und konnte den Vollzug des Urteils durch sein Veto verhindern. Für größere Streitigkeiten in Handelssachen gab es seit 1847 (mit Ergänzungen durch den Code Civil Ottomann von 1850 und Annexe au Code de Commerce Ottoman von 1860) gemischte Handelskammern mit einem türkischen Vorsitzenden und 2 fremden Beisitzern. Tief einschneidend war die Einführung der internationalen Gerichtshöfe in Ägypten seit 1. Juni 1876 mit Richterkollegien, in denen die fremden Beisitzer die Mehrheit hatten.

Wenn man die ganze Entwicklung der Verhältnisse betrachtet, sieht man deutlich, wie allmählich im Laufe der Jahrhunderte die Kapitulationen zu einer immer drückenderen Fessel für das türkische Staatsleben wurden. Während anfänglich die Einräumung der Steuerfreiheit als lästigste Bestimmung sich bemerkbar gemacht hatte, machte die spätere Entwicklung das Recht der Exterritorialität in seinem geschilderten Umfange zu der schwerwiegendsten Einschränkung der Souveränitätsrechte der Pforte. Vor allem waren es die Staaten der Entente, in erster Linie England, die mit allen möglichen Mitteln immer neue Zugeständnisse der Türkei abpreßten und die alten Kapitulationen, von denen



die Originalverträge vielfach nicht mehr vorhanden waren, in derart rücksichtsloser und hinterhältiger Weise auslegten und ausdehnten, daß die Selbstständigkeit der Türkei in Verwaltung und Rechtsprechung immer mehr eingeengt wurde.

In früheren Zeiten hatten die Kapitulationen zweifellos volle innere Berechtigung; die Rechtsverhältnisse in der Türkei waren zu unsicher; die Gegensätze der Weltanschauungen, in den Sitten und Gewohnheiten, in der ganzen Kultur waren so groß und scharf, daß nur durch die Einräumung weitgehender Sonderrechte an die christlichen Mächte das trotz allem bestehende dringende Bedürfnis nach regen Handels- und Verkehrsbeziehungen erfüllt werden konnte. Im Jahre 1856 jedoch wurde die Türkei auf der Pariser Konferenz durch die dort versammelten Mächte feierlich in das europäische Konzert aufgenommen. Darin lag die Anerkennung der Türkei als einer zivilisierten Großmacht und die unabweisbare Folge wäre gewesen, die für einen zivilisierten Staat unerträgliche Einschränkungen seiner Hoheitsrechte durch die Kapitulationen zu beseitigen oder doch wenigstens die Türkei in der Durchführung der für erforderlich gehaltenen vorherigen Reformen in Rechtspflege und Verwaltung so nachhaltig zu unterstützen, daß nach kurzer Zeit kein Bedürfnis zur Aufrechterhaltung der Kapitulationen mehr bestanden hätte. Tatsächlich wurde 1856 auch die Hoffnung ausgesprochen, daß die Mächte durch eine Reform des türkischen Staatswesens die Möglichkeit gewinnen würden, auf den Fortbestand der Kapitulationen zu verzichten. Diese Hoffnung hat sich als trügerisch erwiesen. Man kann nicht etwa sagen, die Reorganisation sei ausgeblieben und daher auch die Kapitulationen nicht beseitigt worden, sondern eher umgekehrt. Gerade die Ententemächte haben mit Hilfe der Kapitulationen ihre Politik der Hemmungen nach 1856 mit voller Rücksichtslosigkeit fortgesetzt, so daß alle Anstrengungen der Pforte, wenigstens die drückendsten Mißstände zu beseitigen und dadurch freie Bahn für durchgreifende Reformen zu erhalten, vergeblich blieben. Die allerjüngste Zeit hat



so recht gezeigt, wo in Wirklichkeit die Kräfte zu suchen sind, die das Zustandekommen eines gesunden Reformwerkes in der Türkei verhinderten, nämlich bei den jetzigen Ententemächten.

Einzig Deutschland und Österreich-Ungarn erwiesen sich als uneigennützige, wahre Freunde der Türkei. Niemals wurden von diesen Staaten die Kapitulationen als Druckmittel zur Erlangung weiterer Zugeständnisse benützt, sondern im Rahmen der eingeräumten Rechte stets nur mit möglichster Schonung des türkischen Empfindens angewandt. Besonders bemerkenswert ist, daß Österreich im Ententeprotokoll vom 26. Februar 1909 bereits durchaus freiwillig und einseitig auf die Aufrechterhaltung einer Reihe von Bestimmungen verzichtet und überdies in Art. 8 des Protokolls seine Unterstützung zugesagt hat, wenn die von der Pforte beabsichtigte Ersetzung der Kapitulationen durch das allgemeine Völkerrecht in die Wege geleitet werden sollte.

Das Jahr 1914 brachte die entscheidende Änderung in den Völkerrechtsverhältnissen der Türkei. Ehe noch die Pforte ausdrücklich auf die Seite der Mittelmächte getreten war, versuchten die Ententemächte neue Zugeständnisse von großer politischer Tragweite von der Türkei zu erhalten und stellten dabei als Gegenleistung die Aufhebung der Kapitulationen in Aussicht. Das war ein großer Fehler der sonst so gerissenen Ententediplomatie und die türkischen Staatsmänner haben mit Klugheit und Energie diese Blöße ausgenützt. Wenn schon einmal die Kapitulationen als Gegenleistung angeboten wurden, also zu einem politischen Tauschobjekt herabgesunken waren, dann lag darin die stillschweigende Anerkennung, daß sie ihre innere Berechtigung, ihre Notwendigkeit für Lebensinteressen der anderen Staaten und ihrer Untertanen ein für allemal verloren hatten. Die Ententemächte hatten mit ihrem eigenen Angebot klar zu erkennen gegeben, daß in der modernen Türkei die Rechte der fremden Staatsangehörigen auch ohne die Kapitulationen genügend gewährleistet werden könnten. Als Antwort auf den Vorschlag

hob die Pforte im Herbst 1914 einseitig die gesamten Kapitulationen auf.

Hier setzt nun die große völkerrechtliche Bedeutung der deutsch-türkischen Verträge vom 11. Januar 1917 ein. Ihrem sachlichen Inhalt nach sind sie die Anerkennung des durch die einseitige Aufhebung der Kapitulationen durch die Türkei geschaffenen Rechtszustandes. Darüber hinaus sind sie endlich eine einheitliche Erfassung der gesamten Rechtsbeziehungen zwischen zwei Großmächten durch völkerrechtlichen Vertrag, wie sie in derartigem Umfange in der Vergangenheit noch niemals auch nur annähernd erreicht worden war.

Die Verträge bauen sich auf dem Grundsatz der Rechtsgleichheit und Gegenseitigkeit auf. Die Möglichkeit hiezu gab die durch energisch durchgeführte, zeitgemäße Reformen erzielte Neuordnung des türkischen Staatswesens. Die Türkei ist damit als vollberechtigtes und gleichwertiges Mitglied in die europäische Völkerrechtsgemeinschaft eingetreten, in einem Zeitpunkt, in dem die Ententemächte kein anderes Ziel kennen als völlige Zerstückelung dieses alten und neuerdings so lebenskräftig und stark aufstrebenden Staatswesens.

Die zehn Verträge bestehen aus vier Hauptverträgen, dem Konsularvertrag, Vertrag über Rechtsschutz und Rechtshilfe, Auslieferungsvertrag, Niederlassungsvertrag; weiterhin Nebenverträgen zu diesen Hauptverträgen, die sich auf die deutschen Schutzgebiete erstrecken und den besonderen dortigen politischen und religiösen Verhältnissen Rechnung tragen; und endlich einem Vertrag über Auslieferung von Wehr- und Fahnenflüchtigen.

Was zunächst den Konsularvertrag anlangt, so waren die Verträge mit Japan (1906) und Bulgarien (1911) das Vorbild; der Umfang der notariellen Zuständigkeit der Konsuln wurde jedoch noch erheblich vermehrt, das Vormundschafts- und Pflegschaftswesen nach den Grundsätzen der Haager Abkommen von 1902 und 1905 geregelt und außerdem auch das Nachlaßwesen eingehend geordnet.

Der Rechtsschutz- und Rechtshilfevertrag folgt im allge-



meinen den Bestimmungen des Haager Abkommens über Zivilprozeßverfahren von 1905, geht jedoch bezüglich Umfang und Ausübung des Rechtsschutzes noch erheblich weiter. Mit den bisherigen Grundsätzen der Kapitulationen wurde vollständig gebrochen. Im allgemeinen sind die Staatsangehörigen der Vertragsteile jeweils der heimischen Gerichtsbarkeit des Aufenthaltsortes unterworfen. Nur wenige aus besonderen und ethischen Gründen notwendige Ausnahmen wurden auf dem Gebiete der persönlichen Rechte, so im Ehe-, Kindschafts- und Adoptionsrecht und im Recht der Geschäftsfähigkeit zugelassen.

Der Auslieferungsvertrag lehnt sich an den 1911 mit Bulgarien abgeschlossenen Vertrag an. Nachdem mit der grundsätzlichen Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit nicht ohne weiteres mehr eine Auslieferung an die nationale Strafgewalt eröffnet ist, mußte ein besonderer Auslieferungsvertrag geschlossen werden. Die Regelung gerade dieser Materie war wegen der in den tatsächlichen Verhältnissen begründeten Mischung türkisch-mohammedanischer, englischer und französischer Rechtsgrundsätze besonders schwierig, da dieses Gemenge von Rechtssätzen mit deutschem Rechtssystem und modernem Rechtsempfinden überhaupt in Einklang gebracht werden mußte. Im einzelnen muß nach türkischem Recht Doppelehe natürlich straflos sein. Sie wird aber eine Auslieferungsstraftat, wenn die zweite Ehe in Deutschland geschlossen worden ist. Während deutschem Rechtsempfinden entsprechend politische Vergehen keine zur Auslieferung führenden Straftaten sind, werden andererseits anarchistische Verbrechen nicht als politische Straftaten in diesem Sinne anerkannt, unterliegen also der Auslieferung. Über die eigentlichen Strafgesetze hinaus wird gegenseitige Rechtshilfe auch in Verwaltungsstrafsachen, nämlich in Zoll- und Steuerstrafsachen gewährt. Endlich ist eine Ausschreibung in einem amtlichen Fahndungsblatt eine genügende Grundlage zu polizeilicher Festnahme zwecks etwaiger Auslieferung.



Für den Niederlassungsvertrag dienten die Verträge des Deutschen Reiches mit Holland (1904) und der Schweiz (1909) zum Muster. Neu ist, daß hiebei auch die Rechtsstellung der juristischen Personen geregelt wurde. Die Frage nach der Staatsangehörigkeit wurde in der Weise entschieden, daß die Abstammung vor dem Geburtsort die Staatsangehörigkeit begründet. Der geschichtlichen Rechtsentwicklung Rechnung tragend wurde auf dem Gebiete des türkischen Sachen- und Gewerberechtes das Recht der Meistbegünstigung an Stelle der sonst geltenden Rechtsgleichheit eingeführt. Der Nebenvertrag zum Niederlassungsvertrag erstreckt sich außer auf die deutschen Schutzgebiete auch auf die türkischen Provinzen Yemen, Neschd und Hedschas.

Freilich waren bei der Verschiedenheit der deutschen und türkischen Kultur und der beiden Rechtssysteme die größten Schwierigkeiten nicht nur auf politischem, sondern auch religiösem Gebiete zu überwinden. Die Aufgabe wurde aber restlos gelöst; das endlich abgeschlossene Werk stellt eine Leistung dar, die als lückenlose Kodifizierung des Vertragsrechtes zwischen zwei Staaten vollständig neu und bahnbrechend ist. Deutschland kann den Ruhm für sich beanspruchen inmitten des Völkerkrieges dem Völkerrecht des Friedens neue Bahnen gewiesen zu haben. Man darf wohl erwarten, daß auch Österreich-Ungarn demnächst auf ähnlichen Grundsätzen aufgebaute Verträge mit der Türkei abschließen wird. Damit wird dann der Mitteleuropäische Völkerbund auch auf eine völkerrechtliche Grundlage gestellt sein.



XII.

Böhmische Fragen.

1. Vom tschechischen katholischen Klerus.

Als ich jüngst geraume Zeit in Böhmen weilte, kam ich in ein längeres Gespräch mit einem erfahrenen Priester. Schließlich langten wir in unserer Unterhaltung auch bei Jan Hus an und da sagte mir mein Gegenüber: „Ich kenne eine ganze Reihe tschechischer katholischer Priester, die es mit ihrer Stellung als Priester und Seelsorger sehr ernst nehmen, die aber doch entweder ein Bild von Jan Hus über dem Schreibtisch oder im Eßzimmer hängen haben; andere halten ein solches in ihrem Schreibtisch versteckt und betrachten es öfters mit unverkennbarer Liebe und Hinneigung. Wie weit müssen die Dinge gekommen sein, wenn und daß so etwas möglich ist!"

Das mag manchem gebildeten reichsdeutschen Katholiken wie eine schwer zu glaubende Ungeheuerlichkeit vorkommen; aber es ist eine in Böhmen gar nicht verheimlichte Tatsache, auf die man in gewissen Kreisen noch außerordentlich stolz ist. Und man kann es wahrhaftig auch sein; denn welche Riesenarbeit hat bei ihnen geleistet werden müssen, bevor man diese seeleneifrigen Priester so weit hat verblenden können, daß sie Jan Hus gewissermaßen als ihren neuen Heiland anschauen.

Den schlagendsten Beleg für diese Gesinnung bot die Reichsratsverhandlung vom 27. September 1917. Ich hebe die Tatsachen kurz heraus. Der tschechische Sozialdemokrat Nemec sprach dem Papste die Dankbarkeit seiner Partei aus, daß er mit seiner Friedensnote hervorgetreten sei; er bedauere nur, daß dieser Schritt nicht schon früher erfolgt sei. Der deutsche Sozialdemokrat Dr. Adler bemerkte, es sei



eine wahre Genugtuung und eine große Hoffnung für die Sozialdemokraten, daß fast gleicher Weise wie Karl Marx auch der Papst in seiner letzten Kundgebung das Ziel ausgesprochen habe, daß die großen Grundsätze der Gerechtigkeit, der Liebe und der Moral, die im Privatleben, im Verhältnis der Einzelnen zu einander, maßgebend seien, auch maßgebend werden sollen im Verhältnis der Staaten zu einander. Diesen beiden sozialdemokratischen Würdigungen der Friedensnote des Papstes folgten noch andere und im ausgesprochensten Gegensatze zu all den anerkennenden, wenn auch hie und da bedingten Worten sprach einer der Führer der der tschechischen Agrarier, in deren Reihen eine große Zahl tschechischer katholischer Priester als eifrige Mitglieder wirken. Dieser Führer ist der Abgeordnete Zahradnik, katholischer Ordenspriester, der an der Spitze eines Prämonstratenserstiftes steht. Aus seiner langen Rede führe ich folgende Sätze an:

„Die Magyaren mögen sagen, was sie wollen, wir werden die Slovaken nicht in ihrer Umarmung lassen. Nur einen Frieden der gleichberechtigten Völker sehnen wir herbei, nicht einen Frieden, der uns weiter in Ketten schlägt und uns weiter knechtet. Die heutigen Friedenskundgebungen sind eine große Genugtuung für die Tschechen, die auch nicht gejubelt haben, als der Krieg ausgebrochen ist. Es tut uns leid, daß der Papst unser vergessen hat; er hat bloß die Polen genannt; er beruft jetzt die irischen Bischöfe nach Rom, aber von unserem Volke weiß er nichts. Wir werden auch ohne fremde Hilfe zu unserem Rechte kommen. Die Tschechen verlangen den selbständigen Staat mit den Abzeichen der Souveränität."

Unmittelbar auf diese Anwürfe erhob sich der Abgeordnete Dr. Sylvester vom deutschen Nationalverband und führte aus, daß die Rede des geistlichen Abgeordneten vielfach den Eindruck gemacht habe, als ob sie in der Kammer eines der Staaten gehalten worden wäre, mit denen wir heute in harter Feindschaft leben. Es sei sehr zu bedauern, daß ein



katholischer Priester eine solche Haßrede gehalten habe. Höchst sonderbar müsse es jeder empfinden, daß ein katholischer Priester derartige Worte gegen das Papsttum habe finden können. Dieses Mitglied des deutschen Nationalverbandes gab damit der fast allgemeinen Auffassung des Reichsrates Ausdruck.

Unter der Überschrift: „Die Taboritenfanfare des Abgeordneten Zahradnik", bemerkte das führende christlich-soziale Blatt „Die Reichspost" das Folgende:

„Der radikale Taumel, der die Tschechenpolitik ergriffen hat, nimmt von Tag zu Tag schärfere Formen an und selbst die ehrwürdige Gestalt des Friedensvermittlers auf dem päpstlichen Stuhl bleibt von dem Geifer dieses Chauvinismus nicht verschont. In der Sitzung des Abgeordnetenhauses hat heute der Abgeordnete Zahradnik sich in heftigster Form gegen die Friedensnote des Papstes verwehrt und den Heiligen Vater der Parteilichkeit zu beschuldigen gewagt, weil er angeblich die Tschechen vergessen habe; Abg. Zahradnik meinte, dies sei gut so, nun wären die Tschechen wieder einem Manne weniger zu Dank verpflichtet; sie würden aber auch ohne fremde Hilfe zu ihrem Rechte kommen. Abg. Zahradnik, dessen beleidigende Worte nicht an die erhabene Person des Papstes heranreichen können . . . ist ein Führer der Agrarpartei, in deren Organisation zahlreiche Priester als Stützen der Partei tätig sind. Schon kürzlich hatte einer seiner Parteigenossen, der Abg. Dr. Viskovsky, einen ähnlichen Angriff gegen den Papst gerichtet und sich vermessen, dagegen Wilson als den Hort der Völkerfreiheit vorzuführen. Der Obmann der tschechischen Katholisch-Nationalen, Abg. Hr. Hruban, hat damals gewarnt, daß solche Uebergriffe die tschechischen Katholiken erbittern und die tschechische Solidarität zertrümmern müßten . . . Abg. Zahradnik hat nach alter Taboritenweise ein hussitisch Lied angestimmt, das zeigt, wie tief der tschechische Radikalismus sich im tschechischen Volke, ja selbst im tschechischen Klerus eingefressen hat und welche Verirrungen der radikale Wahnsinn bereits möglich gemacht hat.

Er hat den Chauvinismus der Tschechen damit vor den Katholiken der ganzen Welt, deren Oberhaupt er beleidigt, gebrandmarkt und als Frevel gegen alle Vernunft und Sitte gekennzeichnet. Der tschechische Sozialdemokrat Nemec hat heute dem Papst den Dank für seine Friedensnote ausgesprochen — der tschechische Priester Zahradnik hat gegen den Heiligen Vater als Friedensstifter die Hand erhoben! Die Hitze des tschechischen Blutes hat wiederholt das tschechische Volk ins tiefste Verderben geführt und die Auflehnung gegen alle Autoritäten warf es immer in seine Entwicklung zurück. Auch die Taboritenfanfare des Abg. Zahradnik dürfte ein Höhepunkt dieses periodischen nationalen Irrtums sein."

Diese scharfe Kennzeichnung ist wohl verdient und die Ausblicke, die sie eröffnet, sind geradezu widerlich. Der tschechische Hochmut, wie er sich in diesen Dingen offenbart, steht im umgekehrten Verhältnis zu den Kulturleistungen des tschechischen Volkes. Was sie Gutes haben, kommt fast ausnahmslos aus der deutschen Kultur; die eigenen Beiträge zu den Kulturgütern der Menschheit vermögen die Tschechen kaum aufzuweisen, wenn man von gewissen Äußerungen der Kunst im eigentlichen Volksleben und ganz wenigen anderen Dingen absieht. Das tschechische Volk ist immer wieder durch schwerste Autoritätsbrüche zum Stillstand, ja zum Rückwärtsgehen von seinen rasenden Führern verurteilt worden. Der Haß gegen die nichttschechische Kultur, mit der sie sich mangels eines anderen abfinden müssen, ist so ungeheuer, weil sie auf das lebhafteste die eigne Verschuldung an diesen Zuständen im geheimen empfinden, das aber öffentlich nie und um keinen Preis anerkennen wollen.

Braucht man noch lange zu fragen, warum das tschechische Landvolk vielfach so schauerlich verhetzt ist, wenn es eine Reihe von Seelenhirten gibt, die den politischen und religiösen Revolutionär Jan Hus so schwärmerisch verehrt?

Was nur in Böhmen über die Zustände in einzelnen Priesterseminarien früher und jetzt wiederum mitgeteilt worden



ist, bestätigt nur das, was man im böhmischen Kolleg in Rom seit Jahren zu beobachten Gelegenheit hatte. Es gibt heute nur wenige tschechische Priesteramtskandidaten, die nicht schon ganz von dem Gifte des nationalen Wahnwitzes, der jeglicher Vernunft Hohn spricht, durchseucht worden sind. Die kommende Reihe der jungen Priester wird also kaum geeignet sein, das Volk zur Mäßigung zurückzuführen.

Den tschechischen Katholisch-Nationalen ist eine Riesenaufgabe zugefallen. Sie sind in die tschechische Gesamtbürgschaft eingetreten, weil sie glaubten, innerhalb derselben ihre politischen Ziele am ehesten erreichen zu können. Nunmehr haben sie mit erschreckender Deutlichkeit sehen können, was im Werke ist und wie die katholischen Interessen selbst von Priestern so mit Füßen getreten werden. Eine männliche, kraftvolle Erhebung und weiteste Aufklärung des tschechischen katholischen Volkes erwarten alle Katholiken von ihnen, die es mit der Ehre unserer Religion, mit dem Ansehen und der Ehre unseres heiligen Vaters, mit der Verehrungswürdigkeit der erhabenen Bestrebungen Benedikts XV. noch ernst nehmen. Wir müssen abwarten, ob unser Vertrauen in diese katholische Partei voll gerechtfertigt wird, oder nicht. Es muß großzügige Aufklärung im ganzen Lande geleistet, es muß dem schwer beleidigten Papste eine tschechische Sühne in Gestalt einer machtvollen Volkskundgebung geboten werden. Es muß schließlich das Tafeltuch zwischen der Partei und diesen Taboriten zerschnitten werden, auf das alle Welt erkenne, daß treue Katholiken mit solchen Verätern an der katholischen Sache keine Gemeinschaft mehr haben und haben wollen.

2. Politische Fragen.

Der sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Adler sagte zu den tschechischen Umsturzmännern das Folgende:

Für die Sozialdemokraten Österreichs ist der Staatsgedanke nicht der Volksstaat, sondern der freie Völkerstaat.



Die Tatsache, daß wir zusammenleben **müssen**, können alle tschechischen Wünsche nicht aus der Welt schaffen und da macht sich das Wort Souveränität, das der Abgeordnete Zahradnik gebrauchte, ein wenig zweideutig. Die Sozialdemokraten sind davon durchdrungen, daß die Völker Österreichs nicht anders leben können, als mit Gewährung der Selbständigkeit, der Personalität an die Nation. Sie wollen damit so weit gehen, als es möglich ist, ohne Dinge unmöglich zu machen, die **gemeinsam gemacht werden müssen**. Ebenso wollen wir auch für unser Volk freie Entwicklung und wollen uns keiner Fremdherrschaft in keinem Teile des Reiches unterstellen! Das müssen die tschechischen Politiker aller Parteien begreifen. Darin werden sie wohl eine Grenze finden müssen, wenn sie nicht Utopien nachjagen wollen, die sie nicht erreichen können, weder hier noch an irgend einem Konferenztische der Welt.

Es ist bitter, daß ein Sozialdemokrat weiten Teilen der tschechischen Katholiken solche Wahrheiten sagen muß. Sie werden dadurch auf einen Standpunkt hinabgedrückt, der ihnen die Schamröte ins Gesicht treiben müßte, wenn sie nicht so wahnwitzig verblendet wären. Wie weit diese Blindheit gehen kann, mag man aus einer Äußerung des früheren Ministers, des Abgeordneten Prasek, entnehmen. Als Führer des radikalsten Flügels der Partei des Abgeordneten Zahradnik sprach er in einer Versammlung in Rissa laut Bericht der Prager „Bohemia" folgende Worte:

Wir wollen und müssen leben, um den Augenblick zu erleben, an dem unsere Fahne auf selbständigem tschechischem Boden flattern wird, die Fahne der großen Zukunft des tschechischen Volkes. Die staatsrechtliche Kundgebung vom 30. Mai billigen wir als ein Kompromißwerk, wir verschweigen aber nicht, daß diese Proklamation in dem Sinne einer Ergänzung bedarf, daß jeder Zweifel darüber ausgeschaltet wird, daß sich die tschechische Nation nicht mit einer Autonomie oder sogenannten Selbstbestimmung begnügen kann und darf, sondern daß wir nicht zu kämpfen aufhören für einen **ganz selbständigen** und unab-

hängigen tschechischen Staat. Wer nicht mit uns ist, ist gegen uns und muß als Verräter der tschechischen Sache betrachtet werden.

Dieser Mann ist Geheimer Rat Seiner Majestät und hängt sehr an seinem Titel! Und dabei hat er die Stirne, die Loßreißung Böhmens von Österreich als eine heilige Pflicht hinzustellen!

Der Abgeordnete Zahradnik und andere predigen immer wieder, daß sie die in den oberungarischen Komitaten lebenden Slovaken befreien und an sich ziehen müßten. Der ungarische Ministerpräsident Wekerle nahm dieser Tage Veranlassung sich dazu zu äußern und sagte:

Es entspricht nicht unserer Stellung, wenn wir auf dieses Geschrei mit gleichem Tone antworten. Man weiß drüben sehr gut, daß allen jenen Bestrebungen gegenüber, welche die Unversehrtheit unseres Staates betreffen, ganz Ungarn vereint in einem Lager steht. Bezüglich dieser tschechischen Bestrebungen habe ich mir schon bei meinem Amtsantritt von allerhöchster Stelle beruhigende Zusicherungen verschafft. Was die österreichischen Regierungskreise betrifft, so wünscht man, daß die dortigen Nationalitätsbestrebungen so befriedigen, daß deren Lösung im Rahmen des heutigen territorialen Bestandes geschehe. Wir haben ferner gefordert, daß die gegen die Unversehrtheit des ungarischen Staates gerichteten Ausschreitungen in Österreich strafrechtliche Ahndung finden. Niemand in dieser Monarchie darf Bestrebungen des Feindes unterstützen und während der Kriegszeit müssen solche Umtriebe durch die Zensur in Schranken gehalten werden. Ungarn wird alle Maßnahmen treffen, damit solche Wühlereien hier im Lande nicht Nahrung finden.

Aus diesen Worten geht zweierlei hervor. Erstlich haben die Tschechen nicht die allergeringste Aussicht, ihre slowakischen „Brüder“ in Ungarn „erlösen“ zu können. Die meisten derselben bedanken sich aber auch für eine solche „Erlösung“, da sie nicht gewillt sind, die Heldentänze der



tschechischen „Politik“ mitzumachen. Zweitens haben die in Frage kommenden Tschechen den Madjaren eine Veranlassung gegeben, ihre Hand schwer auf die Slowaken in den oberungarischen Komitaten zu legen, unter dem Vorwande, die beabsichtigten tschechischen Wühlereien unschädlich zu machen. Und daß der Madjaren Hand ungemein fühlbar ist, wenn sie sich der anderssprachigen Untertanen der Stephanskrone „liebevoll annehmen“, haben sie alle der Reihe nach zur Genüge erfahren dürfen. Wenn also die radikalen Tschechen den „unerlösten“ Slowaken Ungarns den denkbar schlechtesten Dienst hätten erweisen wollen, hätten sie keinen besseren Weg einschlagen können, als den gewählten. An diesem ganz typischen Beispiel ersieht man deutlich, wie blind die Taboriten dreinschlagen, bloß um ihrem Autoritätshaß irgend einen Ausdruck zu geben, gänzlich unbekümmert um die Folgen.

Die Südslawen haben rechtzeitig gemerkt, daß der tschechische Radikalismus nur darauf aus war, sie vor den tschechischen Wagen zu spannen. Ob die Südslawen dabei etwa unter die Räder fallen würden, war diesen „Politikern“ ganz gleich. Die Südslawen sollten unter allen Umständen das tschechische Ideal anbeten und dann erst hätte man schließlich überlegen können, ob die tschechische Großmut auch für eine Sicherung der südslawischen Stellung ausgereicht hätte. Dazu waren die Südslawen aber nicht zu haben und reisten erbost von Prag wieder ab. Wie viel Glück die radikalen Tschechen bei den Polen gehabt haben oder nicht, entzieht sich zur Zeit noch der öffentlichen Kenntnis.

Sonntag der 21. Oktober 1917 wird ein Epochentag im politischen Leben der Tschechen bleiben. Der begnadigte Hoch- und Landesverräter Dr. Karl Kramarz hat im Sonntagsblatte der Prager „Narodni Listy“ an leitender Stelle zum ersten Male nach seiner Rückkehr aus dem Gefängnis wieder das Wort ergriffen. „Zu neuem Leben“ so lautet die Überschrift seines Aufsatzes, will er die Tschechen aufrufen. Stolz

auf die Einigkeit der Tschechen, — sind doch sogar die Jungtschechen, die bisher den Schlagworten der Radikalen Widerstand geleistet hatten, mit eben diesen Radikalen in einen Klub zusammengetreten — die im tschechischen staatsrechtlichen Klub ihren traurigsten, aber auch deutlichsten Ausdruck findet, mahnt Kramarz, weiterhin einig zu sein. Es sei nie so notwendig gewesen, wie jetzt, daß die ganze Welt die Einmütigkeit sehe und erkenne.

Die genannte Zeitung „Narodni Listy“ hat ihre bisherigen Leiter an die Luft gesetzt, weil dieselben den ganzen Wahnsinn des tschechischen Radikalismus nicht vertreten wollten und wenigstens etwas Vorsicht walten lassen wollten. Da das Dr. Kramarz nicht paßte, brachte er seine Leute hinein, die zunächst nur erklären, daß sie eintreten werden für die staatliche Selbständigkeit des Tschechentums, für die volle Wirksamkeit der historischen Rechte der Länder der tschechischen Krone und für das Recht der freien Selbstbestimmung des tschecho-slavischen Volkes. Für den Anfang ist das zwar schon etwas viel, aber da noch viel mehr nachfolgen wird, ist es auch wieder recht wenig.

Da der Tragödie auch ein Satyrspiel organisch angegliedert ist, so erklärt Frau Nadeschda Kramarz in derselben Festnummer, daß sie zwei Preise von je 5000 Kronen für die besten Arbeiten über die wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben des Tschechentums nach dem Kriege und über die Aufgaben der tschechischen Kulturpolitik — bitte, das ist wirklich so im Preisausschreiben angegeben! — nach dem Kriege ausschreibt. Die dafür benötigten 10000 Kronen stammen, wie die Dame selbst berichtet, aus den Monatsgeldern, die ihr aus dem beschlagnahmten Vermögen ihres Mannes ausgezahlt worden seien.

Dr. Kramarz, von dem jeder taktvolle Mensch erwartet hätte, daß er die Gnade seines Kaisers mit einer gewissen Mäßigung und Zurückhaltung beantworten werde, hat durch einen Schritt gezeigt, daß das Buch von Knigge bisher noch



nicht ins Tschechische übersetzt worden ist. Er schnaubt Rache und wird im Verein mit Seiner Majestät geheimem Rate Prasek alles tun, um dem Kaiser zu zeigen, was tschechische Dankbarkeit bedeutet.

Im übrigen sei ganz allgemein bemerkt, daß die tschechischen Agrarier und die Radikalen die Neuordnung ihrer Verhältnisse ausschließlich durch die Feinde der österreichischen Monarchie am Konferenztisch der Friedensverhandlungen erstreben und erwarten und einen innerstaatlichen Ausgleich zurückweisen. Die ausgesprochene Ablehnung Österreichs durch die Radikalen hat bei den Agrariern erfolgreich Schule gemacht.

Die serbo-kroatische Vereinigung im kroatischen Landtag hat den Höhepunkt ihrer Macht längst überschritten und wird demnächst wohl die Herrschaft an jene abtreten müssen, die für einen Anschluß der Kroaten an die Südslawen eintreten. Das bedeutet einen Bruch mit Ungarn. Es würden, diesen Wünschen entsprechend, Kroaten, Slawonier, Bosnier mit allen südslavischen Bevölkerungsteilen Österreichs in eine organische Verbindung treten. Auch hoffen diese rabiaten Elemente, daß es ihnen gelingen wird, den Banat und die Bacsa diesem Zukunftsreiche anzugliedern. Für sie gilt in gleicher Weise das Wort des Ministerpräsidenten Weckerle, das ich oben angeführt habe.

Es ist noch immer nicht klar zu erkennen, ob die tschechischen Sozialdemokraten zusammen mit den Katholisch-Nationalen den Mut finden werden, für ihre frühere Forderung, im Verfassungsausschuß an einem Ausgleich mitzuarbeiten, mannhaft einzutreten. Das Schreckensregiment des Radikalismus hat schon härtere Naturen, als es die Führer dieser beiden Parteien zu sein scheinen, niedergebrochen und in seine Gesellschaft gezwungen. Daß der Nestor der tschechischen Politiker Dr. Mattuſch sich von den wüsten Vorgängen zurückgezogen und seine Obmannstelle im Nationalausschuß niedergelegt hat, ist bekannt.

Es ist ungemein schwer auch nur von heute auf morgen



vorauszusehen, was im tschechischen Hexenkessel aufbrodeln wird. Auf ein Einlenken ist bei ihnen meines Erachtens keine Hoffnung zu setzen.

3. Jan Hus.

Professor Karl Hilgenreiner in Prag gibt die verdienstvolle „Bonifatius-Korrespondenz, ein Zeitwächter für gebildete Katholiken" heraus. Im 8. Hefte des laufenden Jahrganges wird „von besonderer Seite" ein ungemein bemerkenswerter, weil vorzüglich unterrichtender Aufsatz über die Husbewegung während des Krieges veröffentlicht. Die gelben Blätter können an diesen aufsehenerregenden Mitteilungen nicht vorübergehen und darum sei der wesentliche Inhalt derselben hier mit einigen eigenen Bemerkungen wiedergegeben. Dadurch werden sie auch zur Kenntnis von Kreisen gebracht, denen die genannte Korrespondenz nicht zugänglich ist.

Jan Hus, der Aufrührer, ist zum Patron des tschechischen Radikalismus erhoben worden. Seinen deutlichsten Ausdruck fand dieser Umstand in der Tatsache, daß sein Trutzdenkmal am Altstädter Ring in Prag ganz genau gegenüber der Mariensäule errichtet wurde. Wenn man vielfach versucht hatte, den Jan Hus lediglich zum politischen und kulturellen Schutzheiligen, der mit religiösen Fragen heute nicht mehr das geringste zu tun habe, umzutaufen, so beweist die Aufrichtung seines Standbildes gegenüber der von einem katholischen Habsburger gestifteten Mariensäule das genaue Gegenteil. Und doch bleibt Jan Hus bei so vielen seeleneifrigen tschechischen Priestern in höchstem Ansehen und in größter Verehrung!

Gelegentlich des Hus-Jubiläums im Juli 1915 sollte das Denkmal feierlich enthüllt werden. Ein „Aufklärungsverband" hatte die notwendigen Vorbereitungen zu treffen und derselbe wurde von allen freidenkerischen und kirchenfeindlichen Blättern nachdrücklichst, von den gemäßigteren

gerne, von den wenigen vorsichtigen kaum und von den katholischen gar nicht unterstützt. Es galt erstlich eine politische und zweitens eine religiöse Reinigung des tschechischen Volkes vorzunehmen. Wie beide Bestrebungen beschaffen sein sollten, zeigt der heutige Radikalismus und der durch den Krieg vereitelte Plan der Aufrichtung einer Nationalkirche auf freimaurerisch-radikaler Grundlage unter ausgiebigster Unterstützung durch die Los von Rom-Bewegung.

Die gesamte Phalanx der nachherigen Landesverräter stand bei diesem Unternehmen Patenschaft. Die Hauptschreier waren Kramarz, Masaryk und Klofatsch. Verständnisvolle Hilfe kam von St. Petersburg und New-York, die auch in Geldbeiträgen ihren Ausdruck fand. Die Sozialisten waren mit den radikalen Tschechen verschiedener Observanz darin ganz einig, daß man die katholische Kirche bei dieser Gelegenheit tötlich treffen müsse. Die tschechische Universität in Prag, an der auch die tschechischen katholischen Priesteramtskandidaten ihre Vorlesungen hören, schloß sich dem vorbereitenden Ausschusse durch drei Mitglieder an. Daß die radikalen Volksschullehrer dabei nicht fehlen durften, versteht sich von selbst; sie wollten außer der tunlichsten Schädigung der katholischen Kirche bei dieser Gelegenheit auch ihre radikal-pädagogischen Reformbestrebungen durchsetzen. Am meisten geschah durch die Turnvereine, die sich dem Denkmalsausschusse angliederten; durch sie wurden die leitenden Gedanken im ganzen Lande verbreitet.

„So standen die Dinge im Jahre 1914. Da fiel mitten in diese mit regstem Eifer und größter Aussicht auf Erfolg betriebene Bewegung der Ausbruch des Krieges. Mit einem Male stockte die Agitation. Die gänzliche Einstellung jeglicher Vereinstätigkeit, die strenge Zensur der Zeitungen und Überwachung der Korrespondenz machte eine Fortsetzung der Propaganda unmöglich. Die freidenkerischen Blätter „Neruda“ und „Havlitschek“ wurden sofort mit Kriegsbeginn behördlich eingestellt; die ebenfalls in dieser Richtung sich bewegenden Blätter



„Volna Myslenka" und „Volna Skola" gingen anfangs August 1914 von selbst ein. Die vorbereitenden Komitees hörten auf zu arbeiten und alle anderen aus Anlaß der Husfeier ins Leben gerufenen Gebilde gingen rasch unter."

Das Hus-Denkmal wurde 1915 fertig. Sang- und klanglos wollte man es nicht enthüllen, was ja doch schließlich einmal geschehen mußte, und so traten denn die beiden evangelischen Oberbehörden in Prag und die tschechische Universität auf den Plan. Die Behörden verboten jede nicht kirchliche Feier und gestatteten Vereinsversammlungen nur dann, wenn sowohl Redner wie Zuhörer ausschließlich Vereinsmitmitglieder wären und jegliche Tendenz unterdrückt würde. Es kamen daraufhin einige Feiern zu stande, die aber bedeutungslos blieben.

Was in Böhmen nicht möglich war, wurde dafür im Auslande nachgeholt. Besonders in Rußland, England und der Schweiz gab man der Bewegung den politischen Stempel, daß mit dem Denkmal der Gedanke der Unabhängigkeit der Länder der böhmischen Krone, also die Zerstückelung Österreichs, zum Ausdruck kommen sollte. Dr. J. Erben veröffentlichte in Nr. 3 des in Petersburg erscheinenden Hetzblattes „Tschechoslovak" einen bezeichnenden Aufsatz, in dem Hus als derjenige Mann gefeiert wurde, „der als erster nicht gehorchte". Es kann kein treffenderer Ausdruck für die autoritätsfeindliche Taboritenbewegung der Kramarz, Zahradnik, Masaryk und Genossen gefunden werden, als dieser von dem großen Hasser Österreichs niedergeschriebene. Der vaterlandsverräterische Verein „Svatopluk Tschech" in Zürich hielt eine Husfeier, bei der Masaryk in der Festrede sagte, daß das tschechische Volk schon zur Husitenzeit nach dem Worte „wozu brauchen wir eine Autorität?" für die die Freiheit gekämpft und keine Autorität gefürchtet habe.

Der sittliche Tiefstand, der in diesen programmatischen Äußerungen über die Verwerfung jeglicher Autorität durch die tschechischen Radikalen zum Ausdruck kommt, erinnert



lebhaft an die heißen Kämpfe, die um 1800 über die Berechtigung der Revolutionsideen ausgefochten worden waren. Die tschechischen Ansprüche lassen sich zusammenfassen in die Worte: „Freiheit, die ich meine“, und „willst Du nicht mein Bruder sein, hau ich Dir den Schädel ein.“ Darum wird sie natürlich kein Mensch beneiden, der noch im stande ist, klar zu denken.

Daß die Freimaurer bei derartigen wüsten Orgien nicht fehlen durften, versteht sich von selbst. Die Jan Hus-Liga slawischer Freimaurer in den Vereinigten Staaten wandte sich in einem Schreiben an den damaligen russischen Minister Miljukow, um ihm auseinanderzusetzen, daß die Freiheit da gedeihe, wo die Freimaurer herrschten. Deswegen müsse baldigst in dem befreiten Böhmen eine Jan Hus-Loge entstehen und die Russen müßten ihre schützenden Arme über Böhmens Gebiet ausbreiten, um die Unabhängigkeit des Landes zu erreichen.

Die in Böhmen lebenden tschechischen Freimaurer sind, da sie in Böhmen keine Loge gründen dürfen, meistens den deutschen Großlogen und Logen, einige auch den ungarischen Logen angegliedert. Haben sich die deutschen Großlogen nun diese Brüder einmal daraufhin angesehen, ob sie politisch stubenrein sind und nicht auf eine Schwächung, wenn nicht gar Vernichtung des Reiches des Bundesgenossens Deutschlands hinarbeiten? Ich möchte diese Frage mit allem Nachdruck an die deutschen Großlogen und Logen richten; eine bestimmte Antwort muß deswegen erwartet werden, weil sie nur dadurch sich vor dem Verdachte, österreichische Staatsverräter sich etwa angegliedert zu haben, schützen können. Diese Frage ist für die deutschen Freimaurer von höchster Bedeutung und angesichts ihrer „Feldlogen“-Tätigkeit muß ihnen alles daran liegen, daß sie nicht noch tiefer hineingeritten werden, als es ohnehin schon der Fall ist. Daran ändert auch das Buch von Diedrich Bischof „Vom vaterländischen Beruf der deutschen Freimauer, ein Wort zum



Kampf für Deutschlands Einigkeit" nicht das allergeringste. Wer etwa österreichischen Hochverrätern Unterschlupf gewähren sollte, hat das Recht verwirkt, solche Ansprüche zu erheben. Die Antwort auf meine klare Frage kann und darf darum gar nicht ausbleiben. Die übrigen in dem genannten Aufsatze der Bonifatius-Korrespondenz noch angeführten Einzelheiten über Jan Hus-Feiern im feindlichen oder neutralen Ausland übergehe ich, da das Mitgeteilte völlig genügt, um diese für Böhmen und Österreich so wichtige Frage klarzustellen. „Es ist kein Zweifel", sagt der Verfasser am Schlusse, „daß die Husbewegung nach dem Kriege auch im Inlande wieder aufleben wird. Das Feuer von Konstanz glimmt nach 500 Jahren immer noch unter der Asche und allerlei Radikalismus versucht daran sein Süpplein zu kochen." Daß wir nicht bis nach dem dem Kriege darauf zu warten brauchen, hat übrigens der Abgeordnete Zahradnik mit seiner husitischen Rede schon bewiesen.

(Schluß folgt.)

XIII.

Druck nach links oder gegen links?

Es kann nicht der mindeste Zweifel darüber bestehen, daß es schon vor dem Krieg im Zug der Zeit lag, die Regierungen volkstümlicher zu gestalten und die Volkskräfte an der Lösung der Staatsfragen in der gegebenen konstitutionell geordneten Weise so intensiv wie möglich zu beteiligen. Wenn das immer nicht in befriedigender Weise geschehen ist und die Volksvertretungen in häufigen Kämpfen auf die Regierungen einzuwirken sich genötigt glaubten — man denke an das Verhältnis zum Ministerium Podewils in Bayern im November 1911 —, so war daran die Parteizerrissenheit schuld, die vornehmlich agitatorisch und dabei zersetzend sich



betätigte, wobei positive Gemeinsamkeitsbestrebungen zu kurz kamen. Der Krieg hat den Parteien vorerst den Zwang auferlegt, zum Zweck des politischen und wirtschaftlichen Durchhaltens sich einander zu nähern. Ganz von selbst stellt sich die Wirkung auf der Regierungsseite ein, die darin besteht, daß die Regierungen selbst das Bedürfnis empfinden, mit den Parlamenten sich in einer Art Einheitsfront zu rangieren.

Die linksliberalen Politiker möchten daraus einen Zwang zur Linksorientierung machen. Die unablässige Einflußnahme des Volkes im weitesten Sinne ist eine uralte Forderung des Zentrums, die es als Volkspartei in gleichmäßigem Streben zu erringen suchte. Das allein widerlegt schon die linksliberale Prätension, daß volkstümliches und konstitutionelles Handeln linksliberale Politik bedeute. Daß Graf Hertling die gegenwärtig bestehende Koalition im Reiche als Basis für die Regierungspolitik benützt, ist ein weiterer Beweis, daß die behauptete Linksorientierung nicht eingetreten ist. Vom Grafen Hertling sagt der fortschrittliche Reichstagsabgeordnete Dr. Gothein (Wiener „Neue freie Presse" Nr. 19123 vom 16. Nov. 1917), „daß er nicht der Mann ist, der der programmatischen Forderung des Volkes nach einer Demokratisierung der Politik sichtbaren Ausdruck geben würde". Er habe einst im Reichstag das Wort gesprochen: an dem Tag, an welchem die große Linke entsteht, werde auch die Rechte geboren werden. Hertling sei ein Gegner der „Parlamentarisierung". Über die Begriffsverwechslung Gotheins, der Parlamentarisierung und Parlamentarismus nicht scheidet, sei kein Wort verloren; aber als Zeuge dafür, daß die Linke selbst den Grafen Hertling nicht als den Schrittmacher für ihre Politik ansieht, mag Dr. Gothein immerhin angeführt werden.

Und da nennt der fortschrittliche Abg. Conrad Haußmann (Berl. Tagebl. Nr. 590 vom 15. Nov. 1917) einen „Ruck nach links" die Erledigung der Kanzlerkrisis, durch welche Graf Hertling, der frühere Vorsitzende der Zentrumsfraktion, der fortschrittliche Abg. v. Payer und der nationalliberale





Abg. Dr. Friedberg ans Ruder gekommen sind! Der Vorgang gebe nur den „Druck nach links“ wieder, der sich nach drei Kriegsjahren in einem Volk von der Reife, der Kraft und der Friedensliebe des deutschen habe vollziehen müssen. Dilettantische Staatskunst sei das Unterfangen während der „Quartalskanzlerschaft“ Michaelis gewesen, die Regierung nach rechts zu orientieren, nachdem sich „die politische Einsicht und Stimmung des Volkes nach links orientiert“ hatte.

Solche Erörterungen der Politiker der Linken sind orationes pro domo, um die eigene Parteistellung dem Volke immer wieder aufs neue in empfehlende Erinnerung zu bringen, indem man sie in der geschaffenen Koalition zwischen Zentrum, Nationalliberalismus und der fortschrittlichen Volkspartei als die treibende Kraft in den Mittelpunkt stellt. Der äußere Schein wird zu erwecken gesucht, daß es so sei. Es treten als Wortführer der Koalition die linksliberalen und sozialdemokratischen Politiker und Zeitungen mit nie ermüdender vordringlicher Geschäftigkeit als Verfechter der „Mehrheitspartei“ auf, um eine Situation festzulegen, die den Charakter der Dauer nicht besitzt. Gegenüber diesen Wortführern stehen in der öffentlichen Geltendmachung die Zeitungen und besonders die Politiker der rechten Seite der Koalition stark zurück.

Die innerpolitische Situation nach dem Krieg kann jetzt mit Sicherheit niemand beurteilen. Die Linke will daher ihre „Pfeifen schneiden,“ solange es geht und die Zukunft in ihrem Sinne beeinflussen. Zentrum und Nationalliberale können jedoch weder für den „Ruck nach links“ noch für den Parlamentarismus der Linken in Anspruch genommen werden. Und insbesondere darf die Lage nach dem Kriege nicht nach den durcheinander wirbelnden Stimmungen der Gegenwart beurteilt werden. Wird Deutschland siegreich sein, dann dürfte die Stimmung vielfach wieder andere Impulse bekommen, was die Linke selbst zu befürchten scheint, weil sie so rasch wie möglich eine Ernte unter Dach bringen und sichern will. Nach dem Krieg treten die wirtschaftlichen Notwendigkeiten in den Vordergrund, welche die bürgerliche

Linke in eine böse Klemme bringen können, wenn sie als Vertreterin des Großkapitals und des Großhandels mit der dann einsetzenden Stimmung im Volke zu rechnen haben wird.

In dem herrlichen Hirtenschreiben, welches die deutschen Erzbischöfe und Bischöfe im November 1917 an das katholische Volk gerichtet haben, finden sich präzise Worte über diese Seite des öffentlichen Lebens:

„Die Maßnahmen zur Rettung des schwer bedrängten Vaterlandes führten zu einer Art von Staatssozialismus und Staatsallmacht. . . . Wer möchte wohl wünschen, daß diese Kriegsnotwendigkeiten zur Grundlage einer Neuordnung der staatlichen Verhältnisse in Deutschland gemacht würden? Es liegt vielmehr im eigensten Interesse des Staates, daß den einzelnen Bürgern und Familien jenes Maß von Freiheit zurückgegeben werde, auf das sie in geordneten friedlichen Zeiten Anspruch erheben können."[1])

Was aber soll aus der persönlichen Freiheit werden, wenn ihre wirtschaftliche Unterlage bei so vielen, vielen Existenzen beseitigt ist?

In den wirtschaftspolitischen Verhandlungen der bayerischen Abgeordnetenkammer der jüngsten Zeit, welche wahrlich weit notwendiger sind als all die Erörterungen über parlamentarisch-konstitutionelle Fragen, sagte der Zentrumsabgeordnete Dr. Schlittenbauer: „Gegenwärtig vollzieht sich in Deutschland mit einer erstaunlichen Schnelligkeit eine radikale Umbildung aller Formen der volkswirtschaftlichen Betätigung. Der amerikanische Trustgeist feiert bei uns Orgien. Das Kriegsamt und die ihm nachgeordneten Stellen leisten dabei Schildknappendienst. . . . Die Macher der Bewegung, die wir gegenwärtig in Deutschland erleben, zielen ja über den Krieg weit hinaus, denen kommt es darauf an, alle volkswirtschaftliche Betätigung in wenigen Händen, in den Händen des Großkapitals zu konzentrieren und so die ganze

---

1) Amtsblatt der Erzdiözese München und Freising, Nr. 38 vom 16. Dezember 1917, Seite 218.



Masse bisher selbständiger, mittelständiger Existenzen herabzudrücken zu Handlangern und Arbeitern des Großkapitals."[1])

Wohin wird dann, um das Bild Haußmanns zu gebrauchen, der „Druck" gehen? Wenn die Fortschrittliche Volkspartei, um ihrer ureigensten Klientel gerecht zu werden, diesem Druck zu widerstehen versucht, dann wird sie Wunderdinge erleben über den „Druck nach links".

Es stellt sich auch schon die nächste Nachbarschaft der Fortschrittlichen Volkspartei auf der Linken, die Sozialdemokratie, mit einem sehr lebhaften und sehr bestimmten Monitorium ein. Die Sozialdemokratie, so erklärt der „Vorwärts",[2]) betrachte die „Verwirklichung des sozialistischen Prinzips" als den „einzig möglichen Weg zum Wiederaufbau der deutschen Volkswirtschaft". Die Kreise des Großkapitals scheuten natürlich dies Mittel wie Feuer, weil damit die Axt an die Wurzel des kapitalistischen Wirtschaftssystems gelegt wurde. Sie suchten dem Volke einzureden, daß im manchesterlichen Spiel der freien Kräfte Deutschlands Zukunft liege. Über diese Gegensätze müsse es „in absehbarer Zeit zu den heftigsten Kämpfen kommen". Das wäre dann für die Fortschrittliche Volkspartei der „Druck von links" gegen links, gegen die ureigensten wirtschaftspolitischen Grundprinzipien der Fortschrittlichen Volkspartei. Die Fortschrittler kommen so in ein Kreuzfeuer. Denn gegen ihre volkswirtschaftlichen Tendenzen muß auch alles Front machen, was rechts von der Fortschrittlichen Volkspartei steht. Gegen diese volkswirtschaftlichen Gefahren werden ihrer ganzen Vergangenheit und Stellung nach alle konservativen Parteien ankämpfen in vollster Solidarität mit den gefährdeten Existenzen.

Die wirtschaftspolitischen Kämpfe nach dem Kriege werden die politische Orientierung, welche die Fortschrittliche Volkspartei und die Sozialdemokratie nach ihren Auffassungen einzurichten bestrebt sind, entscheidend beeinflussen. So muß

1) Bayerische Abgeordnetenkammer, Sitzung vom 15. Nov. 1917 Stenogr. Ber. Seite 551 und 552.

2) Nr. 320 vom 21. November 1917.



man annehmen. Und es ist nur zu wünschen, daß nicht nur die gleichen wirtschaftspolitischen Grundsätze, sondern auch politische Einsicht in die durch den Krieg geschaffenen Notwendigkeiten zu Konstellationen führen, welche den auflösenden politischen Bestrebungen entgegen zu wirken die Kraft besitzen.

XIV.

Hyacinth Holland †.

Am 6. Januar 1918 starb in München der Literatur- und Kunsthistoriker Professor Dr. Hyacinth Holland, Ehrenbürger der Stadt Eschenbach, (Heimat des Parzival-Dichters Wolfram von E.); Ehrenmitglied des Historischen Vereins von Oberbayern, der Gesellschaft für christliche Kunst, der „Académie Royale des Beaux-Arts", Antwerpen.

Und so ist sie also seiner Hand entglitten, die treue, emsige Feder, von der er selbst gesagt, er werde sie nicht lassen, bis der Tod sie ihm wegnimmt. Wer sie jetzt führen könnte wie er, diese Feder, nur dem dürfte es gelingen, ein echtes Bild zu gestalten von seinem eigenen Leben und Schaffen. Aber sie schreibt nicht mehr, und so müssen wir uns mit einem schwachen Abbild dessen begnügen, was der Heimgegangene gewesen und was er geleistet. Was er gewesen? Eine einzig dastehende Persönlichkeit, ein ernster Gelehrter, ein begeisterter Verehrer der Kunst, ein nimmermüder Sammler und ein guter, treuer Mensch. — Seine Geburt liegt weit zurück im vorigen Jahrhundert. Am 16. Aug. 1827 geb., hat Dr. Holland vor Kurzem sein 90. Jahr vollendet. Viel ehrende und liebevolle Anerkennung ist ihm bei diesem Anlasse von allen Seiten zugeflogen; so viel, daß sein bescheidener Sinn darob beinahe mehr erschrocken als erfreut war und er, bei schon recht fühlbarer Körperschwäche, sich ängstlich immer wieder fragte, ob er gewiß allen genügend gedankt, ob nie-



mand übersehen worden. — Auch die Hist.-polit. Blätter brachten damals einen warm empfundenen Artikel, dessen Verfasser dem Verewigten nahe gestanden und der ihm zu seinem großen Schmerze nur wenige Wochen später im Tode vorausgegangen ist. Viel ist in diesem Artikel schön und treffend über den Lebensgang und das Schaffen Hollands geschrieben, so daß nur wenig nachzuholen oder zu ergänzen bleibt.

Dr. Hyacinth Holland war der Sohn eines Kreis- und Stadtgerichtsdirektors und ein Neffe des berühmten Pädagogen, Oberstudienrats Benedikt von Holland, des Organisators des heute Albertinum genannten Kgl. Erziehungsinstitutes in München, das viele Jahre den Namen Hollandeum führte. Von 1847—1851 oblag er an der Universität München dem Studium der Philosophie (von der Universität Würzburg erlangte er später das Diplom als Dr. philos.), aber bald wandte er sich ausschießlich dem Studium der Kunst- und Literaturgeschichte zu. Seine Werke auf diesem Gebiete, sowie zahllose kleinere Artikel in verschiedenen Sammelwerken, Zeitschriften, Revüen, sind nun auch wohl nicht erschöpfend im obengenannten Artikel erwähnt. Noch weniger betont ist darin seine Lehrtätigkeit. Mit der Gründerin des Ascher'schen Institutes warm befreundet, hat er in deren Anstalt nahezu 50 Jahre, von 1861—1910, die heranwachsende weibliche Jugend durch seine Vorträge für Geschichte, Literatur und Kunst zu begeistern gewußt. Wie viele seiner Schülerinnen haben beim Besuche berühmter Kunststätten in Italien sich des von ihm Gehörten und der vorgelegten Reproduktionen erinnert und freudig berichtet, die bewunderten Kunstschätze seien ihnen als lauter liebe Bekannte erschienen. Für das Ascher-Institut legte Dr. Holland auch eine Sammlung Reproduktionen (Photogr., Stiche, Holzschnitte) von Gemälden, Porträten, Ansichten an, zum Unterricht in Geschichte, Geographie, Kultur- und Kunstgeschichte, die so reichhaltig anwuchs, daß sie zuletzt gegen 40 000 wohlgeordnete Bilder aufwies. Diese einzigartige Kollektion ist nach Aufgabe des Institutes an die Erziehungs-



anstalt des Benediktinerstiftes Ettal übergegangen. — Die gleiche Aufgabe als Lehrer übte Dr. Holland am Kgl. Max-Joseph-Stifte, 1878—1908. — Ein besonders ehrenvolles Wirken erwuchs ihm aus dem wissenschaftlichen Unterricht J. Kgl. Hoheit der Prinzessin Therese v. Bayern, 1862—1865, und später der Prinzessinnen Adelgunde, Marie und Mathilde, der Töchter unseres jetzigen Königs.

Einer ganz speziellen Tätigkeit sei noch Erwähnung getan, die er mit dem liebevollsten Eifer betrieb, für welche keine Mühe ihm zu groß schien. Wo er irgend einen verschollenen Künstler, Gelehrten aufspürte, oder einen Verkannten, Vernachläßigten, da ließ es ihm keine Ruhe; da wurde nachgeforscht, gesucht, korrespondiert, da wurden die kompliziertesten Beziehungen mit dem Auslande angebahnt, bis es ihm gelang, einen solchen von der Mitwelt unverdient Vergessenen, oder zu wenig Beachteten in ehrende Erinnerung zu bringen. Wie viele solche Monumente er gesetzt hat, wie glücklich ihn diese oft mühevolle Arbeit gemacht, das wissen nur wenige, die ihm nahe gestanden, und auch diese vielleicht nicht in vollem Maße.

Dr. Holland war eine nie ermüdende Arbeitskraft; zu allem fand er Zeit, nur nicht zum Ausruhen. Früh am Morgen und spät hinein in die Nacht konnte man die Lampe in seinem überbescheidenen Arbeitszimmer brennen sehen. Suchte man ihn dort auf — und wie oft wurde an diese Türe geklopft, — so wurde die Arbeit unterbrochen. Da schöpften so manche, sich Rat und Auskunft erholend, aus dem reichen Born seiner Erfahrung, seiner Belesenheit, seines wunderbar treuen Gedächtnisses. Den Freunden gegenüber ging es ans Erzählen. Das waren dann genußreiche Stunden für jeden, dem sie gegönnt waren, und nicht zum wenigsten für den Erzähler selbst, dem sie eine liebe Erholung bedeuteten. Er hatte ja mit so vielen markanten Persönlichkeiten freundschaftlich und intim verkehrt. Diese bekamen nun wieder Leben, man wurde mit hineingezogen in ihre Kreise, man war mitten unter sie versetzt. — Das ganze



liebe alte München — da es noch keine Großstadt war — tauchte auf in der Seele des Hörers, und es barg so viel Schönes und Echtes. Hätte man nur jedes Wort festhalten können, um eine kostbare, eigenartige Chronik wäre unsere Stadt reicher geworden. Aber der Mund, der Kunde gab von „dazumal", ist für immer verstummt, auf ihn hat der Tod sein Siegel gedrückt. Der Dreikönigstag war ein Lieblingsfest des Heimgegangenen; gern hat er die darauf bezüglichen Bilder gesammelt und aufbewahrt. Der Festgottesdienst, die schönen, sich daran knüpfenden alten Gebräuche begeisterten ihn, — und an diesem selben Tage, als die Glocken zur Kirche riefen, da erging auch an ihn der Ruf zur Heimkehr nach langer segensreicher Pilgerfahrt. —

Der Ruf traf keinen Unvorbereiteten. Bis in seinen letzten Tage hatte Dr. Holland es nie unterlassen, sich für seine tägliche Ausfahrt früh morgens mit dem Gebete Walthers von der Vogelweide zu rüsten:

„Mit saelden müeze ich hiute ûf stên,
got hêrre, in dîner huote gên
und rîten, swar ich in dem lande kêre.
Krist hêrre, lâz [an] mir werden schîn
die grôzen kraft der güete dîn,
unt pflic mîn wol dur dîner muoter êre.
Als ir der heilig engel pflaege,
unt dîn, dô du in der krippen laege,
junger mensch unt alter got,
dêmüetic vor dem esel und vor dem rinde
(und doch mit saeldenrîcher huote
pflac dîn Gabrîêl der goute
wol mit triuwen sunder spot),
als pflig ouch mîn, daz an mir iht erwinde
daz dîn vil götelich gebot."

(Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, 2. Ausg. von Karl Lachmann. Berlin, G. Reimer 1843, S. 24)

Anzeigen.

Jeder katholischen Familie
zum Abonnement bestens empfohlen
die
illustr. belletristische Zeitschrift

Deutscher Hausschatz

43. Jahrgang. Okt. 1917 bis Sept. 1918.
Jährlich 52 Hefte.
Preis des kompletten Jahrganges 7 ℳ 20 ₰.
Jedes Postamt u. jede Buchhandlung nimmt Bestellungen hierauf entgegen.

Verlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung (E. Stahl jun.) München.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erinnerungen
an
Emilie Linder,
die Malerin und Kunstmäcenin.
(1797—1897.)
Zum Säkulargedächtnis ihrer Geburt.
Von
Dr. Franz Binder.
8°. 97 S. Preis ℳ 1.50.

Erschienen ist und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Fünftes Register
zu den
Historisch-politischen Blättern.
Band CXII bis CXXX (1893—1902).
Preis: 2 Mark.
München in Kommission von Theodor Riedel's Buchhandlung.

Verantwortliche Redaction: Geh. Hofrat Dr. Georg M. Jochner. München. Sendlingerstr. 61.
Hübschmann'sche Buchdruckerei, H. Schrödl, k. b. Hoflieferant in München.

Inhalt

des

zweiten Heftes.

Seite

VIII. Eigentum, Arbeit und Zins 69

IX. Rekatholisierungsbestrebungen gegenüber den Universitäten Würzburg und München unter der Regierung König Ludwigs I. 81
(Schluß) Von Anton Döberl.

X. Professor Gabriel Mitterstiller . . . 99
Ein Gedenkblatt für den ersten Amerikanisten in Österreich.
Von Dr. Johann Ranftl, Graz.

XI. Die Kapitulationen und die deutsch-türkischen Verträge 108
Von Rechtsanwalt Dr. Otto Hipp.

XII. Böhmische Fragen 118

XIII. Druck nach links oder gegen links? . 132

XIV. Hyacinth Holland † 137

Ausgegeben am 16. Januar 1918.



Herrn Geh. Rat [illegible]:
Richmodstr. 4

161[3]

Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland

herausgegeben
von
Georg Jochner.

(Gegründet von Joseph und Guido Görres.)

Hunderteinundsechzigster Band.

Drittes Heft.

München 1918.
In Kommission von Theodor Riedels Buchhandlung.



Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1918. 161. Band. Drittes Heft.

Inhalt: Der christliche Orient und die Katholiken deutscher Zunge. Von Anton Baumstark. — Zur See nach Nauplia. Von Suebimontanus (Rottweil a. N.). IV. Ägina. Methana. — Glaubensbekenntnis eines modernen Künstlers. Von Prof. Dr. Stölzle. — Böhmische Fragen (Schluß). — Die Friedensverhandlungen mit Rußland. — Ein bayerischer Delegierter bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk. — Die Gründung der Münchner Hofbibliothek durch Albrecht V. und Johann Jakob Fugger. — Kürzere Lesprechung. Dr. Johannes B. Kißling, Der deutsche Protestantismns 1817—1917.


Digitized by Google

XV.

Der christliche Orient und die Katholiken deutscher Zunge.

Von Anton Baumſtark.

Das furchtbare Völkerringen, das am 31. Juli 1914 anhub, geht — gleichviel, ob nun etwas mehr oder weniger ſchnell — ſeinem Ende entgegen. Und dieſes Ende wird mit Gottes Hilfe die Mittelmächte nicht als die Geſchlagenen, nicht, wie feindlicher Vernichtungswille es träumte, für immer zuſammengebrochen, ſondern — wenn auch nach ſchwerſten Opfern — an der Schwelle einer Zukunft finden, in der neue und große Aufgaben ihrer harren. Das ſind Wahrheiten, für die nachgerade kein leidenſchaftsloſes Auge ſich mehr ſollte verſchließen können. Sie geſtatten, ja ſie heiſchen geradezu, immer nachdrücklicher über die Schreckniſſe der noch vom Geſchützdonner widerhallenden Schlachtfelder hinweg den Blick bereits jenen Zukunftsaufgaben zuzuwenden.

Eine derſelben, an deren Löſung naturgemäß in beſonderem Grade die Katholiken Deutſchlands und der Habsburgermonarchie mitzuwirken ſich berufen ſehen werden, iſt unſer Verhältnis zu den chriſtlichen Bevölkerungselementen des verbündeten Osmanenreiches. Seit bald zwei Jahrzehnten in entſagungsvollſter wiſſenſchaftlicher Arbeit die letzte Kraft einer Weckung und Förderung des Intereſſes für das orientaliſche Chriſtentum, ſeine Geſchichte, ſeiner Literaturen, Liturgie und Kunſt widmend, habe ich mir vielleicht ein beſcheidenes Anrecht darauf erworben, heute auf die Bedeutung und



Dringlichkeit gerade dieser Aufgabe hinweisen zu dürfen. Ich werde dabei nicht umhin können, auch die Frage zu stellen und mit rückhaltloser Ehrlichkeit zu beantworten, wie es bislange um die Anteilnahme der Katholiken deutscher Zunge für christlich-orientalische Dinge gestanden ist, und darf mir wohl abschließend erlauben, einige praktische Vorschläge über Mittel und Wege zu machen, die zu einer unbedingt notwendigen Besserung der Verhältnisse führen könnten.

1.

Es ist eine gewiß nicht erfreuliche, aber eine auch ebensowenig bestreitbare Tatsache, daß die Sympathien der türkischen Untertanen christlichen Glaubens zu Anfang des Weltkriegs so offenkundig als möglich auf der Seite unserer Feinde gestanden haben. Vorgänge bei der Einschiffung der zum Waffendienst gerufenen französischen Priester und Ordensbrüder haben für das Libanongebiet davon ein mehr als beredtes Zeugnis abgelegt. Hat doch ein hervorragender hierarchischer Vertreter des unierten libanesischen Christentums sich nicht gescheut, der französischen Trikolore sogar eine liturgische Weihe zu erteilen, als ob es sich bei der Inschutznahme der Mordgesellen von Serajewo und dem Versuche gewaltsamer „Desannexion" der deutschen Reichslande von vornherein um einen neuen Kreuzzug gegen die Ungläubigen gehandelt hätte. Wie die Dinge sich alsdann gestalteten, seit die Türkei an unserer Seite in den Krieg eintrat, entzieht sich aus naheliegenden Gründen vorerst der Kenntnis weiterer Kreise. Aber man darf wohl mit Bestimmtheit einen nicht zu unterschätzenden Anteil an dem erfolgreichen Vordringen der Russen auf dem Kriegsschauplatze südlich des Kaukasus einer aktiven Betätigung ihrer russenfreundlichen Gesinnung durch die dortige armenische Bevölkerung beimessen. Es steht hier nicht zur Erörterung, in wieweit eine derartige dem bekannten Worte des Völkerapostels widerstreitende Haltung der armenischen Christen niemals eine Rechtfertigung, wohl aber doch eine Erklärung in Greueln



des türkischen ancien régime findet, von denen man glauben möchte, daß niemand sie mehr verurteilt als die leitenden Männer der neuen Türkei. Die Tatsache will einfach hingenommen sein, gleichviel worin sie ihren Grund hat, und diese Tatsache wird hier leider nur allzu sicher gestellt, wenn die wiederum nicht zu billigende, wohl aber begreifliche Rückwirkung, welche die armenische Illoyalität auslöste, unseren Feinden und dem damals nominell noch neutralen Amerika Gelegenheit zu einer pharisäischen Entrüstung über neue „Armeniermorde" gab. In Mesopotamien ist der Engländer nicht bis in das erhebliche christliche Bevölkerungssplitter aufweisende Gebiet vorgedrungen. Welchen Empfang man ihm christlicherseits bei seinem Einrücken in Palästina bereitete, wird erst die unparteiische Kriegsgeschichtschreibung späterer Tage festzustellen haben. General Allenby hat der Haltung, welche die Bevölkerung bei seinem Einzug in Jerusalem beobachtete, ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses die Note „gut" erteilt. Sie ist nach Lage der Umstände eine recht wenig emphatische und läßt immerhin auf eine gewisse kluge Zurückhaltung schließen, die fürs erste mit der Möglichkeit einer Rückkehr der Osmanen rechnete. Nicht um mehr als eine kluge Zurückhaltung wird es sich auch gehandelt haben, falls da, wo der Feind nicht hinkam, weiterhin eine Bekundung von Gefühlen unterblieb, wie sie die ersten Kriegsmonate im Libanon offenbar werden ließen. Positive Anhänglichkeitskundgebungen seitens der geistlichen Spitzen der verschiedenen christlichen Nationalitäten, auf welche die Pforte gelegentlich hinzuweisen in der Lage war, dürfen keinesfalls überschätzt werden. Ohne der subjektiven Wahrhaftigkeit ihrer Urheber zunahe zu treten, wird man sagen müssen, daß in seinen letzten und geheimsten Gedanken da nur der kleinste Teil ihrer Herden wirklich hinter den Hirten stand. Kein mit den Verhältnissen auch nur einigermaßen Vertrauter wird bezweifeln, daß insbesondere eine französische Okkupation Syriens, wie sie zu dem ursprünglichen Kriegszielprogramm der Entente gehörte, von den dortigen Christen durchaus

nicht schmerzlich empfunden worden wäre. Oder wer will in Abrede stellen, daß die Orthodoxen Konstantinopels einen siegreich einziehenden Zaren an der Schwelle der Hagia Sophia umjubelt haben würden?

Es ist einleuchtend, daß eine derartige Sachlage ein Moment innerer Schwäche der Türkei bezeichnet und als ein solches auch den Bundesgenossen und aufrichtigen Freunden derselben unwillkommen sein muß. Zu ihrer Beseitigung könnten theoretisch zwei Wege in Betracht kommen, wenn erst der allgemeine Friede auch für das osmanische Reich die Periode des „Wiederaufbaues“ eröffnet haben wird. Unschädlichmachung der christlichen Bevölkerungselemente durch deren tunlichste Vernichtung wäre der eine, ihre innerliche Gewinnung für den osmanischen Staatsgedanken ist der andere. Nur eine von machiavellistischer Gesinnung eingegebene Schreckenspolitik vermöchte den ersteren Weg zu gehen. Die Rückkehr zu einer solchen bei den jetzigen Machthabern der Türkei für möglich zu halten, hieße sie aber aufs schwerste beleidigen. Und würden die verantwortlichen Ratgeber Mohammeds V. nicht durch das eigene Empfinden vor den blutigen Spuren früherer Christenmetzeleien bewahrt, so würde deren Wiederholung sich im Rahmen der aus dem Kriege hervorgehenden Menschheit von selber verbieten. Das Osmanenreich hat seine Daseinsberechtigung in ruhmvollem Kampfe an der Seite der europäischen Mittelmächte mit der blanken Wehr glänzend bewiesen. Es würde sie durch ein Zurückkehren zu Gräßlichkeiten traurigster Barbarei sofort wieder mehr als in Frage stellen. Am allerwenigsten könnte eine terroristische Lösung des christlich-orientalischen Problems vollends von den Bundesgenossen der Türkei ertragen werden, auf die in den Augen der übrigen zivilisierten Welt der unauslöschliche Makel einer moralischen Mitschuld fallen würde. Es bleibt somit nur die andere Lösung, seine christlichen Untertanen innerlich für das neugeborene osmanische Staatswesen zu gewinnen.



An und für sich wäre das unverkennbar ureigenste Aufgabe dieses Staatswesens selbst. Man darf indessen nicht übersehen, daß die Türkei, soferne ihr Souverän Träger des Chalifats ist, ein schlechthin religiös paritätischer Staat ebensowenig zu werden vermag, als ein solcher der Kirchenstaat hätte werden können. Ihre christlichen Bevölkerungselemente werden gleich dem jüdischen stets bis zu einem gewissen Grade einen Fremdkörper in ihrem Organismus darstellen. Zur restlosen inneren Überwindung dieser Sachlage wird sie aber der zunächst rein negative Umstand, daß ihnen die Leiden ihrer Vorfahren erspart bleiben, noch kaum befähigen. Was nottut, ist ihre positive Verankerung in dem einheitlichen Grunde eines ihnen mit der mohammedanischen Bevölkerungsmasse des Reiches gemeinsamen staatsbürgerlichen Bewußtseins. Sie ist naturgemäß unmöglich, solange ihre Herzen gegen dessen Bundesgenossen für eine ihm feindliche oder noch gestern feindlich gewesene europäische Mächtegruppierung schlagen. Eine Ersetzung der ententefreundlichen Gesinnung ihrer christlichen Untertanen durch eine deutschfreundliche liegt somit im vitalsten Interesse der Türkei selbst.

Daß sie schon deshalb auch von uns angestrebt werden müßte, ist klar. Aus welchen politischen und wirtschaftlichen Gründen die Mittelmächte nach dem Kriege eine starke und innerlich gesunde Türkei an ihrer Seite wünschen müssen, braucht in diesem Zusammenhange nicht erst erörtert zu werden. Die Tatsache darf als gegebene Größe in Rechnung gestellt werden. Noch weniger bedarf es vollends erst eines Beweises dafür, daß es für uns auch unmittelbar wünschenswert ist, künftig die nun einmal immer wieder sich nach dem christlichen Europa hinüberwendenden Blicke vorderasiatischer Christen nach Mitteleuropa orientiert zu sehen. Die Aufpeitschung einer ganzen Welt gegen das verhaßte Deutschland hätte England in diesem Kriege nicht gelingen können, wenn wir in dieser Welt von vornherein beliebter gewesen wären, als wir es waren. Daraus ergibt sich die



dringende Lehre, daß wir keine Gelegenheit vorübergehen lassen dürfen, bisher uns nicht gehörende Sympathien für uns zu gewinnen.

Diejenigen der orientalischen Katholiken dem Deutschtum zu erobern, ist von vornherein wesenhaft die Sache ihrer deutschsprechenden Glaubensbrüder, die es als konfessionelle Ehrenschuld dem Vaterland gegenüber empfinden müssen, hier ihren andersgläubigen Volksgenossen voranzugehen. Aber auch den kirchlich von ihnen getrennten Orientchristen stehen sie immerhin weit näher als jene. Die Gemeinsamkeit des Felsengrundes altkirchlicher Lehrüberlieferung, die geradezu extrem kultische Richtung des orientalischen Christentums, die überragende Bedeutung, die in ihm spezifisch katholische Lehren und Einrichtungen einnehmen: Eucharistie und Meßopfer, Priestertum und Mönchtum, Muttergottes- und Heiligenverehrung, das Vertrauen auf wunderbare Gebetserhörungen und die Fürbitte für die Verstorbenen, das alles ist da von ganz entscheidender Bedeutung.

Es ist indessen heute nicht nur nationale Pflicht, was immer wir dem christlichen Orient gegenüber als Katholiken tun können, auch wirklich zu tun. Es ist nicht minder umgekehrt unsere Gewissenspflicht der Kirche gegenüber, alles zu tun, was wir hier als Deutsche zu tun vermögen, wobei die großen katholischen Traditionen Österreichs selbstverständlich gebieten, seine deutschsprachigen Katholiken nicht an letzter Stelle miteinzubegreifen. In Betracht kommen auch hier wieder zunächst die Bedürfnisse und Nöte der katholischen Christen des Osmanenreichs, sowohl der verhältnismäßig wenigen des lateinischen Ritus als auch der ungleich zahlreicheren der verschiedenen orientalischen Riten: der Melchiten, Maroniten, Chaldäer, unierten Syrer und Armenier. Was die gemeinsame Mutter Kirche ihnen allen bis zum Vorabende des Eingreifens der Türkei in den Weltkrieg an Liebe und Fürsorge gewidmet hat, war ihr fast ausschließlich durch ihre italienischen, französischen und belgischen Kinder ermöglicht. Vor allem die Hochherzigkeit des katholischen Frank-



reich hat auch unter dem Druck des Trennungsgesetzes nicht aufgehört, in vorbildlicher Weise, wie für die Heidenmission, so auch für das Wirken der Kirche auf dem orientalischen Heimatboden des Christentums Geldmittel und seeleneifrige Menschenkraft bereit zu stellen. Die Tage des türkisch-französischen und des italienisch-türkischen Kriegsbeginns mußten für zahlreiche blühende kirchliche Institute und Unternehmungen im nahen Orient schwarze Unglückstage werden, an denen die Seele auch des deutschen Katholiken nur bluten konnte in heiligem Schmerz. Ich erinnere nur an die St. Josephs-Universität in Beirut, an das von den Assumptionisten in Konstantinopel und von den Dominikanern in Mosul Geschaffene, auf dem Boden der einen Heiligen Stadt an das griechische Seminar der Weißen Väter bei Ste. Anne und das syrische französischer Benediktiner auf dem „Berge des Ärgernisses", an die internationale biblische Schule der Dominikaner von St. Etienne und das Hospiz Notre Dame de France der mit ihnen in wissenschaftlichen Bestrebungen wetteifernden Assumptionisten, an so manche stille und segensreiche Station italienischer Franziskaner.

Wir scheinen nun allerdings als Abschluß der entsetzlichsten kriegerischen Katastrophe, welche die Weltgeschichte gesehen hat, wesenhaft einen Verständigungsfrieden erleben zu sollen. Es ist denkbar — und jedes katholische Herz muß es aufs innigste wünschen —, daß ein solcher auch den aus der Türkei vertrieben gewesenen italienischen, belgischen und französischen Dienern der Kirche die Rückkehr in ihren alten Wirkungskreis verbürgt. Doch auch in diesem günstigsten Falle wird deren Wirken alsdann sich unter wesentlich anderen, unter unendlich ungünstigeren Bedingungen vollziehen als vor dem Kriege. Mag auf dem Papiere des Friedensvertrages, was immer, zu lesen sein, die harte und rauhe Wirklichkeit wird er nicht völlig meistern. Den Plan ihrer Aufteilung, den der Krieg nach der Absicht unserer Feinde verwirklichen sollte, wird man in der Türkei nicht so bald zu vergessen lernen. Eine Wolke hemmenden Mißtrauens wird



dauernd auch den friedlichen religiösen Instituten gegenüberstehen, die ihr einmal zugleich als nationale Vertretungen der an jenem Raubplane beteiligt gewesenen Staaten erscheinen. Die Last dessen, was für die Kirche im osmanischen Reiche zu tun ist und nach der Lage der Verhältnisse getan werden kann, wird so, wenn sie nicht geradezu auf die Schultern der Katholiken Deutschlands und Österreich-Ungarns übergeht, in Zukunft mindestens wesentlich von diesen Schultern mitgetragen werden müssen.

Das ist aber umso bedeutsamer, wenn wir die neue Lage ins Auge fassen, in der nach dem Kriege die Kirche sich hier den von ihr getrennten christlichen Gemeinschaften gegenüber befinden wird. Das Bestreben, die Enkel ihrer einst durch den großen christologischen Glaubenskampf des 5. bis 7. Jahrhunderts und durch das Schisma des Photios von ihr losgerissenen Söhne wiederzugewinnen, ist seit Jahrhunderten eine ihrer teuersten Sorgen gewesen. Insbesondere Leo XIII. hatte diese Sorge wieder nachdrücklich in den Vordergrund des kirchlichen Arbeitsprogrammes gerückt. Allein das große „Licht vom Himmel" auf dem päpstlichen Stuhle hat für seine, wie überall, von milder Weisheit und weitestem Entgegenkommen getragenen Bemühungen gerade hier nur schmerzliche Enttäuschungen geerntet, die unter dem Pontifikat Pius' X. in einer merklich herberen Haltung Roms gegenüber den häretischen und schismatischen Kirchen des Orients ihren begreiflichen Widerhall fanden. Diese Entwicklung ist nun nicht zum geringsten Teile durch die weltpolitische Konstellation mitbedingt gewesen, die schließlich im Weltkriege zu ihrer katastrophalen Entladung kam. Der eigentliche Todfeind aller Unionsbestrebungen war von jeher das zaristische Rußland, für das wegen seines wesenhaft zäsaro-papistischen Charakters jede Annäherung an Rom die Aufgabe seiner selbst bedeutet hätte. Es ist mir stets ein schlechthin unbegreifliches Rätsel gewesen, wie ganz seltsame Schwärmer diese Tatsache immer wieder übersehen und im Gegensatze zu dem von ihnen möglichst in den Staub



gezogenen Griechentum ihre Unionshoffnungen vielmehr gerade auf die russische Kirche einstellen konnten. Das offizielle Frankreich hat seinen russischen Verbündeten jedenfalls weit besser verstanden. Während seine wechselnden Freimaurerregierungen nach wie vor dem Bruche des Konkordats aus national-politischen Klugheitsmotiven im übrigen dem Wirken der französischen Ordensleute, die man vom Boden der Heimat verjagte, in der orientalischen Fremde Schutz und Förderung nicht versagten, wurde diese Haltung aus Rücksicht auf das russische Bündnis keineswegs auf die kirchlichen Unionsbestrebungen ausgedehnt, die man weit eher, soweit es anging, zu durchkreuzen suchte. Rußland selbst wußte sich seit den Schreckenstagen der Regierung Abdul Hamids in erster Linie den verfolgten Armeniern immer wieder als berufenen Erlöser vom drückenden Heidenjoch in empfehlende Erinnerung zu bringen. So schuf es sich jenseits seiner türkischen Grenze eine Art christlicher Irredenta, in die neben den armenischen Monophysiten bald auch ein Teil der um den Wan- und Urmia-See ansässigen ostsyrischen Nestorianer einbezogen wurde. In den Gebieten der beiden orthodoxen Patriarchate Antiochia und Jerusalem sorgte ein weitverzweigtes Netz russischer Schulen und Wohltätigkeitsanstalten für die Verbreitung moskowitischen Einflusses. Besonders war es das arabisch redende einheimische Bevölkerungselement, dessen Revolutionierung gegen den vielfach landfremden höheren Klerus in den Dienst jenes Einflusses gestellt wurde, der seinerseits jedes Platzgreifen einer romfreundlichen Strömung ausschloß. Nicht weniger ungünstig wurde der Boden für eine solche naturgemäß da beeinflußt, wo eine Propaganda irgendwelchen protestantischen Kirchentums angelsächsischer Rasse unter christlichen Orientalen sich geltend machte. In diesem Sinne hatte das Russentum unter den nestorianischen Syrern eine denkbar einflußreichste ältere Konkurrentin an der anglikanischen Urmia-Mission, die denselben beispielsweise die einzige Druckausgabe ihres Meßbuches geliefert hat. Für die syrischen Jakobiten war

wie übrigens auch für die Armenier, eine umfangreiche Auswanderung nach Amerika eine kaum minder bedeutsame Quelle einer Berührung mit dem Angelsachsentum, die religiös-kirchlicher Rückwirkungen nicht entbehrte. Daneben fielen für sie ihre Beziehungen zu ihren monophysitischen Glaubensbrüdern in Ägypten, den Kopten, ins Gewicht, die längst eine der treuesten Stützen der englischen Herrschaft im Nillande geworden sind.

Das wird nun so ziemlich alles nach dem Kriege sich gründlich geändert haben. Englischer Missionstätigkeit wird die Türkei mit derselben argwöhnischen Zurückhaltung gegenüberstehen wie französischer und italienischer. Eine anglikanische Propaganda wird sich mithin den nämlichen Hemmungen ausgesetzt sehen, die der katholischen nur durch tatkräftiges Eingreifen der Katholiken der Mittelmächte werden erleichtert werden können. Am stärksten werden solche Hemmungen begreiflicherweise in einem Grenzgebiete wie dem von den Nestorianern Kurdistans bewohnten und gegenüber den von Ägypten her sich geltend machenden Einflüssen wirksam sein. Das neue demokratische Rußland hat sich ausdrücklich und bestimmt auf den Standpunkt eines Verzichts auf die politischen Aspirationen gestellt, in deren Dienst letzten Endes die gesamte religiös-kirchliche Russenpropaganda auf türkischem Boden stand. Es hat das politische Selbstbestimmungsrecht der einzelnen in dem Riesenkörper des Zarenreiches zusammengeschnürt gewesenen Nationalitäten proklamiert und kann folgerichtig auch auf kirchlichem Gebiete nicht eine Politik der Vergewaltigung weiterverfolgen, als welche die eigenartige Form russischen Schutzes der Orthodoxie sich in den Patriarchaten Antiochia und Jerusalem fühlbar machte. Es hat begonnen, im eigenen Hause dem Katholizismus Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ihm Luft und Licht zu gewähren. Es wird ihm auch außerhalb der heimischen Grenzen nicht mehr als der geschworene Feind von gestern gegenüberstehen können. Seine Kirchenpolitik ist auf den Grundsatz der Trennung von Staat und Kirche eingestellt. Verstaatlichung des bisherigen

kirchlichen und klösterlichen Grund- und Kapitalienbesitzes, Beschlagnahmung des Edelsteingeschmeides selbst aus den Mitren nnd Kreuzen der Bischöfe haben zu den programmatischen Maßnahmen der Bolschewiki-Regierung gehört. Die russische Staatskirche, die im Besitze gewaltigen Reichtums doch als unwürdige Sklavin politischen und territorialen Machthungers das gesamte Orientchristentum ihre Expansionskraft fühlen ließ, gehört der Vergangenheit an. Bereits macht sich dieselbe Dezentralisationsbewegung, die das ehemalige Zarenreich in eine föderative Vereinigung nationaler Einzeldemokratien aufzulösen, seinen Grenzvölkern ihre gänzliche Unabhängigkeit zu geben, im Begriffe steht, auch im kirchlichen Leben geltend. Schon hat die so lange gewaltsam unterdrückt gewesene altehrwürdige Kirche Georgiens sich wieder als selbständiges Glied der orthodoxen Kirchenfamilie konstituiert. Nicht mehr eine Angliederung immer neuer Teile der orientalischen Christenheit an das allrussische Kirchentum, sondern eine zunehmende Selbstzersetzung dieses Kirchentums wird die Signatur der Zukunft sein. In wie hohem Grade alle diese Umstände einem erfolgreicheren Sichauswirken katholischer Unionsbestrebungen günstig sind, liegt auf der Hand.

Daß jetzt oder nie für eine solche der psychologische Moment gekommen sei, hat denn auch der apostolische Weitblick Benedikts XV. scharf und klar erfaßt. Sein Pontifikat hat mit der inmitten der Kriegsgreuel erfolgten Promulgation des neuen kanonischen Gesetzuches nur die Erbschaftsvollstreckung des vorangehenden vollzogen. Seine eigensten Kräfte sah es bislange fast vollständig durch das Bemühen um tunlichste Linderung und friedliche Beendigung der Leiden des Riesenkrieges absorbiert. Eine einzige Großtat scheint, einem weithin sichtbaren Fanal gleich, eine Richtung zu bezeichnen, in der jene Kräfte, einmal wirklich frei geworden, sich vorwiegend betätigen sollen. Es ist die Schaffung einer von der Propaganda unabhängigen, dem Papste selbst als jeweiligem geborenen Vorsitzenden aufs engste verbundenen Kardinalskongregation für die orientalischen Kirchen und die Begründung

eines päpstliches Instituts für christlich-orientalische Studien in der Ewigen Stadt, an dem u. a. Gelegenheit geboten werden soll, in parallelen Kursen mit den Systemen der katholischen und der orientalisch-orthodoxen Theologie sich vergleichend und quellenmäßig vertraut zu machen. Zumal daß dieses Institut auch nichtunierten Orientalen in einer Weise offen stehen soll, wie sich ihnen bisher bei einem Streben nach Erweiterung ihres Gesichtskreises nur die Hörsäle protestantisch-theologischer Fakultäten öffneten, ist eine Neuerung, die ebenso segensreich werden kann, als sie zweifellos unerhört ist. Mit zielbewußter Kühnheit geht sie in den wieder eingeschlagenen Bahnen der Leoninischen Aera über diese selbst noch merklich hinaus.

Zu den in die neue Kardinalskongregation berufenen Purpurträgern gehört auch der deutschsprachige Kurienkardinal Eminenz Frühwirth. Man möchte in der Brufung gerade dieses Kirchenfürsten einen Fingerzeig dafür erblicken, welche Bedeutung auch der Heilige Vater der energischen Mitwirkung des deutschen Elements bei der Lösung der neuen kirchlichen Zukunftsaufgaben im Vorderorient beimesse. Jedenfalls ist tatsächlich, soweit das osmanische Staatsgebiet in Betracht kommen wird, ihre Lösung ohne jene Mitwirkung undenkbar. Ist es denkbar, daß der Katholizismus deutscher Zunge sich dem großen Gebote des Augenblicks sollte versagen können?

In den feierlichen Augenblicken, in denen der menschgewordene Sohn Gottes nach Einsetzung des wunderbaren Mahles der Liebe von den Seinen Abschied nahm, hat er um die Einheit ihres Kreises gebetet.

„Für die Einheit aller Kirchen“ betet,

„in seinem dunkeln Drang
— — des rechten Weges wohl bewußt“,

auch der vom Zentrum kirchlicher Einheit getrennte christliche Osten zu Anfang des großartigen Litaneiformulares seiner Liturgie immer wieder. Daß Gott seine Kirche „einen“ wolle, erbittet die römische Meßliturgie unmittelbar vor den



beiden Höhepunkten der eucharistischen Feier: Wandlung und Kommunion. Es möchte vor dem allschauenden Gottesauge, das über die Völkergeschicke wacht, kaum eine schwerere nationale Schuld geben können, als dem großen Werke der Wiedervereinigung der Kirchen Kräfte, die man ihm schuldete, verweigert zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

XVI.

Zur See nach Nauplia.

Von Suebimontanus (Rottweil a. N.).

IV. Ägina. Methana.

Ägina — ein Silbendreiklang voll süßer Melodie gleich vielen anderen Namen der Griechensprache. Man muß sie zergehen lassen auf der Zunge so, wie einer meiner Lehrer, feinschmeckerisch langsam aussprechend, mit dem italienischen Ga-ri-gli-an-o zu tun liebte, von dem er behauptete, daß es der schönste Name sei in aller Welt. Ägina! Dem Gebildeten ist dein Name mehr als ein Ohrenschmaus, er ist ein Labsal für Geist und Herz: er weckt die frohe Erinnerung an eine Kulturtat, die in besonderem Sinne uns Deutschen zu gut gekommen ist. Weit hinter den Bergzügen dort ragt, im Ostteil der Insel, hoch über der See, von Waldeswipfeln umrauscht, eine stimmungsvolle Tempelruine, die meist das einzige Reiseziel der Äginafahrer zu bilden pflegt. Ihr von Neuägina aus einen Besuch zu machen, hätte einen längeren Aufenthalt erfordert. Auch ginge ein sommerlicher Ritt dorthin augenblicklich über meine Muskel- und Nervenkraft. Auf Reisen, meinte ein kluger Engländer, muß man immer nur soviel auf einmal abbeißen, als man bequem kauen und verdauen kann. Daher verschob ich jene Tour auf



einen späteren Zeitpunkt, und benützte dann eines jener Extraschiffe, das die kleineren Dampfschiffahrtsgesellschaften von Zeit zu Zeit direkt, ohne die Stadt Ägina zu berühren, nach dem Naturhafen der Marinabucht, am Südfuße der Tempelhöhe, laufen lassen. Die Haupteindrücke jenes späteren Ausfluges sollen des Zusammenhanges wegen hier eingeschaltet werden. Der Weg hügelan führt durch eine reizende und abwechslungsvolle Landschaft. Er ist auch zu Pferd nicht ohne Beschwerden. Eine wunderbare, vielgepriesene Aussicht entschädigt aber reichlich für die gehabte Mühsal. Der Tempel, aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts v. Chr., ist nur sehr trümmerhaft erhalten, hinterläßt aber auf der Folie dieser großartigen Umgebung einen geradezu überwältigenden Eindruck und die Gewißheit, daß man es mit einem Juwel der dorischen Baukunst vorklassischer Zeit zu tun hat. Die Frage, welcher Gottheit er geweiht war, hat lange einen archäologischen Fall ersten Ranges gebildet. Der Streit ist nicht immer ganz leidenschaftslos geführt worden und hätte vielleicht einen Herder wieder an das Spiel der Gladiatoren gemahnt, die sich zu Ehren des Gestorbenen an seiner Gruft erwürgen. Seit den Grabungen Furtwänglers, einer Hauptauktorität in Aegineticis, gilt er gewöhnlich als das Heiligtum der frauenbeschützenden Aphaia. Um den Tempelbau in situ zu vervollständigen und mit seinem ursprünglichen Skulpturenschmuck zu beleben, müssen die Gedanken die weite Reise nach München machen, wo bekanntlich die figürlichen Marmorgruppen aus den Giebelstatuen des Tempels zum ältesten und besten Hausgut der königlichen Glyptothek gehören. Diese fechtenden und sterbenden Krieger mit dem rätselhaften Lächeln auf den Lippen — durch die Jahrtausende sind sie frisch geblieben in ihrer alten, strengen Pracht und haben von dem Zauber, der einst von ihnen ausging, nicht allzuviel verloren trotz der „genialen“ Versündigung, die man an ihnen begangen hat. Sie sind nicht ganz mehr sie selbst, diese edlen Schöpfungen der Antike; in Thorwaldsens Werkstatt sind sie nicht

nur ergänzt, sondern empfindlich umredigiert worden: was sich nicht reimen wollte, wurde weggemeißelt und Fehlendes frisch fröhlich angestückt. Auf die Frage, welches nun die alten Stücke seien und welches die neuen, soll der nordische Meister selbstgefällig geantwortet haben: „Gemerkt habe ich sie mir nicht und herausfinden kann ich sie nicht.“ Soviel dürfte heute wohl feststehen, daß diese so lange als glänzend und meisterhaft gepriesene Restaurierung nicht nur in verschiedenen Punkten objektiv falsch ist, sondern auch den Kunstcharakter dieser einzigartigen Bildwerke verfälscht hat. Darum hat neuerdings Thorwaldsen von einem Kenner und Kritiker wie E. Waldmann den bittersten Tadel erfahren und sich sagen lassen müssen, daß ihm echte Künstlergesinnung und die Ehrfurcht vor einem großen Kunstwerke gemangelt habe. Mit aller Schärfe hat er dem „hochmütigen, kunstverlassenen“ Mann das Verhalten eines anderen Meisters in ähnlichem Falle vorgerückt.

Als Lord Elgin die Parthenonmetopen nach London verschleppt hatte, stellte er an den damals berühmtesten Bildhauer Canova das Ansinnen, sie zu restaurieren. Der große Künstler antwortete: es sei ja ein Jammer, daß diese herrlichen Bildwerke so zerstört seien; aber dadurch, daß er Hand an sie lege, würden sie kaum besser werden. Hätte Thorwaldsen eine ähnliche Selbstbescheidung geübt, wie Canova, und hätte er gegen die schlimmbessernde Wiederherstellung der Ägineten sich ebenso beharrlich wie gegen die Restaurierung des sogenannten Ilioneus[1]) gesträubt, wie sehr wäre das unserer kunstgeschichtlichen Erkenntnis zu statten gekommen! Der wunderbare Realismus der Darstellung würde uns noch ganz anders zum Bewußtsein kommen. Aber auch so, wie sie sind, legen sie Zeugnis ab von der Geistesart und geistigen Zeugungskraft jenes dorischen Volkssplitters, der auf seiner vom Hasse eng umbrandeten Insel

1) Vergl. Urlichs, Die Glyptothek Ludwigs I. München 1867. S. 55 f.

nicht nur schacherte und Geld häufte, sondern auch Ideale pflegte und das Dasein verschönerte und erhöhte durch die Kunst. Von ihr hätte man Großes erwarten dürfen. Mit der staatlich-materiellen Blüte wurde leider auch Äginas Kunstvermögen gebrochen. Aber im Leben der Völker ist es wie im Einzelleben: der Tod ist der entscheidende Klärer und Wertbestimmer. Kurzlebig war sie, diese Polis von Ägina, aber kein sterbendes, seniles und steriles Staatsgebilde, dessen Zeit erfüllt war. Sie hat Unvergängliches hinterlassen. Diese alten Ägineten sind zu den Mehrern des menschlichen Kulturbesitzes zu rechnen. Ohne sie wäre das geistige Kapital der Welt kleiner. So groß ist der innere und absolute Wert dieser Kunstleistung. Ohne sie würde aber auch im Entwicklungsgang der griechischen Kunst ein wichtiges Bindeglied fehlen. Dieses eine Werk bezeichnet einen Wendepunkt im griechischen Kunstschaffen. Mit ihm hat die antik-griechische Plastik endgültig die archaische Gebundenheit abgestreift und sich frei nach allen Seiten bewegen gelernt. Es hat sich durchaus bewahrheitet, was Johann Martin Wagner 1815 an den Kronprinzen Ludwig I. von Bayern schrieb: „Soviel ist gewiß, daß ein Kleinod der Sammlung . . es sein wird und viele Antiquare sich die Federn darüber stumpf schreiben werden.“

* * *

Unsere Zeit ist um. Die Fracht ist im Gepäckraum versenkt und wir selbst haben einen schönen Vorrat idealer Güter an Bord genommen. Die Kolben der Maschinen stampfen auf und nieder. Nachlese haltend, schweifen die Blicke nochmals, über die Stadt hinweg, in ihre Umgebung hinein. Sie ist, zumal für eine griechische Sommerlandschaft, nichts weniger als öde. Überall Bäume und Pflanzen, die gegen den dorrenden Sonnenbrand ihr Grün behaupten und in reichster Kraft der Belaubung prangen. Aber eines wird schmerzlich vermißt: die ganze Farbigkeit und vor allem die unnachahmlich mannigfaltige Stufenfolge saftigen Grüns,



womit der Sommer unseres grauen Nordens sich schmückt. Der Vergleich wühlt süße Sehnsüchte auf. O Heimat, du ährenwogende, blumenerfüllte, kräuterdurchduftete Heimat, welch ein Segen des Wachsens und welch eine Pracht des Reifens ist zur Zeit ausgegossen über deine Felderweiten, während hier zu Lande der Blumentod über Berge und Täler schreitet! Wie arm wäre dieser griechische Sommer, da jede Frische und Farbe mangelt, wenn nicht das unendliche Blau des Himmels und Meeres und all die Lichtwunder der südlichen Sonne ihm Ersatz böten! — Am Südende der Stadt taucht, plump und frei hingepflanzt, ein riesiges, im hausbackensten Magazinstil gehaltenes Gebäude auf. Schwerlich wird sonstwo in Neuhellas ein Bauwesen von gleichen Abmessungen und ebenso großer Geschmacklosigkeit anzutreffen sein. Auf seinem jetzigen Platze wirkt es wie eine Beleidigung: die nüchternste Staatsprosa inmitten einer schimmernden, poetischen Welt. Von Kapodistrias aus den Beiträgen des philhellenischen Europa als Waisenhaus (Orphanotropheion) errichtet, dient es nunmehr Gefängniszwecken. Gerne wendet sich das Auge lieblicheren Bildern zu. Geschwaderweise baden vor uns Felsenklippen und kleine Eilande in der zyanblauen Flut. Im Vordergruude die Inseln Metopi, Moni, Angistri, dessen Fichtenwälder im Goldgeflimmer der Sonne herüberleuchten. Weiter rückwärts auf dem Hintergrund der argivischen Küste erscheinen die Pentenisia, an denen der Blick sich weitertastet bis hinauf zu den Bergen von Korinth und Megara. Unmittelbar zu unserer Linken gipfelt sich der kahle Riese des Oros steil und kegelförmig bis zu einer Höhe von 540 m empor, der hervorstechendste Punkt im ganzen Saronischen Golf, der heilige, blitzentsendende Thron des Zeus, der seit Urzeiten bei den Umwohnern im höchsten Ansehen stand. Einst herrschte, wie die Sage berichtet, verderbliche Dürre in ganz Griechenland. Menschen und Tiere und Felder waren am Verschmachten. In dieser Not schickten die griechischen Staaten Männer ab, die Äakus, den frommen Inselkönig, um seine



Fürbitte angehen sollten. Da hob der Götterliebling opfernd Herz und Auge hinauf zum Felsenstuhle des Vaters Zeus, der den Regen spendet und die Quellen speist, und nach kurzer Zeit schon rauschten erquickende Wasser nieder über alles Land. Und seitdem hingen, so oft die Sommerglut alles Leben bedrohte, die Blicke der Griechen flehend und erwartungsvoll an dem heiligen Berg bis zum heutigen Tag. Denn immer noch sammeln sich hier zuerst die Wolken, wenn der ersehnte Regen im Anzug ist. Von jenen Abgesandten machten die Ägineten Bilder und stellten sie im vorzüglichsten Teil der Stadt im sogenannten Aiakeion auf. Und an der Stelle, wo Äakus gebetet hatte, wurde ein gemeinsames Heiligtum aller Griechen (Panhellenium) errichtet. Im Religiösen haben sich die Griechen von jeher leicht zusammengefunden und die Religion hat immer wieder aufs neue das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit nach außen bekundet und nach innen vertieft. Eine Liste aller literarisch bezeugten panhellenischen Heiligtümer würde für sich allein schon diese Tatsache ins hellste Licht setzen. Eine hehre Stille, wie am Tage des ewigen Gottesfriedens selbst, umwittert heute den stolzen Gipfel und die kahlen Flanken des Oros. So ist es aber nicht immer gewesen. In historischer Zeit stand zwar nur ein größerer Altar auf der Bergkuppe. Im Jahre 1895 hat aber Furtwängler auf der luftigen Höhe gegraben und eine vorgeschichtliche Stadtanlage von erheblicher Ausdehnung nachgewiesen. Von den kyklopischen Mauern stehen noch meterhohe Reste. Die in den dicht gedrängten Häusertrümmern zu Tage gekommenen Tongefäße verraten nahe Verwandtschaft mit den Funden im mykenischen Troja. Wie auf dem Scheitel weithin sichtbar ein winziges, blendend weißes Eliasheiligtum klebt, so glaubt man von der See aus auch das Asomatoskapellchen zu erkennen, das sich an die rechte Hüfte des Berges anklammert.

Der Tag war längst in heißen Mittagsflammen aufgeloht. Es ist um die 11. Stunde. Am Bord ertönt das Zeichen zur Schiffstafel. Das Deck leert sich stark. Auch



ich steige in die Tiefe, um als Selbstversorger „diäte" Atzung heraufzuholen, und werfe im Vorbeigehen einen scheuen Blick in die Schiffsküche. Ordnung und Sauberkeit waren, das mindeste zu sagen, sehr anfechtbar: Gerätschaften und Abfälle, namentlich Fischskelette, lagen in unsäglichem Wirrwarr durcheinander und entsprechende Ausdünstungen schlugen heraus. Neidlos gönnte ich den andern ihre Tafelfreuden und machte mich über meinen eigenen Futterkorb her. Als ich den Mantel wegnahm und den Korb in die Höhe hob, stob, bezeichnend für den Zustand der griechischen Lokalschiffe, eine Wolke ekligen Ungeziefers, das der Speisegeruch angelockt hatte, nach allen Richtungen auseinander. Auch „Schwaben" beträchtlichen Kalibers waren dabei, offenbar gewillt, auf Kosten des kranken Landsmannes sich den Magen voll zu schlagen. Der Landsmann solch niederträchtiger Gesellen zu sein, ist selbst in wildester Fremde wenig erfreulich. Den Zorn aller Griechengötter auf das Gesindel herabbeschwörend schleppte ich meinen gesamten Lebensmittelbestand an Deck und begann im Schatten des Sonnensegels, auf der Kaminbank, die groben, trockenen und bitteren Bierbiskuits mit Sarissawasser hinunterzuschwemmen. Sie wurden mir unerwarteterweise bald noch bitterer, als sie schon waren. Als nämlich die Mitreisenden aus dem Speisesaal zurückkamen, machte ein weibisch geputzter, unausgegorener Fant die Leute spöttisch auf mein kärgliches Mahl aufmerksam und bemerkte im Vorübergehen laut und mit herausforderndem Tonfall: *Τί εὐθηνὸν γεῦμα* (welch wohlfeiles Diner)! Hohngelächter. Mir war's, als habe man Gift in meine Krankenkost gespritzt. Aber Gemeinheit und Verstellung fangen sich in ihren eigenen Schlingen. Nach einiger Zeit setzte sich die Giftkröte abermals in Bewegung, kroch vom andern Ende der Bank näher und näher heran und hauchte mir mit erheuchelter Freundlichkeit die Zollwächterfrage ins Ohr: *εἶσθε Ἀμερικανός;* (Sind Sie Amerikaner)? Das sollte nach der bekannten unsterblichen Landessitte eine diplomatische Gesprächsanknüpfung sein. Sind Sie

Franzose, Deutscher, Engländer, Ungar, Amerikaner? — das alles bin ich nach alter Weise im neuen Hellas zu Wasser und zu Land der Reihe nach durchgefragt worden. Man nimmt diese Landplage als etwas Selbstverständliches hin wie die Sommerhitze und den Kampf mit den Moskitos und Wanzen. Aber heute mußte ich wider den Stachel löcken. Mit ausgesucht schroffem ὄχι (nein) und einem kräftigen Sprüchlein kehrte ich dem Versucher den Rücken. Wie ein begossener Pudel zog er ab und, mit allen vieren hampelnd, gab er sich nun einige Mühe, Stimmung gegen mich zu machen. Aber der altbewährte griechische Takt gegen den reisenden Ausländer versagte auch in diesem Falle nicht. Gleich der zuerst und am eindringlichsten Bearbeitete, ein nicht sehr martialisch aussehender Landjäger, zog sich sofort mit Würde und in guter Ordnung von dem aufgeblähten Narren zurück. Die kleine Tragikomödie war zu Ende. Was sind das doch manchmal für lächerliche Mißakkorde, die für den Augenblick die Harmonie der Stimmung töten! Eine Reise kann natürlich nicht bloß angenehme Erlebnisse schenken, zumal in Gewässern, die von fernher der Schatten des Polykrates umspielt und das Dichterwort von des Lebens ungemischter Freude für immer in Verruf gebracht hat. Aber auch solche Episoden hellen sich rasch auf in dieser Allgegenwart des Lichtes und vermögen das Herz nicht lange unter quälendem Gefühlsausdruck zu halten hier zwischen zwei Himmeln, wo aus der blauen See dem lichtdurchwogten Firmamente ein anderer Himmel voll Sonnen entgegenglänzt. Sei ruhig Seele, und bereite dich, neue Herrlichkeit zu schauen!

Im Süden steigt in graublauem Lichte, wie von der Laune eines spielenden Titanen ins Meer geschleudert, ein tonnenbäuchig emporgewölbter, annähernd dreieckiger Gebirgsklotz auf, von dessen ruhig großer, majestätischer Umrißlinie das Auge nicht mehr loskommt. Es ist die Halbinsel Methana. Die Spitze des Dreiecks südwärts gerichtet, schiebt sie sich nach Trözen hinüber und ist hier



mit dem Festlande vernietet, während die dem Meere zugekehrte Basis stark abgerundet erscheint. Gerade von Norden her in ihrer ganzen Breite gesehen, bietet die Halbinsel mit ihren starren, wuchtigen Formen, an denen die weißen, weichen Schaumhändchen der See spielerisch herumtasten, mit der rostbraunen Färbung des Trachytgesteins, das sich im sonnigen Geleuchte des Tages scharf, fast ungebrochen vom Blau des Himmels wie vom Blau des Meeres abhebt, mit ihrem (741 m) hohen und kahlen, mehrfach geteilten Gipfel Chelona (Schildkröte) einen großartigen Anblick dar. Nach Curtius' sachkundigem Urteil bildet sie eine der kühnsten und ausgezeichnetsten Gestalten des ganzen griechischen Küstenlandes. Die geologischen Erforscher Methanas, Reuß und Stübel, beschreiben das Ganze treffend als vielgipfeligen Trachytdom, gebildet durch eine Anzahl hoher, steiler Rücken, welche von der Küste landeinwärts nach dem zentralen Teile konvergierend, sich dort zu einem von vielen Klippen umgebenen Hochplateau vereinigen.[1]) Einzelne Felsenkuppen des nahen Vordergrundes sehen riesenhaften, abgeglühten und von Rost angefressenen Eisenblöcken täuschend ähnlich. Soviel wird auf den ersten Blick zur Gewißheit, daß wir einen erloschenen Vulkan vor uns haben. Seinen letzten Ausbruch verlegt Pausanias in die Zeit des Antigonos Gonatas (277—240 v. Chr.). Aus der Beschaffenheit des Steinmantels hat man geschlossen, daß die Eruption mit großer Ruhe ohne lebhaften Schlackenauswurf erfolgte. Eingehendere Berichte über das Naturereignis besitzen wir zwei aus dem Altertum: einen wissenschaftlich nüchternen von Strabo (I 3, 8) und einen dichterisch ausgeschmückten von Ovid (Met. 15,296 ff.), der die Aufwölbungen des Inselbodens durch die elementare Spannkraft unterirdisch eingeschlossener Winde verursacht sein läßt. „Wie des Mundes Atem eine Blase aufbläht.“ Das war eine ganz neue Anschauung, die sich die spätere Wissenschaft angeeignet

1) Ausflug nach Ägina-Methana. Heidelberg 1867. S. 38.

und zu einer förmlichen Theorie der Erhebungskrater ausgebaut hat. Sonst handhabten die Alten ihren poetisch-mythologischen Hauptschlüssel, um auch das vulkanische Rätsel zu lösen und diese Lösung heißt: Schmiede des Hephäst. Die aufgeblasenen Kuppen und Kegel Methanas konnten allerdings leicht im Gehirne eines Dichters die neue Vorstellung von prall aufgetriebenen Schläuchen erzeugen. Die Wissenschaft von heute lächelt natürlich mit Recht über diese Kindlichkeiten. Denn sie hat herausgebracht, daß entweder bis zum Wärmeherd vordringende Meerwasser den ganzen Unfug des Feuerspeiens anrichten oder Erdbebenfäuste der Erde das innerste Mark aus den Knochen pressen. Ist nun unser Erkenntnisdrang gestillt? Wissen wir jetzt also wesentlich mehr von dem Geheimnis der Erdrevolutionen, als die wackeren Dichter und Denker der Vorzeit sich darüber zusammenreimten? Oder sind im Grunde nur die anmutigen Schleier gefallen, die sie um den wildromantischen Graus dieser Schutt- und Schlackenwelt gewoben hatten? Denn in Wahrheit hat auch sie ihren Reiz. Die von Methana in besonderem Grade.

Den Stimmungsgehalt dieses Naturgebildes mit Worten auszuschöpfen, ist sicher nicht leicht. Eine infernale Landschaft, möchte man sagen, als wäre die Unterwelt heraufgestiegen, Leben und Schönheit vernichtend, und doch wieder nur, um Schönheiten anderer Art in Fülle auszuschütten. Schwarz und schwer, als ob sie das Unheil von Jahrtausenden umschlössen, von höllischen Gluten versengt, quellen die Steinmassen, stellenweise meerwärts überhängend, mit erstorbenem Antlitz auf. Wir fahren so ufernah, wie ich das nie und nirgends mehr in Griechenland erlebte. Die Gefahr des Auflaufens besteht nicht für das Schiff, da sich unterseeisch ein tiefer Bruchgraben der Küste entlang zieht. Drückend und bräuend steht die Bergmauer über uns und wirft ihren Schatten auf Schiff und See. Man fühlt wie im gespenstischen Düster einer Sonnenfinsternis beinahe eine Anwandlung von Beklommenheit. Die Kehlen der Geschwätzigsten verstummen



bei diesem Anblick. Die Hälse schmerzen zuletzt vom Aufwärtsschauen. Unmittelbar stürzen die Wände steil zur Tiefe. Kein Uferstreifen legt sich trennend zwischen das Meer und das schuppige, brandfarbige Ungeheuer, das, wie von der Flut ausgespieen und an den Strand geworfen, träg im wohligen Sonnenschein Aug in Aug uns gegenüberlagert und nach dem hinaufschauenden und hälseverrenkenden Menschenvölklein herunterwittert, die Glieder straffend wie zum todbringenden Sprung. Zwar hat sich der steinerne Leviathan seit zwei Jahrtausenden nicht mehr gerührt. Aber diese Vulkanruine als endgültig ausgebrannt und abgetan zu betrachten, sind wir eigentlich nicht berechtigt. Den zweimaltausend Umdrehungen um die Sonne, was bedeuten sie für die Bildungsgeschichte unseres Planeten? Daß die geheimnisvollen Maulwürfe auf Methana ihre Arbeit eines Tages wieder aufnehmen, ist eine von der Wissenschaft ausdrücklich zugegebene Möglichkeit. Ob dann ... doch nein! Rufen wir die Phantasie in die Wirklichkeit zurück! Eben hält unser Dampfer bei Wromolimni. Ein kleiner Ort, in dessen Nähe heiße Schwefelquellen dem Boden entströmen. Auch der Vulkanismus ist ja ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Er öffnet die tiefsten Brunnenstuben der Erde und führt jene sogenannten juvenilen, unverbrauchten Wasser herauf, die noch nie im Kreislauf der Erdoberfläche waren und mit unschätzbaren Heilkräften gesättigt sind. Ihm verdankt die Menschheit das wahrhaft königliche Geschenk des Karlsbader Sprudels. Und er hat auch Wromolimni seinen Schwefelsegen beschert. Ein großes mit ansehnlichem Aufwand aus dem Felsengrund gehauenes Bassin legt Zeugnis ab, daß schon die Alten mit dieser Naturgabe zu wuchern verstanden. Neuerdings ist die heiße Quelle wieder für Badezwecke ausgenützt worden. Erheblich bedeutender müssen die Thermen bei dem heutigen Kato Muska gewesen sein, wo ein noch jetzt fließender, stark salziger Schwefelquell fast im Niveau des Meeres mit einer Temperatur von 36° hervorbricht. Mauerreste von Badeanlagen sind noch vorhanden.



Dem Werte des Bades war der Umstand sehr abträglich, daß in erreichbarer Nähe kein kaltes Quellwasser zur Verfügung stand. Ersatz konnte das nahe Meerwasser deshalb nicht bieten, weil sich gerade hier in Gestalt von Haifischen eine gefährliche Badegesellschaft eingebürgert hatte. (Vgl. Neumann 308 f).

Schon aus dem Gesagten wird klar, daß Methana seine Kinder niemals verwöhnt hat und ihnen auch die Lebensgenüsse nur widerwillig und keineswegs rein und ungemischt darreichte. Noch mehr aber zeigt uns die Weiterfahrt, welch harter Kampf ums Leben hier gekämpft wird, wie viel Mühe und zäher Fleiß von jeher erforderlich waren, um den Lavastein in Brot zu verwandeln und nebenbei dem Boden auch noch ein wenig Nahrung für das liebe Vieh abzutrotzen. Die winzigste Krume ist zum Anbau verwendet. Die Böschungen und Steilgehänge sind weithin, oft bis zur Kammlinie hinauf, terrassiert und mitunter ist der gwachsene Fels künstlich mit einer ärmlichen Humuskruste gepolstert. Stellenweise hat aber der Regen das Erdmark wieder über die niedrigen Stützmauern heruntergewaschen. Oben gehen die kümmerlichen Stufenäcker und Weinberge in noch kümmerlicheres Gras- und Weideland über. Wenn Ovid (a. a. O.) Methana eine steile Höhe ohne alle Bäume nennt, so trifft das heute in vollem Umfang nicht mehr zu. Hier führt ein knubbiger Ölbaum ein Einsiedlerleben, dort hat die prächtige Aleppokiefer sich eingefunden, um diese Armut zu kleiden und in das Reich des Todes die Standarte des Lebens zu tragen. Daß die Terassenwirtschaft Methanas gleich der von Ägina bis ins graue Altertum zurückreicht und nicht erst von den späteren Besiedlern eingeführt wurde, ist kaum zu bezweifeln. Dafür spricht der Umstand besonders, daß es im Innern der Halbinsel heute noch brachliegende Berghänge mit erkennbaren Spuren ehemaliger Terrassierung geben soll. So zehren die heutigen albanesischen Einwohner, deren Zahl, auf viele Gehöfte und Weiler verteilt, ein paar tausend betragen mag, von dem ärmlichen



Erbe der Alten. Diese haben der modernen Wiederbesiedelung auch durch Anlage zahlreicher, jetzt wieder in Benützung genommener Zisternen in dem völlig wasserlosen Lande vorgearbeitet. Der zähen Ausdauer, die mit den primitiven technischen Mitteln der damaligen Zeit diese Regenwassergruben aus dem harten Gestein herausmeißelte, kann man die lebhafteste Bewunderung nicht versagen. Selbst auf dem stattlichen Rücken der Chelona sind nicht wenige Zisternen unzweifelhaft antiken Ursprungs nachgewiesen worden. Es muß noch ausdrücklich hervorgehoben werden, daß den Bewohnern der Halbinsel in alter wie neuer Zeit andere Erwerbsquellen als die schwierige Bodenbebauung nicht zu Gebote standen. Für die Entwicklung eines auch nur mäßigen Handels fehlten alle Voraussetzungen. Wohl ist in Ost und West die Küstenlinie zu beträchtlichen Meeresbuchten eingekrümmt. Allein für den Schiffsverkehr sind sie unbrauchbar, weil sie zu sehr den Stürmen ausgesetzt sind. Auch heute entfaltet hier vor unseren Augen der Passat eine bemerkenswerte Kraft und ununterbrochen bürstet er den blauen Meeressamt gegen den Strich, bis in der äußersten Südecke der Halbinsel die Nordspitze des benachbarten Poros ihren schützenden und wogenbrechenden Einfluß geltend macht. Hier wird auch die Illusion, als liege ein reines Inselgebilde vor, überwunden durch die Wahrnehmung, daß der dünne Nabelstrang eines Isthmus Methana mit dem Festland verbindet. Eine dicke Birne an dünnem Stiel — auch dieser Vergleich würde die Grundform der Halbinsel gut wiederspiegeln. Die kurze, ziemlich flache Landbrücke aus weißem Kreidekalk macht, von dem dunkelroten Trachytgestein und dem schmutzigen Auswurf des Meeres grell abstechend, keinen erfreulichen Eindruck.

Diese Landenge vermauerten die Athener gegen Trözen hin i. J. 424 während des Archidamischen Krieges, um von hier aus den Peloponnes in Schach zu halten (Thuk. IV 45). Spuren antiker Befestigungsbauten finden sich auch sonst auf der bergigen Halbinsel. Im übrigen war das Gebiet



von Methana zu sehr von der Natur vernachlässigt, als daß ihm eine geschichtliche Rolle hätte zufallen können. Die meisten Gegenden Griechenlands ertrinken im Schwall und Prall des Mythischen, Historischen und Archäologischen und die Fülle der Erinnerungen umdrängt den Reiseweg des Kundigen auf Schritt und Tritt. Methana aber ist mit dem „Fluch der historischen Landschaft“ nicht beladen. Seine Gestade wurden vom Wogengekräusel der Ereignisse nur leicht berührt. So hatte im Befreiungskrieg gegen die Türken der französische Abenteurer und Philhellene Fabvier den Plan gefaßt, Methana zu einer zweiten Maina zu machen. Wie jenes unwirtliche Bergland Lakoniens zweimal dem Einbruchsversuch Ibrahim Paschas widerstanden hatte, so sollte diese Vulkanwüstenei das uneinnehmbare Bollwerk werden, von dem aus Fabvier die bedrohte Sache der Griechen mit seinen europäisch gedrillten Regulären („τακτικοί“) zu retten gedachte. Daher riegelte er wie einst die Athener Methana durch ein Sperrfort ab, dem er den seltsamen Namen Taktikopolis gab, errichtete ein eigenes Korps und verwaltete das Felseneiland wie eine abgesonderte Provinz. Draußen aber gingen die Dinge ihren Gang und führten die Träume des Franzosen gründlich ad absurdum.

XVII.

Glaubensbekenntnis eines modernen Künstlers.

Wenn ein 78 jähriger Mann die Summe seines Lebens zieht und über die höchsten Fragen des menschlichen Daseins seine Gedanken und Überzeugungen kundgibt, werden wir nicht achtlos an solchen Bekenntnissen vorbeigehen. Denn das Leben lehrt eindringlicher und überzeugender als alle Schulwissenschaft. Ist aber der Bekenner noch dazu ein Mann von Ruf, so wird seine Stimme unsere Aufmerksamkeit noch besonders fesseln. Ein solcher Mann ist Hans Thoma, (geb. 1839. 2. Okt.), der, nach langer Verkennung in der Jugend, heute als einer der hervorragendsten Maler unserer Zeit gefeiert wird. Er hat ein kleines Schriftchen, das wohl als eine Art Testament betrachtet werden darf, veröffentlicht unter dem Titel: „Die zwischen Zeit und Ewigkeit unsicher flatternde Seele“ (Diederichs, Jena 1917). Sein Bekenntnis scheint auf den ersten Blick nicht frei von manchen skeptischen Anwandlungen. Aber es ist nur das Bewußtsein der Schranken menschlicher Erkenntnis, das sich in manchen Stellen offenbart, und das allgemeine menschliche Gefühl der Unzulänglichkeit das Letzte restlos zu begreifen. Die Gedanken dieses Künstlers über Gott und Vorsehung, Unsterblichkeit und Gewissen, über Christus und Christentum, über Gebet und Vater unser, über Schuld und Leid, über Krieg und Frieden, über Deutschland und sein Volk, sind so natürlich und überzeugend, so gesund und ansprechend, daß weitere Kreise in ihnen ebenso viel Erbauung und Erhebung finden werden wie in seinen Bildern.

Der Schöpfer hat den ersten Menschen geschaffen, ihm eine Seele eingehaucht und lenkt nun, so unbegreiflich und hart es den Menschen oft scheinen mag, die Schicksale der Welt und des Einzelnen. Das ist Thomas Glaube. „Der Herr der Welt, der ewig Schaffende hat Adam aus einem Erdenkloß geknetet.

Wir wissen nicht, wie lange es gedauert haben mag, bis er denselben so gestaltet hatte, daß er ihn für würdig hielt, ihm eine lebendige Seele, Geist von seinem Geiste einhauchen zu können, bis Adam Mensch war". . . . An Gottes Vorsehung macht den Künstler auch das Toben des Weltkrieges nicht irr. Gott lenkt auch in dieser schrecklichen Kriegszeit die Menschenschicksale. Thoma bekennt: „Diese Zeit ist vielleicht einer der starken Schaffenstage unseres Herrgottes. Er nimmt seine Menschenherde und knetet sie; er haut Späne davon; er will vielleicht aus der Herde ein Volk nach seinem Willen gestalten, dem er die Form geben will, wie sie ihm gut scheint, so daß er ihr seine Seele einhauchen kann. Geknetet, gehauen werden, das tut aber der Menschheit weh und ist nichts als Jammer für sie. Wir können nun nichts anderes tun als Vertrauen zum Bildner haben und schweigend erwarten, was er vor hat mit seinem Volke. Was weiß der Span, der wegfliegt, welch ein Werk der Bildner machen will?! Plan und Absicht, wie sie im Geiste des Schöpfers vorhanden sind, können nur durch das Werk selber sich offenbaren."

Ebenso unerschütterlich wie vom Walten der göttlichen Vorsehung ist Thoma überzeugt von der Unsterblichkeit der Menschenseele. „Als der ewige Vater die Seelen auf die Welt schickte, um den toten Staub zu beleben, hat er jeder Kreatur, wie ein Wanderbüchlein, einen Reisepaß, der ihre Herkunft bezeugt, als Heimatschein, die Sehnsucht ins Felleisen mitgegeben; eine Beglaubigung, daß sie wieder kommen muß, . . . daß sie ein Recht zu dieser Heimkehr hat". Thoma nennt diese Sehnsucht die Gewähr ewiger Fortdauer und das kleine Licht, das uns mitgegeben ist, einen Funken vom ewigen Lichte. „Diese Sehnsucht läßt sich aus der Menschenseele nicht wegdisputieren, so wenig wie das Gewissen — beide sind Eigenschaften, Zeichen, an denen man sie kennt; sie gehören zum Signalement, wie es auf dem Büro der Ewigkeit in den Heimatschein eingetragen worden" ist.

Das Gewissen, — diese Stimme Gottes im Menschen, ist nach Thoma ein Beweis für den göttlichen Ursprung der Menschenseele. „Das Gewissen bewahrt den himmlischen Heimatschein und ist dafür besorgt, daß er der Seele nicht verloren geht



und daß sie den Anspruch auf ihr Heimatsrecht nicht verliert." Darum verlangt Thoma, soll die Erziehung das Gewissen besonders pflegen, eine Forderung, die wirklich recht zeitgemäß ist. Denn vielen ist in der Gegenwart das Gewissen erheblich weit geworden. „Eine der schönsten Pflichten der Menschenerziehung wäre wohl die Schärfung des Gewissens, so daß das Gewissen mehr als das Wissen die Ordnung im Volk und Staat aufrecht erhalten könnte. Die Pflege des Gewissens sollte zur Grundlage der Erziehung gemacht werden. Es ist ja ursprünglich schon da, aber es ist eine zarte Pflanze und kann leicht vertrampelt werden". Thoma möchte das Gewissen zum Weltgewissen erweitert sehen, das auch die Beziehungen der Völker zu einander zum Besten der Welt regeln sollte. Er fährt fort: „Wenn es zu bewußter Tätigkeit sich entwickelt, zu einem Allgemeingut würde, so könnte es für die Menschengesellschaft eine segensreiche Grundlage bilden, auf der gar manche Aufgaben schwierigster Art im Volks- und Staatsleben sich wie von selbst lösen könnten, und die gar manche Gesetzesvorschriften und Polizeiverordnungen unnötig machen würde. Es würde dann ein Gehenlassen eintreten, welches zum Guten führt, weil es sich aufbaut aus einer Eigenschaft, welche der Seele aus der Ewigkeit mitgegeben ist — es würde die schöne Gelassenheit dem Daseinsschicksal gegenüber eintreten. Das Gewissen sollte der Gesetzgeber sein für jeden Einzelnen, dann könnte das Zusammenleben sich gut ordnen." Wie weit sind wir davon noch entfernt!

Mit besonderer Genugtuung liest man Thomas offenes Bekenntnis zu Christus und Christentum. „Christus am Kreuze erhöht, ist das Wahrzeichen geworden, daß die Seele der Mittelpunkt der Welt ist: das Gleichnis vom Alleinsein der Seele inmitten von Leiden und Jammer der Welt; die göttliche Liebe inmitten des Hasses, des Mordes, sich hingebend als Opfer zur Erlösung von der Erbschuld der Menschheit, ein Licht, das aufleuchtet aus der purpurnen Finsternis des Unerklärlichen. Das Kreuz ist das sichtbare Zeichen, in dem das Maß der Unendlichkeit Ausdruck findet. Senkrecht und wagrecht, die Maßlinien des Raumes, kreuzen sich, schneiden sich im Punkte; in die



Unendlichkeit zeigen die Arme des Kreuzes." Wer sich so zu Christus bekennt, lehnt natürlich die durch Nietzsche Mode gewordene oberflächliche Auffassung vom Christentum als einer Sklavenmoral entschieden ab. Im Gegenteil hält Thoma das Christentum für eine Kraft, die heilt. „Die Heilkraft des Christentums wagt man der armen Menschheit heutzutage nur zaghaft zu empfehlen. . . es ist in seiner Reinheit auch recht selten . . . es gleicht ein wenig darin dem Radium, diesem verborgensten und doch vielleicht wirksamsten Element im Weltkörper." Noch mehr! Thoma vertritt ganz im Gegensatz zu jenen Nietzsche-Nachbetern die auf Tatsachen gestützte Überzeugung, daß das Christentum Helden schaffe. „Ich weiß, so schreibt er, daß gerade das Christentum aus Sklaven Helden machen kann. Die Zahl der Heiligen und Märtyrer, die in der Erinnerung der Kirche fortleben, zeigt dies. Die, welche, um an ihrer Seele nicht Schaden zu erleiden, den ganzen Weltgewinn, ja sogar das Leben hergeben, sind doch gewiß Helden oder doch, was das Ähnliche sagt, Heilige. Held darf genannt werden, wer das Leben nicht für der Güter höchstes erachtet, der, ob nun bewußt oder unbewußt, vom Glauben an die Unsterblichkeit der Seele geleitet wird in seinem Tun. Aber neben den durch die Kirche zu Beispielen gewordenen Heiligen gibt es noch ungezählte stille Helden und Heldinnen, die das Kreuz Christi auf sich genommen haben und in seiner Zuversicht den Weg in die Ewigkeit angetreten haben. Ihr Glaube hat sie frei gemacht von den Sklavenketten der irdischen Welt: — sie haben überwunden die Leiden, die Not und den Tod."

Wie treffend nennt Thoma, der vom Trost des Gebetes gar eindringlich zu reden weiß, das Vaterunser eine Mahnung an das Gewissen der Menschheit, ein Trostgebet, das ganz auf unsere Zeitumstände, ja sogar auch auf den Krieg passend sei, für die darunter Leidenden zur Stärkung ihrer Seelen! „Das Vaterunser, charakterisiert er, schließt alle Wünsche, welche die Menschen haben dürfen, in sich, unsre Sorgen, unsern Glauben, unsere Ehrfurcht, unsre Hoffnung und unser Vertrauen, unsre Liebe und Barmherzigkeit, unsre demütige Unterwerfung unter



den Willen einer höchsten Macht, die uns erlösen kann. Es ist das Gebet, das jeder Mensch brauchen kann, wenn er die Seele zur Wohnung Gottes bereiten will, wenn er sich sehnt nach der Herrlichkeit des Reiches Gottes, in dem die Kraft welche die Welt erhält, umschlossen ist."

Noch manche tiefsinnige Betrachtungen stellt Thoma an über Krieg und Frieden, über Fortschrittt und Kultur, über Völkerleben und über sein geliebtes deutsches Volk. Wir verweisen die Leser auf seine Schrift. Sollte ihn jemand nach dem Recht zu seinen Erörterungen fragen, so beruft sich Thoma, der als Zaungast dem großen Völkerringen zuschaut, auf den Ewigkeitswert seiner Seele. Er schließt mit dem Bekenntnis:

„Ich komme aus der Ewigkeit.
Frühling war's, dann heiße Sommerszeit;
Der Herbst bracht' Frucht und Blätterfall
Und wilder Stürme Widerhall.
Nun ist still der kalte Winternebel da,
Er hüllt in Eins, was fern und nah;
Mich deckt das Schneetuch der Vergessenheit.
So fahr' zurück ich wieder in die Ewigkeit."

Würzburg. Prof. Dr. Stölzle.

XVIII.

Böhmische Fragen.

(Schluß.)

4. Los von Rom.

Jüngst ist der bedenkenfreieste ausländische Agitator in der böhmischen Los von Rom-Bewegung bei einem Ausfluge verunglückt. Die zahlreichen, durch das Geld des Gustav Adolph-Vereins genährten protestantischen Vereine und Pfarreien Böhmens haben damit einen schweren Verlust zu beklagen. Die aus der innigen Waffenbrüderschaft Österreichs und Deutschlands sich ergebenden neuen Verhältnisse



werden es der deutschen Regierung nahelegen, ob sie sich nicht einmal ganz dringlich mit diesem Verein auseinandersetzen will bezüglich der von ihm in Böhmen genährten Unruhen. Anderseits ist es eine Staatsnotwendigkeit für die österreichische Regierung, daß sie in der deutlichsten Weise dem deutschen Reichskanzler zu verstehen gibt, daß es genügend Zündstoff in Böhmen gibt, der von den Böhmen selbst aufgehäuft wird, daß diese der fremdnachbarlichen deutschen Unterstützung bei diesem politisch so unsauberen Geschäft vollauf entbehren können. Man stelle sich nur einmal vor, der böhmische Bonifatiusverein würde in dem benachbarten Sachsen auch nur den zehnten Teil der Verhetzung mit dem zehnten Teil der Mittel bestreiten, — was würden die Zionswächter in ihrer Wut und in ihrem Haß alles in Bewegung setzen, um ein solches Unterfangen ein für alle Mal völlig unmöglich zu machen. Da aber leider hinter der von Deutschland aus genährten Los von Rom-Hetze sehr hohe und einflußreiche Kreise stehen, die sie beschützen, so sind die allerdings ungemein schüchternen und zaghaften Einsprüche von böhmischer Seite bisher gänzlich erfolglos geblieben. Der böhmische Episkopat, der jetzt unter der Führung einer tatkräftigen Persönlichkeit steht, die auch das so wichtige Predigtamt mit Eifer und großem Erfolge verwaltet, hat hier ein Feld der Betätigung, auf dem Ergebnisse errungen werden müssen. Das geht ungemein klar und eindrucksvoll aus einem Aufsatze hervor, den Romanus im neunten Heft der schon genannten Bonifatius-Korrespondenz veröffentlicht. „Krieg und ‚Los von Rom-Bewegung‘ in Böhmen. Nach amtlichen Quellen.“

Einleitend bemerke ich, daß ich bei Nachrechnung der gegebenen Zahlen eine große Reihe von Ungenauigkeiten festgestellt habe. Zum Teil mögen dieselben auf Druckfehlern beruhen, zum Teil haben sich aber auch offenbar gewisse Rechenfehler eingeschlichen. Ich werde diese Ungenauigkeiten im folgenden stillschweigend richtig stellen und die Angaben in zum Teil anderer Fassung mitteilen. Ob in den Grund-

zahlen etwa auch Druckfehler vorliegen, vermag ich natürlich nicht zu entscheiden. Ich muß dieselben nehmen, wie sie vorliegen.

Der Begriff „Protestantismus“ ist ein rein negativer, kann also auch als solcher kein Glaubenbekenntnis sein. Und wenn ein gefeierter Berliner Theologe für das Bestehen einer protestantischen Kultur warm eintritt, so ist das ein so drolliger Denkfehler schwerster Art, daß man darüber einfach zur Tagesordnung übergehen kann. Man wende nicht etwa ein, durch lange Gewöhnung habe sich dieser negative Begriff zu einem positiven verdichtet. Das ist barer Unsinn, weil derartige Dinge garnicht möglich sind. Und genau wie mit diesem Wort geht es mit dem Begriff Los von Rom. Dieser ist auch und ebenso ausgesprochen ein rein negativer, da ja beide Begriffe dasselbe Ziel im Auge hatten und haben.

Wenn nur für die Aufnahme in die mit deutschem Gelde umfangreich unterstützten protestantischen Gemeinden Böhmens das Bekenntnis: Los von Rom, völlig genügt, um vollwertiges Gemeindemitglied zu werden, dann kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie eifersüchtig die Glaubenshinterlage von vielen dieser protestantischen Vikare gehütet wird. Irgendeine positive Glaubensüberzeugung, die auch nur entfernt mit dem evangelischen Glauben in Beziehung steht, braucht der Mann nicht nachzuweisen. Er wird mit offenen Armen aufgenommen, in alle Rechte eines Gemeindegliedes eingewiesen und in den Listen geführt, wenn er nur im Brusttone der Überzeugung bei allen passenden, mehr aber noch bei allen unpassenden Gelegenheiten laut und vernehmlich ruft: Los von Rom!

So liegen die Dinge vielerorts tatsächlich. Das sind erwiesene Vorgänge, so daß kein Ableugnen, weniger aber noch das kräftige Schimpfen, etwas nutzt. Daraus geht mit der allergrößten Deutlichkeit hervor, daß der Zweck der Übung nicht die Stillung einer Gewissensnot ist, sondern lediglich und ausschließlich die Bekämpfung und Schwächung des katholischen Besitzstandes in Böhmen oft mit unlautern Mitteln angestrebt und leider — auch erreicht wird.



Die protestantischen Wanderprediger und Vikare lassen sich die Mithülfe des anrüchigsten Freidenkertums im Kampfe gegen die katholische Kirche gerne gefallen und die gemeinsamen Fischzüge haben schon manchen lediglich politisch tief verärgerten Böhmen in ihre Netze getrieben. Die politischen „Conversionen" — Religion und Glaubensüberzeugung, Gewissensnot und Seelenqual haben mit diesen Vorgängen rein gar nichts zu tun! Aber der protestantische Vikar bucht diese Schäflein zu seinen Gunsten, obschon er auch nicht mit einem Worte versucht hat festzustellen, ob der Mann überhaupt noch etwas glaubt.

Das sind Dinge, auf die der Gustav Adolph-Verein bisher noch immer nicht eingegangen ist, Fragen, auf die er noch nie eine klare Antwort zu geben gewagt hat. Darum ist sie erneut an die Vereinsleitung zu richten und Aufklärung zu fordern, wie sie sich dazu stellt. Ich bin der festen Überzeugung, daß auch dieses Mal den Herren der Mut und die aufrechte Gesinnung fehlen wird, um in sachlicher Weise sich mit derartigen Vorkommnissen auseinander zu setzen.

Romanus beantwortet in seinem hochbedeutsamen Aufsatze die Fragen: wie steht es gegenwärtig mit der antikatholischen Agitation in Böhmen? Wie hat der Krieg auf die Los von Rom-Bewegung in Böhmen eingewirkt? Da amtliche Quellen für die Beantwortung herangezogen worden sind, werden die Gegner es nicht vermögen, die mitgeteilten Zahlen zu entkräften. Sie sind für uns Katholiken traurig genug, lassen aber eine weitere Verschiebung nach der für uns schlechten Seite vorläufig nicht zu.

Als Grundzahlen für die Gesamtzahl der Kirchenaustritte in Böhmen von 1907—1916 ermittelte ich folgende: 1907 : 3185, 1908 : 3302, 1909 : 3702, 1910 : 4437, 1911 : 4017, 1912 : 3532, 1913 : 4067, 1914 : 3191, 1915 : 1987, 1916 : 1532.

Das macht zusammen 32952 Abfälle. Diese Jahreszahlen zerlegen sich nach Nationalitäten geordnet wie folgt:

	Deutsche:	Tschechen:
1907	1929	1256
1908	1760	1542
1909	1780	1922
1910	2135	2302
1911	1650	2367
1912	1706	1826
1913	2101	1966
1914	1664	1527
1915	757	1230
1916	577	955
	16059	16893

In den Kriegsjahren traten über:

	1914:	1915:	1916:
Zum Augsburger Bekenntnis	986	887	744
Zum Helvetischen Bekenntnis	277	192	162
Zum Altkatholizismus	306	203	185
Zu anderen Bekenntnissen	81	59	58
Zur Konfessionslosigkeit	1542	647	383
Zusammen:	3192	1988 1)	1532

Die Dreijahressummen für die einzelnen Bekenntnisse betragen 2617, 631, 694, 198, 2572; zusammen 6712.

„Auch nur eine 3/5 Majorität der tschechischen Nationalität in Böhmen vorausgesetzt, ist die Zahl der Austritte aus der katholischen Kirche während des ganzen Jahrzehnts auf deutscher Seite immer relativ größer, ja in manchen Jahren auch absolut größer gewesen. Nur unter den zur Konfessionslosigkeit Abgefallenen stellen die Tschechen die überwiegende Mehrheit". Eine Aufstellung nach Jahren möge das erweisen.

Konfessionslos wurden:

	Deutsche:	Tschechen:	Zusammen:
1907	152	1464	1626
1908	283	1336	1619
1909	458	1324	1782
1910	468	1540	2008
1911	613	1185	1798
1912	446	1155	1601

1) Das Ergebnis für 1915 beträgt hier 1988, während oben nur 1987 errechnet werden konnten.



	Deutsche:	Tschechen:	Zusammen:
1913	455	1540	1995
1914	349	1193	1542
1915	202	445	647
1916	100	283	383
	3526	11475	15001

Soweit die amtlichen Angaben einen genauen Hinweis auf den **äußeren Anlaß des Austrittes** enthalten, lassen sich dieselben für die Kriegsjahre gliedern wie folgt:

	1914:	1915:	1916:	Zusammen
Los von Rom	115	55	59	229
Freidenkerbewegung	287	90	42	419
Anarchie Socialismus	534	109	58	701
Mischehen	524	453	286	1263
Religionswechsel der Eltern oder der Gatten	421	449	341	1211
	1881	1156	786	3823

Wie sich aus den Kriegseinberufungen von selbst ergibt, mußten die Zahlen für die vorhergehenden Jahre 1911—1913 wesentlich höher sein, als die aus den Kriegsjahren, weil damals die Angriffsfläche für die genannten Bewegungen eine wesentlich größere war. Für die Freidenker ergaben sich damals 1425, für die Anarchisten und Sozialisten 2159, für die deutsche evangelische Los von Rom-Propaganda 1633 Fälle. Denen stehen oben die Zahlen 419, 701 und 229 für die Kriegsjahre gegenüber.

Aus bester Quelle weiß ich, daß eine ganze Reihe von sogenannten „politischen Convertiten" totfroh wären, wenn sie mit Anstand und ohne zu großes öffentliches Aufsehen ihre in der Aufregung — die wie einwandfrei beglaubigt, des öfteren auch rein alkoholischer Natur gewesen ist — begangene Voreiligkeit wieder gut machen könnten. Jüngst kam z. B. ein Mann zu seinem Pfarrer und wünschte seine Papiere für die Heirat oder einen sonstigen öffentlichen Zweck. „Lieber Freund", sagte der Pfarrer, „da müssen wir erst einmal feststellen, ob Sie da an der richtigen Schmiede sind". Während der Pfarrer seine Bücher nachsah, schaute der Mann



ihn völlig verständnislos an und wartete. „Schauen Sie, da steht es. Sie sind protestantisch geworden, wie die Bezirkshauptmannschaft gemeldet hat". Der Mann war wie aus allen Wolken gefallen. Als ihm dann der Pfarrer scharf zuredete nachzudenken, wo und wann er einmal irgendetwas unterschrieben habe, dämmerte es dem Manne und er besann sich, daß eine ganze Reihe von Leuten in einer Versammlung bei Bier und Wein ein Papier unterzeichnet hätten, sie diesem Vorgange aber nie das geringste Gewicht beigelegt, ja ihn sofort völlig vergessen hätten. Aber diese Austrittserklärung — denn das enthielt der Wortlaut des Papiers — war von dem protestantischen Vikar fein säuberlich gebucht und der politischen Behörde zur Kenntnisnahme mitgeteilt worden. Von da aus wurde dann das katholische Pfarramt benachrichtigt. Dieser „Convertit" sorgte nun schleunigst dafür, daß seine „Conversion" alsbald richtig gestellt wurde. Aber eine große Reihe anderer Männer schämen sich den Schritt zurück zu machen, obschon sie es von ganzem Herzen gerne wollten.

Mit diesem Vorbehalte gebe ich die Zahlen der amtlich ermittelten Rücktritte zum katholischen Glauben.

Gesamtzahl beträgt 1907:578, 1908:599, 1909:635, 1910:589, 1911:632, 1912:726, 1913:717, 1914:576, 1915:465, 1916:424.

Rücktritte aus der Konfessionslosigkeit erfolgten in der gleichen Zeit 54, bezw. 42, 97, 86, 132, 169, 182, 141, 121, 140.

Bei diesen 5941 Rücktritten kommt die Konfessionslosigkeit also 1164 Mal in Betracht.

Für die Kriegsjahre stehen hierüber folgende bedeutsame Einzelheiten zur Verfügung:

Rücktritte im Jahre	1914:	1915:	1916:	Zusammen
Vom Augsburger Bekenntnis	188	151	111	450
Vom Helvetischen Bekenntnis	111	80	56	247
Vom Altkatholischen Bekenntnis	75	59	63	197
Von der Konfessionslosigkeit	141	121	140	402
Zusammen:	515	411	370	1296



Da den vorstehenden Jahresnummern oben in der Jahrzehntaufstellung der Rücktritte für die gleichen Jahre die Zahlen 576, 465 und 424 gegenüberstehen, so sind in dieser Teilaufstellung eine Anzahl Rücktritte von anderswoher wohl nicht enthalten.

Wägt man Austritte und Rücktritte gegeneinander ab, so lassen sich die absoluten Verluste der katholischen Kirche leicht feststellen.

	1907	1908	1909	1910	1911	1912	1913	1914	1915	1916
Austritte	3185	3302	3702	4437	4017	3532	4076	3191	1987	1532
Rücktritte	578	599	635	589	632	726	717	576	465	424
Gewinn der Gegner	2607	2703	3067	3848	3385	2806	3359	2615	1522	1108

Den 32952 Austritten stehen 5941 Rücktritte gegenüber; mithin ist der Gesamtgewinn der Gegner im letzten Jahrzehnt 27011 Seelen!

Geht man Einzelheiten während der Kriegsjahre nach, so gestalten sich die Zahlen folgendermaßen:

für das Augsburger Bekenntnis:

	1914:	1915:	1916:	Zusammen:
Eintritte	986	887	744	2617
Rücktritte	188	151	111	450
Gewinn	798	736	633	2167

für das Helvetische Bekenntnis:

	1914:	1915:	1916:	Zusammen:
Eintritte	277	192	162	631
Rücktritte	111	80	56	247
Gewinn	166	112	106	384

für das altkatholische Bekenntnis:

	1914:	1915:	1916:	Zusammen:
Eintritte	306	203	185	694
Rücktritte	75	59	63	197
Gewinn	231	144	122	497

für die Konfessionslosen:

	1914:	1915:	1916:	Zusammen:
Eintritte	1542	647	383	2572
Rücktritte	141	121	140	402
Gewinn	1401	526	243	2170

Daß eine deutlich erkennbare absteigende Kurve für die Kriegsjahre gegenüber den drei vorhergehenden Friedensjahren 1911—1913 vorhanden ist und sein muß, läßt sich an den folgenden Zahlen ablesen:

	1911—1913:	1914—1916:	Fehlbetrag:
Gewinn des Augsbg. Bekenntn.	2899	2167	732
Gewinn des Helvet. Bekenntn.	471	384	87
Gewinn des Altkath. Bekenntn.	1236	497	739
Gewinn der Konfessionslosen	4915	2170	2745
Zusammen:	9521	5218	4303

Diese Verminderung des Zuzuges zu den Akatholiken um 4303 Seelen während des Krieges darf nicht gleichgestellt werden mit dem erfolgreichen Beginn einer stetig wachsenden „Gegenreformation." Romanus ist der Ansicht, daß die konfessionelle Abfallpropaganda nach dem Kriege, wenn nicht ganz besondere Verhältnisse eintreten, nicht wieder die frühere Werbekraft entfalten würde. Dagegen werde die antikonfessionelle Bewegung voraussichtlich die Reihen der Konfessionslosen erheblich stärken zum Schaden der katholischen Kirche.

Die deutsche evangelische Austrittsbewegung in Böhmen wurde durch die deutsche evangelische Gustav Adolf-Stiftung im Jahre 1913 mit 175828 Mark gefördert, die 177 Gemeinden zu Gute kamen. Seit Anbeginn hat dieser Verein 346 Gemeinden mit der Riesensumme von 5710165 Mark unterstützt. Während des Krieges ist es zwar gelungen diesen Besitzstand zu wahren, aber Fortschritte hat diese deutsche evangelische Bewegung in soferne nicht gemacht, als keine neue Gründung hinzutreten konnte.

Zusammenfassend urteilt Romanus am Schlusse: „Traurige Ziffern, kein Zweifel, zumal wenn man sich vor Augen hält, daß die katholische Kirche als Bekenntnis der erdrückenden Mehrheit der Bevölkerung günstigere Lebensbedingungen genießt, als die Sekten!" Diesen Worten gegenüber möchte ich den Wunsch ausdrücken, daß einmal in zusammenfassender Weise dargestellt würde, welche Vorkehrungen man in Böhmen



in den einzelnen Landesteilen getroffen hat, um dem vereinten Ansturm der Akatholiken und Kirchenfeinde wirksam zu begegnen. Ein solcher Überblick wurde zusammen mit den traurigen Ergebnissen der Statistik die Fehlerquellen kenntlich machen und damit zugleich auch den Weg der Besserung angeben.

* * *

Mit dem, was ich in den vorstehenden vier Abschnitten auseinandergelegt habe, sind die böhmischen Probleme politischer und kirchlicher Art bei weitem nicht erschöpft. Es mag einem späteren Zeitpunkte vorbehalten bleiben, genauere Nachweise für das Wirken der Hierarchie, für den sozialen und wirtschaftlichen Ausgleich innerhalb des katholischen Klerus, für die Politik der deutschen Parteien Böhmens und vor allem für die Tätigkeit der bisherigen Statthalter des Kronlandes zu liefern. Man kann daraus ersehen, daß es kaum ein Land gleicher Größe gibt, das eine auch nur annähernd gleiche Fülle der Probleme ausweist, wie es in Böhmen der Fall ist. pmb.

XIX.

Die Friedensverhandlungen mit Rußland.

Bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk ist den russischen Delegierten die Initiative überlassen worden. Sie konnten die Beratungen mit der Bekanntgabe ihres Friedensprogramms am 22. Dezember 1917 einleiten. Einen „allgemeinen, gerechten, für alle in gleicher Weise annehmbaren Frieden zu erreichen“, erklärten sie als ihr Ziel. Dieser Friede müsse ohne gewaltsame Gebietserwerbungen und ohne Kriegsentschädigungen sein. Am 25. Dezember erklärten die Delegationen der Mittelmächte und ihrer Verbündeten ihren Entschluß, unverzüglich einen Frieden zu unterschreiben, der



den Krieg auf dieser Grundlage „für alle kriegführenden Mächte“ beendet. Diese Bereitwilligkeit des Vierbunds zum allgemeinen Frieden wurde jedoch auf 10 Tage befristet. Es wurde eine Beratungspause bis zum 4. Januar 1918 eingeschoben, an welchem Tage die zehntägige Frist ablaufen sollte. In der Deklaration des Vierbunds wurde zugleich die Auffassung desselben über Inhalt und Bedeutung eines solchen allgemeinen Friedens mit allen Kriegführenden festgelegt. Es wurden Restriktionen gemacht in Bezug auf Elsaß-Lothringen, die nationalen Völkergruppen in Österreich-Ungarn, die Kolonien und den Wirtschaftskrieg, der ausgeschlossen ward. Aber hinsichtlich des Zugeständnisses des Ausschlusses gewaltsamer Gebietsaneignung und von Kriegsentschädigung war die Erklärung der Mittelmächte und ihrer Verbündeten ohne Vorbehalt.

Die Erklärung der Mittelmächte ist in der deutschen Presse vielfach als ein neues Friedensangebot an die Westmächte aufgefaßt worden. In dieser Meinung stimmten die Zeitungen der verschiedenſten politischen Gruppierungen überein, so der „Vorwärts“, die „Vossische Ztg.“, „Deutsche Tageszeitung“ und „Kreuzzeitung“. Insofern, als die der Bolschewiki-Regierung zugestandenen Friedensbedingungen der Mittelmächte in einer Frist von zehn Tagen auch den Westmächten zugedacht wurden, kann man in der Tat von einem neuen und zwar indirekten Friedensangebot sprechen. Dabei ist aber festzuhalten, daß die Bolschewiki-Regierung keinen Separatfrieden, sondern einen allgemeinen Frieden für alle Kriegführenden erstrebt, sodaß man, wollte man mit Rußlands derzeitigen Machthabern in Verhandlungen kommen, die Bedingungen auf die breite Grundlage für alle wohl oder übel stellen mußte. Das war offenbar gar nicht anders zu machen. Entscheidend bleibt dabei immer Inhalt und Formulierung der Bedingungen. Die „Kölnische Zeitung“ sagt in einer offiziösen Verlautbarung, was die Mittelmächte angeboten, sei kein „Friedensangebot“ sondern „eine grundsätzliche Erklärung zur Friedensbereitschaft unter bestimmten



Voraussetzungen". Die scharf befristete Darbietung der letzten Gelegenheit zu einem allgemeinen Frieden und die gegebenen Voraussetzungen, daß sich alle Bundesgenossen Rußlands rückhaltlos auf den Standpunkt des ins Auge gefaßten Friedens stellen müßten, seien Sicherungen.[1]) Das gibt einen guten Sinn, widerstreitet indeß nicht dem Begriff des indirekten Friedensangebots. Darin, daß das Zugeständnis an die Bolschewiki-Regierung auf zehn Tage auch für die Westmächte gelten sollte, lag ein indirektes Friedensangebot an diese, das sogar, wenn man will, speziell war und die Kriegsziele deutlicher bezeichnete. Darüber soll indeß nicht gestritten werden. Irgendwie mußte eben die Möglichkeit, zu Verhandlungen mit Rußland geschaffen werden, wenn nur die Interessen der Mittelmächte und ihre Handlungsfreiheit gewahrt blieben.

Hätten nun die Westmächte und Amerika die Gelegenheit wahrgenommen und innerhalb der Präklusivfrist ihre Bereitwilligkeit erklärt, sich an den Verhandlungstisch zu begeben, so hätte nur ein annexions- und entschädigungsloser Frieden festgesetzt werden können. Nach der in Brest-Litowsk durch die Unterhändler der Mittelmächte geschaffenen Lage gab es da kein Ausweichen mehr. Das war absolut sicher, ebenso auch die Herstellung des status quo ante für das noch im Besitz der Feinde befindliche Gebiet der Mittelmächte und ihrer Verbündeten, wobei nach dem jetzigen Stand in der Hauptsache die deutschen Kolonien und die besetzten türkischen Gebiete in Betracht kommen.

Allein es mußte ebenso bei der ganzen Verwicklung der Kriegsprobleme für die Entente, die festgefahren ist, damit gerechnet werden, daß die Ententestaaten es ablehnen würden, sich grundsätzlich für Verhandlungen über einen allgemeinen Frieden zu erklären. Das ist eingetroffen. Die Entente rechnete mit dem militärischen, wirtschaftlichen, finanziellen und politischen Zusammenbruch Deutschlands. Von diesen

1) Köln. Ztg. Nr. 1225 vom 28. Dez. 1917.

Gesichtspunkten sind drei auch für die Entente ausgeschieden, aber an den politischen Umsturz in Deutschland glaubt sie noch und sucht Gelegenheiten für Verwicklungen in Deutschland zu schaffen durch Hinausziehung des Krieges. Nach dem Zusammenbruch Rußlands, der die ganze Berechnung der Entente-Kriegsführung umstürzte, wartet man auf Amerika, das an die Stelle Rußlands treten soll. Was, bis die amerikanischen Heere in Europa eintreffen werden, auf dem westlichen Kriegsschauplatz geschehen wird, ob nicht inzwischen die Möglichkeit, den Krieg zu verschleppen, auf Frankreichs Schlachtfeldern erlöschen könnte, wird von den feindlichen Staatsmänner jedenfalls sorgenvoll erwogen, allein noch zurückgestellt. Ebenso die Wirkung des Ubootkrieges, von dem Großadmiral v. Tirpitz erst jüngst wieder erklärte,[1]) für ihn und die Stellen, die wirklich in diese Fragen eingedrungen sind, unterliege es keinem Zweifel, daß wir England zwingen können, wenn wir mit dem Ubootkrieg bei der Stange bleiben, und zwar zwingen können „in durchaus absehbarer Zeit".

Die Staatsmänner der Entente haben aus ihren Erwägungen heraus sich um die von Brest-Litowsk ausgegangene Aussicht gar nicht gekümmert und die Frist ungenützt verstreichen lassen. Sie erstickten unter einem Trommelfeuer von Reden jedweden Gedanken an das Einlenken. Gesprochen haben der französische Ministerpräsident Clemenceau zu einer Deputation französischer Sozialisten, zweimal der französische Minister der Äußern Pichon in der Deputiertenkammer, der italienische Ministerpräsident Orlando im Senat, der englische Premierminister Lloyd George, der englische Minister des Äußern Lord Balfour, der englische Munitionsminister Lord Churchill und Präsident Wilson. Alle diese Reden wurden in der Ententepresse als eine „diplomatische Offensive" charakterisiert. Das ist eine falsche Bezeichnung. Es war „viel Lärm um nichts", denn die Reden waren gerade vom

1) Köln. Volksztg. Nr. 29. vom 11. Januar 1917. Mitgeteilt von Dr. Eisele.

Standpunkt der Feinde in ihrem Effekt negativ. Zwei von den Reden, die des Lloyd George und Wilsons, waren jedenfalls vereinbart, das ergibt der organische Aufbau und die übereinstimmenden Kriegszielformulierungen, welche in den beiden Reden jetzt zum erstenmale seitens der Entente bekannt gegeben worden sind, von denen die italienische Presse jedoch trotz weitgehender Befriedigung der Irredenta-Forderungen nicht sehr erbaut ist, weil darin Italien die Lösung der Adriafrage nicht auch noch zugesagt ist.[1]) Diese beiden Reden enthielten sich der sonst üblichen Beschimpfungen, sie suchten die Völker Mitteleuropas gegen die Regierenden aufzureizen und stellten Österreich-Ungarn eine gewisse Vorzugsbehandlung in Aussicht, um dieses mit Mißtrauen gegen Deutschland zu erfüllen. Im ganzen waren die Reden darauf angelegt, vor neutralen Zuschauern den Geist der Mäßigung hervorleuchten zu lassen. Soll darin die „Diplomatie“ bestanden haben? Sie hat dann vergeblichen Anlauf genommen, denn wie auch die Formen dieser Reden gewesen sein mögen: sachlich wollen sie Tod und Verderben den Mittelmächten.

Man kann nach den Reden von Lloyd George und Wilson als Kriegsziele der Entente Folgendes bezeichnen: Räumung aller von den Mittelmächten besetzten Gebiete in Rußland, Serbien, Rumänien, Montenegro, Italien, Nordfrankreich, Belgien. Wiederaufrichtung und Entschädigung Belgiens. Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich. Befriedigung der Ansprüche Italiens und Rumäniens auf österreich-ungarische Gebiete. Demokratische Autonomie der Völkerschaften Österreich-Ungarns. Weitere Zerstückelung Deutschlands und Österreichs durch die Errichtung eines sebständigen polnischen Staates mit Ausgang zur Ostsee unter Angliederung der preußischen Ostmarken und Galiziens. Internationalisierung und Neutralisierung der Dardanellenstraße. Abtrennung von Arabien, Mesopotamien, Syrien und Palästina

1) Die italienische Presse treibt denn auch ihre Regierung an, von der Entente die Aufstellung einheitlicher Kriegsziele zu verlangen.

von der Türkei. Von der Rückgabe der deutschen Kolonien ist in dem Lloyd George-Wilson-Programm nichts Endgiliges enthalten. Wilson sagt, bei der Entscheidung über die Souveränitätsfragen der deutschen Kolonien müßten die Interessen der Bevölkerung ein ebensolches Gewicht haben wie die berechtigten Ansprüche der Regierung. Lloyd George erklärt, die Entscheidung über die deutschen Kolonien solle der Konferenz überlassen werden, die in erster Linie den Wünschen und Interessen der Eingeborenen Rechnung tragen soll. Es ist keine Frage, daß die Kolonien auf diesem Wege Deutschland genommen werden sollen.

Daß durch die Offerten an Polen die Rekonstruktion des polnischen Staates kompliziert werden soll, ist ohne weiteres klar. Auf der anderen Seite trachtete man auch an die Russen heranzukommen. Lloyd George suchte die Russen in Furcht zu setzen vor Preußens „Absichten auf Rußland"; unter irgend einem Deckmantel würden die russischen Provinzen hinfort einen Teil preußischen Besitzes bilden. Auch Wilson geht ähnlich vor. Die Russen befänden sich in der „schrecklichen Gewalt Deutschlands, das bisher kein Mitleid gekannt hat". Wilson drückte den Wunsch und „teuerste Hoffnung" aus, daß ein Mittel gefunden werde, dem russischen Volke zu helfen. Das richtet sich an die russischen Unterhändler in Brest-Litowsk.

So hat die Bereitwilligkeitserklärung der Mittelmächte und ihrer Verbündeten, auf einen annexions- und entschädigungslosen Frieden einzugehen, eine negative Wirkung in Bezug auf das Geschäft der Friedensschließung gehabt, eine positive aber in politischer und militärpolitischer Hinsicht. Die ferneren Kriegsnotwendigkeiten sind jetzt scharf umrissen, und nach der Stellungnahme sozialistischer Blätter ist man zu der Annahme berechtigt, daß das Ringen unserer Heere um das Endziel einer glücklichen Zukunft sich auf die Geschlossenheit aller Parteien in der Heimat stützen wird. Darum darf man sagen, daß die namentlich von den Parteigruppen der Rechten erheblich getadelte Bereiterklärung

zu einem allgemeinen annexions- und entschädigungslosen Frieden, welche die Mittelmächte riskiert hatten, doch günstigere Folgen für die äußere und innere Lage bewirkte, was der Durchführung der weiteren Pläne der Obersten Heeresleitung zugute kommt.

Den Abschluß gab bei Fortsetzung der Beratungen in Brest-Litowsk am 10. Januar Graf Czernin durch die Erklärung an die russischen Unterhändler: „Sie haben Ihren Verbündeten ein zehntätiges Ultimatum gestellt. Ihre Verbündeten haben Ihnen nicht geantwortet und heute handelt es sich nicht mehr um Verhandlungen zum Zwecke eines allgemeinen Friedens, sondern eines Separatfriedens zwischen Rußland und dem Vierbunde."

Der sachliche Inhalt der Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk kann verständigerweise erst beurteilt werden, wenn feste Ergebnisse vorliegen oder abgeschlossene Teilvorgänge gemeldet sind, will man nicht Gefahr laufen, daneben zu geraten wie die Allerweltswisserei gewisser Berliner Blätter, die argen Schiffbruch erlitten hat.

Bei der letzten Kanzlerkrisis im Oktober mußte das Verhalten großer Blätter in Berlin einer sehr abfälligen Kritik unterzogen werden.[1]) Aber auch jetzt wieder haben bei den schwebenden Verhandlungen der Mittelmächte mit Rußland einzelne große Berliner Zeitungen eine Zügellosigkeit an den Tag gelegt, die dem deutschen Vaterland in der empfindlichsten Weise zu schaden geeignet ist. Wie anderwärts über solche Preßerscheinungen geurteilt wird, dafür folgenden Beleg: „Was uns an Klatsch und Trasch, Zank und Stank über die bevorstehenden Änderungen in der Reichsregierung seit Wochen in Morgen-, Mittags- und Abendblättern dargeboten wurde, ist ein Skandal und schwerer Schaden zugleich", sagte Professor Dr. Philipp Stein.[2]) Bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk wiederholte

1) „Histor. polit. Bl." 160. Bd. 11. Heft, Seite 747.

2) „Deutsche Politik", Heft 46 vom 16. November 1917.

sich trotz dieser Erfahrungen das alte Spiel in noch verderblicherer Weise. Der Reichsleitung und ihren Organen gegenüber spreizte sich ein publizistisches Gedentum, das in superiorem Gehaben, ohne jedwede Kenntnis der Aktenlage, ohne jede Einführung in die inneren Vorgänge von Brest-Litowsk die deutschen Unterhändler wie Schuljungen abkanzelte, schärfste Kritik an Dingen übte, die es nicht kannte, und weise politische Lehren über die Art der Weltgestaltung erteilte. Eine neue innere Krise wähnten sie so herbeizuführen! Die „Kölnische Zeitung" (Nr. 17 vom 6. Jan. 1918) sprach das scharfe Wort von „Helfershelfern der Bolschewiki in der Berliner Presse". In der Tat, die deutschen Unterhändler wurden lächerlich gemacht, bloßgestellt, ihre Position gegenüber den Russen geschwächt, denen man mit einer Auslegung des Selbstbestimmungsrechts der Völker beisprang, die den Mittelmächten Abbruch tun mußte. Daß da die russischen Delegierten (Trotzky) auf solche Preßäußerungen sich fort und fort beriefen, sollte allen zeigen, daß alles unterlassen werden muß, was den deutschen Unterhändlern die Position erschweren könnte. Wie wenig indeß diese Erkenntnis herangereift ist, beweist, daß aus Anlaß von Beratungen zwischen dem Kaiser und dem preußischen Kronprinzen und den politischen und militärischen Oberleitungen (Hertling, Hindenburg, Ludendorff) um die Mitte des Monats Januar wiederum ganze Romane in Berliner Zeitungen vorgetragen wurden, nach denen eine politische und militärpolitische Krise ärgster Art im Anbruch sein sollte. Dabei hat es sich um pure Erfindungen gehandelt. Diesmal sprach ein liberales, mit der Berliner Publizistik näher verbundenes Organ in Bayern über diese Hintertreppenpolitik das Wort: Die Berliner Presse habe am Morgen des 14. Januar „wieder einmal das Bild völliger Zuchtlosigkeit" geboten.[1])

Man denke daran, welche Hemmnisse Fürst Bismarck bei der Vorbereitung seiner Pläne und seinem Friedensschlusse

1) Münchn. Neuest. Nachr. Nr. 25 vom 15. Jan. 1918.

intern am preußischen Hofe und öffentlich zu überwinden hatte. Und doch waren namentlich seine Friedensschlüsse, bei welchen er, auf sich selbst gestellt, mit eiserner Hand durchgreifen konnte ohne Hindernisse von außen her, gegenüber dem, was jetzt zur Beendigung dieses Weltkrieges zu leisten ist, nicht entfernt so schwierig.

Fürst Bismarck war der letzte und wohl der größte Kabinettspolitiker. Die Diplomatie bewegte sich früher und noch im Zeitalter Bismarcks in engerem Kreise, im Kreise der Höfe, der Staatsmänner, des Adels und der hohen Finanz. Die Stimmungen in diesen Regionen waren der Born der Erkenntnis für die jeweilige politische Lage. Bei seiner durchdringenden Menschenkenntnis und seiner eminenten Befähigung, Menschen zu behandeln, war Bismarck imstande, in Frankfurt, Petersburg und Paris seine Pläne zur „Lösung der deutschen Frage" durch Preußen und im preußischen Sinne von langer Hand her vorzubereiten und sicher durchzuführen. Die Nichtbeteiligung Preußens am Krimkrieg und am italienisch-napoleonisch-österreichischen Krieg waren Ergebnisse der Kabinettspolitik, die Verhinderung von Konstellationen gegen Preußen durch Dienstwilligkeit gegen Rußland und Irreführung Napoleons waren wiederum Ergebnisse der Kabinettspolitik, durch welche die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 möglich geworden sind und zu dem Ziele geführt haben, das sich Bismarck gesteckt hatte. Das sei gesagt unbeschadet des Urteils über Methode und Ziel seiner Politik.

Heute muß die Diplomatie anders aufbauen. In die politischen Stömungen ist das ganze Volk eines jeden Staates mit seinen wirtschaftlichen Interessen gestellt. Die Diplomatie muß nicht blos in dem Gebiete der früheren Kabinettspolitik zuhause sein, sondern auch die treibenden Kräfte in den breiten Schichten des weitverzweigten öffentlichen Lebens kennen und ihre Fähigkeit und Kraft der Einwirknng auf die Staatspolitik zu beurteilen verstehen. Die Kriege sind zugleich Wirtschaftskriege. Der jetzige Weltkrieg ist nach Ursache,



Ziel und Mitteln in hervorragenden Maße ein Wirtschaftskrieg. „So wahr es ist, daß falsche nationalistische Grundsätze eine Menge Zündstoff aufhäuften und die brennende Lunte in die Hand drückten, so unzweifelhaft ist es auch, daß eben diesem Nationalismus entweder die Furcht vor wirtschaftlichem Rückgang zugrunde lag, oder das Verlangen nach gewaltiger wirtschaftlicher Entwicklung durch Grenzsicherungen, Ländergewinn, nach Meerausgängen und Meeresbeherrschung den Sporn gab . . . Auch Frankreichs Ringen gründet sich in letzter Linie auf einen Konkurrenzgedanken, der um die Zukunft zittert. . . . Großbritanniens Staatsmänner sahen ganz richtig im Geist ein nach hundert bis zweihundert Jahren wirtschaftlich minderwertiges England dahinsiechen, und sie holten zum längst vorbereiteten Schlage aus“.[1]) Über all diese Zusammenhänge muß man sich klar sein. Hieraus ergeben sich die gewaltigen Schwierigkeiten auch für den Friedensschluß, der nicht blos die militärischen Probleme der Grenzsicherung, sondern weitgesponnene politische und Wirtschaftsfragen umfaßt, dazu in aller Breite vor der Öffentlichkeit der ganzen Welt vor den Unterhändlern beraten werden muß. Gar nie in früherer Zeit wurden so schwere und umfassende Fragen von erdrückender Verantwortung in einer Verhandlungsweise wie die jetzige in Angriff genommen.

Diese Art der Verhandlung grundstürzender allumfassender Fragen hat noch seine besonders ungemütliche Seite in der Qualität des russischen Gegenparts, der in die Friedensverhandlungen seine sozialistischen Weltgestaltungspläne hineinspielen läßt und dabei die deutsche Sozialdemokratie an der Seite hat. Lenin und Trotzky haben die Unverfrorenheit gehabt, offen auszusprechen, Karl Liebknecht, der wegen Kriegsvergehen zu schwerer Strafe verurteilte geistige Führer der „Unabhängigen Sozialisten“ Deutschlands, müsse das eigentliche

1) „Die Philosophie des Völkerhasses“ von Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J. in den „Stimmen der Zeit“, 93. Band, Seite 602/3.



Ideal des deutschen Heeres und Volkes sein; von den deutschen Sozialisten erhofften sie das meiste in ihrem Sinne für den Frieden. General Hoffmann legte als Vertreter des Ost-Kommandos am 10. Januar entschiedene Verwahrung gegen das Auftreten der Russen ein. In Funksprüchen und Aufrufen, unterzeichnet von Vertretern der russischen Regierung und der russischen Obersten Heeresleitung waren teils Beschimpfungen der deutschen Heereseinrichtungen und der deutschen Obersten Heeresleitung, teils Aufforderungen revolutionären Charakters enthalten. Und das, während man um den Frieden mit dem Sieger verhandelt.

Es wurde berichtet, daß Scheidemann, der Führer der deutschen Mehrheitssozialisten, jüngst in Stockholm mit den russischen Bolschewiki verhandelt habe. Am 18. November 1917 sprach Scheidemann in Dresden und sagte dort (nach einem Bericht des Vorwärts): „Wird Rußland in dem ungeheuren Umwandlungsprozeß, in dem es sich befindet, auf den Weg des Militärstaates gedrängt, dann können wir mit allen Plänen von allgemeiner Abrüstung und dauerndem Frieden einpacken.“ Die sozialistisch-kommunistischen Ziele stehen zurzeit, solange die Bolschewiki in Rußland am Ruder sind, in diesem Umwandlungsprozeß obenan. Darum drängt die deutsche Sozialdemokratie gegenüber Rußland zu einer Nachgiebigkeit, die das letzte Hemd hergibt. Und die Bolschewiki kennen ihre Helfer in Deutschland. Das Bild ist damit noch nicht vollständig. Von dem radikalen Flügel der deutschen Sozialdemokratie, den „Unabhängigen Sozialisten“, ist ohne Widerspruch von der sozialistischen Internationalen Korrespondenz behauptet worden, in den Tagen vor Weihnachten hätten die Bolschewiki von Führern der deutschen Unabhängigen Sozialdemokratie die dringende Mahnung erhalten, die Friedensverhandlungen zu verschleppen, weil die Entwicklung in Deutschland sich in ihrem, d. h. dem revolutionären Sinne, vollziehe. Der Abschluß eines Separatfriedes zwischen Deutschland und Rußland wäre verwerflich, weil er die revolutionäre Entwicklung in Deutschland beein-

trächtigen und seine herrschenden Schichten stärken würde.[1]) Das ergibt ein geschlossenes Bild.

Die Sozialdemokratien in Deutschland und Rußland bewegen sich demnach auf einer Linie. Sie erstreben einen „demokratischeu“ Frieden, nicht blos um den Krieg Rußlands mit den Mittelmächten zu beendigen, sondern auch um für ihr sozial-wirtschaftliches und politisches Weltziel den Boden zu bereiten. Nicht nur in Rußland, in Deutschlaud und Österreich, sondern in Europa überhaupt. Darum soll ein „allgemeiner“ Friede für alle Kriegführenden, der „demokratische“ Friede ohne Annexionen und Entschädigungen geschlossen werden. Man kann aber einen Teilfrieden mit Rußland nicht vereinbaren, der so gestaltet würde, daß er später automatisch auf die Entente Anwendung fände, falls diese die Zeit für gekommen erachtet, das Schwert in die Scheide zu stecken. Das verbietet die Rücksicht auf die eigene Sicherheit und Existenz.

Die Bolschewiki-Regierung machte am 28. November 1917 durch Funkspruch allen Kriegführenden den Vorschlag, mit ihr Verhandlungen über einen sofortigen Waffenstillstand und allgemeinen Frieden aufzunehmen. Am 11. Dezember konstatierte in einem Funkspruch der „Rat der russischen Volksbeauftragten“, daß von Rußlands Verbündeten „keine Antwort vernehmbar geworden; die Verantwortlichkeit fällt auf sie“. Am 2. Januar veröffentlichte die Bolschewiki-Regierung ein von Stockholm in Umlauf gesetztes Telegramm, in dem die Verbündeten Rußlands aufgefordert werden, „das Programm der Alliierten auf den Tisch zu legen“ und ihre Ideen anzugeben, auf Grund deren sie die Fortsetzung des erschütternden Weltkriegs nach Vorlegung der beiden Programme (d. h. des russischen und jenes der Mittelmächte) in Brest-Litowsk verlangen könnten. Der Entente wird gesagt, daß in zehn Tagen die Friedensverhandlungen wieder aufgenommen werden. „Rußland nimmt während dieser Verhandlungen keine Rücksicht auf die Genehmigung der

1) Abgedruckt in der Köln. Ztg. Nr. 17 vom 6. Jan. 1918.

alliierten Länder." „Ein von Rußland vorgeschlagener Separatfrieden würde zweifellos für die alliierten Länder einen schweren Schlag bedeuten. Aber die Einsicht in die unvermeidlichen Folgen eines solchen Separatfriedens mag die Politik der Alliierten bestimmen." Die Sovietregierung habe bis jetzt mit allen Mitteln für den allgemeinen Frieden gearbeitet. Die alliierten Völker müßten ihre eigenen Regierungen zur unmittelbaren Abgabe einer Erklärung über ihr Friedensprogramm und Teilnahme an den Friedensverhandlungen zwingen. Wenn die alliierten Regierungen sich wiederum weigern, in Verhandlungen einzutreten, so würden die arbeitenden Klassen vor die Notwendigkeit gestellt, die Macht aus den Händen derjenigen zu nehmen, die den Völkern einen Frieden nicht geben wollen oder können.

Daraus ergibt sich dann, objektiv genommen, folgender Stand der Dinge: Die Russen wollen keinen Separatfrieden sondern einen allgemeinen Frieden, der alle Kriegführenden umfassen soll. Sie lassen sich aber von ihren Verbündeten nicht dadurch am Friedensschluß verhindern, daß diese sich weigern, überhaupt in Friedensverhandlungen mit den Mittelmächten einzutreten, solange diese sich nicht dem Diktat der Westmächte unterwerfen. Denn Rußland braucht dringend den Frieden, es hat von allen Ententestaaten weitaus die größten Blutopfer gebracht und es kann eine staatliche Neuordnung nicht zuwege bringen, ohne daß es den Krieg beendigt. So wird denn Rußland, das sich bei der hartnäckigen Weigerung der Westmächte, die den Krieg hinausziehen wollen, um die Hilfe Amerikas reifen zu lassen, nicht mehr an den Anti-Separatsfriedensvertrag vom September 1914 für gebunden erachtet, eben doch den Frieden schließen, den es nötig hat. Ob man das dann einen Separatfrieden oder was sonst nennt, kümmert die Machthaber Rußlands nicht weiter.

Wenn es anders kommt, kann man sich nach dem Auftreten der Russen während des Stillstands der Verhandlungen in der Präklusivfrist für die Entente und nach Wiederaufnahme der Verhandlungen nicht wundern.



Die Russen verlangten beim Ablauf der Verhandlungspause die Verlegung der Beratungen nach einem neutralen Ort, nach Stockholm. Dies Begehren war ein Intriguenstück, zu dem Zwecke versucht, die Einmischung der internationalen Sozialdemokratie und der Entente auf breiterer Grundlage zu etablieren. Die Bolschewiki-Regierung hatte unter dem 2. Januar einen von Stockholm aus verbreiteten Aufruf an die Entente erlassen, in dem gesagt wird: „Wenn die alliierten Regierungen geneigt sind, die letzte Möglichkeit zu benützen, können allgemeine Verhandlungen in einem neutralen Land ihren Anfang nehmen.“ Das war deutlich, aber noch nicht die ganze Wahrheit, weil sie die Rote Internationale noch nicht einschloß. Reichskanzler Graf Hertling lehnte diesen Vorschlag rundweg ab und die Russen mußten sich dazu verstehen, in Brest-Litowsk weiter zu verhandeln.

Die Russen verbreiteten außerdem Funksprüche beleidigenden Inhalts in der Verhandlungspause, welche gegen Deutschland sich richteten und hier eine sehr kritische Situation schufen, namentlich wegen der Fremdvölkerfrage. Nach einem Telegramm der Petersburger Telegraphenagentur, das in der dänischen Presse vom 3. Januar abgedruckt ist (nach dem Berliner Vorwärts Nr. 5 vom 5. Januar,) soll die russische Delegation schon am 28. Dezember eine scharfe Erklärung abgegeben haben, in der gesagt wird, die Imperialisten aller Länder, auch die deutschen und österreichischen, erkannten das Selbstbestimmungsrecht der Völker in Worten an, wollten aber in Wirklichkeit Annexionen vornehmen. Von Petersburg aus wurde mitgeteilt, die russische Regierung könne auf die Vorschläge des Vierbunds, welche die Modalitäten der Räumung der Gebiete und die Vornahme der Volksabstimmungen betreffen, nicht eingehen. In der russischen Presse wurde gesagt, daß der Vierbund sich illoyaler Weise seiner Zusage über das Selbstbestimmungsrecht der Völker entziehen wolle. Gegen alle diese Veröffentlichungen, die ein trübes Licht auf die Verhandlungen von Brest-Litowsk warfen, ist der Reichskanzler energisch am 4. Januar im Hauptausschuß des Reichstags vorgegangen. „Wir stützen

uns auf unsere Machtstellung, auf unsere loyale Gesinnung und unser gutes Recht", erklärte der Reichskanzler mit Nachdruck. Das war eine Sprache, die in Deutschland gerne gehört wurde.

In den Verhandlungen von Brest-Litowsk leugnete der Anführer der Russen Trotzky, von diesen Funksprüchen und Behauptungen Kenntnis zu haben und lehnte jede Verantwortung für sie ab. Es wurde außerdem festgestellt, daß die offiziellen Berichte über Brest-Litowsk, welche nach Deutschland und Österreich-Ungarn gegangen waren, zutreffend sind. Gerade in diese Berichte hatten Berliner Zeitungen sich in ihren Erörterungen verbissen, um die Fehlerhaftigkeit der deutschen Unterhändler und der offiziellen Politik zu beweisen.

Seitdem wird in Brest-Litowsk die Sprache des Siegers gesprochen gegenüber den Russen, die sich dort in dialektischen Spitzfindigkeiten ergehen, diskutieren, aber nicht verhandeln um die Lösung von Weltfragen.

Die Hauptschwierigkeit bietet die Regelung der künftigen staatlichen Selbständigkeit der russischen Randvölker in den besetzten Gebieten, also Polens, Litauens, Kurlands und von Teilen Livlands und Estlands. Die russische Regierung erklärte, entsprechend ihren Grundsätzen, die das Recht aller in Rußland lebenden Völker ohne Ausnahme auf Selbstbestimmung bis zur Absonderung verkündeten, soll der Bevölkerung dieser Gebiete die Möglichkeit gegeben werden, binnen kürzester Frist vollkommen frei über die Frage ihrer Vereinigung mit dem einen oder anderen Reich oder über die Bildung eines autonomen Staates zu entscheiden. Hiebei sollte die Anwesenheit irgend welcher Truppen in den besetzten Gebieten nicht gestattet sein. Die Mittelmächte machten dagegen geltend, daß bereits Beschlüsse vorlägen, in denen der Volkswille dieser Länder, die volle staatliche Selbstständigkeit in Anspruch zu nehmen und aus dem russischen Staatsverband auszuscheiden, feststeht. Gemeint sind die Landtage und politischen Körperschaften. Die Frage ist noch nicht entschieden, allein General Hoffman hat in der Sitzung vom 12. Januar als Vertreter der Obersten Heeresleitung



eine Einmischung in die Regelung der besetzten Gebiete abgelehnt: „Für uns haben die Völker der besetzten Gebiete ihrem Wunsch der Lostrennung von Rußland bereits klar und unzweideutig Ausdruck gegeben." Diese Erklärung ist von entscheidender Bedeutung und hat weittragende international-politische Tragweite. Sie wird auch von maßgebendem Einfluß auf die innere Lage Deutschlands sein, weil sie eine entschiedene Accentuierung der Probleme giebt, die bisher gefehlt hat.

XX.

Ein bayerischer Delegierter bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk.

Bayern entsendet den früheren Ministerpräsidenten Grafen Podewils als Vertreter zu den Friedensverhandlungen nach Brest-Litowsk. Diese Meldung wurde am 15. Januar abends vom bayerischen Ministerium des Äußern ausgegeben. Tags darauf erschien eine offiziöse Erläuterung dieser Nachricht, die ersichtlich bestrebt war, dieser Angelegenheit die politische Seite zu nehmen, welche ihr die für Unkundige eigenartige Meldung hätte schaffen können. Das ist auch bis auf einen Versuch in der Frankfurter Zeitung (Nr. 16 vom 16. Januar 1918) und in der Deutschen Zeitung (abgedruckt in Nr. 11 der Augsburger Abendzeitung vom 17. Januar), gelungen. Die Entsendung eines eigenen Vertreters zu den schwebenden Friedensverhandlungen hat keine hochpolitische Situation geschaffen.

Der Vorgang bedarf einer kurzen historisch-politischen Erläuterung, denn die heutige Generation in der Publizistik hat nicht mehr alles präsent, was in der Vergangenheit bei Beginn der Reichsgründung sich zugetragen hat.

Der bayerisch-offiziöse Kommentar (Bayer. Staatsztg. Nr. 14 vom 17. Jan.) sagte in der Besprechung der Angelegenheit: Der jetzige Vorgang entspreche „einer gelegentlich der Verhandlungen über den am 23. November 1870 in



Versailles geschlossenen Vertrag getroffenen Vereinbarung." Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung (Nr. 30 vom 17. Januar 1918) fügte ergänzend hinzu, diese preußisch-bayerische Übereinkunft sei von preußischer Seite am 14. Februar 1871 ratifiziert worden. „Sie geht dahin, daß bei Friedensverträgen, die nach einem Bundeskrieg geschlossen werden, stets auch ein Bevollmächtigter Seiner Majestät des Königs von Bayern zugezogen werden soll, der sich an den Verhandlungen beteiligt und durch das Bundeskanzleramt — also durch den deutschen Reichskanzler — seine Instruktion erhält." Diese Mitteilung läßt gar keinen Zweifel darüber, daß es sich um ein der Krone Bayern eingeräumtes Ehrenrecht handelt, das politischen Wert gegenüber dem Auslande insofern hat, als es den bundesstaatlichen Charakter des Deutschen Reiches versinnbildet, daß aber eine Einwirkung von Bayern aus auf den Gang der Friedensverhandlungen nicht erfolgen kann; denn der bayerische Delegierte ist an die Instruktionen des Reichskanzler gebunden, was auch der bayerisch-offiziöse Kommentar hervorgehoben hatte. Es wird also in Brest-Litowsk einheitliche Politik von einer einheitlichen deutschen Delegation getrieben, in der auch Bayern vertreten ist.

Nun wird aus dem Hinweis auf einen geschlossenen Vertrag ein preußisch-bayerischer „Geheimvertrag" in der sozialistischen Presse (Fränkische Tagespost in Nürnberg Nr. 15 vom 18. Jan. 1918) konstruiert und die „Abschaffung der geheimen Diplomatie" verlangt. Es ist nicht richtig, wenn behauptet werden will, daß es sich hier um einen geheimen Vorgang handle. Der Wortlaut des Vertrages ist allerdings nicht bekannt, wohl aber hatte man von seiner Existenz auch ohne die heutige offiziöse Aufklärung Kenntnis. Der frühere bayerische Ministerpräsident Graf Bray, der die Versailler Verträge abgeschlossen hat, berichtet darüber in seinem Immediatbericht an König Ludwig II., datiert Versailles, 22. November 1870. Er führt darin unter den Zugeständnissen, die Bayern gemacht worden waren, auf: „Die vertragsmäßige Zusage, daß zu Friedensverhandlungen nach einem Bundeskriege stets auch ein bayerischer Bevollmächtigter

zugezogen wird."[1]) Auch der Volksvertretung hat Graf Bray von diesem Vertrage Mitteilung gemacht und zwar am 28. Dezember 1870 bei der Beratung des Ausschusses der bayerischen Abgeordnetenkammer für die Verträge zur Reichsgründung. Der Abg. Dr. von Hauck hatte sich dahin geäußert, daß Bayern „vertragsmäßig von jedem Einfluß auf Friedensschlüsse ausgeschlossen wäre". Präsident Dr. v. Weiß stellte im Ausschuß auch einen dem entsprechenden Antrag. Darauf erwiderte Graf Bray: „Die Vertretung Bayerns beim Friedensschlusse sei zugesichert worden und im Allgemeinen für alle Fälle durch eine Vertragsurkunde festgestellt." (Abgeordnetenkammer, Beilagenband IV, 1870/71 Seite 99.) Man kann also nicht sagen, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" habe jetzt etwas berichtet, was seither sachlich unbekannt gewesen wäre. Dagegen muß gesagt werden, daß Graf Bray dem Abg. Dr. von Hauck doch keine ganz vollständige Antwort gegeben hat, denn Graf Bray hat verschwiegen, daß die Mitwirkung Bayerns bei Friedensschlüssen an die Instruktion des Reichskanzlers gebunden ist.

Es fällt auf, daß der Vertrag bisher nicht veröffentlicht und daß er erst am 14. Februar 1871 ratifiziert worden ist. Man wollte vielleicht wegen der anderen Bundesstaaten die Situation mit diesem Vertragsrecht nicht belasten, und am Ende ist es Kaiser Wilhelm I. erst abzuringen gewesen. Doch ist darüber nichts bekannt. Da die Anwendung des Rechtes zunächst nicht praktisch wurde, so brauchte darüber wohl auch nichts gesagt zu werden. Man möchte annehmen, daß der Vertrag Bayerns nicht mit Preußen, sondern mit dem Norddeutschen Bunde geschlossen wurde. Es ist aber auch der Fall denkbar, daß Preußen diese Verpflichtung übernommen hat und mit ihr dann in den Norddeutschen Bund eingetreten ist. Das wäre dann ähnlich wie bei dem preußisch-amerikanischen Handelsvertrag, der aufs Reich übergegangen ist.

---

1) Graf Bray-Steinburg, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben. 1901. S. 194 ff. Abgedruckt bei E. Brandenburg, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte der Gründung des Deutschen Reiches. Bd. II. S. 90 ff.

XXI.

Die Gründung der Münchener Hofbibliothek durch Albrecht V und Johann Jakob Fugger.

Unter dieser Überschrift als Bd. 28, 3. Abhandlg. der Abhandlungen der k. b. Akad. d. Wissenschaften, philos.-philol. u. hist. Kl., vorgelegt am 7. Febr. 1914 (München, Verlag d. k. b. Akad. d. W. in Kommiss. d. G. Franz'sch. Verlags [J. Roth] 1917, groß 4°, XIV, 412 S. m. 8 Tafeln), bietet Dr. Otto Hartig, Kustos der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München, den I. Teil eines Werkes über die Geschichte dieser gewaltigen wissenschaftlichen Anstalt und Sammlung, wie es keine zweite Bibliothek in Deutschland bisher besitzt und auf das die Bezeichnungen fundamental und monumental ohne Bedenken und Übertreibung angewandt werden dürfen. Durch die Unterstützung dieses Werkes hat sich die k. Akademie der Wissenschaften großen Dank verdient; nicht minderen die Leitung der Bibliothek selbst, welche das Zustandekommen ermöglichte. Was der Pollinger Chorherr und Vorstand der Hofbibliothek Gerhoh Steigenberger 1784 und Reichsarchivrat C. A. Muffat 1832 versucht, zuletzt die Direktoren K. Halm und G. von Laubmann beabsichtigt und Forscher wie S. Riezler, M. Doeberl, G. Leidinger u. A. angeschürft haben, das wird unter Hartigs fleißiger Hand und strenger Prüfung nunmehr zur vollendeten und vollkommenen Tatsache werden. Und schon jetzt zeigt sich, daß die rühmenden Worte, mit denen Milkau im Zentralbl. f. Bibliothekswesen 1910 Leopold Delisles „Cabinet des manuscrits" begrüßte, auch ihre Geltung für Hartigs Bibliotheksgeschichte behalten werden: „Was ist diese Geschichte anders als die Geschichte all der zahlreichen Bibliotheken, deren Trümmer hier zur Ruhe gelangt sind. . . Mit ihnen stehen die Männer auf, die sie schufen, die gelehrten Herren und ihre Schüler, die Schreiber und die Maler, die Buchbinder und die Händler. Das ist nicht mehr die Geschichte des Handschriften-Zimmers; das ist nicht anders als die Geschichte des gelehrten Lebens im mittelalterlichen Paris."

Manche liebgewonnene Vorstellung, beispielsweise die vom



Vorhandensein einer Bibliothek der Vorfahren Albrechts V., vom Besitze der nach Albrecht IV. und Albrecht V. genannten kostbaren Gebetbücher durch die beiden Herzoge, von einem spontanen Anteil Herzog Albrechts V. an der Bibliotheksgründung, müssen wir künftig berichtigen oder aufgeben angesichts der durch Hartig aus archivalischen und handschriftlichen Quellen, aus Büchern und Kodizes — 2000 Kodizes gingen und zwar wiederholt durch seine Hand — geschöpften Kenntnisse, die dafür auch alle bisherigen Fragen nach dem Zeitpunkt der Bibliotheksgründung (1558), dem Grundstock der Sammlung, deren erster Unterkunft, Einrichtung, Verwaltung und Leiter uns deutlich erhellen. Die Studien von A. F. Oefele, J. Chr. von Aretin, Föringer und Schmeller, die Veröffentlichungen von Petzet und Glauning („Deutsche Schrifttafeln" rc.), Leidinger („Miniaturen" rc.), Freys, Petzet und Glauning („Seltenheiten" rc.), von Schottenloher zur Buch- und Druckgeschichte, von Max Müller über Joh. Albr. Widmanstetter und von Rich. Stauber über die Schedelsche Bibliothek (von Hartig nach des Verf.'s Tod selbst herausgegeben) erwiesen sich als wertvolle Grundlagen. Wenn wir auch heute den Münchener Boccaccio nicht mehr als eine Erwerbung Kurfürst Maximilians I. ansprechen dürfen, so können wir uns doch rühmen, daß die Münchener Handschr. des Fuggerschen Ehrenspiegels als die Urschrift und das Wiener Exemplar als eine spätere Kopie (vgl. darüber auch Hartig im Kalender bayer. und schwäb. Kunst 1916 S. 8) und die Papstbildnisse im Clm. 155—160 (vgl. auch Hartig im Histor. Jahrb. d. Görresges. 38 (1917) S. 284—314: Des Onuphrius Panvinius Sammlg. von Papstbildnissen rc. rc.) als frühester Versuch einer Ikonographie der Päpste zu gelten haben, daß das sog. Gebetbuch Albrechts IV aus mediceischem Hausbesitze (Lorenzos des Prächtigen) stammt, um nur einige wenige, aber wichtige von den vielen Feststellungen zu nennen, die wir Hartigs Werk verdanken. „Das Überraschendste aber war die Entschleierung einer ganzen Bibliothek, von der wir bisher so gut wie keine Ahnung hatten und deren Übergewicht sich so gewaltig erwies, daß wir in ihr von nun an den wahren Grundstock und in ihrem einstigen Besitzer den ebenbürtigen Mitschöpfer unserer



Sammlung anzuerkennen haben, wie es der Titel der Abhandlung dankbar kündet:" der Bibliothek Johann Jakob Fuggers, „il primo ricco e'l piu dotto di Germania". Daneben fallen Streiflichter auf die Bibliothek des Herzogs Ernst (1500—60), die sogen. Eck-Bibliothek, auf Männer wie Aventin, Georg Sigm. Seld, Erasmus Fend, Aegidius Oertel, (den ersten Bibliothekar 1561), Stoppius, Strada u. A., vornehmlich Johann Jakob Fugger, auf den Bau und die Örtlichkeit des Antiquariums Albrechts V., der herzoglichen Kunstkammer 2c. Der reiche Stoff des Buches gliedert sich in einen I. Teil: Der äußere Verlauf der Gründung, einen II. Teil: Umfang und Inhalt der vereinigten Sammlungen; daran reihen sich Beilagen von Schreiben, Aktenstücken, Einzeluntersuchungen, Verzeichnisse und Übersichten der Handschriften und ähnl. Die Tafeln geben verschiedene Einbände und Katalogblätter bildlich wieder.

Die Versuchung, hier näher noch auf den Inhalt des grundlegenden und vielumfassenden Werkes einzugehen ist schwer. Wir müssen uns mit diesen Hervorhebungen begnügen und unsere Leser zur Lektüre und zum Studium des Buches selbst ermuntern. Mit Spannung sehen wir dem Fortgang der Arbeit entgegen, in deren Rahmen nun bald sich Bayerns großer Kurfürst Maximilian I. ebenso bedeutsam als Bücherfreund darstellen wird, wie wir seine Bestrebungen als Gemäldesammler in diesen Heften CXLII (1908) S. 545—773 kennen gelernt haben. Wir scheiden von Hartigs Abhandlung mit dem Geleitspruch, den Fugger seinem Ehrenspiegel gegeben hat:

„Far hin, far hin du Edels Buch,
Wee dem der dir gibt ainen fluch!"

Als kleine Ergänzung zu den Ausführungen über die Entstehung von Fuggers „Ehrenspiegel", dessen Vorarbeiten und Zeitbestimmung (S. 197 f. u. 410) mögen aus einem alten archivalischen Verzeichnis im Geh. Hausarchiv („Hernach verzaichnets ligt in dem schwarczn Trüchl") einige Einträge hier Platz finden. Sie sind im Original am Rande mit einer Klammer zusammengefaßt und mit dem Vermerk hervorgehoben: „Den 27. May 2c. 98 aus meines allergnedigisten Herrn Beuelch H. Doctor Gewolden zuegestellt mit Vermelden, weil Ir Dchl. noch nit



gesehen, soll ers auf khonftigs Widerabuordern desto vleißiger aufheben." Die hier im Druck gesperrten Stellen sind im Original durch große Schrift gekennzeichnet.

„An ainem Pintl Sachen wie volgt. Nemblich in ainem piermenten Pogn ain Libell von 8 Pögn Pappier, darjnnen ettliche Römische Kayserliche vnd Kungeliche Innsigl, so wahrhaftig vnd gerecht, mitaller Art, Phisioney vnd Substanncz in rechter Höhe, Weite vnnd Gresse, wie es dann des Zirckhls Austailung gegeben hat, auch mit jrn alltn Klaidungen geziert Schriftn vnnd Wappen abconterfet worden sein. Es send auch die Farben khainer anndern Gstallt, dann daz die Klaidungen auseinander gsehen, vnd sambt den Wappen bekhanntlich werden.

Ain Libell von 13 Pögn hat weilannd Herr Hanns Jacob Fugger auffen darauf geschribn In den Feunstern zu Kunigsfelden send noch dise Bildnusn ganncz gwest Anno 1545 vnd sonnst vil zergenncżt ꝛc. Dise Bildnusn seind Römische Kayser auch vngerische vnd behemische Kunig, sambt ettlichen jrn Gmaheln, auch Herczog Rudolph von Lottringen.

Mer ain dergleichen Libell von 14 Pögn, darauf auch ernannter Fugger geschriben dise Wort, In der Kirchen zu Kunigsfeldn seind dise Figurn also gemalet vnnd schier abgangen ꝛc. Nota, ist die Ritterschafft Adl vnnd Rät Herczog Loypolds von Österreich, als er zu Sempach sambt den Seinen erschlagen ward, nemblich (wie dabey geschriben) auf dem Seinen, in dem Seinen, vmb daz Sein vnd von den Seinen auf Sanct Cecilien Tag Anno 1386. Dabey ligt auch abconterfet der Herczogen von Österreichs Begrebnus jm Closter Kunigsfelden, vnd wider auf ainem sonndern Pogn dabey ebenmessig abeonterfet, gemelt Closter Kunigsfelden sambt der Stat Brug jm Ergau gegen vber, dann auch daz alt Schloß Habsperg auch jm Ergau.

Mer auf ainem sonndern Pogn Pappier von Cannczley geschriben diser Tittl, Hernach volgt was für Kunigcliche vnnd Fürstliche, auch Grauen Stamen diser Österreichische General Stamen in sich begreifft, vnnd was yeder von Herrn vnd Frauen todn vnnd lebenndigen Personen vngeuerlich mit sich bringt. Römischen Kunig



Rudolphs, so ainer von Habspurg gwesen, Beschreibung seines Herkhomens, Geburt, Leben vnd herrliche That, auch Begrebnus vnnd Absterben."

Für die Frage nach der Echtheit der Königsfelder Bilder im „Ehrenspiegel" und die geplante Wiederherstellung der Fenster der Habsburgischen Grabstätte ist die Fuggersche Zeitangabe hier 1545 von Bedeutung. Vielleicht werden die Schriften, um die es sich handelt, noch irgendwo gefunden.

Joseph Weiß.

XXII.

Kürzere Besprechung.

Der Deutsche Protstantismus 1817—1917. Eine geschichtliche Darstellung von Dr. Johannes B. Kißling. 2 Bde. Erster Band. Münster i. W., Aschendorff'sche Buchhandlung 1917. 422 S. geb. 7 Mk.

Für eine Geschichte des Protestantismus im letzten Jahrhundert bringt der Verfasser eine seltene Vertrautheit mit den geschichtlichen Tatsachen und Entwicklungserscheinungen mit, die er infolge seiner langjährigen Beschäftigung mit der Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland gewonnen hat. Der Hauptvorzug seiner Geschichte des Kulturkampfes in Deutschland, die leidenschaftslose und sachlich-vornehme Darstellungsweise ist auch seinem neuesten Werke eigen. Der Entwicklungsprozeß des deutschen Protestantismus nötigt auch den deutschen Katholiken eine erhebliches Interesse ab. Die Zukunftsfragen der Trennung von Kirche und Staat, der konfessionellen Volksschule, die Verteidigung gemeinsamer wichtiger christlicher Dogmen u. a. werden Katholiken und Protestanten, soweit ihnen an der Aufrechterhaltung des Christentums noch gelegen ist, im neuen Deutschland ein gutes Stück Weges gemeinsam miteinander gehen lassen. Die objektive Kenntnis der Strömungen und Kämpfe innerhalb des Protestantismus ist hiebei von erheblichem Nutzen.

Der Verfasser beginnt mit dem für den Protestantismus bedeutungsvollen Ereignis der Union der beiden protestantischen Kirchen in Preußen, der calvinisch-reformierten, und der lutherischen

Kirche, und mit der Schilderung der sich daran anschließenden Kämpfe. Auch in den übrigen Staaten des deutschen Bundes erregte der Streit um die Unionsbestrebungen die Geister und rollte Kirchenverfassungsfragen auf. Es folgte nun der Kampf des Rationalismus gegen die Bekenntnisschriften, der schließlich mit dem Niedergang desselben endete. Der orthodoxen Theologie kam hier in ihrem Kampfe gegen den Rationalismus das Wiedererstehen des Pietismus zu nutzen. Der Verfasser schildert die „Erweckungsbewegung" in den einzelnen deutschen Landesteilen, sowie die Maßregeln der preußischen Regierung gegen die Ausartungen des Pietismus. Es folgt die Darlegung des Einflusses des großen protestantischen Theologen Schleiermacher auf den Protestantismus durch seine sogen. Vermittlungstheologie. Während der Anfang des Jahrhunderts von irenischen konfessionellen Bestrebungen erfüllt war, erfuhr die Stimmung mit der Jubelfeier des Wittenberger Thesenanschlags vom 31. Oktober 1817 einen jähen Umschlag. Der Verfasser geht auf die Reformationsfeier und ihre Literatur kurz ein, er schildert den häßlichen Angriff des Homerübersetzers J. H. Voß auf den edlen Convertiten Grafen Stolberg, ferner den Umfang der protestantischen Polemik sowie die Bedeutung des Ereignisses, als Möhler seine Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften veröffentlichte.

Ein Kapitel von größtem Interesse behandelt die bedeutenderen Konvertiten bei beiden Kirchen, von denen Jarcke, Phillips, Beckedorff, Luise Hensel, Convertiten aus Juristen- und Theologenkreisen, Maler der Nazarenerschule und Dichter auf katholischer Seite, auf protestantischer Seite die Kronprinzessin Elisabeth von Preußen und einige Adelige zu nennen sind. Ein weiteres Kapitel schildert das religiöse Leben in den Gemeinden in den Städten und auf dem Lande und gibt die religiösen Jugendeindrücke hervorragender Protestanten wieder z. B. von Bismarck, R. von Mohl, W. von Kügelgen usw., es erzählt von der Predigt, den Katechismen und Liedern, die man vielfach rationalistisch verwässerte, vom Abendmahlempfang und Kirchenbesuch. Im ganzen und großen sind es wenig erfreuliche Bilder, die sich aus den zeitgenössischen Schriften über diese Dinge ergeben.



Nun werden wir eingeführt in die inneren Kämpfe der protestantischen Theologie, wir sehen den Einfluß Kants, der das Gebäude der protestantischen Theologie in seinen Eckpfeilern erschütterte, wir lernen die radikale theologische Wissenschaft der Hegelschen Schule, den Einfluß von Strauß's Leben Jesu, von Feuerbach's Wesen des Christentums in ihren Wirkungen und ihren wesentlichsten Bestandteilen und Forderungen kennen. Es kommt die Zeit der „lichtfreundlichen" Bewegung und neuer Sektenbildungen. Die Kirchenpolitik König Friedrich Wilhelms IV. ist charakterisiert durch zahlreiche kirchenreformerische Pläne und durch die Einwirkung der Märzrevolution des Jahres 1848 auf die Kirchenregiments- und Bekenntnisfragen in den einzelnen Landeskirchen. Die deutsche Revolution wurde auch der Anstoß, die religiöse und soziale Lage des Protestantismus durch die von dem edlen Pastor Wichern ausgehende Innere Mission zu beheben. Die kirchenpolitischen Erschütterungen des Jahres 1848 wurden auch die Veranlassung zu katholisierenden Neigungen innerhalb des Neuluthertums; die Einführung der Ohrenbeichte, der Krankenölung wurden lebhaft erörtert und widerstritten; Versuche zur Belebung des Gottesdienstes, der Frömmigkeit, der Marienverehrung wurden angestellt. Weitere Kapitel behandeln dann noch die Entstehung des politischen Protestantismus, die Haltung der Katholiken im Jahre 1848, die Konvertiten, die in erheblich großer Zahl in der Zeit vor und nach der deutschen Märzrevolution den Weg in die alte Mutterkirche zurückfanden, sowie die allgemeinen religiösen Verhältnisse des deutschen Protestantismus in der nachmärzlichen Reaktionszeit. Von besonderem Interesse sind hier die zahlreichen Aussagen gebildeter Männer, über ihre erste religiöse Erziehung, sowie die Mitteilungen über die Beziehungen zwischen Freimaurerei und Theologie. Etwa mit dem Jahre 1860 schließt das Buch.

Ein abschließendes Urteil ist erst am Platze, wenn auch der Schlußband vorliegt. Soviel kann aber schon jetzt gesagt werden, daß das Kißling'sche Werk eine erstaunliche Reichhaltigkeit besitzt, daß es mit einer seltenen Klarheit alle bedeutenderen Zeiterscheinungen im Leben des deutschen Protestantismus darlegt, daß es überaus maßvoll und objektiv gehalten ist, durch welche Eigenschaften es unbestritten zum besten Führer durch die oft sehr verworrenen Verhältnisse und Entwicklungslinien des Protestantismus in Deutschland von selbst wird.

Anzeigen.

Verantwortliche Redaktion: Geh. Hofrat Dr. Georg M. Jochner. München. Sendlingerstr. 61.
Hübschmann'sche Buchdruckerei, H. Schrödl, k. b. Hoflieferant in München.



Inhalt

des

dritten Heftes.

Seite

XV. Der christliche Orient und die Katholiken deutscher Zunge 141
Von Anton Baumstark.

XVI. Zur See nach Nauplia 153
Von Suebimontanus (Rottweil a. N.)
IV. Ägina. Methana.

XVII. Glaubensbekenntnis eines modernen Künstlers 167
Von Prof. Dr. Stölzle.

XVIII. Böhmische Fragen (Schluß) 171

XIX. Die Friedensverhandlungen mit Rußland 180

XX. Ein bayerischer Delegierter bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk . . . 195

XXI. Die Gründung der Münchner Hofbibliothek durch Albrecht V. und Johann Jakob Fugger 198

XXII. Kürzere Besprechung 202
Dr. Johannes B. Kißling, Der deutsche Protestantismus 1817—1917.

Ausgegeben am 1. Februar 1918.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Georg Jochner.

(Gegründet von Joseph und Guido Görres.)

Hunderteinundsechzigster Band.

Viertes Heft.

München 1918.
In Kommission von Theodor Riedels Buchhandlung.

Von dieser Zeitschrift erscheint am 1. und 16. jeden **Monats ein Heft in Großoktav. Man** abonniert in **München** in der **Expedition dieser** Blätter (Josephspitalstr. 17, Hübschmannsche [H. Schröbl] **Buchdr.**).

Im übrigen sind die Historisch-politischen Blätter

halbjährlich zu 9 Mark

durch die **Post zu beziehen.**

Den buchhändlerischen Vertrieb hat Theodor Riebels **Buchhandlung** in **München** Residenzstraße 25 übernommen.

Inserate werden mit **1 Mark** die Petitzeile oder deren **Raum, Beilagen nach** Übereinkommen berechnet.

Herabgesetzter Preis: Von den ersten hundert **Bänden kostet,** soweit der Vorrat reicht, der einzelne Band nunmehr **4 Mark, der Jahrgang 8 Mark** im Buchhandel.

Preis des Einzelheftes Mk. 1.— mit Ausnahme des ersten Heftes des 141. Bandes, welches Mk. 3.— kostet.

Die Administration der Histor.-polit. Blätter.



XXIII.

Egoismus und Wucher.

„Überall begegnen uns die Raubtiere in Menschengestalt.“ (Dr. G. Ruhland, System der politischen Ökonomie, III, 357.)

Der im vierten Jahre die Städte und Gefilde des alten Europa verheerende Weltkrieg hat viele der edelsten Veranlagungen der menschlichen Seele zur umfangreichen und höchsten Entfaltung gebracht. Er hat Gemeinsinn und Vaterlandsliebe, Heldenmut und Opferbereitschaft, Ausharren in der Entbehrung und Ausdauer im Kampf und manche andere der natürlichen menschlichen Tugenden in herrlicher Blüte gezeigt. Der Krieg und die inneren Ergebnisse des Krieges haben aber auch die schlimmen Neigungen der gefallenen Menschennatur zu grellen Blüten und gifthauchenden Früchten gereift, deren Genuß der Menschheit wie einst so auch heute zum Unheil, zum Verderben und Tod gereichen muß. Gegenüber den Hyperbeln des chauvinistischen Nationalismus von den unübertrefflich großen und edlen Vorzügen der fleckenlosen eigenen Nation hat sich das Wort des ersten Buches der Hl. Schrift voll bestätigt: „Der Sinn und die Gedanken des menschlichen Herzens sind zum Bösen geneigt von seiner Jugend auf.“ (1. Mos. 8, 21.)

Eine einzige, alle erfassende und zur gehäuften Sünde werdende Neigung des Menschen kann zum Verderben ganzer Völker und ganzer Reiche sich gestalten. Die an sich berechtigte und gute, aber zur Selbstsucht und durch die vom Kriege geschaffenen inneren Verhältnisse zum Wucher

entwickelte Selbstliebe ist zur unaustilgbaren Schmach und zum andauernden Unglücke der Nationen geworden. Diesen Egoismus und die mit ihm verbundene egoistische Praxis mit einigen Strichen zu beleuchten und sie mit der vergangener Tage in Parallele zu stellen möge den Versuch der nachfolgenden Ausführungen bilden.

I.

1. Die mit der Natur des Menschen gegebene Selbstliebe: die Sorge für das Wohl des eigenen Ich, findet ihre Grenze und Regelung durch die Nächstenliebe. Die Befolgung des göttlichen Gebotes: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst", schließt jede ungeordnete Selbstliebe, jede Schädigung oder Verletzung der Rechte und der Interessen des Nebenmenschen aus. Aber ebenso führt die Ignorierung und Übertretung dieses ersten sozialen Gesetzes des Christentums die berechtigte Selbstliebe zu der alle Rücksichten verneinenden Eigenliebe, zum maßlosen und immer maßloser werdenden Egoismus, zu einer Selbstsucht, die über den Trümmern ruinierter Existenzen und über die Leichen ganzer Volksschichten hinweg ihre materiellen Vorteile erstrebt.

Wie die Neigung zur Sünde ist der Egoismus mit dem ins Leben tretenden Kinde gegeben.

„Leicht und früh wird im Menschen", sagt Bischof Joh. Mich. Sailer[1]) in einem seiner ersten und besten Werke „der Egoismus allherrschend, und wenn er allherrschend wird, so widerstreitet er der Einheit und Einigung unseres Geschlechtes eben dadurch, daß er alles auf das Ich bezieht und das Ich zum Mittelpunkte macht.

Dieser Egoismus ist ein Feind der Menschheit[2]) und wird ein Feind des Geschlechtes. Der Egoismus ist ein Feind der Menschheit, indem er die geistige Sphäre in ihren höchsten Re-

1) Über Erziehung für Erzieher. Bearbeitet von Dr. J. Gansen. 5. Aufl. Paderborn 1909. S. 50.

2) Menschheit bedeutet hier die menschliche Natur und Bestimmung, nicht die Menschengattung.

gungen hemmt und beengt und die animalische wie die Erkenntnissphäre selber zum bloßen Befriedigungswerkzeuge seiner einzelnen Begierden macht; wird ein Feind des Geschlechtes, indem er, soweit sein Hauch reicht, die friedliche Blume alles menschlichen Gemeinfrohseins vergiftet und, so weit sein Arm reicht, die Anstalten und Zwecke der Vereinigung für das höchste Gemeingut der Menschen zerstört."

2. Wirtschaftlich gesprochen ist Egoismus **Habsucht**. Die praktischen Betätigungen derselben sind Spekulation in Geld und Gütern, Raub und Diebstahl, Börsen- und Glücksspiele, Wucher und Betrug. „Die Habsucht", sagt der Völkerapostel in einer Mahnung, die in großen Lettern auf die erste Seite aller nationalökonomischen Kompendien gesetzt werden sollte, „ist die Mutter alles Übels". Sie ist die unausrottbare, für einen vollen Beutel das Heiligste opfernde Judaskrankheit. Ihr nationalökonomisches System fand in der Folge die Habsucht im Kapitalismus: in dem Streben nach Geld- und Güter-, nach Reichtumsaufhäufung. Dem Vater der klassischen und damit der modernen Nationalökonomie ist nicht der Mensch, sondern die Reichtumsansammlung Zweck und Ziel aller Wirtschaft.

Die angesehensten Vertreter der heutigen Wirtschaftslehre fassen die gesamte Wirtschaft in diesem materialistischen und egoistischen Sinne auf und erklären das **Gewinnstreben** als die einzige oder Haupttriebfeder der wirtschaftlichen Tätigkeit. Die Begriffe Gemeinsinn, Liebe, Gerechtigkeit usw. sind aus den nationalökonomischen Heften eliminiert.

Nun war das Gewinnstreben wohl jederzeit mit der wirtschaftlichen Unternehmung verbunden, d. h. das Erstreben eines Überschusses im rechnerischen Ergebnisse eines wirtschaftlichen Betriebes, eines **Kapitalzinses**, der eine menschenwürdige Existenz der bei dem Betriebe Beteiligten ermöglicht.[1]) **Dieses** Gewinnstreben war auch der alten

1) Vergl. Histor.-polit. Blätter Bd. 157: „Volkswirtschaft und Krieg" von Dr. Fr. Gerlich.

und mittelalterlichen Wirtschaft nicht fremd. Nicht das Gewinnstreben als solches ist verwerflich, sondern das übermäßige, der menschlichen Habsucht entspringende Gewinnverlangen. Gewinne, die jährlich ein Drittel, die Hälfte oder die ganze Höhe des industriellen-, Handels- usw. Kapitals erreichen, sind unsittlich und ungesund, mag auch die heutige öffentliche Meinung oder das „öffentliche Gewissen" daran wenig Anstoß mehr nehmen. [1])

3. Die verderblichsten und am schwersten zu hemmenden Ausflüsse der menschlichen Habsucht sind der Wucher und Betrug. Es ist bezeichnend für die moralische Verfassung der modernen Zeit und Ökonomie, daß sie es bis heute zu keinem brauchbaren Wucherbegriff gebracht haben. Wucher ist nach der gewöhnlichen subjektiven Anschauung der Zeit die (übertriebene) Ausnützung der Notlage des Nächsten. Dabei werden nicht selten die Begriffe „Wucher" und „Betrug" verwechselt.

Nach christlicher und objektiver Auffassung fällt jeder übermäßige Gewinn unter den Begriff des Wuchers. Nach Dr. Franz Schaub ist jede vertragsmäßige Anneigung eines offenkundigen Mehrwertes Wucher. [2]) Dieser Standpunkt deckt sich mit der alten Äquivalenztheorie, nach welcher sich Wert und Preis möglichst entsprechen müssen. Das neue deutsche bürgerliche Gesetzbuch kennt die Äquivalenztheorie nicht mehr. Man hat sich in den Paragraphen 138, 817 und 826 betreffs Wucher- und ähnlicher Geschäfte mit dem allen schwankenden Auffassungen zugänglichen Satze „gegen die guten Sitten verstoßend" begnügt.

---

1) Die christliche Vorzeit kannte keinen arbeitslosen Gewinn als berechtigt an. Der Gewinn des Kaufmanns, des Händlers war nicht das Ergebnis arbeitsloser Spekulation oder günstiger Konjunktur, sondern eine der gehabten Mühe und Arbeit entsprechende Entlohnung oder Verdienst. Und heute! — Ein reich gewordener Juwelier erklärte uns einst: „Eine halbe Stunde gut gehandelt ist mehr wert als vierzehn Tage lang gearbeitet."

2) Vergl. Dr. G. Ruhland, System der politischen Ökonomie, Berlin 1908, Bd. III, S. 302.

Die Praktik des Wucherers ist gemeingefährlicher als die des Diebes und Räubers. Gegen Wucher und Wuchergeist nützen weder feste Mauern noch siebenfach verriegelte Schlösser. „Wer ist der Wucherer, der Erstgeborene der modernen Habsucht?" fragt der unerschrockene Pfarr-Rektor R. Mäder-Basel.[1]) „Es ist derjenige, der die Notlage des Mitmenschen ausbeutet, der im Darlehens-, Kauf- und Arbeitsvertrag als der Stärkere den Schwächeren vergewaltigt, um ihn auszuplündern. Wer ist der Wucherer? Es ist derjenige, der die heiligsten Werte und Worte, Gott, Seele, Eigentum, Gerechtigkeit, Liebe, Menschlichkeit, mit dem harten Gelde zudeckt. Wer ist der Wucherer? Es ist in der Regel der Räuber mit Zylinder und Glace, der mit seiner geistigen und materiellen Überlegenheit denjenigen, der ihn notwendig hat, aus Gewinnsucht ausnützt."

Der Geld- und Sachwucher ist stets eine Begleiterscheinung des sittlichen und sozialen Niederganges der Völker. Das gilt selbst für das auserwählte, das jüdische Volk, bei welchem in den besseren Tagen dem Wucher eine feste Schranke errichtet war durch das Zinsverbot und das Jobeljahr. Die wirtschaftliche Abwärtsbewegung des alttestamentlichen Reiches begann bereits mit dem Reichtumsstreben des Königs Salomon, vorab mit der Ablösung der Naturalwirtschaft durch die Geldwirtschaft. Damit verband sich die Steigerung der Preise aller Waren und der Landwucher der Reichen, welcher eine der ersten Ursachen der Spaltung und des Verfalles des Reiches und der kommenden Fremdherrschaft war.[2])

1) Die Schildwache. 9. Jahrg. Nr. 50.

2) Die Sozialreformer (Propheten) Israels sprechen mit den schärfsten Worten über das Gewinnstreben und Wuchertreiben der oberen Klassen. So schreibt Micha: „Wehe denen, die Untat sinnen und Böses entwerfen auf ihren Lagern: am hellen Morgen vollführen sie es; denn es steht in der Kraft ihrer Hand. Und sie gelüsten nach Äckern und rauben sie, und nach Häusern und nehmen sie, und üben Gewalt an Mann und Haus und an Herren und Eigentum." Ähnlich Jesaias, Jeremias und Amos.

II.

1. Den größten und ausgedehntesten wirtschaftlichen Egoismus, welchen die Geschichte der alten Tage aufgezeichnet hat, den völkerverderblichsten Wucher finden wir in der Schlußperiode der griechischen und römischen Welt. Es läßt sich unschwer der Nachweis führen, daß außer der sittlichen Fäulnis es die ebenso unsittlichen und unhaltbaren wirtschaftlichen Zustände, die Sünden des Egoismus und der sozialen Ungerechtigkeit waren, welche das Ende der antiken Reiche und der antiken Kultur herbeiführten.

Griechenland war ein Staatenbund. Die wirtschaftliche Entwicklung seiner einzelnen Länder, unter denen wir ausgesprochene Agrar- wie Handelsstaaten finden, war naturgemäß eine sehr verschiedene. Aber der Niedergang war seit dem Ende des fünften Jahrhunderts v. Chr. ein gemeinsamer. Der alte Adel verarmte, der ausgebeutete Mittelstand sank ins Proletariat hinab, das durch staatliche Getreidezufuhren, namentlich aus dem Pontus, ernährt werden mußte. Herren im Staate wurden die Großindustriellen und die Bankiers. Güterschlächterei und Grundstückhandel: der Wucher in größter und schlimmster Form blühte. Die auf „Seezins" ausgeliehenen Kapitalien verzinsten sich mit 20—100 Prozent, Syndikatsgesellschaften arbeiteten mit 100 und mehr Prozent Gewinn. Speziell in Athen, aber auch auf anderen Märkten, wurde der Aufkauf der Produkte, um die durch die vielen Kriege gesteigerten Preise weiter zu erhöhen, im großen betrieben. Als Griechenland eine Beute der Mazedonier und dann der Römer wurde, war das griechische Volk bereits vollständig verarmt. Die Geschichte seiner letzten Jahrhunderte hat das Wort seines größten dramatischen Dichters bestätigt: „Der größte Fluch des Menschen ist das Geld."

Dieselben Formen und Folgen des wirtschaftlichen Egoismus, nur noch in riesenhafterem Umfange wie in Griechenland, finden wir in Rom.[1])

---

1) Vergl. Dr. G. Ruhland i. O., Bd. I, S. 375 ff.

Rom begann seine Geschichte mit einem Bauernvolk, dessen landwirtschaftlicher Grundbesitz unveräußerlich war. Dieses Bauernvolk mit seinen gesunden sozialen Verhältnissen bildete die Stärke des römischen Staates und des römischen Heeres. Und die spätere Auflösung dieser Verhältnisse zu Gunsten der Herrschaft der Latifundienbesitzer und der Geldgrößen bedingte mit der sittlichen Dekadenz der Zeit den Verfall der römischen Weltmacht.

„Das Leben der (späteren) Römer", sagt Dr. Gg. Ratzinger,[1]) „war einerseits der Ausdruck häßlicher Selbstsucht, anderseits der Verachtung der Arbeit. Die römische Gesellschaft war so eingerichtet, daß sie eine Organisation der Nichtarbeitenden bildete, um die Arbeitenden auszubeuten. Die herrschende Klasse wollte ohne Arbeit alle Früchte der Arbeit genießen.... Die reichen Römer wucherten und preßten die Schwächeren und Arbeitenden gänzlich aus, so daß die Arbeit nicht mehr ertragsfähig blieb." Bereits in der Spätzeit der Republik waren die höchsten Kreise und die besten Männer von einem maßlosen, praktisch geübten Egoismus erfüllt. „Seneka, welcher so hübsch über die Tugenden der Güte und des Wohltuns zu schreiben verstand, war einer der größten Wucherer, den die Weltgeschichte kennt. Er hatte nach Britannien mehrere Millionen auf Wucher ausgeliehen. Um noch höhere Zinsen zu erpressen, kündigte er plötzlich allen Schuldnern und versetzte dadurch ganz Britannien in Aufruhr. Cicero war in dieser Beziehung um nichts besser als Seneka; er hielt es für passend, den Großwucher der Publikanen zu verherrlichen und die Vertreter desselben, welche meistens dem Ritterstande angehörten, als Blüte des Ritterstandes, als Zierde der Gesellschaft und als Grundlage des Staates zu preisen. Sie bildeten die „Blüte der Nation" in dem Sinne der Rothschild und Bleichröder." [2])

Anders klingt allerdings die Charakterisierung der edelsten römischen Schriftsteller. „O Bürger!" ruft Horaz, „Geld

1) Geschichte der kirchlichen Armenpflege. 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1884 S. 107.

2) Ebenda S. 3 f.



muß man sich heute vor allem verschaffen! Tugend und Gerechtigkeit kommen erst nach dem Gelde! Auf dem Börsenplatze der Geldwechsler wird dies laut gepredigt und Alte und Junge zeigen sich als gelehrige Schüler." „Habsucht und Genußsucht", warnt und konstatiert Cato, „haben alle großen Reiche zerstört."

Das mit Wucherzinsen arbeitende Geldkapital strebte in Rom schon früh und rücksichtslos nach der Alleinherrschaft. Es verdrängte durch die Bildung der ländlichen Latifundien die Bauern aus der gesetzgebenden römischen Volksversammlung und brachte endlich die gesamten proletarisierten Mittelstandsschichten in seine Abhängigkeit. Die „amtlichen" Wucherer, insbesondere die Statthalter und Steuerpächter, saugten das Volk erbarmungslos aus. Und mit dem Wucher zehrten die durch einelu xuriöse Hofhaltung, durch eine Unsumme von Verwaltungsorganen in den Provinzen und besonders durch die Kriege gegen die Barbaren riesig angeschwollenen Staatsausgaben am Marke des Volkes. Der Steuerdruck wurde endlich unerträglich. Um das ausgeplünderte und verelendete Volk vor dem Untergange zu bewahren, griff man, wie stets in den Tagen vor dem staatlichen Untergange, zu dem Mittel des Staatssozialismus, zu staatlichen Zwangsorganisationen, zur Zwangsarbeit u. a.

Doch das Übel fraß unaufhaltsam weiter. Die Fleisch-, Holz- und Weinnot, neben den hohen Preisen zugleich verursacht durch wucherischen Raubbau und Raubwirtschaft in Feld und Wald, wurde schreiend groß. Um der Lebensmittelnot und dem Lebensmittelwucher wirksam zu begegnen, griff man wie heute zu der Einrichtung der Maximal- oder Höchstpreise. Besonders belehrend sind in dieser Hinsicht die Edikte Diokletians.[1])

Im Jahre 301 setzte im römischen Reiche eine furchtbare,

1) Die nächstfolgenden Ausführungen sind in gekürzter Form einer Studie Dr. Karl Wesselys: „Die Teuerung im Jahre 301 n. Chr." entnommen. (Monatsschrift für christliche Sozialreform Jahrg. 1910, 12.)



alle früheren überbietende Teuerung ein, über welche Lactantius im 7. Buche seiner Divinae institutiones ausführlich berichtet. Im Jahre 302, schreibt dieser, erschien der kaiserliche Befehl, daß es billiger werden soll: „his consulibus vilitatem iusserunt imperatores“. Diokletian stellte einen Maximaltarif auf, der uns heute durch Inschriftenfunde genau bekannt ist. Dieser „Höchsttarif“ wird mit einer Verurteilung der schmählichen Habgier der Zeit eingeleitet, von der es u. a. heißt: „Der Preis der Dinge, die man auf den Märkten kauft oder täglich in die Städte bringt, hat so sehr alle Grenzen überschritten, daß die zügellose Gewinnsucht weder durch reichliche Ernten noch durch Überfluß der Waren gemäßigt wird. Es ist bereits soweit gekommen, daß weder reichlicher Import noch gesegnete Ernten eine Verminderung der Teuerung hervorzurufen imstande sind; halten doch die räuberischen und habgierigen Händler solche Gnade des Himmels, der Fruchtbarkeit spendet, für ein Unglück für ihre Spekulation.“

Welches war nun die Wirkung des Diokletianischen, umfangreichen Ediktes über die Höchstpreise? Kurz beantwortet: eine vollständig ergebnislose, obwohl Diokletian mit Köpfen alle diejenigen bedrohte, welche 1) die Höchstpreise überschritten, 2) über die Höchstpreise einkauften und 3) die Ware zurückhielten. Lactantius berichtet: „Damals floß viel Blut wegen kleinlicher Lappeleien. Die Ware versteckte sich, die Teuerung wurde viel ärger. Schließlich, nachdem viele Existenzen ruiniert waren, wurde das Gesetz wieder aufgehoben.“ Mächtiger als der allmächtige Despot Diokletian war die Teuerung, schnell stiegen die Weizenpreise und damit alle anderen Preise empor, auf das fünfzehn- bis achtzehnfache.

Die Hauptursache der Wirkungslosigkeit des Diokletianischen Ediktes und der rapiden Preissteigerung waren neben dem Wucher nach Dr. Wessely die bureaukratische Zentralisation und die Schwerfälligkeit wie Kostspieligkeit des staatssozialistischen bureaukratischen Apparates. Am Staatssozialismus und Wucher ging Rom zugrunde. „Diokletian“, schließt Dr. Wesselly seine Ausführungen, „hatte . . mit der Bevormundung



seiner Untertauen durch die Vorschreibung der Einzel- (und Höchst-) Preise für alles und jedes begonnen; er hatte eine Lawine zum Rollen gebracht, die unaufhaltsam wuchs. Mit Kleinlichem hatte es begonnen, es endete mit einer unerträglichen Wirtschaftsform, die für jeden einzelnen, sein Kind, seine Kindeskinder das Leben im voraus bestimmte, die unter einer unsinnigen Verschwendung von Kraft und Zeit, von geistigen und materiellen Gütern die antike Kulturwelt moralisch und physisch herunterbrachte und vernichtete."

2. Am Egoismus und an der sittlichen Fäulnis ging die alte Welt zu Grunde; im Glanze der Nächstenliebe, der sozialen Gerechtigkeit und der sittlichen Reinheit erhob sich die neue, die christliche Welt. Die Nächstenliebe hat die Schranken des Egoismus niedergerissen, die Ausbeutung der Schwachen in die Unterstützung der Schwachen umgewandelt. „Die Kirche," sagt Dr. Georg Ratzinger,[1]) „stellt der antiken Gesellschaft die Gemeinsamkeit der Interessen und Pflichten entgegen, nicht bloß seinen Unterhalt selbst zu erwerben, sondern vom Ertrage der Arbeit und vom Überflusse des Besitzes den dürftigen Bruder zu unterstützen." „Das Geld, das euch trennt, vereinigt uns. Eins durch Seele und Herz tragen wir kein Bedenken, unseren Geldbeutel einander zu öffnen." So rief Tertullian den Heiden zu.[2])

Dem Wucher und dem Genußleben der heidnischen römischen Welt begegnete die junge Kirche erstens durch das Gebot der Arbeit. „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen." (II. Thessal. 3, 10.) Die ersten Christengemeinden glichen Arbeitergemeinden. Zweitens begegnete die Kirche dem Egoismus und dem Ausbeutungsstreben durch die Lehre vom Wucher und vom gerechten Preise. Der Kampf des Mittelalters galt vor allem dem Zinswucher; Zins und Wucher ist ihm ein Begriff. Vom Begriffe des Zinswuchers kam man in der Folge zu dem des Sachwuchers: der Ver-

1) A. a. O. S. 109.

2) Vergl. ebenda S. 64.

letzung des gerechten Preises. Das kanonische Recht und die ethische Wirtschaftsauffassung der Zeit waren einig in der Verurteilung und in der stetigen Bekämpfung des Wuchers. „Die ökonomischen Theorien des Mittelalters,“ sagt Gustav Schmoller,[1]) „haben ihre einheitlichen Wurzeln im Christentume und in der christlichen Moral, in der Lehre vom iustum pretium und vom Wucher.“

„Das schrankenlose, unbegrenzte Streben nach Gewinn,“ schreibt Werner Sombart in seinem Werke „Die Juden und das Wirtschaftsleben“, „gilt während dieser ganzen Zeit (des Mittelalters) bei den meisten Wirtschaftssubjekten als unstatthaft, als „unchristlich“.[2]) Was über einen mäßigen Gewinn hinausgeht, ist mammonistisch, ist Wucher. In dieser „Hinsicht ist eine Anschauung geltend, die Thomas von Aquin also formulierte: Gewinn darf nicht als letztes Ziel, sondern nur als notwendiges Mittel zum persönlichen und zum Unterhalt der Familienangehörigen erstrebt werden, und nur in ehrenhaftem Umfange. „So du eine Ware allein hast, kannst du wohl einen ehrlichen Gewinn suchen; doch also, daß es christlich sei und dein Gewissen keinen Verlust leide, oder du an deiner Seele Schaden nehmest“.“[3])

Die Wirtschaftslehre des christlichen Mittelalters steht in ihrer ethischen Höhe und in ihrer Hinordnung auf das ewige Ziel des Menschen unerreicht da. Die Erhebung der Arbeit von einer Schmach zu einer Ehre, der Schutz der Schwachen, die umfassende Organisation der Nächstenliebe und die den Egoismus bannende Wuchergesetzgebung werden fort ein glänzendes und unverwelkbares Ruhmesblatt in der Geschichte der Kirche bleiben. Kaum ein Thema wurde auf der alten Kanzel häufiger behandelt als die Sünde des Wuchers. Das Auftreten des hl. Antonius gegen den volksverheerenden

---

1) Über einige Grundfragen der Sozialpolitik und der Volkswirtschaftslehre. Leipzig 1898. S. 242.

2) Zitiert nach Dr. Josef Eberle, Schönere Zukunft. Kriegsaufsätze. Regensburg 1916. S. 197.

3) Ebenda S. 198.

Wucher ist bekannt. Die katholische Kirche hat das Wucherproblem gelöst, an deren Bewältigung sich die Gegenwart umsonst versucht.

III.

1. Die Anschauungen des christlichen Mittelalters über Wucher, Zins und gerechten Preis erlebten ihre erste schwere Erschütterung durch die Rezeption des römischen Rechtes und durch die Wiederbelebung der spätantiken, heidnischen Literatur. Die Ablösung der Naturalwirtschaft durch die Geldwirtschaft, die Entwicklung des Welthandels mit der Entdeckung Amerikas, die Ausgestaltung des Bank- und Börsenwesens, die Aufhebung der Zinsschranken u. a., die ganze kapitalistische Entwicklung der neuen Zeit mußte das übermäßige Erwerbs- und Gewinnstreben und damit den persönlichen und gesellschaftlichen Wucher begünstigen. Dazu kam eine materialistische Nationalökonomie, die weder eine sittliche Norm noch ein ethisches Ziel kennt. Die Beseitigung der alten Wuchergesetzgebung seit den Tagen der französischen Revolution war nur eine natürliche Konsequenz dieser Entwicklung.

Das Fallen aller sittlichen Erwerbsschranken, die Reinigung des Strafgesetzes von Paragraphen, die Leuten mit weitem Gewissen und laxer Moral unbequem werden konnten, hat den Wucher und die skrupellose Spekulation rasch zu einer riesenhaften Höhe und Ausdehnung gebracht. Die nach dem deutsch-französischen Kriege und dem „Milliardensegen" kommenden Gründerjahre haben uns ein ganze Volksschichten vergiftendes egoistisches Reichtumsstreben, vorab in der Form des gewissenlosen Betruges, in vorher kaum geschauter Größe und sich steigernder Raffiniertheit gezeigt. Einen ähnlichen Raubzug des internationalen Bank- und Industriekapitals wie in Deutschland wiesen uns das österreichische Gründertum und das französische „Panama" vom Jahre 1888 sowie andere Unternehmungen.

Erst der selbst ein Ergebnis des Wucher- und Handelsgeistes darstellende Weltkrieg des 20. Jahrhunderts sollte



uns jedoch, als höhnenden Kontrast seines Elendes, Blutes und Schmerzes die umfangreichste Auswucherung der Völker bringen. Er fügte zu den Verwüstungen des Schwertes die Verwüstungen der Habsucht und gab eine neue Illustration zu dem Worte, das ein französischer Schriftsteller kurz vor Ausbruch der großen Revolution geschrieben: „Der Egoismus ist das Ungeheuer, das die Erde verwüstet. Er nimmt alles. Er gibt nichts zurück. Er ist der geborene Gegner der Gemeinsamkeit und des allgemeinen Besten. Er macht den Grundsatz, daß jeder nur für sich sorgen müsse. Damit zerbricht er alle Bande, welche die Menschheit umschlingen, und löst die Gesellschaft in ein wahres Nichts auf.“ 1)

Man suchte nach dem ersten Kriegsjahre dem Wucher zu begegnen durch das fragwürdige System der „Höchstpreise“. Das Mittel ist nicht neu, es wurde wiederholt in Zeiten der Not und der Teuerung angewendet. Wie die oben berührten Diokletianischen Maximaltarife sich trotz der drakonischsten Strafen nicht als durchführbar erwiesen, so hat die Einrichtung der Höchstpreise in der französischen Revolution ein vollendetes Fiasko erlebt.2)

Die Höchstpreise erschienen in Frankreich mit dem Siege des Jakobinertums. Ihr negatives Ergebnis war, daß die Händler und Bauern die festgesetzten Preise nicht einhielten und daß die Waren vom Markte und aus den Verkaufsläden verschwanden. Hundertfache Mahnungen und Verordnungen erwiesen sich als fruchtlos. Selbst das massenhafte Einkerkern der Bauern und die Aufstellung eines Heeres von Beamten3) vermochten die Einhaltung der vom

1) Vergl. A. M. Weiß O. Pr., Soziale Frage und soziale Ordnung, 3. Aufl., Freiburg i. Br. 1896, S. 587.

2) Vergl. Georg Wilhelm Schiele, Wirkung der Höchstpreise. Ein Kapitel aus der französischen Revolutionszeit. Jena 1916.

3) Um die amtlichen Preise und die Lebensmittelversorgung durchzuführen, schreibt maliziös H. Taine, „braucht man nur in den 30 000 Gemeindevorständen, die nicht rechnen und kaum schreiben können, die neuen Namen und Zahlenregister aufstellen und auf dem Laufenden halten, einen großen öffentlichen Speicher bauen

Konvente beschlossenen Höchstpreise nicht zu erzwingen. Erst als mit der Guillotinierung der rabiatesten Jakobiner am 28. Juli 1794 der autoritäre und doktrinäre Sozialismus fiel, fielen auch die Höchstpreise. Die Teuerung, die sie nicht hatten verhindern können, hielt wegen der Knappheit der Lebensmittel noch lange an und verschwand allmählich mit der Rückkehr normaler Verhältnisse.

Dasselbe Fiasko, welches das mit der Einführung der Höchstpreise verbundene staatssozialistische System in Frankreich erlebte, hat es zum Teile auch bei uns erfahren und wird es in der Folge in noch größerem Umfange erleben.

Die Festsetzung von Höchstpreisen hat, abgesehen von einigen Gattungen der Lebensmittel, den Sachwucher nicht verhindern können; es hat aber in hundert Fallen dazu beigetragen die Preise der Produkte zu steigern. Ist doch in dem unglücklich gewählten Wort „Höchstpreise" selbst ein Superlativ der Steigerung, wenn auch ein begrenzter, enthalten. Diese festgelegten Höchstpreise waren in der Mehrzahl der Fälle zu hoch, sie waren nicht nur ein Ergebnis sondern auch eine Ursache der Teuerung. Wir erinnern nur noch an die überhohen Höchstpreise für Obst, welche den reichen Obstsegen des Herbstes 1917, wie ein süddeutsches Blatt schrieb, zum „Obstfluche" machten.

2. Jeder übermäßige und arbeitslose Gewinn ist, wenn auch nicht immer im subjektiven, so doch im objektiven Sinne

oder in jeder Gemeinde drei bis vier Scheunen requirieren, um daselbst die schlecht getrockneten und durcheinanderliegenden Körnerfrüchte faulen zu lassen, 100 000 Speicherwächter und Messungsbeamte bezahlen ...; man braucht nur zu den 35 000 Beamten, welche die Lebensmittelkommission beschäftigt, noch 200 000 munizipale Schreiber hinzufügen.... Noch genauer, man hat vier bis fünf Millionen vollkommener Gendarmen zu unterstützen, in jeder Familie einen ..., um bei den An- und Verkäufen, bei den Transaktionen eines jeden Tages anwesend zu sein und jeden Abend nachzusehen, was im Backkasten ist. Kurz, man hat die eine Hälfte der Franzosen der andern auf die Hacken zu setzen. Unglücklicher Weise versteht der Bauer die Theorie nicht." — — (Ebenda S. 14.)



Wucher. Er schädigt in direkter oder indirekter Weise, als Endergebnis einer Reihe von Folgen, den Nächsten bezw. die Gesamtheit. Die Riesengewinne der für Kriegszwecke arbeitenden Industrie, die Reichtumsansammlungen der Heereslieferanten waren in hundert Fällen kaum zu verhindern; sie bildeten aber, schon durch die gewaltige Vermögensverschiebung, durch den wirtschaftlich hochbedenklichen Aufkauf von Bauern- und anderen Gütern u. a., die sie im Gefolge hatten, eine dauernde und tiefgehende Schädigung der Völker, eine folgenschwere Reduzierung insbesondere des selbständigen Mittelstandes.

Bereits nach dem ersten Kriegsjahre verteilten deutsche Industriewerke eine vorher nicht gekannte Dividende. So hat, um nur weniges hervorzuheben, die Deutsche Wollenwarenmanufaktur in Grünberg ihren Gewinn verzehnfacht; die Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf, die jährlich 0 Prozent Dividende verteilte, steigerte ihren Reingewinn in ein paar Monaten auf 3'524,439 Mk.; ein Ludwig Loewe, der nur Werkzeugmaschinen zur Herstellung von Heeresbedarf lieferte, hat mit einem Sprunge seine Dividenden von 18 auf 30 Prozent hinaufgesetzt, usw.[1]) Um die sich ergebende noch höhere Dividende von 100 und mehr Prozent zu verschleietn, haben viele Firmen vor Feststellung des Bruttogewinnes Millionen auf Fabrikneubaukonto zurückgestellt, neue Aktien ihren Aktionären um einen lächerlich niedrigen Ausgabepreis überlassen usw.

Wie die Kriegsgewinne der inländischen Industrie so als Folge des Krieges die Gewinne der ausländischen. Nach dem „Luzerner Landboten" hat die Gesellschaft für chemische Industrie in Basel im letzten Geschäftsjahr einen Reingewinn von 12'715,000 Franken erzielt. Davon wurden fünf Millionen als Dividende und Gewinnanteil verwendet, die einer Dividende von 75 Prozent entsprachen. Die chemische Industrie Sandoz u. Cie. zahlte im Jahre 1916

1) Vergl. Histor.-polit. Blätter Bd. 155, S. 839.

eine Dividende von 225 Prozent. Dafür kostet das Kilo Rizinusöl circa 25 Franken und viele Medikamente sind um 1000 bis 2000 Prozent im Preise gestiegen.

Ungeheuer sind die Gewinne, welche die amerikanischen Gesellschaften an Kriegslieferungen erzielten. So haben nach der „St. Louis Labour" im Jahre 1916 verdient: United States Steel Co. 207'945,953, Bethlehem Steel Corporation 53'715,041, Anaconda Copper Mining Co. 39'087,187, Dupont de Nemours u. Co. 16'581,720, Republic Iron u. Steel Co. 11'687,863, Standard Oil Co. 20'425,510 Dollar. Senator La Follette soll mit 80 v. H. an diesen Gewinnen, von denen der erstgenannte sich nahezu auf eine Milliarde Mark beziffert, beteiligt sein.

Die Millionen- und Millionärezüchterei des Weltkrieges äußert sich am bedenklichsten in der Einkommens- und Vermögensverschiebung im steuerzahlendeu Volke. Professor Dr. Frz. Eulenburg-Aachen hat auf Grund der preußischen Einkommens- und Vermögensstatistik folgende Verschiebungen während des Krieges festgestellt[1]): „Abnahme der Zensitenzahl in allen Steuerklassen und nur Zunahme auf den obersten Stufen mit Einkommen über 30000 Mark. Diese Entwicklung setzt sich in den höchsten Einkommensklassen noch weiter fort. . . . Die Zahl der Millionäre, d. h. der Zensiten mit einem jährlichen Millioneneinkommen, hat um die Hälfte zugenommen. Sie betrug 1896 erst 27, im letzten Friedensjahre 91 und im vorletzten Jahre bereits 134. Sieben Personen hatten in Preußen jährlich mehr als fünf Millionen Mark zu verzehren. Es geht deutlich daraus die Wirkung der Kriegsgewinne hervor — hatte doch der Höchstbesteuerte in Preußen ein Einkommen von 29,4 Millionen, während es vor dem Kriege erst 23,8 betrug."

3. Am fühlbarsten machte sich für die breite Volksmasse die wachsende Preissteigerung der Lebensmittel, des Beheizungsmaterials, der Bekleidungsstoffe und der übrigen Be-

1) Frankf. Ztg vom 4. Januar 1918, 1. Morgenblatt.

darfsartikel für das tägliche Leben. Diese riesigen Steigerungen lassen sich nicht einzig als „Preisregulierung durch das wirtschaftliche Gesetz von Angebot und Nachfrage", sondern ebenso als gewissenlose Ausnützung der Notlage des Nächsten, durch den immer schamloser auftretenden Wucher erklären. Die Höchstpreise haben, wie schon oben erwähnt, den Wucher und die Wucherpreise nicht verhindern können, sondern in einzelnen Fällen den direkten Anstoß zu erhöhten Preisen gegeben. Das Empfinden gegenüber der Sünde des Wuchers wurde bei einem großen Volksteile in kurzer Zeit abgestumpft, das egoistische und materialistische Verlangen übertönte die Stimme des Gewissens — auch in den gläubigen, in den sich christlich nennenden Volkskreisen.

Der Lebensmittel- und Warenwucher zeigte sich während des Krieges, wie in früheren Tagen, in vier Erscheinungsformen: 1. in einem fortgesetzten Steigern der Preise, das in keinem Verhältnisse zu dem wachsenden Werte der Produkte und zu den erhöhten Produktionskosten stand; 2. in einer gänzlich unmotivierten und moralisch unerlaubten Vervielfachung der Preise aller bereits vor dem Kriege und der Teuerung erzeugten und gekauften Waren; 3. in einem Aufkaufen von Nahrungsmitteln auf den Märkten, in den Läden und Lagerräumen, um die Preise erhöhen und diktieren zu können oder durch Lebensmittel-„Verschiebungen" im großen Riesengewinne einzuheimsen; 4. in einem Zurückhalten der Waren, um dadurch eine künstliche Lebensmittel- usw. Knappheit hervorzurufen und damit die Preise zu vervielfachen oder höhere Preise abzuwarten. Dazu kamen, als fünfte und neue Erscheinung des Wuchers und veranlaßt durch das nach dem ersten Kriegsjahre für die Abgabe von Lebensmitteln und Bedarfsartikeln eingeführte Markensystem, die hohen Preisforderungen für markenlos d. h. auf gesetzlich verbotenem Wege zu erwerbende Nahrungsmittel und Waren: eine Ausnützung der Lage des hungernden Nächsten in oft rücksichtslosester Weise.



Nur ein paar der größten, der himmelschreienden Preissteigerungen bei täglichen Bedarfsartikeln mögen hier Erwähnung finden. Es stieg der Preis für Häringe und andere Seefische um rund 600 Prozent, der Weinpreis trotz gesegneter Ernte um nahezu 500 Prozent, der Preis für Seife um 1400—1600 Prozent, derjenige für Kleiderstoffe (Friedensware) um 800—1000 Prozent, der Preis für eine Spule (Rolle) Nähfaden um 4000—5500 Prozent! — — —

Die Bureaukratie hat sich gegenüber diesem volksmörderischen Wuchertreiben als ohnmächtig erwiesen; die Presse hat, von ruhmvollen Ausnahmen abgesehen, selten genügend scharfe Worte gefunden; die christlichen Prediger haben sich, vielfach mit Grund, gescheut das Wucherthema zu einem speziellen Vortrage zu wählen. Die Behandlung der Wucherfrage in den Parlamenten konnte wenig befriedigen; das Ergebnis der Debatten erinnerte nicht selten an das alte Wort: Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.

Sieht die staatliche Bureaukratie ohnmächtig, so das Publikum teils resigniert, teils mit verhaltenem Grimme der durch den Krieg eingeleiteten Vermögensumwälzung zu. Die ihm als beruhigendes Geschenk verkündete „Parlamentarisierung“ und „Demokratisierung“ vermag es über die schrittweise Enterbung so wenig zu trösten, wie die durch die Schwer- und Geldindustrie aufgekaufte und noch aufzukaufende Großpresse [1]) es vermag, die gesetzlich nicht angreifbaren wucherischen Raubzüge mit den Theorien der mammonistischen Nationalökonomie als wirtschaftlich wohltätige Unternehmungen zu erklären. Die ökonomische Lage ist so schwierig wie kaum jemals, die Zukunft stellt sich uns in einem ernsten „Entweder, oder!“ dar. Entweder Allbeherrschung durch das verbundene Industrie- und Handels-, Bank- und Börsenkapital, oder Zusammenbruch des ganzen Geldkapitalismus und folgendes wirtschaftliches Chaos.

* * *

1) Vergl. Augsb. Postztg. Nr. 457, Jahrg. 1917: „Eine Gefahr für Volk und Presse.“



Der während des Krieges geübte Lebensmittel- und Warenwucher findet nach seiner Höhe und seinem Umfange in der Geschichte kaum seinesgleichen. Er überbot den Wucher der niedergehenden antik-heidnischen Zeit und wird stets als die schwarze und abstoßende Kehrseite bei dem hellleuchtenden Blatte der Heldenkämpfe des Volkes erscheinen. Der Kriegswucher hat in erster Linie den in den ersten Kriegsmonaten hochgesteigerten Patriotismus auf das tiefe Niveau herabgedrückt, das jeder Kenner der Volksseele konstatiert, er hat ihn für große Volksschichten aus dem Wörterlexikon gestrichen. Was der Nationalökonom des Mittelstandes, Dr. G. Ruhland,[1]) im Jahre 1908 niederschrieb, gilt zum großen Teile auch für die heutige wirtschaftliche Situation: „Überall begegnen uns die Raubtiere in Menschengestalt. Unter dem Titel der freien Konkurrenz macht sich die gewissenloseste Raffbegierde breit, der kein Mittel zu schlecht ist, andere zu schädigen, um für sich zu gewinnen. Die Gemeinschaft des Volkes löst sich in verschiedene Klassen auf, die gegenseitig bis aufs Messer sich bekämpfen. Das öffentliche Leben wird vergiftet und verdirbt den Charakter.“

Das den Charakter verderbende materialistisch-egoistische Denken und Begehren ergreift immer weitere Kreise. Der Gesprächsstoff unserer bürgerlichen und besitzenden Gesellschaft ist ein fast ausschließlich und anödend materieller. Die alten Ideale sind entschwunden, die ganze Volksseele ist erkältet und vergiftet; vergiftet durch die maßlose Erwerbsgier einerseits, vergiftet durch den Anblick des wucherischen Reichtumsstrebens anderseits. Aus dieser geistigen Epidemie werden uns nicht Gesetze und Verordnungen erretten, sondern nur eine umfassende moralische, auf religiösem Boden sich bewegende Erneuerung.

Nur wahre Nächstenliebe und ausgleichende Gerechtigkeit vermögen den angeborenen wirtschaftlichen Egoismus einzudämmen; aber beide wachsen nur auf dem Boden des Christen-

1) A. a. O. Bd. III, S. 357.

tums. Wahrhaft christliche Völker waren niemals kapitalistisch-egoistische Völker. „Das kapitalistische Wirtschafts- und Sozialsystem, welches jetzt die ganze zivilisierte Welt absolut beherrscht, . . . steht in einem unversöhnlichen Widerspruch zu der gesamten ethischen Veranlagung des Christentums. Ein dauerndes Nebeneinanderbestehen beider entgegengesetzten Systeme ist unmöglich," [1]) der Kampf ist eine Notwendigkeit. Das Christentum vermag in diesem Kampfe den Sieg zu erringen und die Völker aus der mammonistischen Sündflut zu erretten, aber nicht das amerikanisierte und modernisierte und nicht das der staatlichen Vormundschaft unterworfene Christentum.

Unser Programm in der Offensive gegen kapitalistische Erwerbsgier und soziale Verelendung läßt sich in den Satz zusammenfassen, den Dr. G. Ruhland[1]) als Grundforderung aufstellt: „Beseitigt die Wucherfreiheit, die sich hinter dem Satze versteckt: „Möglichst billig einkaufen und möglichst teuer verkaufen" durch Wiedereinführung des gesellschaftlichen Kostenwertes, auch Aequivalenzwert genannt." Die berufenen Vertreter des Christentums müssen, den laxen, in der liberal-wirtschaftlichen Ära formulierten Wucherbegriff ablehnend, wieder zu der alten Aequivalenztheorie zurückkehren. Sie müssen wieder zu der strengen Auffassung des Wuchers und Betruges gelangen, welche die Scholastik auszeichnete und auf Grund deren der Sänger der Göttlichen Komödie die Wucherer als Sünder gegen die Natur mit den Sodomiten zusammenstellte. H.

1) Frh. Karl von Vogelsang, Zins und Wucher. Wien 1884. S. 3.
2) A. a. O. Bd. III, S. 339.

XXIV.

Der christliche Orient und die Katholiken deutscher Zunge.

Von Anton Baumstark.

(Fortsetzung.)

2.

Wie sind wir für die Aufgabe vorbereitet, dem orientalischen Christentum gegenüber als Katholiken dem Vaterland, als Deutsche der Kirche zu dienen? Ein Blick auf die Leistungen der Gegner wird den zuverlässigsten Maßstab zur Beurteilung der eigenen Lage liefern.

An den französischen Sympathien der orientalischen Katholiken hat Frankreich unstreitig eine überaus wertvolle Frucht derjenigen Saat geerntet, welche seine im Osten tätig gewesenen Söhne im Priester- und Ordenskleid ausgestreut hatten. Es wäre aber durchaus verkehrt, deshalb diese selbst ohne weiteres als Träger einer bewußt national-politischen Arbeit zu betrachten, die sich lediglich hinter religiös-kirchlicher Maske verborgen hätte. Es wäre bitteres Unrecht, sie in Bausch und Bogen eines Mißbrauches der Religion im Dienste irdischer Zwecke und Ziele zu zeihen. Der durch keine Grausamkeit ihres Vaterlandes, durch keine Kirchenfeindlichkeit seiner Gewalthaber zu entwurzelnde Patriotismus dieser Männer soll gewiß nicht in Abrede gestellt werden. Man braucht auch nicht zu leugnen, daß bei diesem und jenem Einzelnen das irdisch-patriotische Motiv sich auf Kosten der religiösen Einstellung von Geist und Herz zu sehr in den Vordergrund gedrängt haben mag. Derartiges ist einmal in der allgemeinen Schwäche unserer immer wieder am stärksten erdwärts gezogenen Menschennatur begründet. Aber, wer aus nächster Nähe sich mit ihrem Wirken vertraut gemacht hat, der weiß, daß die Vorkämpfer des katholischen Gedankens im Orient, die Frankreich — und fügen wir hinzu: Italien — der Kirche schenkte, im großen und ganzen über eine Entstellung und Herabwürdigung ihres



Strebens und Tuns in der angedeuteten Richtung hoch erhaben waren.

Wir haben leider von den französischen Katholiken wahrhaftig des Bitteren und Häßlichen seit Kriegsausbruch fast Unsagbares erfahren. Aber alles das darf uns hier von der Linie strengster Gerechtigkeit nicht abdrängen. Ich würde mich zu schämen haben vor einer langen Reihe der glücklichsten Monate meines Lebens, die ich im Kreise der Dominikaner von St. Etienne zu Jerusalem verbrachte, wenn ich mir die bei aufmerksamster Beobachtung im Orient gewonnenen Eindrücke heute fälschen oder umfärben lassen wollte. Nein, was man dort, was man in Ste. Anne und in Notre Dame de France, was man bei den Jesuiten in Beirut und bei den Assumptionisten in Konstantinopel, sei es in wissenschaftlicher, sei es in unmittelbar seelsorgerlicher Arbeit, suchte, war wesenhaft „das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit“, das „Andere“, der Erfolg, den man nicht nur für die Kirche, sondern auch für das Vaterland erntete, ist von der naturgemäßen Entwicklung der Dinge „dreingegeben“ worden. Das gilt in besonders hohem Grade von der Tätigkeit derjenigen Ordensleute, die sich in den Dienst der unierten Orientalen stellten und, um ihnen in glühender Apostelliebe „alles“ zu werden, vielfach selbst vor dem ihnen nicht immer leichten Opfer nicht zurückschreckten den angestammten lateinischen Ritus mit dem fremdartigen ihrer Schützlinge zu vertauschen. Was beispielshalber in Ste. Anne zu Jerusalem die Weißen Väter, was im Griechischen Kolleg zu Rom wiederum wenigstens vorwiegend sprachlich und kulturell französische Benediktiner in selbstlosester und opferfreudigster Hingabe ihres ganzen Seins für die Heranbildung eines würdigen Klerus des unierten griechischen Ritus geleistet haben, ist von keinem Worte des Lobes zu erreichen. Ich rede auch hier auf Grund unmittelbarster Kenntnisnahme.

Hinter solch apostolischem Wirken und in innigster Wechselwirkung mit demselben stand auf dem französischen Heimatboden ein reges wissenschaftliches Interesse für Sprachen



Geschichte, Literaturen und Liturgie des christlichen Orients. An der Revue de l'Orient Chrétien besaß Frankreich schon 1895 eine vierteljährlich erscheinende ausgezeichnete Fachzeitschrift von streng wissenschaftlicher Haltung für diese Gebiete christlich-orientalischer Forschung. Neben ihr standen die nur um anderthalb Jahre jüngeren Echos d'Orient der Konstantinopeler Assumptionisten, die, sogar sechsmal im Jahre erscheinend, mit einem sich auch an weitere Kreise wendenden Tone eine Berücksichtigung vor allem kirchlich-praktischer Interessen verknüpften. Auch die Revue Biblique Internationale der Jerusalemer Dominikaner kam unter dem speziellen Gesichtspunkte biblischer Wissenschaft nicht wenig der Förderung christlich-orientalischer Studien zugute. Das Interesse für diese in immer weitere Kreise zu tragen waren sodann mit dem echt französischen Vorzuge leichtflüssiger Darstellung zahlreiche literarische Gaben der Pariser Verlage Picard, Blou nnd Lecoffre in hervorragendem Maße geeignet. Namentlich die seit 1897 von dem letztgenannten herausgegebene Bibliothèque le l'enseignement de l'Histoire ecclésiastique hat einschlägige Nummern aufzuweisen, denen eine geradezu bahnbrechende Bedeutung zukommt. Es sei nur an eine, abgesehen von der deutschen S. Webers über die alte katholische Kirche Armeniens, in ihrer Art einzig dastehende Arbeit von J. Labourt über das Christentum im Sassanidenreiche und die schon in dritter Auflage vorliegende syrische Literaturgeschichte R. Duvals erinnert. Bald nach der Jahrhundertwende traten endlich zu gleicher Zeit und gleichmäßig aus französischer Initiative geboren zwei denkbar großzügigste Unternehmungen zur Herausgabe und Übersetzung christlich-orientalischer Literaturdenkmäler auf den Plan: die als Seitenstück zur Patrologia Graeca und Latina Mignes gedachte Patrologia Orientalis und das zuletzt von den beiden katholischen Universitäten Löwen und Washington unter ihre finanzielle Ägide genommene Corpus Scriptorum Christianorum Orientalium. Die erstere war das eigenste Werk



eines Mannes, der seit langem seine ganze Kraft und die Glücksgüter eines reichen Privatvermögens rückhaltlos der Sache christlich-orientalischer Wissenschaft zur Verfügung stellt: des nunmehr als Konsultor auch in die neue Kongregation für die orientalischen Kirchen berufenen Monsignore R. Graffin, dem hier wie bei der Redaktion der Revue de l'Orient chrétien als unermüdlicher Mitarbeiter F. Nau zur Seite stand. In die Leitung des Corpus hat sich mit dessen geistigem Vater J.-B. Chabot und seinem an der Washingtoner Universität tätigen französischen Landsmann H. Hyvereat von vornherein in der Person J. Guidis, der verehrungswürdige Nestor orientalischer Forschung Italiens geteilt. Das erinnert an den nicht zu unterschätzenden Anteil, den neben Frankreich am Aufschwunge christlich-orientalischer Studien Italien gehabt hat. Einer ersten mit den beiden französischen rund gleichaltrigen Fachzeitschrift, dem „Bessarione", wiederum der hochherzigen Schöpfung eines einzelnen Prälaten, trat hier seit 1910 die Monatsschrift Roma e l'Oriente zur Seite, mit der das altehrwürdige Basilianerkloster Grottaferrata, die letzte Heimstätte griechischen Kults vor den Toren Roms, die Ehrenschuld einer Beteiligung an der Bewegung einlöste. Beide Organe hatten in erster Linie an der Pflege des Unionsgedankens ein kirchlich-religiöses Interesse im Auge. Beide haben aber auch an rein und streng Wissenschaftlichem nicht wenig geboten.

Nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit dem kirchlich-praktischen Interesse des französischen Katholizismus am christlichen Orient steht die hervorragende Teilnahme, die man in Frankreich auch der Kunst desselben gesichert sieht. Doch ist auch sie hier nicht wenig beachtenswert. In seinem großen Werke über „die romanische Monumentalmalerei in den Rheinlanden" hat neuerdings P. Clemen zutreffend darauf hingewiesen, wie nachdrücklich schon vor einem Menschenalter L. Courajod in seinen an der Ecole du Louvre gehaltenen kunstgeschichtlichen Vorlesungen mit der Gewalt zündender Rede den Osten als maßgeblichen Wurzel-



boden auch der abendländischen Kunst des Mittelalters in Anspruch nahm. Er konnte auch das betonen, daß die einseitig romzentrische Konstruktion einer Geschichte der letzteren bereits eine Art von Reaktion gegen eine entwicklungsgeschichtliche Einschätzung der „byzantinischen" Kunst bedeute, wie sie sogar schon in die Mitte des 19. Jahrhunderts französische Forscher wie Longpérier und Verneilh vertraten. Ein Franzose Ch. Diehl, war es alsdann, der i. J. 1910 uns eine erste selbständige „byzantinische" Kunstgeschichte schenkte, nachdem er in einer Mehrzahl glänzend illustrierter Werke zur politischen und Kulturgeschichte des oströmischen Reiches dazu beigetragen hatte, das Empfinden für die ihr eigentümlichen Werte zu wecken. Neben ihm hat G. Millet sich grundlegende Verdienste vor allem für die Würdigung der hochbedeutsamen Renaissance erworben, welche die Kunst des christlichen Ostens in den letzten Jahrhunderten vor der türkischen Eroberung Konstantinopels erlebte. Unter der Hand des tatkräftigen Vertreters der „Geschichte des byzantinischen Christentums" an der Ecole pratique des Hautes Etudes erstand seit 1901 an der einzigartigen Sammlung photographischer Negative ihrer Collection chrétienne et byzantine ein unvergleichliches Studienmaterial, das durch kauf- oder austauschweise Hergabe von Positivabzügen mit vorbildlicher Liberalität zur Verfügung der Mitforscher gestellt wurde. Man könnte nun allerdings bezüglich der Forschungsrichtung Diehls und Millets geltend machen, daß sie noch mit einer gewissen Einseitigkeit auf Kosten des christlich-orientalischen Gesamtgebiets dessen byzantinisches Zentrum in den Vordergrund schiebe. Dem steht jedoch die Tatsache gegenüber, daß auch den christlichen Kunstdenkmälern Syriens und Ägyptens gerade französische Forschung zuerst gerecht zu werden sich bemüht hat. Es war M. de Vogüés Syrie centrale, aus der schon seit 1865 die Wunderwelt mittelsyrischer Kirchenruinen uns entgegentrat, und fast ein halbes Jahrhundert hat es gedauert, bis zwei amerikanische Expeditionen ihnen gegenüber mehr und besseres leisteten, als

die bahnbrechenden Aufnahmen der Franzosen geleistet hatten. Die koptische Kunst erfährt bis heute ihre bedeutsamste Vertretung durch das von französischen Ausgrabungen bloßgelegte Apollo-Kloster von Bawit mit seinen Kirchen, Grabkammern und deren Fresken.

Französische Arbeit ist endlich, um noch ein weiteres monumentales Gebiet zu berühren, auf demjenigen der Epigraphik das Wenige, was wir an brauchbaren Kodifikationen der christlichen griechischen Inschriften bestimmter Provinzen — so für Ägypten von Lefébvre, für das pontische Kleinasien von Anderson, Cumont und Grégoire — bislange besitzen.

Kann nun alles das gerade dem katholischen Frankreich als solchem nicht gutgeschrieben werden, so steht man doch auch dem monumentalen Nachlaß des christlichen Ostens speziell in seinen Kreisen keineswegs fremd oder kühl gegenüber. Zeugen dessen sind die vorzüglichen einschlägigen Artikel des großartigen Dictionnaire d'Archéologie chrétienne et de liturgie, durch welches Dom Cabrol und seine Benediktiner im Exil von Farnborough mit alter Maurinergelehrsamkeit wetteifern. Jedenfalls fürchtet kein französischer Katholik, seiner kirchlichen Korrektheit seiner Treue gegen das Rom der Nachfolger Petri das Mindeste zu vergeben, wenn er die volle Bedeutung christlich-orientalischer Denkmäler erkennt und anerkennt.

Diese Feststellung könnte Gefahr laufen als eine alberne Selbstverständlichkeit belächelt zu werden. Sie ist indessen eine solche leider nicht, wenn man die französischen Verhältnisse vom Standpunkte der entsprechenden deutschen aus würdigt.

Was nun die letzteren anlangt, so ist nicht zu leugnen, daß schon bisher auch deutsche Ordensleute im nahen Orient tätig waren. Allbekannt ist das Wirken deutscher Lazaristenpatres und deutscher Borromäerinnen in Palästina, dem der „Verein vom Heiligen Lande" den finanziellen Rückhalt schuf. Aber dem von französischer und italienischer Seite gegenüber Geleisteten verschwindet derartiges beinahe. Und jedenfalls für den Dienst der eigentlich d. h. rituell orientalischen



Christenheit hat das katholische Deutschtum noch keine Kräfte gestellt. Die Anschauungen bezüglich des Werkes der orientalischen Kirchenunion sind bei uns in weitesten Kreisen vorab des Klerus mehr als skeptisch. Es ist eine für das hier vorherrschende Empfinden typische Wendung, wenn ein im allgemeinen nicht schlecht redigiertes Pastoralblatt in einer seiner letzten Nummern mit einem wahrlich nicht mißzuverstehenden Gestus der Geringschätzung kurzer Hand von den „immer mehr erstarrenden und stets zu den Schismatikern hinneigenden unierten Orientalen" redet. Denn jenes Empfinden geht doch wohl wesentiich dahin, daß es sich bei den gesamten Unionsbemühungen um etwas wie ein reichlich kostspieliges Dekorationsstück kirchlichen Lebens handle, das praktisch niemals sich gelohnt habe und niemals sich lohnen werde. Man sieht gewohnheitsmäßig schon im frühchristlichen Orient nur den Herd aller Häresien, in den heutigen selbstständigen orientalischen Kirchen vor allem, wo nicht ausschließlich, die gewiß nicht zu verkennenden tiefen Schatten, in den für die Union gewonnenen Orientalen Katholiken dritter bis vierter Güte, von denen Rom nur Undank für sein Entgegenkommen zu erwarten habe, und in diesen Entgegenkommen selber nicht die Erfüllung einer heiligen unverjährbaren Pflicht, sondern eine nicht allzu wohl angebrachte Gnade. Wer die Tiefe und Verbreitung der eingewurzelten Vorurteile kennt, um die es da geht, der wird sich kaum wundern, dann auch in Laienkreisen Anschauungen zu begegnen wie derjenigen, welche ich unlängst durch einen Herrn von ungewöhnlich vielseitiger Bildung vertreten hörte, daß das Abendland bei seiner speziellen Ausbildung des liturgischen Farbenkanons im Gegensatze zu der andersartigen Entwicklung der Dinge im bösen Orient sich einer unmittelbaren Leitung des Hl. Geistes zu erfreuen gehabt habe!

Auch solche Verirrung des Gedankens ist typisch. Woran wir Deutsche bei Beurteilung kirchlicher Fragen des Orients letzten Endes zu kranken pflegen, das ist geradezu eine Verwechselung des römischen Patriarchats mit der katholischen



Kirche. Die engste Verbindung der deutschen Kirche mit dem Stuhle des Apostelfürsten als dem Träger nicht sowohl der universalen Primatial-, als der römisch-abendländischen Patriarchalgewalt, in der das Lebenswerk des hl. Bonifatius gipfelte, sind wir allzusehr geneigt unwillkürlich als vorbildlich für das Verhältnis auch Anderer zum kirchlichen Einheitszentrum zu behandeln. Das läßt uns dann leicht dem Orient gegenüber römischer werden als der römische Papst selbst, und zwar ist derartiges nicht erst von heute oder von gestern. Ich habe schon einmal in dieser Zeitschrift darauf hingedeutet, in wie geradezu verhängnisvoller Weise im 9. Jahrhundert deutscher Einfluß sich gegen die vom Papsttum dem slawischen Missionsgebiet zugestandene glagolitische Liturgie durchzusetzen wußte.

Daß eine Gesamtstimmung wie die angedeutete auch einem intensiven wissenschaftlichen Interesse für den christlichen Osten nicht günstig sein konnte, liegt auf der Hand. Man möchte zwar vielleicht versucht sein, hier als ein mehr denn vollwertiges Gegengewicht gegen alles auf französischer Seite Geleistete die Begründung der byzantinischen Philologie durch K. Krumbacher in die Wagschale zu legen. Aber nicht nur kann diese, so sehr auch persönlich der große Münchener Gelehrte ein treuer Sohn seiner Kirche war, keinesfalls wesenhaft dem katholischen Deutschland zugeschrieben werden. Etwas Anderes ist noch entscheidender. Das Objekt der von Krumbacher inaugurierten Wissenschaft bildet die byzantinische Kultur als Spätform der hellenischen, nicht als eine bestimmte Einzelform der christlichen. Von der klassischen Altertumswissenschaft ist als eine Reaktion gegen deren landläufige Mißachtung alles nachjustinianischen Griechentums die Byzantinistik ausgegangen. Sie ist mittel- und neugriechische Philologie, und wie das sprachlich nichtgriechische Orientchristentum von vornherein außerhalb ihres Gebietes liegt, so ist ihr Interesse auch an den kirchlichen Lebenserscheinungen des griechischen nur durch seinen griechischen, nicht durch seinen christlichen Charakter bedingt. Die „Byzantinische Zeitschrift" konnte somit eigentlich christlich-orientalischer



Forschungsarbeit ebensosehr nur eine Notunterkunft gewähren als die „Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft“ oder — speziell das koptische Christentum anlangend — eine ägyptologische Fachzeitschrift oder endlich die sich nebenamtlich dem Gesamtgebiete der Semitistik öffnende „Zeitschrift für Assyriologie und verwandte Gebiete“.

Sollte die deutsche katholische Wissenschaft für jene Forschungsarbeit mobil gemacht werden, so war zunächst ein periodisches Fachorgan notwendig. Es ist nun im hohen Grade bezeichnend, daß es ein gerade außerhalb des deutschen Sprachgebietes lebender, in engster Fühlung mit dem unmittelbar italienischen Romanentum stehender Mann, der unvergeßliche Rektor des deutschen Campo Santo in Rom, Prälat A. de Waal war, der diese Notwendigkeit klar erkannte und für das von ihm ins Leben gerufene Organ, den halbjährlich erscheinenden Oriens Christianus, aus eigenen und aus den Mitteln des von ihm geleiteten Hauses reiche Opfer brachte. Es ist noch weit bezeichnender, wie hoch diese Opfer von vornherein sein mußten um die neue Gründung lebensfähig zu erhalten, wie schwer die Zeitschrift bis heute und zwar nicht erst wieder in der naturgemäß besonders schwierigen Kriegszeit um ihre Existenz zu kämpfen hat. Ich habe die Schriftleitung des Oriens Christianus in den Jahren 1901—1905 im Auftrage des Priesterkollegiums von Campo Santo geführt und führe sie nunmehr seit 1911 im Auftrage der Görres-Gesellschaft wieder. Wenn ich — und die Berechtigung hierzu wird sich kaum in Abrede stellen lassen — die bezüglich des äußeren Erfolges der Zeitschrift gemachten Erfahrungen zum Maßstabe der Ausdehnung eines ernsten Interesses an christlich-orientalischen Studien unter den Katholiken deutscher Zunge nehmen darf, so ist jene Ausdehnung eine beschämend geringe. Ich kann mich auf das schlechthin einstimmige unparteiische Zeugnis sowohl der außerdeutschen als der akatholischen deutschen Kritik dafür berufen, daß das einzige deutsche Organ seinen je zwei französischen und italienischen Schwesterorganen sachlich allermindestens nicht nachsteht. Gleichwohl war seine Lage



am Schluß des ersten Jahrzehntes seit seiner Begründung eine derartige, daß das Erscheinen hätte eingestellt werden müssen, wäre nicht die Görres-Gesellschaft rettend eingesprungen. Nachdem alsdann dies geschehen war, unternahm der Verleger eine nachdrücklichste Werbetätigkeit durch Verbreitung von Prospekten und Zusendung eines Probeheftes an bestimmte Adressen. Man wandte sich mit der letzteren Maßnahme in erster Linie an Persönlichkeiten und Stellen des katholischen Deutschland und Deutsch-Österreich, von denen man hätte glauben sollen, daß sie es als eine Ehrenpflicht empfinden würden, nach Kenntnisnahme der Publikation dieselbe aus hinreichend zu gebote stehenden Mitteln durch ein Abonnement zu unterstützen. Die Wirkung war eine so klägliche, daß die ganze Ausdauer der Görres-Gesellschaft, der ganze Wagemut des Verlages erforderlich war um sich nicht völlig niederschlagen zu lassen. Selbst an einzelnen beleidigend unhöflichen Antworten hat es nicht gefehlt und mindestens eine frostig kühle Aufnahme erfuhr die Werbung an Stellen, die hier zu nennen ein Gefühl der Ehrerbietung verhindert. Eine nicht unerhebliche Zahl von Exemplaren ging vor Kriegsausbruch in das uns heute feindliche Ausland. Nach Abzug der ungleich wenigeren auf das neutrale Ausland entfallenden, der von öffentlichen Bibliotheken oder Universitätsseminarien Deutschlands und Österreichs bezogenen, sowie der nichtkatholischen deutschen Privatbezieher bleibt noch heute gewiß kein volles halbes Hundert katholischer Einzelner oder Institute deutscher Sprache übrig, die mit 20 Mk. im Jahre ein Unternehmen unterstützen, von dem mehrfach und mit Nachdruck öffentlich versichert wurde, wie sehr es dem deutschen Katholizismus zur Ehre gereiche. Bei der grundsätzlichen Opferfreudigkeit der deutschen Katholiken ist dieser Befund nur aus einem so gut wie vollständigen Mangel an Interesse für die einzelne hier in Betracht kommende Sache zu erklären.

Von den entsprechenden französischen und italienischen Unternehmungen hat sich der Oriens Christianus außer durch einen möglichst umfassenden Literaturbericht von vorn-



herein dadurch unterschieden, daß er den mit dem christlichen Osten zusammenhängenden kunstgeschichtlichen Problemen einen breiten Raum gewährte. Ihnen gegenüber hat in den zwei letzten Jahrzehnten auf deutschem Sprachgebiete eine Bewegung von elementarer Stärke eingesetzt. Noch viel impulsiver und rücksichtsloser, als es Courajod in Frankreich getan hatte, forderte zuerst von Graz, fordert heute von Wien aus J. Strzygowski eine Einstellung der älteren christlichen Kunstgeschichte nach dem Orient. Ich habe mich auch über diese Bewegung bereits mit den Lesern der „Historisch-politischen Blätter“ verständigt. Sie setzt sich nicht ohne Überwindung starker Hemmnisse durch. In besonders hohem Grade ist es dabei nun aber wieder der deutsche Katholizismus, der sich ihr gegenüber ablehnend verhalten zu müssen glaubt. An einzelnen fehlt es ja gewiß auch in unserem Lager nicht, die mit mir entschlossen auf die Seite des österreichischen Meisters getreten sind. Es genügt an C. M. Kaufmanns „Handbuch der christlichen Archäologie“ und an P. B. Kleinschmidts „Lehrbuch der christlichen Kunst geschichte“ zu erinnern, die berufen scheinen in weiten katholischen Kreisen die den Strzygowski'schen Gedanken entgegenstehenden Vorurteile zu besiegen. Daß diese Vorurteile hier aber bestanden und vielfach noch immer bestehen, bleibt deshalb nicht minder wahr, und wahr bleibt das Weitere, daß sie mindestens teilweise geradezu lächerlicher Natur sind. Man hat gewissen Ortes allen Ernstes das Gefühl, sich kirchlich-religiös zu kompromittieren, wenn man nicht auch in der Entwicklung des christlichen Kunstschaffens von vornherein der Stadt der Päpste die schlechthin führende Rolle zufallen läßt. Die kunstgeschichtliche Bedeutung Roms gewinnt etwas vom Charakter einer Glaubenssache und an ihr zu rütteln bringt in die Gefahr, dem Verdacht modernistischer Gesinnung zu verfallen. Mit klippen, klaren Worten hat einmal ein katholischer Archäologe von führendem Range es mir gegenüber ausgesprochen: die ganze neue Lehre „sei nichts anderes als die Umsetzung der“ vom österreichischen Deutsch-Nationalentum propagierten „Los-von-Rom-Bewe-



gung ins Kunstwissenschaftliche". Ich hätte weinen mögen, als ich das Wort hörte, das wirklich die Mühe einer Widerlegung nicht verdient. Bezeichnend ist auch dieses Wort wieder in hohem Maße. Es beleuchtet blitzhaft grell, wie stark selbst in die Erörterung kunstwissenschaftlicher Fragen sich die merkwürdige überrömische Voreingenommenheit gegen den christlichen Orient einzudrängen vermag, die wir in der bisherigen Stellung des deutschen Katholizismus zum Problem der orientalischen Kirchenunion zu beobachten und zu beklagen hatten.

Diese Voreingenommenheit gilt es unbedingt und vollständig zu überwinden, aus der Interesselosigkeit für Christlich-Orientalisches gilt es zu erwachen, wenn wir leisten sollen, was in der durch den Weltkrieg geschaffenen Lage die Stunde von uns fordern wird. Um die Sympathien des Orientchristentums zu gewinnen, gibt es nur einen einzigen ganz geraden und ganz sicheren Weg. Es ist derjenige: sie zu verdienen. Frankreich ist ihn mit zielsicherer Entschlossenheit gegangen und seine Katholiken sind dabei seine führende Sturmtruppe gewesen. Es würde nach dem, was ich durch den Hinweis auf einige markante Erscheinungen mehr andeuten als ausführen konnte, eine mit deutscher Ruhe und Objektivität nicht zu vereinbarende Ungerechtigkeit darstellen, diese Anerkennung dem Feinde zu versagen. Aber unumwunden muß auch zugestanden werden, daß die Katholiken deutscher Zunge auf jenem wahrhaft „königlichen Wege" zur Eroberung von Herzen denen gegenüber, die nun doch einmal die Nachfahren der Athanasios und Chrysostomos, der Aphrem und Mesrop sind, so gut als noch die ersten ernstlichen Schritte zu machen haben.

Schämen wir uns nicht, vom Gegner zu lernen!

(Schluß folgt.)



XXV.

Wie dem Protestantismus Aufklärung über den Katholizismus nottut und gegeben werden soll.

> Wir alle, Katholische und Protestantische haben in unseren Vätern gesündigt und weben fort an der Webe menschlicher Irrsaal, so oder anders. Keiner hat das Recht, sich in Hoffart über den andern hinauszusetzen, und Gott duldet es von keinem, am wenigsten bei denen, die sich seine Freunde nennen. Görres.

Diese versöhnlichen, vom Geiste christlicher Liebe zeugenden Worte des Bannerträgers der deutschen Katholiken möchte ich zum Motto wählen für die nachgelassene Schrift eines ehrlichen Kämpfers, der am 28. Juli 1917 im Alter von 84 Jahren entschlafen ist. Die Schrift stammt aus dem Nachlasse von Karl Jentsch, der wie viele andere katholische Priester am Dogma der Unfehlbarkeit scheiterte und bei seinen im Sinne dieser Ablehnung fortentwickelten Anschauungen auch den Weg zur Kirche nicht mehr zurückfinden konnte. Einer seiner jüngeren protestantischen Freunde, Dr. phil. Anton Heinrich Rose, hat diese Schrift aus dem Vermächtnisse des Alten in Verbindung mit zwei anderen, bereits erschienenen Zeitschriftenaufsätzen, die ebenfalls das Verhältnis von Katholiken und Protestanten untereinander betreffen, unter der obigen Überschrift herausgegeben. Die Schrift[1]) ist von dem Herausgeber als ein Beitrag zum Reformations-Jubiläumsjahr gedacht und liegt bereits in dritter Auflage vor, ein Beweis dafür, daß sie gelesen wird und daß auch Katholiken an ihr nicht achtlos vorübergehen sollten. Nach einer Notiz des Verstorbenen sollte sie besonders evangelischen Religionslehrern in die Hand gegeben werden, aber mir will scheinen, daß auch katholische Religions-

1) Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. 66 S. Pr. 1,20 M

lehrer sie mit Erfolg benützen werden, nicht nur weil die Unterscheidungslehren wie mit Blitzlicht erhellt sind, sondern auch weil gerade die Sphäre der dogmenlosen Weltanschauung, die unseren Jünglingen bekanntlich mehr zusetzt als das evangelische Bekenntnis, sich hier in einer Mannigfaltigkeit offenbart, wie sie aus psychologischen Gründen eben einem Manne, dem sich nicht nur sein inneres, sondern auch sein äußeres Lebensgeschick dadurch entschied, lebenslang bis ins innerste Herz bewegend entgegentreten mußte.

Das Wohltuende bei Jentsch, was ihn besonders von den aus der Kirche Ausgeschiedenen vom Schlage des Grafen Hoensbroech und seiner Gesinnungsgenossen unterscheidet, ist, daß er selbst dort, wo er anders urteilt, nie gehässig wird, ja daß er fast mit kindlicher Liebe bis an sein Lebensende an dieser Kirche hing, die ihn maßregeln mußte, wenn sie sich und ihren Gläubigen nicht wollte ihren eigenen Lebenssaft entziehen. Hier in Liegnitz, wo ich diese Worte schreibe, berührt mich etwas von dem Geist dieser Geschichte, denn hier war es, wo dieser Mann, einer der begabtesten Theologen seiner Zeit, den bedeutungsvollsten Schritt seines Lebens tat. Daß es ihm hart an die Seele ging, zittert noch aus der Stelle nach, in der er sich über konfessionellen Fanatismus verbreitet: „Zwischen dem katholischen und protestantischen Fanatismus besteht übrigens ein sehr beachtenswerter Unterschied, indem der zweite vorwiegend aus dem hochmütigen Gefühl der auf überlegener Bildung beruhenden Alleinberechtigung und dem Haß entspringt, der katholische aber ein Ausfluß leidenschaftlicher Seelenliebe ist. Als ich die katholische Kirche verlassen hatte, bezeugten mir meine alten Freunde ihr Mitleid und ihre Teilnahme gerade so, wie sie getan haben würden, wenn ich von einem großen materiellen Unglück betroffen worden wäre, etwa ein Bein gebrochen oder das Augenlicht verloren hätte. Leidenschaftliche Seelenliebe war es, was dazu trieb, die Leiber zu verbrennen, um die Seelen zu retten." (25)

Selbst wenn er auf das Dogma der Infallibilität zu



sprechen kommt, den Schicksalsstein seines Lebens, so kargt er zwar nicht mit Gegengründen und Superlativen (S. 20 Anm.), aber von der vielfach so beliebten Beschimpfung ist er weit entfernt, und so sehr er die dogmatische Grundlage befehdet, so geneigt ist er, die praktische Grundlage des Dogmas anzuerkennen. Denn „eine Zentralinstanz, der man nicht Unfehlbarkeit beilegte, sondern nur, völkerverwirrendes Theologengezänk zu beendigen, die Vollmacht einräumte, autoritativ zu erklären, was nach dem dermaligen Stande der wissenschaftlichen Einsicht nicht als Bestandteil des christlichen Glaubens anerkannt werden kann, würde eine sehr nützliche Einrichtung sein." (S. 20 f. Anm.) Und an anderer Stelle (S. 59) erklärt er, — worin ihm der Herausgeber aber unter Hinweis auf Jentschs Bekenntnisschrift „Wandlungen" nicht ganz beigepflichtet, — daß er „nicht durch patriotische Erwägungen" zu seinem Kampf gegen das Vatikanum geführt worden sei, sondern daß es ihm „ums Wohl der Kirche" zu tun war, und daß er, als er innerlich zwar schon entschieden war, aber äußerlich noch nicht gebrochen hatte, einen Gymnasialabiturienten im Religionsunterricht soweit geschult hatte, daß dessen „Vortrag über den Primat eine logisch unanfechtbare Widerlegung" seiner eigenen damaligen Ansicht darstellte.

Mag nun Rose damit recht haben, daß Jentsch aus vaterländischen Beweggründen gegen das Vatikanum aufgetreten sei, oder mögen sich in Jentsch selbst die Anschauungen darüber im Laufe der Jahre verschoben haben, soviel steht fest, daß er in der letzten der drei Abhandlungen der hier besprochenen Broschüre mit dem Kulturkampf gründlich ins Gericht geht.[1]) Er gesteht, was übrigens für die psychologische Beurteilung der heutigen französischen Katholiken

1) Diese Arbeit „Kulturkampf vor vierzig Jahren und heute" ist wohl mit das letzte, was Jentsch geschrieben hat. Sie erschien im Juli 1917 in der „Neuen Rundschau" Berlin, Verlag S. Fischer. Sie hebt ebenso wie der kürzere Aufsatz, der ihr vorhergeht, die unanfechtbare Vaterlandsliebe der deutschen Katholiken, wie sie sich in diesem Kriege bewährt, hervor.

nicht ganz wertlos ist, zu, daß 1870 „der Sieg über Frankreich für einen Sieg über den Katholizismus angesehen wurde“ (54), ja er empfiehlt sogar Kißlings „Geschichte des Kulturkampfes“, weil sie „eine vollständige und urkundliche Geschichte des großartigsten Musters einer verkehrten inneren Politik ist, ein Werk, das die Weltgeschichte kennt und das jeder studiert haben muß, der auf vollkommene politische Bildung Anspruch machen will.“ (55). Begreiflicherweise dämpft er dann diese Empfehlung durch einige Vorbehalte ab.

Diese Vorbehalte hindern Jentsch freilich nicht, die Bismarkische Politik und auch die Persönlichkeit des Reichskanzlers einer scharfen Beurteilung zu unterziehen. Er tut das zwar nicht, ohne einem wesentlichen Zuge seines grundgütigen Herzens zu folgen und die psychologischen Bedingungen dieses menschlichen und politischen Irrtums aufzuzeigen, aber er braucht dabei gegen Bismarck und gegen die nachgeordneten Instanzen, die immer gern noch bismarckischer sein wollten als Bismarck selber und dabei „eine schlechte Figur gemacht haben“, Worte, die mancher abgöttische Verehrer des Kanzlers wohl verübeln würde, wenn sie ein Katholik geschrieben hätte.

Schon aus dieser Schrift gewinnt man den Eindruck, es bei Jentsch mit einer sonderbaren, aber anziehenden Individualität zu tun zu haben. Ja fast gleichstark scheinen diese Grundzüge seines Wesens, die doch vielfach im Leben andrer Menschen unvereinbare Gegensätze darstellen und in der Tat auch die Anfangs- und Schlußglieder einer psychologischen Kette bedeuten, ausgebildet gewesen zu sein: Subjektivismus und Objektivismus. Er ist so subjektiv, daß er um keinen Preis das kleine Opfer einer persönlichen Überzeugung für die Idee einer großen Gemeinschaft darbringen möchte, und doch auch wieder objektiv bemüht, selbst das, was gegen seine Meinung ist, psychologisch zu begründen und zu festigen.

Wir erleben also in ihm die merkwürdige Erscheinung, daß er sebst gegen die Beschwörungsversuche derer, die ihn



lieben, die Kirche verläßt und doch andrerseits dazu beitragen will, dieser Kirche das Verständnis ihrer Gegner zu gewinnen. So unterscheidet er sich von dem üblichen Typ des häretischen Reformators, indem weniger der brennende Eifer als die pietätvolle Liebe sein Herz und seine Feder lenkt. Dabei ist es auch nicht zu verwundern, daß er die Gemeinschaft mit denen ablehnt, denen man ihn bei oberflächlicher Betrachtung zuweisen könnte. Das Wort „Rongerummel" (54) allein beweist, daß er sich gegen diese ihm provinziell doch nahestehende deutsch-katholische Bewegung als eine eigenen Sektenbildung ablehnend verhielt. Turmhoch erhebt er sich in seinem Verantwortungsgefühl über einen Mann wie Hoensbroech, wenn er schreibt: „Hoensbroech hat vorzugsweise auf die Ketzerverfolgung, die Inquisition und den Hexenprozeß den Beweis gegründet, daß das Papsttum das Gegenteil einer Kulturmacht sei. Ich hebe ebenfalls diese Dinge gelegentlich hervor, wende aber gegen Hoensbroechs und seiner Gesinnungsgenossen Methoden ein, es sei verwerflich, die Skandalchronik einer Körperschaft für ihre Geschichte auszugeben, verfehle nie, bei Darstellung von Vergehungen der katholischen Kirche auch an ihre Verdienste zu erinnern, und behandle die Verbrechen und Schattenseiten nur, um damit die Göttlichkeit der Kirche im dogmatischen Sinne zu widerlegen, und um die Punkte kenntlich zu machen, an denen eine Reform der katholischen Kirche einzusetzen haben wird."[1]) (S. 24).

Kann man also im Sinne des Katholizismus von Männern, die gehässig in seinen Eingeweiden wühlen, sagen, sie seien „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will, und doch das Gute schafft", so würde man, wenn man in dem gleichen Sinne über Jentsch und auch sein letztes Büchlein urteilt, den Gedanken umkehren müssen und ihn einen nennen, „der stets das Gute will und doch das Böse schafft". Denn soviel steht fest, daß die Kirche, wenn Jentschs Grund-

1) Die Stellen, auf die es mir psychologisch am meisten ankam habe ich selbst gesperrt. Vergl. über den Exjesuiten auch S. 36.

anschauung in ihr maßgebend würde, nicht nur aufhörte, eine Offenbarungsreligion zu verkörpern, sondern überhaupt noch Kirche im Sinne einer geschlossenen konfessionellen Einheit zu sein. Das würde aber Jentsch selbst nicht einmal wollen. Denn er bekennt im Gegensatz zu recht oberflächlichen modernen Anschauungen: „Der Katholizismus ist eine Form des Christentums, die nicht bloß einige Jahrhunderte hindurch für die gesamte Christenheit berechtigt und angemessen gewesen ist, sondern die auch gegenwärtig noch ganzen Völkern und Individuen von bestimmter Eigenart angemessen ist und wahrscheinlich in alle Zukunft bleiben wird.“ (8.). Er stellt also seine religionspolitischen Betrachtungen in eine organische Geschichtsentwicklung ein und vermeidet, eben weil er selbst aus dem Katholizismus hervorgegangen ist, einen Fehler, den neben manchen protestantischen Gelehrten Deutschlands Gervinus schon 1866 beging, indem er meinte, „daß die Welt schon reif sei, den Papst abzuschaffen.“[1]) Gregorovius, der diesen gerade für das deutsche Gelehrtentum kennzeichnenden Zug in seinen Tagebüchern mitteilt, war einsichtig genug, demgegenüber seinen Freund auf die ganz anders lautende Auffassung Macaulays zu verweisen und dazu in seinem Tagebuch zu vermerken: „Gervinus überträgt Theorien vom Arbeitstisch auf das praktische Leben, wie die meisten deutschen Gelehrten.“

Auch bei Jentsch steht die Theorie ganz offensichtlich im Vordergrund seiner Betrachtung, aber seine eigene seelsorgliche Erfahrung, seine Kenntnis der katholischen Volksseele und sein aufrichtiges Streben nach Gerechtigkeit bewahrten ihn vor voreiligen Anforderungen an die Zukunft. Wohltuend berührt sein mildes Urteil über diejenigen Einrichtungen der katholischen Kirche, über welche von ihren Gegnern oft recht scharfe und die Wahrheit verletzende sittliche Urteile gefällt werden, so über die Ohrenbeichte (36 f.),

1) Vgl. Römische Tagebücher von Ferdinand Gregorovius. Herausgeg. von Friedr. Althaus. Stuttgart 1892 S. 349.

Heiligenverehrung (37), Ablaß (38 f.), Wallfahrten (39), Aberglauben (41). Dabei weist er in manchem nach, daß selbst Dinge, auf die sich die Protestanten sehr viel zu gute tun, auch vor dem Forum des undogmatischen Menschen nicht gerade einen Fortschritt bedeuten, und besonders für den kirchlichen Kult (32 f.) und die Anregungen des Gemütes, die der Katholik in seiner Kirche findet, hat er Worte feinen psychologischen Verständnisses. Die bessere Kenntnis und der gute Wille bewahren ihn auch davor, gegen die Jesuiten blank zu ziehen, die er nicht nur vor ungerechten Angriffen schützt (36), sondern bei seiner Hochachtung vor der Askese (S. 40) sogar mit besonderer Vorliebe behandelt, wenn er schreibt: „Wir sind eben alle Menschen und darum alle Jesuiten in der populären Bedeutung dieses Wortes, das heißt Advokaten vor unserm Gewissen (die Jesuiten sind es wahrscheinlich am wenigsten, weil sie ihre Ordensdisziplin zu täglicher strenger Gewissensprüfung verpflichtet.“ (57).

An Reformvorschlägen für die katholische Kirche hat Jentsch nicht gespart, der Vertreter eines dogmenlosen Christentums, der schließlich der Auffassung Luthers ebenso ferne steht wie dem der Kirche, worüber er sich selbst nicht im geringsten zweifelhaft war. Liest man seine Schriften, so kommt man sich vor wie in einer Wellenbewegung, bald von der begeisterten Hochachtung für die katholische Kirche auf den Gipfel gehoben, bald in das Tal eines auflösenden Kritizismus hinabgedrückt, zwischen den Extremen des Objektivismus und Subjektivismus hin und her geschaukelt. Aber die Bekanntschaft mit der lauteren Persönlichkeit des zur Ewigkeit eingegangenen, rastlos Strebenden wird auch manchem Katholiken dienlich sein, zumal der Verfasser zum Schluß seiner ersten Abhandlung einsichtsvoll genug ist, über die Kirche zu bekennen: „Sie zu reformieren ist die Sache ihrer Angehörigen, nicht unsre Sache.“ (45).

Johannes Hönig, Dr. phil.



XXVI.

Die Gründung eines katholischen Liebeswerkes für die gefährdete Jugend in der Kulturkampfzeit.

Die neuzeitlichen Jugendorganisationen der Katholiken wurzeln im Kulturkampfsboden, auf welchem sich von 1871 bis 1887 erbitterte und verbitternde Kämpfe gegen Rom und die katholische Kirche Deutschlands abspielten. „Ha, es ist eine Lust zu leben," jubelten die damaligen Kulturkämpfer, welche in Parlamenten und Gemeinden die erdrückende Mehrheit besaßen und rücksichtslos gebrauchten. Jeder halbwegs Gebildete sagte darum den Untergang des „unfehlbaren" Papsttums sowie die Auflösung der katholischen Kirche in Deutschland voraus. Umsomehr, als die Gründung einer deutschen Nationalkirche mit Hilfe der Altkatholikensekte das ausgesprochene Ziel der neuen Kirchenverfolgung war. Dieselbe wurde von Professor Virchow im Namen der deutschen Wissenschaft als „Kulturkampf" bezeichnet und geschürt. Der mächtigste Kanzler des neuen deutschen Reiches, Bismarck, hat ihn 16 Jahre lang — was nicht genug betont werden kann — im vollsten Einverständnis mit seinem höchsten Herrn unter den schärfsten Maßnahmen geführt. Zwei Erzbischöfe und vier Bischöfe wurden als „abgesetzt" erklärt, sieben weitere Bischöfe eingekerkert und verbannt; tausende von Domherrn, Pfarrern und Kaplänen traf dasselbe Schicksal; fast sämmtliche Ordensmänner und weibliche Lehrorden wurden ausgewiesen; die Staatsgehälter der Geistlichen wurden eingezogen und das Kirchenvermögen konfisziert; hunderttausende Katholiken konnten im Leben und Sterben die hl. Sakramente nicht mehr empfangen und keinem Meßopfer mehr beiwohnen. „Jetzt oder nie" glaubte man mit dem religiösen „Erbfeind" ebenso fertig zu werden wie mit dem politischen. Wenn auch das „nie" eintrat, so entstanden doch Gefahren für die katholische Kirche, welche eine langsame aber sichere Verprotestantisierung Deutschlands in Aussicht stellten. Auch lange



nachher noch bestand diese Gefahr, als Bismarck und sein Herr nach Kanossa gegangen waren und mit Papst Leo XIII den „Zugang zum kirchlichen Frieden" gefunden hatten. Wendungen wie die, daß man den Rhein in 25 Jahren verprotestantiert habe und es als historisch überkommene Aufgabe ansehe den katholischen „Aberglauben" zu bekämpfen, konnten auch vor dem jetzigen Weltkriege noch aus guten Gründen geglaubt werden. Es ist nur zu bedauern, daß die älteren Katholiken diese Kulturkampfzeiten vielfach vergessen haben und die jüngeren zumeist verabsäumen sie kennen zu lernen. Gäbe es doch z. B. während dieses blutigen Völkerringens keine interessantere Lektüre als die Geschichte des Preußenkönigs Friedrich II., des „großen" Zerstörers des ehrwürdigen römischen Reiches deutscher Nation von Onno Klopp und die Geschichte des Kulturkampfes von Kißling. Der aufmerksame Leser würde dadurch die wunderbaren Fügungen Gottes in diesen Kriegswirren erst gewahr.

Der Erfolg der protestantischen Propaganda lag aber nicht sowohl auf politischen, sondern auf caritativem Gebiete, insbesondere auf dem Gebiete der Kinderrettung und Jugendfürsorge nach dem alten Erfahrungssatze: „Wem die Jugend, dem die Zukunft". Verzeichnen wir sogleich als höchst betrübendes Resultat die Tatsache, daß die Katholiken Deutschlands seit dem Gründungsjahre des neuen deutschen Reiches 1871 alle Jahre gegen 110000 Kinder an den Protestantismus verlieren. Wir beklagen also bereits einen Verlust von über 5 Millionen Seelen. Die Hauptursache dieser schmerzlichen Verluste sind die Mischehen besonders in den Kreisen der Beamten und Offiziere. Katholische Gebildete wurden als gebrandmarkte „Reichsfeinde" mit selbstverständlicher Rücksichtslosigkeit während des Kulturkampfes von einflußreichen Staatsstellen entfernt und ferngehalten. Überhaupt waren die Katholiken aller Stände der öffentlichen Verachtung als „Schwarze" oder „Ultramontane" preisgegeben. Der verstorbene Graf Konrad Preysing bekannte als gewähltes Mitglied des neuen Reichstags dem Verfasser: „Wir gehen

in Berlin und im Reichstag umher mit dem Gefühl: von dir nimmt nicht einmal ein Hund einen Brocken an." Mit erlesener Absicht wurden in katholische Städte nur protestantische Beamte und Offiziere versetzt, so daß den heiratsfähigen Töchtern aus reichen katholischen Familien nur protestantische Bewerber ebenbürtig gegenüberstanden, um sie gewissermaßen zu Mischehen natürlich mit protestantischer Kindererziehung zu zwingen. Wehe aber einem Beamten oder Offizier, welcher eine Mischehe mit katholischer Kindererziehung einging, er wurde „geschwenkt" oder übergangen. Das war bis in die jüngste Zeit Staatsraison. Als weiterer Grund kam dazu die Tendenz, in Gemeinden mit protestantischen Minoritäten protestantische Seelsorgerstuben und Schulen einzurichten, während man dies selbst starken katholischen Minoritäten beharrlich verweigerte. So blieben und bleiben noch hunderttausende katholische Kinder in Preußen und andern Bundesstaaten ohne katholischen Religionsunterricht, ja sie müssen sogar nach dem Gesetz den protestantischen Religionsunterricht besuchen. Auch der Umstand fällt ins Gewicht, daß in Preußen vom letzten Dorfgensdarm bis hinauf zu den höchsten Spitzen der Regierung alle zusammenhelfen, wenn es sich darum handelt ein Kind dem Protestantismus zuzuführen oder zu erhalten. Man scheut sich in dieser Beziehung nicht, mit rauher Hand in das Heiligtum der Familie einzugreifen. Eine Mutter, deren protestantischer Gatte gestorben war und testamentarisch die katholische Erziehung seiner Kinder erlaubt hatte, wurde 10 mal vor den Amtsrichter zitiert und ihre Kinder zu zwangsweiser Überführung in eine protestantische Anstalt verurteilt, weil die Mutter im Verdacht stand, ihren Kindern insgeheim katholischen Religionsunterricht zu erteilen. So konsequent wurde auf den Buchstaben des den Katholiken ungünstigen Mischehengesetzes gedrungen. Bei einer Mission im Kohlenrevier weigerte sich die Bergwerksdirektion fernerhin die Missionäre, „diese Kerle", wie man sie benannte, die Grube besichtigen zu lassen, weil einige in Mischehe lebenden Bergleute ihre Kinder pflichtgemäß katholisch erziehen ließen.



Solchen Zeloteneifer würde man bei katholischen Beamten im Süden ganz vergebens suchen.

Gleichzeitig hatten die Protestanten sich eine mustergültige Organisation auf caritativem Gebiete geschaffen, insbesondere für Kinderrettung und Jugendfürsorge: „Die Innere Mission" für das evangelische Deutschland, durch welche zahlreiche Hilfskräfte vornehmlich aus den gebildeten Ständen bis hinauf zum königlichen Hof und reiche Geldmittel zur Verfügung stehen. Die meisten Erfolge aber zog die protestantische Propaganda aus dem Umstande, daß die Katholiken auf dem Gebiete der Kinderrettung und Jugendfürsorge — schliefen, den Schlaf des Gerechten. Wegen seines dogmatischen Gezänkes hielten sie den Protestantismus für erledigt, während er im Vollbesitz seiner größten Machtfülle zielbewußt an seiner Verbreitung und Erstarkung arbeitete. Die königliche Ruhe ging so weit, daß ein Prälat, als ihm eine Anzahl Kinder vorgestellt wurden, die eben aus der Gefahr ihren katholischen Glauben zu verlieren, gerettet waren, ängstlich fragte: „Sie werden doch mit der hohen königlichen Regierung keine Schwierigkeiten gehabt haben?"

Wenn es gegenwärtig für die Katholiken günstiger steht mit der Verhältniszahl der katholischen Kinder zu den protestantischen, so trägt daran das bei den Andersgläubigen fast allgemein herrschende Ein- und Zweikindersystem die Schuld. An ihm wird der Protestantismus sich selbst verzehren. Nächst diesem, eigentlich bedauerlichem Umstande, haben das Verdienst, die große Gefahr der Entkatholisierung Deutschlands verhindert ja unmöglich gemacht zu haben, die zahlreichen neuentstandenen Jugendorganisationen. Während die Katholiken vor dreißig Jahren auf diesen Gebieten vollständig ins Hintertreffen geraten waren, marschieren sie jetzt an der Spitze. Die Protestanten müßten heute in Deutschland siebenmal und in der Welt fünfzigmal so viele Hilfskräfte haben, um auch nur annähernd die Zahl der katholischen Caritas-Jünger- und Jüngerinnen zu erreichen, welche im Dienste des barmherzigen Samaritans, des guten Hirten



und göttlichen Kinderfreundes ihr Leben hinopfern. In den organisierten Persönlichkeiten besteht überhaupt die Superiorität des Katholizismus sowie in dem Umstande, welchen ein führender Protestant einmal dem Verfasser in folgenden Worten zugestand: „Ihr Katholiken habt in euren Organisationen das Volk, wir aber nicht."

Die Neugründung der katholischen Jugendorganisationen und Modernisierung der alten samt allen neuzeitlichen Caritasbestrebungen, eingeschlossen den Caritasverband, verdanken wir vor allem zwei Männern: Direktor Müller in Marienhausen (Nassau), dem Gründer der ersten katholischen Kinderrettungsanstalt und dem verstorbenen preußischen Landesrat Max Brandts an der Regierung in Düsseldorf. Diese beiden ermunterten den Kapuziner P. Cyprian in Ehrenbreitstein a/Rh. als Ordensdirektor im dritten Orden eine Organisation zur Rettung der glaubens- und sittengefährdeten Kinder Deutschlands ins Leben zu rufen. Warum sollte der für Weltleute gegründete dritte Orden des hl. Franz von Assisi, welcher selbst mit der hl. Clara ein Waisenhaus gegründet hatte, jene damals machtvollste Organisation auf sozialem Gebiete sich nicht modernisieren lassen? Es gelang mit Hilfe eines preußischen Beamten; dieser war es, der das schöpferische Talent des Kapuzinerpaters hinwies auf das Beispiel der mustergültig organisierten „Inneren Mission", mit deren Wesen, Wirken und Werken gerade er die Katholiken Deutschlands bekannt machen müsse.

Als darnach im Jahre 1892 die Broschüre über die „Innere Mission der Protestanten" erschien, schlug sie tatsächlich ein wie eine Bombe. Die führenden Katholiken wischten sich den Schlaf aus den Augen und begannen sofort die daraus gezogenen Lehren zu befolgen. Nur eine furchtsame Stimme aus dem Süden fürchtete, man könnte bei den Andersgläubigen anstoßen, während Protestanten an den Verfasser schrieben: „Gott sei Dank, daß es doch einen katholischen Priester gibt, der am Protestantismus noch etwas Gutes findet." Überhaupt war man damals so schüchtern,



daß man Missionären ans Herz legen zu müssen glaubte: „Nehmen Sie das Wort Protestantismus nicht in den Mund und empfehlen Sie keine — katholischen Vereine.“ —

Unterdessen wurde der erste katholische Kinderrettungs- und Jugendfürsorgeverein zu Ehrenbreitstein am 6. Januar 1889 gegründet und verbreitet unter dem Namen „Seraphisches Liebeswerk“, so genannt, weil es im Orden des hl. Franziskus Seraphikus entstanden war. Die Tertiaren, deren Zahl in Deutschland eine halbe Million beträgt, bilden heute noch das Rückgrat des Vereins. Der Diözesanbischof Dr. Michael Korum von Trier, als warmer Freund der Ordensleute und caritativen Werke, genehmigte mit Freuden den neuen Verein. Sämtliche Bischöfe Deutschlands approbierten ihn. Drei Päpste, Leo XIII., Pius X. und Benedict XV. begleiteten ihn mit ihren innigsten Segenswünschen. Der größte und treueste Freund und Beschützer war bis zu seinem Tode der Kapuziner-Ordens-General P. Bernard Christen von Andermatt.

In Kraft dieses Segens und mit Hilfe des guten Volkes mit dem goldenen Herzen und der offenen Hand verbreitete sich das Werk rasch über den Norden und Süden Deutschlands. Nach einigen Jahren konnte es seinen Flug schon ins Ausland beginnen. Im Jahre 1893 führte es Prälat Eberle in St. Gallen für die Schweiz ein, wo gegenwärtig Abteilungen wirken in St. Gallen, Zürich, Luzern, Freiburg, Chur und Basel. Die bayerischen Kapuziner in Nordamerika gründeten 1899 eine deutsche und englische Abteilung, während sie in Südamerika in Chile einen Nebenzweig unterhalten. Der seeleneifrige Organisator Bischof Doppelbauer in Linz erkannte in Altötting die Bedeutung des Seraphischen Liebeswerkes, um es in die österreichische Monarchie 1907 zu verpflanzen. Gegenwärtig bestehen dort eine oberösterreichische, zwei böhmische, eine ungarische und südslavische Abteilung, während die beiden Tiroler Kapuziner-Provinzen durch die Provinziale P. Angelus und P. Augustin Abteilungen in Tirol, Vorarlberg und Trient erstehen ließen.



Ein kleines Liebeswerk unterhalteu die bayerischen Kapuzinerinnen in Assisi. In Deutschland teilte sich das Werk in ein norddeutsches mit Lokalabteilungen in Ehrenbreitstein, Köln, Aachen, Münster, Krefeld, Düsseldorf, Cleve und Straßburg und in ein süddeutsches mit dem Sitze in Altötting.

Diese 27 von einander unabhängigen Abteilungen einigen sich in einem Verband mit einem Generalpräses an der Spitze, welche in jährlichen Zusammenkünften über ihr Wirken und ihre Werke beraten. Dieselben geben 15 verschiedene illustrierte Monatsschriften in sechs verschiedenen Sprachen heraus, deren Leser und Mitglieder über eine Million betragen.

Durch die Zehnpfennig-Almosen, welche die Mitglieder monatlich oder jährlich zu geben pflegen, sowie von den außerordentlichen Almosen, Geschenken und Legaten konnten über 30000 Kinder und Jugendliche gerettet, unterstützt und versorgt werden. Proselytenmacherei liegt dem Vereine völlig ferne: aber Kinder, welche nach göttlichem und bürgerlichem Rechte der katholischen Kirche zugehören, ihrem Glauben zu erhalten, ist für uns, wie ein protestantischer Minister zum Präses des Seraphischen Liebeswerkes sagte, „verdammte Pflicht und Schuldigkeit". Zwanzig neue Anstalten konnten für Kinder beiderlei Geschlechtes ins Leben gerufen werden. Darunter in Bayern allein sechs Anstalten: in Altötting das Franziskushaus, in Herzogenaurach das Liebfrauenhaus, in St. Ingbert das Fidelishaus, in Augsburg das Antoniusheim, in Eurasburg das Marienheim und in Marktl a. J. das Antoniushaus. Mit fünf von diesen sind Volks-Exerzitienhäuser verbunden, in welchen jährlich gegen 7000 Laien und Geistliche die dreitägigen Übungen aus allen Ständen mit großem Eifer abhalteu.

Das Seraphische Liebeswerk will für seine Zöglinge ein Lebenswerk sein, dessen Schutz und Hilfe sie nicht bloß während der Schulzeit, sondern bis zu ihrer Selbständigkeit genießen können.



XXVII.

Vor großen Entscheidungen.

10. Februar 1918.

Die diplomatischen Unternehmungen der letzten Zeit sind eine lange Kette geworden. Daß sie zu dem Ziele führen würden, etwa die alte Austrägal-Instanz des früheren Deutschen Bundes für die Entscheidung innerer Streitigkeiten zu einem Weltforum für den Frieden zu erweitern, konnte niemand erwarten. Noch einmal wurde von den Mittelmächten die Hand zum Frieden ausgestreckt und der Friede hätte erreicht werden können. Es war wiederum ein ehrliches Bemühen der Zentralmächte um den Frieden. Allein bei dem ganzen Aufbau der Koalition der Entente-Staaten, die nur durch die trotz mannigfacher Dämpfung immer noch ausschweifenden Kriegsziele, durch fortwährende Prolongation der auf eine höchst unsichere Zukunft ausgestellten Wechsel zusammengehalten wird, sind politische Friedensaktionen ohne die letzte Waffenentscheidung aussichtslos. In diese furchtbare Lage, an welche die Völker nur mit Grauen und Entsetzen denken und welche allen Hauptbeteiligten Qualen ohne Ende bereiten, hat die Kriegspolitik der Entente sich und Europa gebracht.

Es wird soviel von einem für alle Teile ehrenvollen Frieden gesprochen. Ist denn ein solcher vom Standpunkt der Entente möglich, wenn sie unterliegt und verzichten soll? Für Frankreich und Italien gewiß nicht. Sie sind durch den Krieg politisch und wirtschaftlich ins Verderben geraten. Wenn ihre militärischen und politischen Anführer mit leeren Händen aus dem Krieg zurückkehren nach so furchtbaren Menschenopfern und bei tiefster Erschütterung des ausgesogenen und (in Frankreich) entsetzlich verwüsteten Landes, so ist das für die Denkweise der Franzosen und Italiener kein ehrenvoller Friede. Anders steht es mit England, das in Afrika und Asien wertvolle Faustpfänder im Krieg gewonnen hat, die es beim jetzigen Stand gegebenenfalls in die Wag-



schale werfen könnte. Allein England hat so hohe Kriegsziele sich gesteckt und seinen Bundesgenossen soviel versprochen, daß es nicht sang- und klanglos aus dem Kriege ausscheiden und keinen Frieden ohne Annexionen und Kompensationen schließen will, geschweige denn einen solchen mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, welches das britische Weltreich in eine gefährliche Situation bringen würde. Darum war auch den diplomatischen Versuchen der allerjüngsten Zeit kein Erfolg beschieden. Alles, was geschehen ist, diente so zur letzten Klärung der Lage vor dem großen Ringen im Westen, schuf den Beweis, daß es ohne dieses keinen Frieden geben wird. Für die bevorstehenden Kämpfe an der Westfront, für den Ausbruch der Offensive ist die politische Voraussetzung geschaffen worden durch die Staatsmänner der Mittelmächte. Die Schuld der Entente steht fest.

Die Mittelmächte haben, bevor das Tor im Westen geöffnet wird zum Austritt der Kriegsfurie auf die schon so blutgetränkte Wahlstatt, noch einmal ihre Bereitschaft zum Frieden bekundet und ihre billigen Forderungen bekannt gegeben. Reichskanzler Graf Hertling ist voran gegangen mit einer Rede im Hauptausschuß des Reichstags; es sprach darnach Staatssekretär Dr. v. Kühlmann zweimal im Hauptausschuß, zweimal der österreichisch-ungarische Minister des Äußern Graf Czernin vor der österreichischen Delegation in Wien und Ministerpäsident Dr. Radoslawow vor der bulgarischen Sobranje in Sofia. Das Endergebnis der Reden ist ein rein negatives.

In Versailles hat in der Zeit vom 30. Januar bis 2. Februar der Oberste Kriegsrat der Entente unter dem Vorsitze des derzeitigen französischen Ministerpräsidenten Clemenceau sieben Vollsitzungen abgehalten, in der die Vereinigten Staaten von Nordamerika durch die Generäle Bliß und Pershing vertreten waren, England durch den Premierminister Lloyd George, Italien durch den Ministerpräsidenten Orlando und den Minister des Äußern Sonnino, Frankreich durch den Minister des Äußeren Pichon. Dazu Vertretungen

der Generalität aus allen Ententestaaten. Aus der Besetzung der Versailler Konferenz wie aus ihren vielen Sitzungen erkennt man ebenfalls, daß es sich um den Abschluß vor Beginn des großen Ringens an der französisch-flandrischen Front handelte. Eine Havasdepesche[1]) gibt bekannt, daß der oberste Kriegsrat der Entente bei sorgfältiger Prüfung der jüngsten Erklärungen des deutschen Reichskanzlers und des österreichisch-ungarischen Ministers des Äußern keinerlei Annäherung an „die von sämtlichen Regierungen der Alliierten formulierten maßvollen Bedingungen" zu erkennen vermochte. „Der Eindruck, den der Kontrast zwischen den angeblich idealen Zielen, zu deren Verwirklichung die Mittelmächte die Verhandlungen in Brest-Litowsk eröffnet haben, und ihr nun offen zu Tage liegendes Streben nach Raub und Eroberung hervorruft, ist nur geeignet, diese Überzeugung zu befestigen. Unter diesen Umständen erachtet es der Oberste Kriegsrat als seine unmittelbare Pflicht, die Fortdauer des Krieges mit äußerster Energie und durch die straffste und wirksamste Vereinheitlichung der militärischen Arbeit der Alliierten sicherzustellen." Auf das Friedensanerbieten der Mittelmächte ist somit eine mit den herkömmlichen Phrasen umkleidete Ablehnung von Seiten der Entente erfolgt, die einer neuen Kriegserklärung gleichkommt.

Der offiziöse „Temps" sagt, daß die militärische Entscheidung nur auf demjenigen Kriegstheater ausgetragen werden kann, wo sich die Hauptarmeen gegenüberstehen, nämlich zwischen der Nordsee und der Schweiz; er fügt, und das sei scharf ins Auge gefaßt, hinzu: „Wenn Hindenburg sich nicht entschließt, hier die Initiative zu nehmen, so kommt es den Alliierten zu, einer Lage ein Ende zu machen, die sich nicht unbegrenzt in die Länge ziehen darf."[2]) Wozu der Militärkritiker H. Stegemann im „Bund" bemerkt: „Wir sehen also die Entente immer noch vom Drange zum militärischen Austrage des Krieges beseelt und zugleich der

1) Frankfurter Ztg. Nr. 35 vom 4. Februar 1918.

2) Zitiert im Berner „Bund" Nr. 50 vom 3. Februar 1918.



strategischen Zwangslage gehorchend bereit, von sich aus das eiserne Würfelspiel zu erneuern, um dem Gegner nicht den Vorteil der diplomatischen Aktion und gegebenenfalls den der strategischen Offensive zu überlassen." Das ist in der Tat die zutreffende Charakteristik der Lage.

In dieser Spannung haben es deutsche Arbeiter fertiggebracht, einen Teilstreik in der Rüstungsindustrie zu versuchen mit der Absicht, ihn in einen Generalstreik auszudehnen. Der Streik wurde im preußischen Abgeordnetenhaus von einem Führer der Unabhängigen Sozialdemokratie mit dürren, drohenden Worten angekündigt und die englische Presse hat im Voraus davon gesprochen. In München wurde festgestellt,[1]) daß die Streikführer jüngere Personen waren, die mit den Arbeiterinteressen überhaupt nichts zu tun hatten, zum Teil auch Literaten, die mit den Nöten der Arbeiterwelt auch nicht lose zusammenhängen. Die Verbindung mit dem Ausland ist außerdem in München hinreichend nachgewiesen. England rechnet, wie bekannt, mit einer Revolution in Deutschland. An diese Zusammenhänge kann man nur mit tiefer Scham und mit patriotischer Besorgnis denken. Der Streik ist mißlungen und an der festen Haltung der Berliner Zentralstellen haben sich die Wogen gebrochen. Mit dem Streik erzwingt man nicht den Frieden, schon darum nicht, weil in den feindlichen Staaten der Streik keine Nachahmung findet. Es ist auch Wahnwitz zu glauben, daß den Streikenden die Zertrümmerung der deutschen Kriegsrüstung gelänge. Dagegen ist vorgesorgt. Aber schwere innerpolitische Kämpfe würden hemmend auf die Kriegsereignisse wirken, der Feinde Kriegswillen stärken und das Kriegsende verzögern.

Es ist nun nicht an dem, daß man dies betrübende Ereignis isoliert für sich betrachten könnte. Man darf an den Kriegszielerörterungen nicht vorübergehen, die da und dort eine scharfmacherische Tendenz zeigen. Die Motive

1) Bayer. Staatsztg. Nr. 32 vom 7. Febr. 1918.



dieser Kreise — es handelt sich um konservative Kreise — sind, das soll nicht verkannt werden, durch und durch patriotisch, kein Stäubchen haftet auf ihrem Schild. Allein Ziel und Methode gehen oft über die Grenzen des Zuträglichen weit hinaus. Daß der Reichskanzler Graf Hertling aus dem Friedensschluß herausholt, was durch die militärische Lage möglich und was dienlich ist, daß er also keinen „Verzichtfrieden" und keinen „Hungerfrieden" schließt, ist selbstverständlich für jeden, der die Denkweise des Reichskanzlers kennt. Das Gleiche gilt auch für die Zentrumspartei, die Nationalliberalen und die Fortschrittliche Volkspartei. Bei keinem dieser Faktoren darf gezweifelt werden, daß sie einen Frieden erstreben, der Deutschland und Österreich-Ungarn gegen neue Überfälle schützt, seine Zukunft und seine Entwicklung sicherstellt. Bei der Durchführung dieser Grundauffassung kann es im einzelnen Meinungsverschiedenheiten geben hinsichtlich der Erreichbarkeit und Notwendigkeit wie der zukünftigen Ausreife dieser oder jener Forderung, wobei der politischen Kombination Spielraum gegeben ist, deren Gang nach der oder jener Richtung verschiedene Beurteilung finden mag; allein eine Sicherheit gibt es nicht, das Urteil kann erst die Geschichte sprechen, wenn sie die Gesamtlage beim Friedensschluß offenzulegen imstande ist und die Wirkungen erkennbar geworden sind. Daß man auf konservativer Seite dieser Gesamtrichtung entgegenwirken zu müssen glaubt, ist schon aus innerpolitischen Gründen tief bedauerlich, weil dadurch eine Scheidung der katholischen und protestantischen Konservativen, ja der konservativen Kräfte im Volksleben überhaupt herbeigeführt wird. Dann ist diese, in schneidendem, hochfahrendem Tone und unnötiger Schärfe, namentlich in der alldeutschen Presse und in der Deutschen Tagesztg., vertretene Auslandspolitik geeignet, Schatten auf die Bündnispolitik Deutschlands und Österreichs zu werfen. Österreich und Graf Czernin werden auf dieser Seite mit schroffer Kritik bedacht. Die Idee, welche dort vertreten wird, daß Deutschland in diesem Kriege eine Weltstellung erringen müsse,

die auf eine Machtstellung in Europa sich gründet, welche der Bündnispolitik nicht bedürfe und allein für sich allen Koalitionen gewachsen sei, soll man aufgeben. Sie wird nicht verwirklicht, schadet außerordentlich, im Innern, nach Außen, bei Freund und Feind.

In der hier charakterisierten Konstellation treten die Ostfragen zurück. Wie auch die Verhandlungen in Brest-Litowsk ausgehen mögen, sie stehen in zweiter Linie. Was im Osten geschieht, stört zunächst die Kriegführung Deutschlands im Westen nicht mehr. Die Bolschewikiregierung hatte ein Interesse daran, möglichst rasch einen Waffenstillstand zu erlangen, um die Hände frei zu bekommen gegen den „inneren Feind" und um die Gefahr der Gegenrevolution wirksam dämpfen zu können. Was dann in Brest-Litowsk folgte, als die Verhandlungen über den Frieden begannen, sah nicht darnach aus, als ob die Bolschewikiregierung in Rußland Frieden schließen wolle. Der Jude Bronstein, genannt Trotzky, verschleppte mit herausfordernder Dialektik und Sophistik die Verhandlungen. Er trägt seine internationalen Revolutionsideen über Staatsgestaltungen vor zu dem offensichtlichen Zweck, sie in die Länder Europas hinaus zu reden und dort dieselben Zustände wie in Rußland hervorzurufen. Mit bewundernswerter Geduld und Langmut sind die Unterhändler der Mittelmächte diesen uferlosen, höchst bedenklichen Erörterungen gefolgt, denen der Charakter einer Verhandlung zwecks Friedensschlusses vollständig abging. Es ist schon die Frage aufgeworfen worden,[1]) ob es nicht besser gewesen wäre, sich mit dieser revolutionären Augenblicksregierung überhaupt in keine Verhandlungen einzulassen. Diese Frage hat wohl eine grundsätzliche und theoretische Bedeutung, aber keine reale.

Nach dem russischen Friedensangebot und der Stimmung in Deutschland konnte man Verhandlungen nicht ablehnen. Daß man dem von dem Russen Trotzky-Bronstein ausgeübten

1) In der Berliner „Tägl. Rundschau," zitiert in Nr. 118 der Köln. Ztg. vom 5. Februar 1918.



Zwang, die Verhandlungen gewissermaßen zu einem Revolutions-Tribunal auswachsen zu lassen, soweit nachgab wie geschehen, ist eine andere Frage. Was in Brest-Litowsk bisher von Trotzky geleistet worden ist, sieht einer Brüskierung der Mittelmächte durchaus ähnlich. Seitdem die mitteleuropäischen Staatsmänner Fühlung mit den Parlamenten genommen haben, ist die Sprache der mitteleuropäischen Unterhändler bestimmter geworden, Herrn Trotzky-Bronstein wird kräftig und selbstbewußt erwidert und seine Gedankengänge werden eingeengt. Die Verhandlungen in Brest-Litowsk sind darum nicht nutzlos gewesen. Sie haben vor allem dazu geführt, daß die russische Armee fast völlig aus den Fugen gegangen und auseinander gelaufen ist. Auch die Fremdvölkerfrage ist während der Verhandlungen weiter gediehen. Was aus Finnland, Kurland, Esthland, und Livland werden wird, kann man schon nach den Umrissen erkennen und die polnische Frage ist der Lösung näher gerückt. Von der gleichen schwerwiegenden Bedeutung sind die Vorgänge in der Ukraine und in Südrußland überhaupt, wo sich anscheinend eine Kooperation zwischen Rumänen, polnischen Legionären und der Ukraine zum Sturz der Bolschewiken herausgebildet hat, deren Entwicklung man noch abwarten muß. Der russische Oberkommandierende Krylenko mitsamt seinem Generalstab wurde von polnischen Legionären gefangen genommen, die Bolschewikitruppen, die eigentlich nichts als eine reichbesoldete Räuberbande sind, aus der Ukraine und aus Beßarabien vertrieben. Es ist so eine umfassende Gährung entstanden. Nachdem zwischen den Mittelmächten und der Ukraine am 9. Februar ein Friedensschluß zustande gekommen ist und auch noch Rumänien in diesen einbezogen werden kann, dürfte das mitteleuropäische Interesse an dem Schicksal Rußlands in großem Maße vermindert werden.



XXVIII.

Brest-Litowsk.

(Siegfriede, Verzichtfriede oder Verständigungsfriede?)

Die Augen der Welt sind auf Brest-Litowsk, auf Litauisch-Brest gerichtet. Denn dort soll, wenn nicht über den Ausgang des ganzen jetzigen Weltkrieges, so jedenfalls über den russischen Anteil an demselben und damit zugleich über das zukünftige Verhältnis Rußlands zu Mitteleuropa entschieden werden.

In letzterer Beziehung war Litauisch-Brest schon vor ungefähr dreihundert Jahren der Schauplatz solcher entscheidender Konferenzen, nämlich in den Jahren 1590 und 1595. Damals haben im selben Brest die ruthenischen Bischöfe in feierlichen Synoden den offenen Wiederanschluß an die römische Kirche beschlossen. Das bedeutete für jene Zeit die entschiedene Verneinung der Frage, ob denn wirklich das ganze Rußland dem orientalischen Schisma verfallen und damit auch die letzten geistigen Bande zwischen Rußland und Mitteleuropa zerschnitten werden sollten. Diesen Synoden von Litauisch-Brest ist es zu danken, daß wenigstens ein großer Teil des südwestlichen Rußland die geistige Verbindung mit dem Westen noch aufrecht hielt und auf diese Weise einige wenngleich schwache Bande auch mit dem übrigen Rußland noch bestehen blieben.

Die Frage steht auch heute wieder so. Freilich ist heute von Rom und kirchlichen Fragen keine Rede, sondern heute wird in Litauisch-Brest nur über die zwischen Rußland und Mitteleuropa schwebenden Kriegsfragen gesprochen. Aber wie ohne die erwähnten Brester Synoden die Schicksale Rußlands und damit ganz Europas zweifellos einen wesentlich anderen Verlauf genommen hätten, ebenso kann niemand daran zweifeln, daß auch an den jetzigen Brester Konferenzen die russisch-europäische Schicksalsfrage hängt. Der Unterschied ist nur der: Vor dreihundert Jahren wurden mit den kirch-



lichen Fragen meist oder vielfach zugleich auch die politischen Fragen entschieden, heute werden umgekehrt mit der Entscheidung der politischen Angelegenheiten meist auch kirchliche Interessen mitbetroffen, mindestens wesentlich beeinflußt. Der heutige Krieg, soweit Rußland daran beteiligt ist, ist ja überhaupt ohne einen Rückblick auf die russische Kirchengeschichte kaum verständlich.

Die ursprünglich einzige Metropolie Rußlands, jene von Kiew, wurde 1299 nach Wladimir an der Klasma verlegt, weil Kiew, schon früher öfters geplündert, im genannten Jahre von den Tataren fast ganz zerstört worden war. Doch war dieses Wladimir nur die Übergangsstation nach Moskau, dem Sitz der dortigen Fürsten. Die Teilfürsten aber, die damals in ganz Rußland herrschten, wollten fast jeder ihre eigenen Metropoliten haben. So entstanden bald zwei, dann sogar drei Metropolien und manche Bischöfe wußten oft nicht, zu welcher Metropolie sie gehörten. Das dauerte so über hundert Jahre. Schon da aber zeigte es sich, daß die südlicheren Teilfürsten den Verkehr mit dem Westen nicht ganz abbrechen mochten, der Norden aber Moskau, sich mehr und mehr abschloß und rücksichtslos seine eigenen Wege ging.

Das Florentinum (1439) endlich wurde der äußere Anlaß zur definitiven Teilung der alten Kiewer Metropolie. Der Moskauer Großfürst Basil II. ließ nämlich den Kiewer Metropoliten Isidor, als derselbe vom Florenzer Konzil nach Rußland zurückkehrte und in Moskau das Florentinum verkündete, sofort ins Gefängnis werfen und beabsichtigte offenbar ihn dem Feuertod zu überliefern. Isidor jedoch entkam, ging nach Rom, ward Kardinal, als päpstlicher Legat nach Konstantinopel entsandt, konnte auch den Türken, die mittlerweile die Stadt eingenommen hatten, entfliehen, kehrte nach Rom zurück und starb dort 1463 als ernannter Patriarch von Konstantinopel. In der Abwesenheit Isidors — es wäre zweifellos auch in dessen Anwesenheit so geschehen — ließ Großfürst Basil II. von Moskau 1443 durch



die ihm gefügigen Bischöfe einen neuen Metropoliten (Bischof Jonas von Rjäsan) wählen, der hierauf als solcher fungierte, ohne je von einer kirchlichen Obrigkeit, weder von Rom, noch von Konstantinopel, dazu erhoben worden zu sein. In Südrußland dagegen wurde um dieselbe Zeit Gregor zum Metropoliten von Kiew gewählt und später, 1458, von Pius II. auch bestätigt. In dem betreffenden päpstlichen Breve nun wurde zugleich verfügt, daß zur Metropolie von Kiew gehören sollen die Diözesen Polozk, Brest, Smolensk, Luzk, Wolhynisch-Wladimir, Cholm, Peremyschl, Halitsch und Turow. Moskau ꝛc. gehörte also nicht mehr dazu. Seit dieser Zeit führte der Metropolit von Kiew den Titel „von Kiew-Halitsch und ganz Rußland“, jener von Moskau aber „von Moskau und ganz Rußland“. Der letztere residierte immer in Moskau, der erstere entweder im wiederhergestellten Kiew, oder in Wilna oder in Nowogrodek. Die Metropolie von Kiew wurde jetzt auch die Litauer Metropolie genannt, weil Kiew damals von Litauen aus regiert wurde, das heißt: zum Jagellonenreich gehörte.

Moskau kann von da an als definitiv von Rom getrennt gelten und ward das Zentrum des Moskowitertums. Aber die Verhältnisse der Kiewer oder Litauer Metropolie gestalteten sich dadurch nur neuerdings um so unruhiger, weil jetzt zu den übrigen Schwierigkeiten auch noch die beständigen Anfechtungen des Moskowitertums sich gesellten. Außerdem wirkten jetzt gleichzeitig auch von Westen her die Ausstrahlungen des eben aufgekommenen Lutheranismus störend, verwirrend, ja verheerend. Das Volk war auf diese Weise gewissermaßen zwischen zwei Feuer geraten. Die ganze alte Kiewer Metropolie schien unrettbar und unwiderruflich verloren, und es bietet keine geringe Genugtuung, von den Historikern zu erfahren, daß die Rettung aus diesen grauenhaften Wirren hauptsächlich vom Klerus und Volk selbst ausgegangen ist, vom Klerus und Volk, um dessen Belehrung, Ermutigung und Aufrichtung sich Jesuiten wie Possevin und Skarga unvergängliche Verdienste erworben

haben. Es kam zu mehreren Bischofkonferenzen, wovon die vorbereitende erste und die abschließende letzte in Brest-Litowsk stattfanden; an der ersten Synode (1590) nahmen erst nur vier Bischöfe teil, zur letzten aber (1595) waren alle neun ruthenischen Bischöfe erschienen, und die Wiedervereinigung mit Rom wurde noch im selben Jahre in Rom vollzogen. Wohl brachen in der Folge auch über dieses Werk von Brest wieder schwere Stürme herein, der zusehends erstarkende Moskowitismus resp. Zarismus bedrohte und bedrängte es mit List und Gewalt, aber vernichtet konnte die Union nicht mehr werden, zumal später mit den Teilungen Polens ein erhebliches Bruchstück der Kiew-Halitscher Metropolie an Österreich gelangte und hier die Union wirksamen Schutz und auch manche Förderung erfuhr.

Auf diese Weise also blieb, wie schon gesagt, immer noch ein wenn auch schwaches Verbindungsband Mitteleuropas mit dem alten Rußland bestehen. Aber eben der jetzige Krieg offenbar sollte auch dieses schwache Band und zwar diesmal endgiltig zerschneiden. Gerade mit der Eroberung von Ostgalizien mit der ehemaligen jetzt nach Lemberg transferierten Metropolie Halitsch, der auch der letzte Ansturm der Kerenskioffensive noch galt, sowie mit der Erwerbung von Konstantinopel, der Residenz des ökumenischen Patriarchen hätte der russische Traum von der Wiederaufrichtung des byzantinischen Kaisertums, das angebliche Testament Peters des Großen, seine Erfüllung und Verwirklichung erfahren sollen. War das weströmische Kaisertum auch in seinen allerletzten Resten zerstört, so sollte aus dem Blutmeer des jetzigen Krieges das oströmische Kaisertum als nunmehr einziges römisches Kaisertum in ungeheuer vermehrter Größe und verjüngtem Glanze wieder erstehen.

Es ist anders gekommen. Der Zarismus mit seinen welt- und himmelstürmenden Plänen ist wie ein Kartenhaus zusammengebrochen und scheint wenigstens in der bisherigen Form für immer weggefegt zu sein. Er hat auch in der wesentlich abgeschwächten Gestalt des — um der Kürze halber



diesen Ausdruck zu gebrauchen — Kerenskismus nur wenige Wochen zu bestehen vermocht. Aber was, welche Weltanschauung ist an die Stelle dieser Systeme getreten? Den Worten nach, welche die momentanen Machthaber von St. Petersburg gebrauchen, ist es der Kultus, förmlich die Religion der Sprache, also der moderne Sprachennationalismus in seiner extremsten Form. Auch der Zarismus hatte neben dem Orthodoxismus schon den Nationalismus auf seine Fahne geschrieben. Das aber war ein ganz anderer Nationalismus, es war der Panslavismus, die Vereinigung aller Slaven unter zaristischer Spitze und mit dem Panorthodoxismus im Hintergrunde. Vom Orthodoxismus ist heute keine Rede mehr — unter den Ukrainern von Charkow scheint er sich allerdings wieder zu regen — und der Panslavismus, wie eben gesagt, hat sich in den modernen Sprachennationalismus aufgelöst; er hat die politische Vereinigung aller Slaven scheinbar vollständig fallen gelassen und dafür das absolute Selbstbestimmungsrecht aller Sprachennationalitäten proklamiert, das die Bolschewiken von Wilson übernommen haben und zu dem sich mit dem Munde wenigstens auch Lloyd George und seine kriegspolitische Kompagnie bekennen. Dieses Selbstbestimmungsrecht soll durch freie Volksabstimmungen ausgeübt werden, an welchen jede erwachsene Person, ob Mann oder Weib, ob Analphabet oder Gelehrter, ob Bürger oder Bauer, Herr oder Knecht mit vollständig gleichem Recht teilnehmen sollen. Denn — so lautet die Theorie — alle sind Menschen und die Menschen sind alle gleich, doch, und hier schnappt die Theorie plötzlich um, mit Ausnahme der Sprache, die so bedeutsam ist, daß sie den Sprachgenossenschaften ein unveräußerliches Recht auf vollständigste politische Souveränität verleiht. Man kann also die russische Theorie als die Lehre von der absoluten Souveränität der Sprachgemeinschaften bezeichnen.

Wohl wird schon in Rußland selber darüber gestritten und zwar keineswegs mit Volksabstimmungen, sondern mit Repetier- und Maschinengewehren und Kanonen, wo die eine



Sprachgemeinschaft anfängt und die andere aufhört. Auch ist die Herrschaft der Bolschewiki selber nicht aus einer freien Volksabstimmung hervorgegangen; es ist ihnen als Partei einfach gelungen, den größeren Teil der Petersburger Garnison auf ihre Seite zu bringen, die dann mit dem Argument ihrer Gewehre die anderen Parteien mundtot und machtlos gemacht hat. Und ganz ebenso liegen die Dinge derzeit in den angeblich gleichgesinnten Ländern Italien, Frankreich, England und Amerika. Wer da nicht pariert, fliegt einfach ins Loch, im fernsten Amerika noch sicherer als in irgend einem der angeblich versklavten Reiche. Die Wahrheit ist also eigentlich die, daß, wenn die Theorie der Bolschewiki genau genommen werden wollte, derzeit gar Niemand berechtigt wäre, in Brest zu verhandeln, denn keine der Verhandlungsparteien kann sich auf eine formale Volksabstimmung berufen. Aber die Bolschewiki lassen sich durch solche und auch andere Widersprüche nicht beirren; sie verhandeln und lassen auch die andern verhandeln. Das ist wenigstens sehr praktisch. Denn auf eines können sich gewiß alle Verhandlungsparteien auch ohne jede Volksabstimmung mit vollster Sicherheit berufen: auf den Friedenswillen aller beteiligten Völker. Dieser Friedenswille sonach, nicht das sog. Selbstbestimmungsrecht der Nationalitäten, ist die wirkliche Grundlage der Brester Konferenzen. Diese Art Weltanschauung, der Friedenswunsch ist in Rußland an Stelle des Zarismus und Kerenskismus getreten. In Rußland mußte eine doppelte Revolution vor sich gehen, damit jene Weltanschauung, welche das Heil nicht in der Vergewaltigung der Anderen, sondern in der Friedensstellung zu den Anderen erblickt, zum Durchbruch gelangte. Mit welcher Argumentation Trotzki und Genossen sich einzureden vermochten, daß der große Friedenswunsch eigentlich das absolute Selbstbestimmungsrecht der Völker bedeute, ist noch nicht aufgeklärt und bleibt vermutlich auch für viele Russen ein großes Rätsel.

Den Krieg also will man in Rußland nicht mehr, sondern man will den Frieden, den Frieden nämlich im Gegen-



satz zum Kriege. Und dieser Friede, insofern er das Aufhören des Krieges bedeutet, wird, so dürf n wir wohl annehmen, selbst dann eintreten, wenn das jetzige Bolschewiki-Regiment in Petersburg gestürzt werden sollte. Aber wir können uns unmöglich verhehlen, daß das bloße Aufhören des Kriegs- und die formale Wiederherstellung des Friedenszustandes keineswegs schon ein dauernder Friede zu nennen ist. Ein solcher ist von und mit den jetzigen Machthabern in Petersburg nur sehr bedingt zu erreichen. Das absolute Selbstbestimmungsrecht der Nationen genannten Sprachgemeinschaften, das die Bolschewiki proklamiert, ist erstens als Theorie ganz ebenso falsch und steht auch ganz ebenso in Widerspruch mit den in Mitteleuropa annoch geltenden Rechtssätzen, wie die Theorien und Prinzipien des Zarismus. Zweitens muß dieses Selbstbestimmungsrecht bei der praktischen Ausführung schon in Rußland selbst einen endlosen Bürgerkrieg zur Folge haben, weil eine halbwegs klaglose politische Abgrenzung der Sprachgemeinschaften ohne Vergewaltigung anderssprachiger Gemeinschaften, die prinzipiell genau dasselbe Souveränitätsrecht in Anspruch nehmen können, völlig undurchführbar ist. Wenn aber der sogenannte Minoritätenschutz, den mon so gern im Munde führt, neben dem Hauptprinzip noch eine ernste Bedeutung haben soll, dann bedarf es ja überhaupt keiner solchen Abgrenzung, dann können ja alle Sprachen-Nationalitäten, Majoritäten und Minoritäten, auch ohne Souveränität gedeihen. Die Nationalitätendoktrin der Bolschewiki ist also für Rußland wie für alle angrenzenden Länder eine beständige Friedensgefahr. Wo möglich noch weniger natürlich ist das Unternehmen der Bolschewiki durchführbar, aus ganz Rußland eine einzige große Commune zu machen; auch daraus können nur endlose Verwicklungen die Folge sein. Um zu konkludieren: ein wirklich dauernder Friede ist mit Trotzki und Genossen, wenn dieselben starr auf ihren Doktrinen beharren, überhaupt nicht erreichbar, auch wenn es im übrigen der ausgesprochenste Siegfriede wäre, ja dann erst recht nicht. Die

Lehre von Brest-Litowsk, soweit man von einer solchen bisher reden kann, ist vielmehr die, daß ein dauernder Friede weder durch Sieg, noch durch Verzicht, sondern nur durch praktische Verständigung erzielt werden kann.

Der Siegfriede, die bloße Gewalt, kann in einem Krieg, wie es der jetzige ist, nie einen wirklichen Frieden bringen, weil er die Differenzen nicht löst oder versöhnt sondern nur für eine verhältnismäßig kurze Zeit unterdrückt. Der augenfälligste Beweis hiefür ist eben der gegenwärtige Krieg, der, wie immer man sonst die Dinge drehen und wenden mag, seine tiefsten Wurzeln gerade im deutsch-französischen Siegfrieden von 1871 hat. Gewisse Parteien und vielgenannte Blätter in der Zentralmächte-Gruppe lassen keinen Zweifel darüber, daß sie einfach das Jahr 1871 wiederholt sehen wollen. Solche Elemente sollten aber das schöne Wort Friede überhaupt nicht in den Mund nehmen. Der Verzichtfriede, wenn darunter ungerechtfertigte Nachgiebigkeit verstanden wird, und etwas anderes kann der Ausdruck nicht bedeuten, ist einfach nicht erlaubt, davon also kann überhaupt nicht die Rede sein. Bleibt sonach nur der Verständigungsfriede, der zwar auch, wenigstens stillschweigend, auf Grundlage der momentanen Kriegslage abgeschlossen wird, im übrigen aber solche Vereinbarungen enthält, welche für eine unbegrenzte Zeit eine einverständliche Behandlung jener Fragen, die unmittelbaren Anlaß zum Krieg geben müßten, zu sichern geeignet scheinen, — ein Friede also, der ungefähr die Mittellinie zwischen Sieg- und Verzichtfrieden einhält. Einen solchen Verständigungsfrieden augenscheinlich streben die Zentralmächte in Litauisch-Brest an.

Schon aus dem bisherigen Gang ist ersichtlich, daß die Verhandlungen sich hauptsächlich darum drehen, über die Anwendung des russischen Prinzips des nationalen Selbstbestimmungsrechtes auf die in der Kriegs- und, um dies gleich beizufügen, Konfliktszone liegenden Völkerschaften (Polen, Kurländer 2c.) eine Vereinbarung zu erzielen. Eine solche Vereinbarung würde wenigstens alle unmittelbaren,

alle Grenzkonflikte aus der Welt schaffen können. Was dann entfernt von den Grenzen, gewissermaßen im beiderseitigen Hinterlande vorginge, würde wenigstens keine unmittelbaren Gefahren bieten. Auf diesem Wege könnte immerhin auch ein Friede zustande kommen, der noch das Epitheton dauerhaft verdiente, der aber auch, und gewiß bedeutend besser, als der bisherige Zustand es gekonnt, eine regelmäßige Verbindung zwischen Ost- und Mitteleuropa sichern würde. J—l.

XXIX.

Neuere Literatur zur Geschichte des Kardinals Reisach.

Von Stadtpfarrer Dr. Götz, Ingolstadt.

Als ich 1901 meine Arbeit über den Eichstätter Bischof und nachmaligen Kardinal Karl August Grafen von Reisach[1]) veröffentlichte, waren mir nach verschiedenen Seiten hin die Hände gebunden. Die Angaben über den Selbstmord des Vaters durften, obwohl sie in der literarischen Welt durchaus nicht unbekannt waren, nicht veröffentlicht werden mit Rücksicht auf noch lebende Verwandte und die Münchener Wirksamkeit konnte nicht behandelt werden, weil ebenfalls verschiedene Rücksichten zu nehmen waren. Das mir vorgelegte Material war sorgfältig nach diesen beiden Richtungen hin ausgewählt und selbst die in Betracht kommenden Briefe, die mir in Abschrift zugänglich waren, scheinen unter diesem Gesichtspunkte ausgewählt worden zu sein. Über den Tod des Vaters berichtet am verlässigsten ein Brief des praktischen Arztes Dr. Schauer von Buchloe, den dieser als behandelnder Arzt des Landrichters am 17. Nov. 1820 schrieb. Da wiederholte Dosen von Arsenik nicht die gewünschte Wirkung hatten, brachte der Vater sich mit dem Taschenmesser des Wirtes,

1) Kardinal Karl August Graf von Reisach als Bischof von Eichstätt. Mit einer Widmung von Dr. Triller, Domkapitular und Generalvikar. Eichstätt 1901, (Ordinariatskanzlei) VIII u. 125 S.



das ein Federmesser enthielt und für einen Brief benötigt worden war, 2 tödliche Wunden bei: die eine hatte den Herzbeutel, die andere das Herz selbst durchbohrt. Bei der Obduktion fanden sich ungefähr 20 g Arsenik im Magen vor.

Aus den angeführten Gründen war es mir auch nicht möglich in einem gleichzeitig, d. i. 1901, geschriebenen Artikel, der freilich erst 15 Jahre später gedruckt wurde, auf diese Dinge hinzuweisen. [1])

Diese Lücke hat nun Reichsarchivrat Otto Rieder ausgefüllt, indem er für das Neuburger Kollektaneen-Blatt eine umfangreiche Studie über den Vater des Kardinals schrieb. Sie sollte schon 1914 erscheinen, konnte aber der Kriegswirren wegen bis zur Stunde noch nicht gedruckt werden. Sie wird aber über das Leben, die Unterschlagungen und den Tod desselben authentische Nachrichten bringen, da Rieder einerseits ein sehr umfangreiches Material verarbeiten konnte, anderseits für ihn die Rücksichten in Wegfall kamen, die mich vor 16 Jahren banden.

Für die Jugendgeschichte des Kardinals, die ich nur ganz kurz streifen konnte, bringt O. Rieder in einer eigenen Arbeit[2]) dankenswerte Aufschlüsse. Darnach erhielt der geweckte Knabe den ersten Unterricht durch einen Hofmeister im Hause seiner Eltern. 1811 und 1812 besuchte er das Gymnasium zu Neuburg, wo er besonders in der deutschen Sprache, in Musik und Zeichnen hervorragendes leistete. 1812 bis 1816 war er im Albertinum (Hollandeum) zu München. Auch hier fiel sein Talent für Zeichnen auf, wie sich denn heute noch im Empfangszimmer der Anstalt eine Zeichnung Reisachs findet. Interessant ist die Feststellung, daß er noch als Münchener Erzbischof den

1) Kardinal Karl August Graf von Reisach. Eine Lebensskizze als Beitrag zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts: Theologisch-praktische Monatsschrift Passau, 25 (1915) S. 655 ff. Der Artikel war geschrieben „am Schlusse des Jahrhunderts und zum Andenken an den 100. Jahrestag seiner Geburt" (S. 656). Der Abdruck erfolgte, ohne daß ich Korrekturbogen erhielt, weshalb die seither entstandene Literatur nicht mehr vermerkt werden konnte.

2) Kardinal Graf Reisach, hauptsächlich seine Erziehung und Bildungsgang: Neuburger Kollektaneen-Blatt 74 (1910), in Sonderabdruck vorliegend, 35 Seiten.



Stift meisterhaft zu führen verstand. Es sind nämlich noch 2 Blätter mit Porträtköpfen vorhanden, die er 1852 während der Reichsratsfitzungen zeichnete. Von 1813 an besuchte er gleichzeitig das Wilhelms-Gymnasium und trat sofort in die Unter-Gymnasialklasse ein, das ist nach heutigen Begriffen die 6. Klasse. Hieran schloß sich von 1816 an der Besuch des mit dem Gymnasium verbundenen Lyzeums. 1818, also kaum 18 Jahre alt, bezog er die Universität Landshut und hörte hier zwei Semester lang Zivilrecht. 1819 finden wir ihn zu Heidelberg, 1820 aber wieder zu Ingolstadt. Hier promovierte er 1821. Nachdem die Mutter, wie man sagt, durch einen Fußfall vom König ein Staatsstipendium auf zwei Jahre erwirkt hatte, besuchte er noch einige außerbayerische Universitäten und bewarb sich dann 1823 um eine Landshuter Professur für kanonisches Recht und Kirchengeschichte, kam aber nicht zum Zug. 1824 entschloß er sich zum Eintritt in den geistlichen Stand, ohne daß die Beweggründe bis jetzt bekannt wären.[1])

Ein Jahr später, 1911, gab Rieder zur eben besprochenen Arbeit „Nachträge",[2]) die zunächst 3 Briefe bringen, darunter auch einen vom 15. Januar 1837, der die Anzeige über Reisachs bevorstehende Ankunft in München enthält. Den größeren Teil dieser Arbeit bilden aber gesammelte Notizen aus der neueren Literatur über den Kardinal. Rieder benützte hiefür Dr. Joh. Nep. Sepp[3]) und die Biographie Döllingers von Friedrich.[4])

1) Man nimmt gewöhnlich an, der Selbstmord seines Vaters sei daran Schuld gewesen. Allein dieser fiel schon in das Jahr 1820 und Reisach hatte mittlerweile doch Versuche gemacht eine Lebensstellung zu erwerben! Sollte nicht der Onkel Alois in Innsbruck, der uns als sehr fromm geschildert wird, auf den Entschluß des Neffen einigen Einfluß gehabt haben?

2) Nachträge zu „Kardinal Graf Reisach": Neuburger Kollektaneen-Blatt 75 (1911). Das mir vorliegende Exemplar ist ein Sonderabdruck, vereinigt mit der noch zu besprechenden Studie über „die Familie Reisach", wo er S. 89—108 steht.

3) Ludwig Augustus, König von Bayern und das Zeitalter der Wiedergeburt der Künste. 2. Aufl. Regensburg 1903.

4) Ignaz von Döllinger, sein Leben, auf Grund seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt. München, 2 Teile, 1899.



Lediglich einmal wird auch der Freisinger Lyzealprofessor Dr. Magnus Jocham[1]) angeführt. Die Stellung Sepps und Friedrichs zur Unfehlbarkeitsfrage bringt es mit sich, daß ihre Urteile über Reisach einseitig und tendenziös erscheinen. Sie sind deshalb nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Ich verweise diesbezüglich nur auf 2 Stellen, die Rieder aus Sepp nicht abgedruckt hat: „Reisach hatte sich vollkommen italienisiert und war ein eingefleischter Romane, diplomatisch gerieben, auch von vornehmen Umgangsformen, aber mit der Grazie eines römischen Monsignores verband er wenig Sinn für Wissenschaft und freie deutsche Gesinnung. Die Berechtigung zur selbständigen Forschung war ihm vollständig unverständlich, der römische Hof hatte an ihm einen unbedingten Förderer kurialistischer Interessen und der Infallibilitätslehre". [2]) Hieher gehört auch eine andere, von Rieder ebenfalls nicht aufgenommene Stelle Sepps: „R. selbst hatte, so schien es, keinen Tropfen deutschen Blutes in den Adern". [3]) Leider ist Rieder die groß angelegte Biographie des Kardinals Geissel von Pfülf entgangen, die für die spätere Lebenszeit Reisachs sehr viel Material enthält. Es ist nur zu bedauern, daß Reisach, der für das kirchliche Leben Deutschlands eine eminente Bedeutung hatte, noch keinen Biographen fand, der nach der Weise Pfülfs sein Wirken quellenmäßig, großzügig und verständnisvoll schilderte. Äußere Verhältnisse und Rücksichten, die man nehmen mußte — Lola-Montez-Affäre! —, mögen hiefür zunächst die Schuld tragen. Aber diese Dinge dürfen doch nicht andauernd unüberwindlich sein. Vielleicht findet sich noch eine Kraft, welche, diese Ehrenschuld der deutschen Katholiken abträgt.[4])

Durch den Kardinal fand auch die Familie Reisach in weiteren Kreisen Beachtung. Wiederum ist es Rieder, der sich

---

1) Memoiren eines Obskuranten. „Eine Selbstbiographie von Dr. Magnus Jocham . . . nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von P. Magnus Sattler, O. S. B. Kempten, 1896.

2) Sepp a. a. O. S. 695.

3) A. a. O. S. 709.

4) Die Briefe, die Reisach an Minister Abel schrieb, sind noch erhalten. Sie wurden gesammelt und für den Druck bearbeitet von Benefiziat Döberl in Cham, konnten aber noch nicht im Drucke erscheinen.

der Aufgabe unterzog, die Reisachische Familiengeschichte aufzuhellen.[1]) Nach ihm ist der erste nachweisbare Vertreter der Familie ein gewisser Burkhard Reisacher, der von 1266—1321 in den Urkunden der Herren von Laber bei Regensburg erscheint. Sein Wappen war ein rotgolden geteilter Schild mit silberner Querbinde und in dieser selbst wieder eine rote Rose. Später finden wir die Familie in Oberhaunstadt bei Ingolstadt. Einer der berühmtesten Reisach war der Ingolstädter Universitätsprofessor Dr. Theodor Reisach, der 1517 sein vielbewegtes Leben schloß. Er bekam 1511, 1. März vom Kaiser Maximilian I. ein neues Wappen: im blauen Schilde ein grüner Dreiberg, auf dem ein rechtsgewendeter Adler mit grünem Zweige im Schnabel steht. Im übrigen hat das Wappen der Familie wie bei so manchen Adeligen eine ziemlich starke Wandlung durchgemacht. Am 29. Januar 1678 erlangten die Reisach von Kurbayern die offizielle Anerkennung ihres Adelsstandes. Das Freiherrndiplom wurde ihnen aber erst von Kaiser Karl VI. ausgestellt. Dieser verlieh zugleich ein neues Wappen, in dem die damals bestehenden 3 Linien des Hauses vereinigt wurden. Das vom Maximilian I. erteilte Wappen, vermehrt durch einen goldenen Querbalken, bildete den Herzschild. 1790, August 13, erhob Kurfürst Karl Theodor als Reichsvikar die Familie in den Grafenstand, wobei das ebengenannte Wappen Karls VI. neu bestätigt wurde. Doch einigten sich 1805, September 29. die 4 Söhne des „gegraften“ Franz Christoph dahin, daß sie künftighin nur mehr das Wappen Maximilians I. ohne jede Zutat führen wollten. Das ist auch der Grund für das vereinfachte Wappen des Kardinals.

Das Geschlecht, aus dem dieser hervorging, nannte sich „auf Kirchdorf und Steinberg“, durfte sich aber der Rangerhöhung nicht lange erfreuen. Denn über den 4 männlichen

1) Die Familie von Reisach. Geschichtlicher Überblick mit Stammbaum. Hauptsächlich nach archivalischen, bisher unbenützten Quellen bearbeitet. Separatabdruck aus dem Neuburger Kollektaneen-Blatt 1911. Neuburg a. D., Grießmeyersche Buchdruckerei 1915. Mit den eben besprochenen „Nachträgen“ 108 Seiten stark.

Nachkommen des ersten Grafen waltete ein besonderer Unstern. Der älteste Sohn war der schon genannte Landrichter von Monheim, Hans Adam, der Vater des Kardinals. Der 2. war Marquard, auch Markus genannt, erst Domicellar in Regensburg und Pfarrer in Riekofen, dann Stadtpfarrer in Wemding, schließlich Domherr in Regensburg: † 1858, Januar 18. zu München. Wie seine anderen Brüder lebte er stets in Geldnöten und hatte 1815 eine „schwere Gant". Der dritte Sohn war der gleich eingehender zu besprechende Generalkommissär des Illerkreises, Karl August. Nur der vierte, Ludwig, auch Alois genannt, der am 13. Juli 1861 in Innsbruck starb, scheint in etwas besserer Lage als seine Brüder gewesen zu sein.

Die umfangreichste der Veröffentlichungen Rieders ist dem Taufpaten des Kardinals, dem berüchtigten Generalkommissär Karl August gewidmet.[1]) Geboren am 15. Oktober 1741 zu Neuburg a. D. erhielt er als Taufpaten den Herzog Karl August von Zweibrücken. Noch nicht 21 Jahre alt wurde er durch Zession seines Vaters Regierungsrat und Jagdamts-Kommissär in Neuburg, dann Landrichter in Hilpoltstein und Heideck und bereits 1808 Generalkomissär des Lech- und des Illerkreises. Mit dem Schuldenmachen begann er bereits auf seinem ersten Posten, verwendete schon 1799 amtliche Gelder für seine eigenen Privatzwecke, hielt in Augsburg ein großes Haus und machte zur Deckung dieser Auslagen nicht bloß Schulden, sondern auch Unterschlagungen im allergrößten Stile, so daß sich bei seiner Flucht aus Augsburg die gerichtsbekannt gewordenen Passiva auf 1026529 fl beliefen. Um den finanziellen Zusammenbruch hintanzuhalten, verstieß er seine Gemahlin, wurde, damit er eine reiche Witwe heiraten konnte, protestantisch, kam aber nicht mehr zu dieser Heirat, da das Verhängnis schneller,

1) Karl August Graf von Reisach, der ehemalige Generalkommissär des Lech- und Illerkreises ꝛc. Sonderabdruck aus: Oberbayerisches Archiv, 59 S. 189—382 und 62, 2. Teil, S. 263—445. Von den genannten Separatabzügen ist der eben genannte um 4 Mk., jener über „Kardinal Graf Reisach" nebst den „Nachträgen" um 0,80 Mk. von dem nunmehr in Traunstein lebenden Verfasser zu beziehen. „Die Familie Reisach" ist bereits vergriffen.



als er dachte, hereinbrach. Unter Mitnahme von 100000 fl floh er in der Nacht vom 24/25. Februar 1813 aus Augsburg in Begleitung einer Kammerjungfer, mit der er fortan zusammenlebte. Über Württemberg begab er sich nach Norddeutschland, spielte sich als verfolgten deutschen Patrioten auf, wurde Generalkommissär der Markgrafschaften Ober- und Niederlausitz und schrieb im Auftrage des bekannten Freiherrn von Stein von dort aus eine Schmähschrift gegen den Minister Montgelas. Da Preußen seine Auslieferung an Bayern beharrlich verweigerte, wurde er hier am 29. März 1819 in contumaciam zur Dienstentsetzung und zwölf Jahren Festung verurteilt. Eine Zeitlang fristete er in großer Not sein Leben durch eine Staatspension von 200 Talern und Urkundenordnen, verstand sich aber trotzdem noch auf das Schuldenmachen. 1829 wurde er Archivrat in Koblenz, dort aber 1839 pensioniert mit dem Auftrag die Rheinprovinz zu verlassen. Er starb am 19. November 1846, nachdem er am 14. Nov. desselben Jahres wieder zur katholischen Kirche zurückgekehrt war. Seine einzige Tochter Helene starb 1855 als vermählte von Voltolini. Karl August besaß hervorragende Geistesanlagen und große Geschäftsgewandtheit, war aber ohne ernste Lebensauffassung und ohne jedweden sittlichen Halt. In Kempten lebte er lange Zeit mit der jungen Witwe von Stein zusammen, die er dann heiraten wollte, finanziell aber schwer betrog; bei seiner Flucht nahm er, wie schon gesagt, neben Geld auch ein junges Kammerfräulein mit und in Schlesien hielt er sich zwei junge schöne Diener, die in in Wirklichkeit verkleidete Mädchen waren. Sepp weiß noch zu berichten, daß er seine eigene Gemahlin vergiften ließ;[1]) doch findet sich hierüber bei Rieder keine Angabe, wie denn überhaupt hier seinem Privatleben nicht näher nachgegangen wird.

Die Schrift wirft eine Reihe interessanter Schlaglichter auf die damalige Beamtenwirtschaft in Bayern sowie auf den Aufstand im Vorarlberg'schen, wo Reisach selbst eine zweideutige Rolle spielte. Nachdem auch der Kardinal in steter Geldverlegenheit war — bei der Übersiedlung nach Rom zahlte König Maximilian II. die Umzugskosten und bei seinem Tode übernahm Kardinalstaatssekretär Antonelli seine zahlreichen Schulden —, scheint der Mangel an finanziellem Verständnisse wirklich ein Erbstück der Familie Reisach gewesen zu sein und hieran ging auch das Geschlecht zugrunde.

1) A. a. O. S. 709 Anm.

Verantwortliche Redaktion: Geh. Hofrat Dr. Georg M. Jochner. München. Sendlingerstr. 61.
Hübschmann'sche Buchdruckerei, H. Schrödl, k. b. Hoflieferant in München.

Inhalt

des

vierten Heftes.

Seite

XXIII. Egoismus und Wucher 205

XXIV. Der christliche Orient und die Katholiken deutscher Zunge (Fortsetzung) . . . 225
Von Anton Baumstark.

XXV. Wie dem Protestantismus Aufklärung über den Katholizismus nottut und gegeben werden soll 237
Von Johannes Hönig, Dr. phil.

XXVI. Die Gründung eines katholischen Liebeswerkes für die gefährdete Jugend in der Kulturkampfzeit 244

XXVII. Vor großen Entscheidungen . . . 251

XXVIII. Brest-Litowsk 258
(Siegfriede, Verzichtfriede oder Verständigungsfriede?)

XXIV. Neuere Literatur zur Geschichte des Kardinals Reisach 266
Von Stadtpfarrer Dr. Götz, Ingolstadt.

Ausgegeben am 16. Februar 1918.



161[5]

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Georg Jochner.

(Gegründet von Joseph und Guido Görres.)

Hunderteinundsechzigster Band.

Fünftes Heft.

München 1918.

In Kommission von Theodor Riedels Buchhandlung.

By



Von dieser Zeitschrift erscheint am 1. und 16. jeden Monats ein Heft in Großoktav. Man abonniert in München in der Expedition dieser Blätter (Josephspitalstr. 17, Hübschmannsche [H. Schrödl] Buchdr.).

Im übrigen sind die Historisch-politischen Blätter
halbjährlich zu 9 Mark
durch die Post zu beziehen.

Den buchhändlerischen Vertrieb hat Theodor Riedels Buchhandlung in München Residenzstraße 25 übernommen.

Inserate werden mit 1 Mark die Petitzeile oder deren Raum, Beilagen nach Übereinkommen berechnet.

Herabgesetzter Preis: Von den ersten hundert Bänden kostet, soweit der Vorrat reicht, der einzelne Band nunmehr 4 Mark, der Jahrgang 8 Mark im Buchhandel.

Preis des Einzelheftes Mk. 1.— mit Ausnahme des ersten Heftes des 141. Bandes, welches Mk. 3.— kostet.

Die Administration der Histor.-polit. Blätter.



XXX.

Vom Totentanze in Bayern.

Von † Anton Dürrwaechter.

In der Zeit, da der apokalyptische Reiter Tod noch immer und immer unermüdlich mordend über Europa dahinbraust, an den Totentanz zu erinnern, ist wohl ein nahe liegendes Thema. Der dichterischen Phantasie werden von selbst die Bilder wieder lebendig, in denen schon frühere Jahrhunderte den Tod und sein Walten sahen, und der Griffel des Zeichners, der bitterm Ernst oder grausigem Hohn seine Dienste leiht, bedient sich ebenso der Formensprache des Totentanzes, wenn er den Tod in der Gaswolke daherfahren oder wie das Periskop eines Unterseebootes ihn nach dem stolzen Ozeandampfer ausblicken läßt.

Auch die Forschung sucht sich des Totentanzthemas mit neuer Kraft zu bemächtigen und geht seiner Entstehung und Verbreitung eifriger wieder nach. Und sie hat dabei auch noch mancherlei zu entdecken und klar zu stellen. Das Thema, einmal gefunden, gleichviel wie es geschah, war ja aus der Phantasie der abendländischen Völker nicht mehr zu verdrängen. Es wanderte ruhelos durch die Jahrhunderte vom Volk zu seinen Künstlern und von diesen wieder zum Volke, und die verschlungenen Wege, die es dabei ging, sind schwer und oft überhaupt nicht mehr aufzuzeigen. Auch wie es von einem Gau des deutschen Landes zum andern kam, bleibt uns meist in Dunkel gehüllt, weil wir es bei seiner Verbreitung mit den schwer faßbaren Gebilden der Volksphantasie und der Tradition von Generation zu Generation zu tun haben, denn wie geschah es z. B., daß nicht nur die



Schweiz und der Oberrhein und das mit der weiten Welt verbundene Lübeck ihren Totentanz hatten, sondern auch in stiller Abgeschiedenheit gelegene Gaue Bayerns einmal das Gebiet waren, wo der Totentanz mit einer gewissen Vorliebe gebildet wurde? Und ferner, warum war es gerade die Leben strotzende Barockkunst, die sich hier der Person des Todes und des Themas des Totentanzes bemächtigt hatte? Wo liegen die Gründe für die im ersten Augenblick auffallende Erscheinung?

Die Allgemeinheit auf die Tatsache der bayerischen Totentänze aufmerksam gemacht zu haben, ist das Verdienst eines zusammenfassenden Aufsatzes, den drei Vierteljahre vor dem Beginn des Weltkrieges A. Vierling in der Zeitschrift Das Bayerland[1]) hatte erscheinen lassen. Was zu einer solchen Übersicht von einzelnen Bausteinen vorhanden oder dem Verfasser wenigstens erreichbar war, das findet sich in der lesenswerten Arbeit zusammengetragen, und so wurde aus älteren Mitteilungen des Sulzbacher Kalenders über die Totentänze in Füssen und Straubing[2]), aus meiner Studie über den Füssener Totentanz und sein Fortleben[3]), aber auch aus eigener Anschauung mancherlei zu einer dankenswerten Studie zusammengetragen und eine Arbeit geleistet, welche für die ganze Totentanzforschung von Interesse ist und in ihrem Werte auch dadurch nicht beeinträchtigt wird, daß sie nicht alles in ihren Bereich zog, was vorhanden war, und daß sie da und dort, wie nun im Folgenden gezeigt werden soll, noch verbreitert und vertieft werden kann.

Nehmen wir mit Vierling Bayern im heutigen Sinne seines politischen Begriffs, so muß doch festgestellt werden, daß innerhalb seiner Grenzen der Hauptsache nach der Totentanz in das Gebiet der beiden oberdeutschen Stämme, die Bayern bewohnen, oder in die Einflußzone gehört, die ihnen

1) 25. Jg. 1913/14 S. 86ff., 103ff.

2) Kalender für kath. Christen. Sulzbach 1845 u. 1847.

3) Zeitschrift des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg 25 (1898) S. 1ff.

günstig und benachbart war. Auch das frühe Auftreten des Totentanzgedankens, längere Zeit vor dem 17. Jahrhundert, darf hervorgehoben werden. Ich meine damit nicht die sonst unverbürgte Nachricht, daß das Totentanztafelgemälde im Landshuter Dominikanerkloster, das im 18. Jahrhundert noch zu sehen war, an die Stelle eines älteren derartigen Bildes getreten sei.[1]) Aber schon der älteste deutsche Totentanztext, der vierzeilige oberdeutsche, ward allem Anscheine nach noch vor der Mitte des 15. Jahrhunderts einer Handschrift des Klosters Weihenstephan einverleibt[2]) und jene Art der Todesliteratur, in welcher der personifizierte Tod in Prosa oder Versen sich mit dem Menschen unterredet, rechtend mit ihm oder um ihn als Opfer zu holen, ist außerdem im 15. Jahrhundert auf bayerischem Gebiet mehrfach vertreten. So ist auch das prächtige Büchlein vom Ackersmann aus Böhmen, die tiefdringende und packende Apologie des Todes, die ein Deutschböhme um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert verfaßt hatte, in Bamberg zum ersten Male gedruckt und mit den Bildern des Todes und seines Gegners, des schwer von ihm betroffenen Witwers, versehen worden. Ebenso begegnen, aus bayerischen Künstlerkreisen entstammend, noch vor dem 16. Jahrhundert wiederholt Einzeldarstellungen, die dem Gedankenkreise des Totentanzes angehören, wie z. B. der bekannte Holzschnitt des Landshuter Malers Nikolaus Alexander Mair, der den Tod mit gespanntem Bogen in einer Tanzgesellschaft sich sein Opfer suchen läßt, oder die Frau mit dem Totenkopf, welche Schreiber im Manuel de l'auteur d. l. gravure sur bois t. V. erwähnt und abgebildet hat.

Es kann somit kein Zweifel sein, daß Bayern schon an der Frühzeit des Totentanzes seinen Anteil gehabt hat. Was aber größere zyklische Schöpfungen dieser Art betrifft, so muß man nach dem vorhandenen Quellenmaterial aller-

1) Vgl. Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste. Hannover 1820. Bd. IV S. 142.

2) Cgm. 2927 S. 13—15.

dings dabei bleiben, daß sie erst seit dem 17. Jahrhundert in unser Sehfeld treten. Die Holztafel, die jetzt noch an der Rückwand der Annenkapelle bei der Füssener Pfarrkirche hängt, ist mit ihren 20 Einzelszenen, die ihr Vorbild in Basel wie bei Holbein haben, der erste bedeutendere Rest des Totentanzes in Bayern. Sie wurde, wie ich nun dem eigenen Kostenanschlag Jakob Hiebelers entnehme,[1]) 1602 bei der Renovation mit ihrem jetzigen Inhalt versehen, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß sie schon vorher ein Totentanzgemälde getragen hatte. Wenn aber in der Fassung, die ihr der „Maler und Bürger in Füssen" Hiebeler gegeben hat, sie auf Einflüsse aus oberrheinischen Landen hinweist, vielleicht über Augsburg gekommen, wo man ja den holbeinischen Totentanz seit dem Jahre 1544 in der Offizin von Jobst immer wieder erscheinen ließ, so wird man nach dem vorher Gesagten den Gedanken an eine Einwanderung auch jetzt nicht gar zu sehr zu unterstreichen haben. Taucht doch auch hundert Jahre später das Totentanzmotiv in Bayern aufs neue und mit viel stärkerer Kraft auf, ohne daß dieses Mal die Anregungen von Holbein oder dem Westen her geflossen wären. Die Hauptquelle dieses Motivs mit dem Tode oder den Toten, welche zum Tanz führen oder in das Leben und Treiben des Menschen eingreifen, war zweifellos im bayrischen Lande selbst gegeben, in der Phantasie seiner Bewohner, namentlich derer altbayrischen und schwäbischen Stammes. Darauf weisen auch unmittelbar eine Reihe von merkwürdigen Votivbildern hin, auf welche man in Bayern erst in der jüngsten Zeit aufmerksam geworden ist.[2]) Sind sie auch keine Totentanzbilder, so berühren sie sich doch mehrfach mit ihnen. Sie stellen, von kleineren Abweichungen abgesehen, übereinstimmend

1) Die Kenntnis desselben verdanke ich dem freiherrlich Freybergischen Güteradministrator Herrn Ernst Flessa.

2) Weber Frz., Überreste alten Seelenglaubens. Bayerische Hefte für Volkskunde 3 (1916) S. 129ff. Vierling A., Totenhilfe. Altbayerische Monatsschrift 12. Jahrg. 1913 S. 13f.

dar, wie durch die Toten eines um eine Kirche liegenden Friedhofs, der meist bewehrt und befestigt erscheint, ein Schutz Suchender und Flehender gegen seine gewaffneten und angreifenden Feinde verteidigt und geschützt wird; die Toten dieser Bilder sind also aus ihren Gräbern gestiegen wie die Toten des alten Totentanzes, um wie diese an gewissen Vorgängen des Lebens teilzunehmen, hier rettend, dort im Totentanze verderbend. Diese Votivbilder gehören aber nicht, wie Franz Weber in seinem Aufsatz (Überreste alten Seelenglaubens) vermutet, nur Bayern an, sondern finden sich so im äußersten Süden wie Norden des deutschen Landes.

So besitzt oder besaß das pommernsche Colberg in seiner Marienkirche ein Tafelbild, welches genau den gleichen oben wiedergegebenen Inhalt hat[1]), und mehrere Darstellungen dieser Art werden wieder auch aus der Schweiz verzeichnet.[2]) Auf einem von 1513 datierten Fresko des Beinhauses in Muttenz im Kanton Baselland hatte innerhalb des bewehrten Friedhofringes sich ein Ritter, der eben vom Pferde gestiegen war, zum Gebete niedergelassen, während die Toten als Besatzung der Friedhoffeste, aus dem Beinhause stürmend und die Mauer und Tore schützend, den Angriff einer Ritterschaar abhalten. Ähnliches erzählt ein Fresko im Beinhause des Zuger Ortes Baar. Umgekehrt sind in Wil im Kanton St. Gallen Geharnischte und Landsknechte die Verteidiger einer von Toten bestürmten Mauer, ohne daß indessen auch hier das Beinhaus, dem sie entstiegen sind, und die betende Persönlichkeit im Bilde fehlen. Sie gehen, was bisher übersehen wurde, zurück auf eine schon im 15. Jahrhundert verbreitete, wahrscheinlich aber noch viel ältere Erzählung von einem Ritter, der niemals verfehlte beim Vorüberkommen an einem Friedhof abzusteigen und für die armen Seelen zu beten. Dafür lohnten sie

1) Baltische Studien 8 S. 224.

2) Rahn R., Zur Geschichte des Totentanzes, im Geschichtsfreund 36 (1881) S. 215 ff.

ihm. Als er eines Tages von seinen Feinden hart bedrängt in einer Kirche Zuflucht suchte, erhoben sie sich aus den Gräbern und schreckten die den Friedhof Umzingelnden von dannen. So lautet die Geschichte in der Scala celi, die 1483 in Straßburg gedruckt worden ist. In Predigten jedenfalls häufig verwendet, muß sie in das Volk gedrungen sein und steht mit dessen Anschauungen von der vergeltenden Hilfe der armen Seelen in Beziehung. Sie war aber, mag man sie auch deuten, wie man sonst will, auch außerhalb Bayerns in der Volksphantasie und Volkskunst verbreitet und nur darin scheint Bayern für sie eine besondere Rolle zu haben, daß sie in ihrer bildlichen Gestaltung von keinem deutschen Land so reich und noch für so lange Dauer belegt ist wie von dem bayerischen. Denn die bis jetzt hier nachgewiesenen Bilder dieser Art gehören dem Ende des 17. oder Beginn des 18. Jahrhunderts an und haben ihr geographisches Verbreitungsgebiet namentlich im östlichen Bayern bei Rosenheim, Erding und in Straubing, im Rottal und bei Burghausen, während einstweilen nur eines der Bilder weiter westlich, in der Gottesackerkirche in Weilheim, nachgewiesen wurde.

Von der Bedeutung des östlichen Bayerns für den Totentanz wird nachher noch die Rede sein. Hier drängt sich uns zunächst erst die Frage auf, warum gerade das 17. Jahrhundert dem Totentanzmotiv in Bayern günstig und geneigt gewesen ist. Das liegt vor allem an der starken, mystisch-asketischen Strömung, die in den Ländern der katholischen Restauration, zumal in den mit dem romanischen Süden unmittelbar in Verbindung stehenden, neuerdings sich durchgerungen hatte. Oder wird es ein Zufall sein, wenn der in Füssen 1602 gemalte Totentanz zeitlich mehr einer dramatischen Totentanzaufführung benachbart ist, welche 1606 von den Jesuiten in Ingolstadt gegeben wurde,[1]) auf einer

1) S. meinen Aufsatz: Die Darstellung des Todes und Totentanzes auf den Jesuitenbühnen, vorzugsweise in Bayern. Forschung. zur Kultur- und Literaturgeschichte Bayerns, herausg. von Karl von Reinhardstöttner 5 (1897) S. 101 ff.

jener Bühnen also, die ihre Tätigkeit überhaupt unter das Motto von der Vergänglichkeit der Welt gestellt hatten? Und das geschah in den regsten Schaffenstagen des am meisten asketischen Fürsten, den damals Deutschland besaß, Herzog Maximilians I., als eben auch, von spanischem Beispiel angeregt, in den Werken seines Hofratssekretärs Ägidius Albertinus die späte Nachblüte einer asketisch-mystischen deutschen Prosaliteratur mit starker volkstümlicher Tendenz sich entfaltet hatte und von Südtirol über die Alpen jene mystisch-asketische Bewegung kam, welche mit dem Namen des Arztes und Volksschilderers Hippolyt Guarinoni und dem der Seligen von Rovereto, der Johanna Maria vom Kreuze, noch heute am deutlichsten zu erfassen ist. Fremdes aber und volkstümliches Gut, unmittelbar geschautes Erbe der Volksphantasie und gedankenmäßig hergeleitetes gelehrter und theologischer Kreise verknüpften sich auch, von der asketisch-mystischen Stimmung dieser Tage getragen, in jenem Ingolstädter Totentanzdrama, wo ad hoc gesuchte erbauliche Exempel sich mit Todessagen wie der vom Holzhauer und der von den Boten des Todes mischen und mit dem grausigen Tanze des Toten die Kritik des Sündenlebens der Stände, wie so oft schon, vereint sich findet. So aber bleibt der Totentanz durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch in dem süddeutschen Gebiete, das bayerisch-schwäbischem Stamme angehört oder von ihm beeinflußt ist, heimisch und die volkstümliche Eigenschaft, die ihn von früh an auszeichnet, verschwindet auch jetzt nicht, selbst nicht unter dem Gewande der lateinischen Sprache. Der Totentanz des Eichstätter Jesuitendramas von 1671 (Franz Borgia) mutet wie ein keckes Volksliedchen an[1]) und ruft ein seit dem Jahre 1640 von Augsburg aus verbreitetes Flugblatt ins Gedächtnis, in welchem der alte Totentanztext keck und frisch in die Weise eines Singspiels umgedichtet erscheint.[2]) Auch in Nürnberg

1) Ebd. S. 96 ff.

2) Ein schön new Geistlicher Gesang genannt der Todtentanz. / Wie der Todt über alle Menschen herrschet / und keines verschont. Es

verlegte Paulus Fürst um diese Zeit ein Einblatt, welches in der Mitte eines Frauenreigens mit Toten als Partnern und in den darin gezeichneten Rahmenmedaillons 12 Einzelpaare mit dem Tode zusammengeordnet hat. Neu zwar in der Anordnung geht er doch sonst ganz in den Bahnen alter volkstümlicher Überlieferung[1]) wie auch der Oberstdorfer Totentanz, der, dem Füssener im Jahre 1640 von Gabriel Rockher nachgeahmt, zum letzten Male in seinem Texte den alten vierzeiligen oberdeutschen Totentanztext widerspiegelt.

Nicht zum letzten Male aber den Geist des alten Totentanzes. Denn der blieb lebendig, ja erscheint sogar erst recht wieder neu belebt, als nun seit dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts eine neue Kunst auf süddeutsch-bayerischem Boden erwachsen war; eine Kunst, der Fremde zwar entstammend, aber in der Heimat mit dem Leben der eigenen Phantasie und des eigenen Herzens erfüllt. Barock nennen wir sie. Aber man darf bekanntermaßen sich an dem fremden kritisierenden Namen dieser Kunst nicht stoßen und meinen, man habe in ihr etwas bloß Eingedrungenes und Aufgezwungenes, künstlich Zurechtgemachtes vor sich. Im Gegenteil, diese Kunst hatte stärkste Heimatrechte in der Phantasie des deutschen und zumal des bayerischen Volkes gewonnen, war diesem ganz in Fleisch und Blut übergegangen und der beliebteste Ausdruck alles künstlerischen Empfindens bei ihm geworden. Mehr als irgend eine andere seit langer Zeit befriedigte sie das, was an Phantasiekraft in der deutschen Seele lag und was in der Gärung dieser Seele nach Gestaltung rang. Unter den Motiven aber, die sie pflegte, war gerade das Todesmotiv gar nicht

---

ist das nämliche, welches Bolte in Alemannia 18, 65 ohne Angabe des Druckorts bespricht.

1) Dieser Nürnberger Totentanz ist jetzt abgebildet von Th. Hampe in seinem Aufsatze: Beiträge z. Gesch. d. Buch- und Kunsthandels in Nürnberg II, Paulus Fürst und sein Kunstverlag. Mitt d. German. Museums 1914 u. 1915 S. 43.

gering vertreten. Mitten im Schwelgen in Gold und Prunk vergaß die barocke Kunst des Todes nicht. So gerne sie in allem Glanze des Lichtes, der Farbe und der Welt triumphierte, so bekundet sie doch eine mächtige Sehnsucht durch die Schranken derselben in die Atmosphäre ewigen Lichtes zu dringen und neben aller Fleischeslust pflegte sie alle die Stimmungen, welche die Askese und die Mystik in einem Zeitalter hervorrufen. Kunst der Welt und des Diesseits und Kunst der Mystik und Askese ist sie, und da sie zur Volkskunst wird, so schmückt sie als echtes Eigentum der Seele des Volkes nicht nur den Schrank, in welchem der Festtagsstaat seine Stätte hat, sondern auch den Grabstein, unter dem dessen Träger modern, und nicht nur die Kirche, durch die das Tedeum braust, sondern auch den Friedhof, wo still im Herrn die Toten ruhen. Diese Kunst begleitet den Menschen nicht nur in seinem Jubel, sondern auch in seiner Trauer und sie meistert den Stoff nicht nur um die Allegorien eines spintisierenden Verstandes in selbstgefälligen Posen sich ergehen zu sehen, sondern auch um die Sehnsucht des Herzens nach einer mystischen Vereinigung mit dem Höchsten allen Stoff verleugnen zu lassen.

Daher ging sie auch, so wenig wie das Volk es tut, an dem Tod schweigend und scheu vorüber, sondern bildete ihn erst recht und oft und immer wieder von der einfachen Personifikation bis zum vollen Totentanze. Auch dafür sind in der oben genannten Arbeit Vierlings Beispiele gegeben.

Jede Wanderung durch das bayrische Land läßt uns noch neue dazu erblicken. Im Deckenfresko von St. Anton in Partenkirchen sitzt der Tod, mit dem Leintuch malerisch drapiert, auf einem Pfeiler, hält einen zerbrochenen Stab in der Hand und blickt zu dem heiligen Wundertäter und Totenerwecker erschrocken empor. In Frauenchiemsee zeigt ein Äbtissinnengrab des Jahres 1702 das Totengerippe als Wappenhalter der hier bestatteten einstigen Lenkerin des Konvents. Als die Augustinerabteikirche von Baumburg, die so reizend über der Vereinigung der Täler von Alz und Traun



gelegen ist, sich mit dem reichen Stukkoschmuck des Barocks bekleidete, wurden links und rechts ihres Eingangs die Grabstätten der Herzöge von Kraiburg und Markgräfin Adelheid von Istrien mehrfach auch mit Todesemblemen verziert und so zeigt eines auf dem von Putten flankierten Wappen den pfeilbewehrten Knochenmann, von dem schon Geiler von Kaisersberg als altem Todessymbol gepredigt hatte.[1]) Das Vexierbild des gleichfalls mit einem Pfeil ausgerüsteten und auf den Beschauer zielenden Todes, welches Vierling in der Rokokograbkapelle in Füssen gesehen hat, steht auch in einem Anbau an der Westfront der Wallfahrtskirche von Tuntenhausen mit den erklärenden Versen:

Fleuch wo du wilt
Des Todtes Bild
Stötz auf dich zilt.

Und unterhalb des Schützen steht noch ein zweiter Toter, nur mit dem Oberkörper sichtbar, der warnend mit dem Finger zu ihm emporzeigt. Auch das fränkische Gebiet Bayerns bietet einige Denkmäler mit solcher Todesallegorie. Beispielsweise zeigt die ehemalige Kapuzinerkirche in Kitzingen an ihrem interessanten hl. Grab, das um 1700 entstanden ist, neben Engel und Teufel auch den Tod, während etwa 50 Jahre später die Grabstätte der Familie Herold im Friedhof der nämlichen Stadt in der Bekrönung ihrer Rückwand Tod und Hoffnung als Figuren erhielt. Und noch ganz am Ende des 18. Jahrhunderts, 1790, wurde einem Grabstein in der südlichen Friedhofsmauer des Dörfchens Traustadt bei Bamberg der Tod als flankierende Gestalt beigegeben, um mit hocherhobenem Stundenglas und auf den Boden gestützter Sense in der Linken nicht als Skelett, sondern mehr mumienhaft gebildet, von der Unverwüstlichkeit des alten Todesbildes in der Volksphantasie mitten in der Epoche triumphierender Aufklärung noch Zeugnis zu geben.

1) In dem Predigtzyklus De XXIII conditionibus mortis in Sermones prestantissimi . . . . . . Joannis Geilerii Keiserspergii Argentine MDXV.



Denn Mystik und Askese sind eine ernste Melodie, die niemals ganz verstummend, immer wieder einmal aber mächtig anschwellend durch alle Zeiten geht und wie im 17. so auch im 18. Jahrhundert ein Unterton alles Lebens blieb, zu bald leiserem, bald lauterem Miterklingen in seinen Harmonien und Dissonanzen. Niemand aber war damals auf dem Boden des oberdeutschen Volkstums der Askese ein so beredter Anwalt wie Abraham a St. Clara. Ein Sprößling schwäbischen Bodens, aus einer Heimat also, wo mystische Empfindungen immer einen besonderen Anklang gefunden hatten, war er in der leichtlebigen Kaiserstadt an der Donau der Prediger der Vergänglichkeit alles Irdischen geworden. Indem er das Fernste mit dem Nächstliegenden, das Ausgedachteste mit dem Unmittelbarsten spielend verband, packte er alle Stände vom höchsten bis zum niedersten, wurde mitten in der Zeit des Absolutismus der denkbar demokratischeste Prediger, mitten im Prunk barocker Kunst der Anwalt des Todes. Als solcher aber griff er, da er überall, auch in der Hofkirche, aus der Tiefe volkstümlicher Gedanken Bilder und Ausdrucksformen schöpfte, in Wort und Bild auch zu dem alten Motiv des Totentanzes und wurde seiner frühesten Verwendung ein Erneuerer. Zwar weiß ich nicht, ob es richtig ist, daß meistens eine Pest, die durch Europa verheerend schritt, den Totentanzgedanken reifen ließ. Aber sicher ist, daß die Pest des Jahres 1679 in Wien den Totentanzgedanken bei Abraham a St. Clara erweckte, wie seine Schrift von 1680 „Merck's Wien, das ist: des wüttenden Tods ein umständige Beschreibung" beweist, und daß er ihn zu einem Mittel der Predigt machte, wie es der Totentanz im späteren Mittelalter schon einmal gewesen sein muß. In dieser Rolle aber hielt der Prediger Abraham das Motiv auch später noch fest und dazu ließ er den Totentanz an seinem Lebensabend in der Lorettokapelle bei den Augustinern in Wien malen, so daß das letzte Werk, das Abraham überlebte, die aus seinem Nachlaß herausgegebene

Todten-Kapelle [1]) eine mit Bildern versehene, reich variierte Totentanzpredigt gewesen ist. Mit seinen übrigen viel gelesenen Werken ging aber auch dieses durch die Lande, und wenn sich sein Beispiel bis nach Freiburg i. Br. bemerkbar machte, so mußte es noch bedeutender in dem unmittelbar angrenzenden Bayern wirken. Damit hängt vielleicht die geographische Tatsache zusammen, daß es gerade der Osten, der Österreich nächste Teil des bayrischen Landes ist, welcher das Todes- und Totentanzmotiv am reichsten vertreten aufweist.

Der von Osten kommende Einfluß scheint aber noch von einer anderen Stelle und aus einem anderen Kreise her verstärkt worden zu sein und zwar aus Böhmen. Hier hatte nämlich ein hervorragender Mäcen barocker Kunst, Franz Anton Graf von Sporck, [2]) gleich nach Beginn des 18. Jahrhunderts in Kuckucksbad a. d. Elbe bei Königenhof auf der Galerie seines Hospitals eine Totentanzfreske malen lassen. Zwar ist es jetzt zerstört, aber dem Kupferstecher des Grafen, dem in Nürnberg geborenen Michael Rentz [3]) hatte es doch die Anregung zu einem Kupferstich-Totentanz gegeben, der als ein Werk reiferer barocker Kunst viel mehr Beachtung verdient, als er bis jetzt gefunden hat. Erst 1783 in Passau, dann später noch einmal in Wien erschienen, hat allem Anscheine nach dies Werk, das neben künstlerischen auch die alten asketischen Zwecke verfolgt, dazu gedient, den Totentanzgedanken in Bayern noch weiter zu verstärken und neuerdings die mehr literarisch-künstlerischen Einflüsse zu den volkstümlich religiösen sich gesellen zu lassen. Welches jedoch die Wege dazu waren, läßt sich heute nicht mehr

1) Besonders meubliert und gezierdte Todten-Kapelle oder allgemeiner Todten-Spiegel . . Mit Kupfern von Christoph Weigel; Kupferstecher und Kunsthändler. Nürnberg und Würzburg 1710 – 1711 Die von Vierling erwähnte holländische Ausgabe von 1701 scheint eine Verwechslung mit Salomon Rüstings Totentanz zu sein.

2) Gust. E. Pazaurek, Franz Anton Reichsgraf von Sporck, ein Mäcen der Barockzeit und seine Lieblingsschöpfung Kukus. Leipzig 1901.

3) Vgl. für Rentz Nagler, Künstler-Lexikon 13 S. 35 ff.

ersehen. Tatsache ist, daß Straubing und vielleicht auch Landshut, das Waldsassener Stiftsland und Bamberg nun Stätten des Totentanzes geworden sind. Zwar wird in dem unmittelbar an Füssen angrenzenden Tiroler Alpenland jetzt noch der Relief-Totentanz in Breitenwang geschaffen, der, wie ich mich nun gegen eine frühere Behauptung überzeugt habe, nicht vor dem Jahre 1724 entstanden sein kann.[1]) Aber die 37 Szenen der Seelenhauskapelle auf dem Friedhof von St. Peter in Straubing, das Fresko bei den Dominikanern in Landshut, wenn es im 18. Jahrhundert entstanden ist, die Decke mit den vielen Totentanzbildern in der Friedhofskirche von Wondreb, die Totentanzszenen im Gewölbe der Mitterteicher Friedhofskapelle[2]) und das Relief und Malerei vereinigende Werk der Heiliggrabkapelle bei St. Michael in Bamberg[3]) beweisen doch das behauptete Schwergewicht des bayerischen Ostens.

Nicht von allen diesen Werken braucht nach der ausführlichen Beschreibung Vierlings hier noch einmal die Rede zu sein. Aber schon die gegebene Aufzählung läßt erkennen, daß sie ihm nicht alle bekannt waren, und zu dem einen wie dem andern der von ihm gewürdigten läßt sich auch hier noch einiges nachtragen.[4]) Der Einfluß des Zisterzienserklosters

1) Nach den dankenswerten Mitteilungen des Herrn Dekans Magnus Schaetz in Breitenwang wurde die Totenkapelle daselbst 1724 erweitert und 1732 konsekriert.

2) Gleich ist in beiden Bildern die Hauptsache des Vorgangs: Dame vor dem Tische und einem Spiegel sitzend, ihr Bild in demselben, von hinten herantretend der Tod. Abweichung zeigen die Nebensachen: bei Abraham die Szene im geschlossenen Zimmer, in Mitterteich im Freien, dort der Tod ohne Attribut, hier mit einem abgebrochenen Rosenzweig, bei Abraham ein viereckiger teppichbelegter Tisch, hier runder Rokokotisch, dessen Untergestell deutlich zu erkennen ist usw.

3) Vgl. Forizel P., Über Totentänze und den zu St. Michael in Bamberg, und: Der Mainbote-Kalender von Oberfranken 1913 S. 38 f.

4) Vgl. die Bilder der Lebensalter in Tobias Stimmers Nürnberger Kalender 1614.



Waldsassen ist nicht nur bei dem Werk in Wondreb, sondern auch bei dem in Mitterteich anzunehmen, das ja, nur drei Stunden von Wondreb und zwei von Waldsassen entfernt gleichfalls im Stiftslande liegt. Und zwar wird dieser Einfluß in mehreren Beziehungen wirksam gewesen sein. Vor allem ist ja die Predigt von Tod und Vergänglichkeit selbst in dem glänzenden, prachtvollen Marmortempel des Stifts nicht verstummt, sondern spricht aus den Reliquienschreinen der Altäre mit ihren Skeletten ebenso unmittelbar zu dem Betrachter wie ihn die farbige, lichtvoll duftige Höhe der Kirchenschiffe in eine mystische Welt hinüberführt. Künstlerischen Einflüssen aber, die von Osten kamen, ist Waldsassen, von dem der Blick unmittelbar in die böhmischen Berge hineinschweift, gerne ein Vermittler in dem Sinne gewesen, daß es sie mit denen der bayerischen Stammesheimat verband. Der Beschreiber seiner Kunstdenkmäler[1]) denkt angesichts der auf der Höhe über Waldsassen einsam und stimmungsvoll gelegenen Dreifaltigkeitskapelle des Georg Dienzenhoffer ebenso sehr an ein Vorbild, das Dienzenhoffer und diesem Grenzlande durch Vermittlung Böhmens aus dem Osten kam, wie er noch an ein anderes in Dienzenhoffers bayrischer Heimat in Westerndorf z. B. bei Pang sich erinnert fühlt. So mag hier in Waldsassen und seinem Umlande auch ein günstiger Platz für das Zusammentreffen künstlerischer Anregungen zum Totentanz aus dem Osten und solcher der Volksphantasie aus der Heimat gegeben gewesen sein.

---

1) Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern. Oberpfalz, Bezirksamt Tirschenreuth, bearbeitet von Felix Mader.

XXXI.

Rekatholisierungsbestrebungen gegenüber den Universitäten Würzburg und München unter der Regierung König Ludwigs I.

Von Anton Döberl.

2.

Die Überwindung der politischen Ideen, wie sie sich namentlich auf den Landtagen von 1831 und 1837 geltend gemacht hatten, aber auch die Überwindung der Aufklärung und ihres Geisteserbes auf religiösem Gebiet, war das große Ziel, das dem Minister Abel nach den Wünschen seines königlichen Herrn vorschwebte. Ein Weg zu diesem Ziel und nicht der letzte führte an den Universitäten vorbei. Deshalb versuchte der Minister im Bunde mit der katholischen Bewegung, dem Görreskreis, eine Erneuerung des Geistes an den Universitäten zu bewirken. Das Ephorat und die neue Studienordnung bezeichnen den ersten Schritt auf diesem Weg.

Aber gleich zu Anfang des Ministeriums Abel entstand ein Plan, der bewies, daß die katholische Bewegung sich mit einem bloßen Teilerfolg nicht bescheiden wolle, der auf nichts Geringeres hinausging als auf die Zurückgewinnung der seit Montgelas verweltlichten Universitäten Würzburg und München: Würzburg sollte allmählich zu einer rein katholischen Universität umgewandelt, an der Universität München dem katholischen Prinzip das Übergewicht verschafft werden. Ein bedeutsamer Plan, der, wenn er auch nicht ausgeführt worden ist, doch unsere vollste Beachtung verdient als ein Zeichen dafür, wo das Ministerium Abel oder wenigstens ihm Nahestehende ihre Kraft einsetzen zu müssen glaubten,



wo sie durchzudringen hofften. Und was dem Projekt einen besonderen Reiz gibt, ist der Umstand, daß es die Genehmigung des Königs fand. Im Lichte der wenn auch nur wenigen Aktenstücke, die ich folgen lasse, gewinnt die Gestalt des Königs, gewinnt seine katholische Richtung noch ausgeprägtere Züge; sein schon früher bekanntes Wort von den „katholischen“ Universitäten Würzburg und München klärt sich nach Entstehung und Bedeutung auf.

Als Urheber dieses Projektes bezeichnet sich selbst Graf August von Rechberg, der Bruder des bekannten bayerischen Ministers Grafen Aloys von Rechberg. Graf August von Rechberg, früher Regierungspräsident in Würzburg, ein Mann von entschieden kirchlichen Grundsätzen, war zu Anfang des Ministeriums Abel, im November 1837, als Oberappellationsgerichtspräsident nach München berufen worden; in München erwies er sich als das, was der Minister von ihm erhofft hatte, als Stütze des neuen Kurses, namentlich durch seine Beziehungen zur ersten Kammer. Damit drängt sich sofort die Frage auf, ob nicht etwa Minister von Abel am Zustandekommen des Projekts mitbeteiligt, Graf Rechberg vielleicht nur ein vorgeschobener Posten des Ministers war. Ganz sicher läßt sich diese Frage nicht beantworten. Gegen die Teilnahme des Ministers am Werden des Projekts spricht die bestimmte Versicherung Rechbergs in seinem Antrag an den König vom 18. Mai 1838, er habe sich das Projekt schon in Würzburg in unmittelbarer Ansehung der dortigen Universitätsverhältnisse zurecht gelegt. Andererseits spricht für ein Zusammenarbeiten zwischen Minister und Graf Rechberg einmal die Wichtigkeit der Sache — es läßt sich schwer denken, daß Graf Rechberg bei seinen sonstigen intimen Verhältnissen zu dem Minister ohne Fühlungnahme vorgegangen sein soll — dann die Zeit — eben damals im Mai 1838 beschäftigt sich der Minister mit der neuen Studienordnung und dem Ephorat — und endlich die Art, wie der Minister das Würzburger Projekt, sobald es die Zustimmung des Königs

gefunden, zum Ausgangspunkt benützt um eine Sache, die dem Minister ohne Zweifel noch näher lag, zu beantragen, die Umwandlung der Münchener Universität. Ich kann die Vermutung nicht unterdrücken, daß der Minister den Grafen zu seinem Antrag an den König bestimmt hat, um an der Münchener Universität dem katholischen Prinzip das Übergewicht zu verleihen.

Die nächste Veranlassung zu dem Projekt und zu dem Antrag Rechbergs an den König bildeten die Würzburger Universitätsverhältnisse. Nach einem Bericht des Ministers an den König „bestanden an der Hochschule zu Würzburg unter den Professoren, namentlich jenen der medizinischen Fakultät, zwei Parteien. An der Spitze der einen stand der Professor Dr. v. Marcus. Sie huldigte in politischen und religiösen Beziehungen mit warmem Eifer den durch den vormaligen Regierungspräsidenten Rechberg vertretenen Grundsätzen. Die andere Partei, wenn auch monarchisch gesinnt, neigte doch zu einem gemäßigten Liberalismus und war der streng katholischen Richtung nicht gewogen. Zu ihr gehörten in der medizinischen Fakultät Textor und Fuchs. Beide Parteien standen sich feindlich gegenüber.“ In wie weit und ob auf beiden Seiten das rechte Maß der Meinungsverschiedenheit überschritten wurde, das läßt sich nur schwer feststellen. Sicher ist, daß Rechberg sich zu Gunsten der Marcuspartei äußerte, ebenso der Minister, letzterer jedoch mit der Einschränkung, daß er der wissenschaftlichen Befähigung und Lehrgabe des Prof. Fuchs Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Als nun Rechberg nach München versetzt wurde, glaubten die Freunde des Prof. Fuchs gewonnenes Spiel zu haben, da Marcus seines Haltpunktes beraubt sei. Rechberg erinnerte sich aber auch in München dessen, dem er bisher seinen Schutz gewährt. Marcus erhielt zur Freude seiner Freunde das Ritterkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone. In dieser Auszeichnung erblickte auch Rechberg eine Bestärkung der von ihm geförderten Richtung an der Universität. „Bis



zu Tränen gerührt", drückt er alsogleich dem König den Dank aus für diesen königlichen Gunsterweis. In demselben Schreiben vom 18. Mai 1838 legt er dem König ein Projekt vor, das ein für alle Mal den Kampf scharf gegenüber stehender Richtungen unmöglich machen und den kirchenfreundlichen Professoren die unbestrittene Herrschaft sichern sollte, das Projekt einer Rekatholisierung der Universität Würzburg.

Es ist ein weitgreifendes Projekt, umfaßt die Universität wie das Gymnasium und das zu errichtende Knabenseminar. An der Universität sollten durch allmähliche Ausscheidung andersgesinnter Lehrer nur solche Gelehrte angestellt werden, die die Wissenschaft vom streng katholischen Standpunkt zu lehren bereit und befähigt wären. Das Gymnasium und das Knabenseminar sollten den Benediktinern oder wenigstens Weltgeistlichen anvertraut und damit zu einer Vorschule der rein katholischen Universität umgewandelt werden. Der Schwierigkeiten, die ein solches Projekt in sich schloß, sowohl was die Gewinnung einer hinreichenden Anzahl entsprechender Professoren als die Überwindung des vielleicht einsetzenden Widerstandes an der Universität und im Landtage betrifft, scheint sich Graf Rechberg nicht völlig bewußt gewesen zu sein. Nur das gibt er zu, daß zunächst nur an eine Rekatholisierung der Würzburger Universität gedacht werden könne, die Rekatholisierung der Münchener Universität erscheine vorderhand mangels genügender Anzahl geeigneter Lehrkräfte aussichtslos. Rechberg erwartet die Verwirklichung seines Planes einzig und allein vom König und von dem Ministerium; er scheint es darum vermieden zu haben weitere Kreise für sein Projekt zu gewinnen. Die Schriftstücke, die ich im Anhang mitteile, sind die einzigen aus dem ziemlich reichen Nachlaß Abels, die sich mit der Sache beschäftigen.

Interessant wie das Projekt sind die Motive, die Graf Rechberg hiefür beibringt; Motive, die natürlich vor allem auf den König wirken sollen und bei der Eigenart



des Königs auch wirklich den gewünschten Erfolg erzielten. Man muß sagen, Graf Rechberg hat dem König vieles aus der Seele gelesen.

Rechberg beginnt mit einer Verneigung vor dem König als „dem einzigen, den Katholizismus beschirmenden Monarchen im Süden". Der Ehrenname „Schirmherr und Protektor der Kirche" hat auf König Ludwig I. zu allen Zeiten einen besonderen Anreiz zu weitgehender Unterstützung katholischer Bestrebungen ausgeübt, namentlich seit den Kölner Wirren. Ich habe bereits einmal darauf hingewiesen, mit welch freudigem Stolz der König diesen Ehrennamen aus dem Munde des Papstes vernommen. Der Schirmherr der Kirche, so meint nun Graf Rechberg, möge auch Schirmer und Förderer des Katholizismus auf wissenschaftlichem Gebiete sein: eine katholische Universität in Würzburg solle der protestantischen Universität in Berlin das Gegengewicht halten.

Rechberg fügt einen zweiten Grund bei, der bei dem König Eindruck machen könnte: er ist dem staatsrechtlichen Gebiete entnommen. Durch eine rein katholische Universität „würden die hohlen staatsrechtlichen Theorien der politischen Neologen überwunden, würde der Grundsatz „der Monarch ist von Gott gesetzt", mithin das monarchische Prinzip, in den Gemütern der Jugend Wurzel schlagen, würde die alte Treue und Anhänglichkeit an Thron und Dynastie wieder erneuert." Offenbar denkt Graf Rechberg in diesem Zusammenhang an Vorgänge auf dem Landtag 1837, an jenen Versuch der Kammern auf Erweiterung ihrer Rechte, der auf den entschiedenen Widerspruch des Königs stieß. Eine rein katholische Universität würde nach Rechberg nun Ideen verfechten, die den hohlen staatsrechtlichen Theorien der politischen Neologen entgegengesetzt sind, also wohl den Ständestaat und einen gewissen königlichen Absolutismus hochhalten.

Ein dritter Grund, den Graf Rechberg angibt, begegnete ebenso Wünschen der katholischen Bewegung als Anschauungen des Königs: durch eine rein katholische Universität sollte



systematisch und dauernd der Rationalismus niedergehalten werden. Schon vor dem Ministerium Abel war der König besorgt und hatte zu verhindern gesucht, daß auf den Universitäten Rationalismus gelehrt werde.[1]) Die Errichtung einer rein katholischen Universität mit der Aufgabe, den Rationalismus dauernd zu überwinden, mußte darum seinen Beifall finden.

Das Projekt des Grafen Rechberg erhielt schon am 21. Mai die Billigung des Königs. Der König willfahrte der Bitte nicht bloß unter dem Eindruck rasch aufflackernder Stimmung. Weil ihm das Projekt Sache innerster Überzeugung geworden, hielt er mit der ihm eigenen Zähigkeit, wie verschiedene allerhöchste Signate beweisen, noch nach Jahren an dessen Grundgedanken fest: die Universitäten München und Würzburg galten ihm als katholische Universitäten, an denen die Anstellung protestantischer Professoren nur die Ausnahme bilden sollte. So lautet ein Signat aus dem Jahre 1838: „An der Universität München als einer vornehmlich katholischen soll namentlich bei der philosophischen Fakultät Verstärkung der katholischen Professoren eintreten, damit die protestantischen nicht die Oberhand haben." Ein Signat aus dem Jahre 1841: „München und Würzburg sollen katholische Hochschulen, Erlangen eine protestantische sein." Ein Signat aus dem Jahre 1845: „Erlangen ist eine protestantische Universität, München und Würzburg katholisch, bei welch beiden Katholiken als Professoren anzustellen sind. Darum aber nicht gesagt, daß nicht Ausnahmen von der Regel geschehen dürften."

Noch am 21. Mai 1838 erging an Minister von Abel die strenge königliche Weisung, „alle die Würzburger Universität betreffenden Anträge in diesem Sinn, auf Erreichung des Zweckes eingehend, zu stellen" d. h. bei Anstellung von Professoren die Rekatholisierung der Würzburger Universität im Auge zu behalten. Diese Weisung war verbunden mit einer gnädigen Anerkennung des von Minister Abel ver-

[1]) Sepp, Ludwig I. Augustus, 2. Aufl. S. 266.



tretenen neuen Systems. „Minister von Abels Grundsätze", bemerkte der König, „geben Mir die Gewißheit, daß es derselbe mit Freuden tue."

Der Minister versichert alsbald — überrascht durch die allerhöchste Mitteilung oder erfreut über einen beabsichtigten Erfolg — den König, „daß er mit innigster Freude und im treuen Einklang mit seinen eigenen heiligsten Grundsätzen den vorgezeichneten Zweck der Erhebung der Würzburger Hochschule zu einer katholischen im eigentlichen und vollsten Wortsinn — unverrückt festhalten und in möglichst kurzer Zeit und in der befriedigendsten Weise verwirklichen wolle". Zugleich aber erbittet er sich die allerhöchste Genehmigung auch an der Münchener Universität dem katholischen Prinzip jenes Übergewicht zu verleihen, welches demselben gerade an ihr als der Nachfolgerin der Universität Ingolstadt schon aus dem geschichtlichen Standpunkt gebühren dürfte. Die von Rechberg erwünschte Errichtung eines Knabenseminars und Übergabe des Gymnasiums an die Benediktiner oder an Weltgeistliche wolle er sofort in Beratung ziehen, er verspreche sich aber einen Erfolg erst dann, wenn ein neuer, tatkräftiger Bischof in Würzburg die Angelegenheit fördere.

Auch dieser zweite Plan — vielleicht nach der Meinung des Ministers noch vordringlicher oder wenigstens hic et nunc den Absichten des Ministers dienlicher —, die Bestärkung des katholischen Prinzips an der Münchener Universität fand alsbald die Zustimmung des Königs. „Dieser Wunsch, betreffend die Ludwig-Maximilians-Universität ist auszuführen", so bemerkt der König am 27. Mai 1838 zu dem Bericht des Ministers.

Und doch blieb das Projekt unausgeführt. Wohl hat Minister von Abel, gestützt auf die Weisung seines königlichen Herrn, die Berufung verschiedener ihm als geeignet erscheinender Professoren durchgesetzt — dazu werde ich noch einige Beiträge liefern —, aber grundsätzlich hat weder er noch viel weniger der König bei Berufung von Professoren der Gesinnung den Vorzug vor der Wissenschaftlichkeit gegeben.

Am Mangel geeigneter wahrhaft katholischer und wissenschaftlich hervorragender Lehrer scheint vor allem das Projekt gescheitert zu sein.

Anhang.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!

E. K. M. haben wiederholt einen Akt Allerhöchst Ihrer Gnade an dem durch mich empfohlenen Hofrate Markus auf eine so zarte und großartige Weise geübt, daß ich, bis zu Tränen gerührt, selbst auf die Gefahr hin, E. M. Ungnade über das Unschickliche meines gegenwärtigen Schrittens auf mich zu laden, es wagen mußte, meinen innigsten und ehrfurchtsvollsten Dank für die ihm gewordene Verleihung des Zivilverdienstordens Allerhöchst demselben ehrerbietigst auszudrücken.

Diese mit so herablassender Zartheit gepaarte Anerkennung der großen Verdienste dieses E. M. Gnade so würdigen Mannes hat allgemeine Freude unter den mit ihm in gleicher Richtung stehenden Professoren und unter seinen Zöglingen hervorgerufen. Sie wird sie ermutigen und erstarken, die von ihm betretene und vorgezeichnete Bahn zu verfolgen und sich nach seiner Lehre für das Leben auszubilden.

Die großartige Weise aber, mit welcher E. M. durch diese Gnadenbezeugung an den Repräsentanten der auf historischer Grundlage basierten religiös-monarchischen Richtung an der Hochschule, sich als den Beschützer dieses Prinzips ausgesprochen haben, wird die Opposition lähmen und allmählig jede fernere Reaktion erdrücken.

Nirgend ist ein solch' königlicher Ausspruch von größerer Bedeutung und von wichtigeren Folgen als gerade an einer Hochschule, wo diese Grundsätze und diese Richtung der Jugend erst bekannt gegeben und dann ihrem Gemüte, und wissenschaftlich begründet ihrem Verstande, für die Lebensdauer eingeprägt werden soll.

Dieser Ausspruch aber war in Würzburg von doppelt großer Bedeutung. Nicht bloß der Jugend, sondern vorzüglich der mehr oder minder großen Reaktion wegen, die schnell nach



meinem Abzug von dort von mehreren Professoren gegen Markus als den Vertreter jenes Prinzips in dem Wahne versucht wurde, meine Entfernung beraube ihn nun seines Haltpunktes und aller Stütze, hat des Königs Gnade Unendliches geleistet. Diese versuchte Reaktion wird nun durch den dem Hofrat Markus gewordenen königlichen Schutz — im öffentlichen wenigstens — gelähmt sein und fort dann werden der Neid und die Mißgunst, der Spott und die Verleumdung ihr Unwesen nur mehr im Geheimen und Finstern treiben. Soviel vermag des Königs Wort des Augenblicks! Mehr denn aller Seiner Diener jahrelanges Wirken.

Dieser Kampf, von den dem Indifferentismus und dem Unglauben hingegebenen Professoren gegen die Gutgesinnten geführt, ist derselbe, wie er in unserer Zeit allenthalben und in allen Ständen wieder gefunden wird. Politisch sind sie zwar deshalb nicht gefährlich (wie sie denn auch in den Bewegungsmomenten zu Würzburg ihre Anhänglichkeit an das monarchische Prinzip wenigstens dadurch betätigten, daß sie sich von den Liberalen fern hielten), allein Männer, die die Religion als ein Spielzeug der Weiber und der Dümmlinge oder höchstens als ein psychologisches Zwangsmittel für das gemeine Volk, also als ein Mittel zum Zwecke ansehen und in dem stolzen Übermut ihres kalten gemütlosen Verstandes sich weit erhaben über dem religiösen Prinzip dünken, Männer dieses Schlages werden diese Grundsätze der französischen und der nachäffenden deutschen Enzyklopädie auch in ihren Lehren propagieren. Lehre und Beispiel, die gefährlichsten Klippen für die studierende Jugend, ziehen diese magnetisch an; und jener Lehre folgt sie am liebsten, die ihrer Genußsucht, ihrer Sinnlichkeit, ihrem Freiheitsschwindel die wenigsten Schranken setzt.

Tief ergriffen von diesem großen Übel, von diesem, durch Lehre und Beispiel immer mehr und mehr um sich greifenden Unglauben unserer daran schwer erkrankten Zeit bildete ich mir während meines Wirkens in Würzburg eine schöne Idee als Heilmittel aus, die gewiß keine Utopie träumen und schaffen, sondern langsam und bedächtlich auf die Jugend einwirkend dem



Fortschreiten der Krankheit vorerst hemmend entgegentreten und diese dann ohne Krisen-Reaktionen — zu bewirken in der Zukunft gänzlich heilen soll. Ich wollte nämlich

> „durch allmählich an E. M. zu bringende Epurations- und Personalvorschläge Allerhöchstdieselbe bitten und zu vermögen suchen, die Hochschule Würzburg in eine rein katholische umzuwandeln.“

Wie E. M. als der einzige den Katholizismus beschirmende Monarch im Süden, dem Könige von Preußen, als Beschützer des Protestantism im Norden, das Gleichgewicht halten, so stünde das katholische Würzburg dem protestantischen Berlin gegenüber.

In Bayern, das drei Universitäten und darunter eine rein protestantische besitzt, möchte eine rein katholische absolutes Bedürfnis und dazu Würzburg die geeignetste sein, weil für München die große Anzahl wahrhaft katholisch gesinnter Professoren in langer Zeit wohl noch nicht zu finden sein dürfte.

An dieser katholischen Hochschule müßte dann, sowie jetzt in Berlin die christlich protestantische Lehre, die christlich katholische auf tief wissenschaftlicher Bildung in allen fünf Fakultäten basiert werden. Der Glaube würde dann nicht bloß hie und da ein empfängliches Gemüt ansprechen, sondern er müßte durch die ihm zu gebende historisch philosophische Begründung auch den Verstand mit der vollen Kraft der logischen Konsequenz auf eine Weise erfassen, daß die Jugend — zumal wenn gleichmäßig die praktische Übung dieser wissenschaftlichen Lehre auf Seite der Professoren vorleuchtete — ebenso gewiß und notwendig für die Dogmen des Katholizismus gewonnen würde, wie vor beinahe 40 Jahren meine Professoren mich und alle Zeitgenossen damals dem Indifferentismus oder dem Unglauben, ja dem Atheism' entgegen führten. Die Jugend schwört ja nicht höher als auf das Wort und die Tat ihrer Lehrer!

Auf solche Weise würde durch diese wissenschaftlich begründete Lehre dann auch der Grundsatz

> „Der Monarch ist uns von Gott gesetzt, mithin das monarchische Prinzip, ein in der katholischen Lehre enthaltenes, ein von Gott geheiligtes“



in den Gemütern der Jugend Wurzel schlagen, mit der Kraft des Verstandes erfaßt, in allen Ständen in das praktische Leben übertreten und in der künftigen Generation leicht die hohlen staatsrechtlichen Theorien der politischen Neologen und ihre Philosopheme bekämpfen und in ihr Nichts zurückführen.

Auf diese Weise wird es dann auch möglich den Zeitgeist — der von selbst, wie die Zeit, nicht zurückkehrt — zu bannen und ohne offene Reaktion vorzüglich durch die auf dieser Hochschule auf für das Lehrfach gebildeten Männer auf anderen Lehranstalten und überhaupt allgemein im Leben den alten Glauben, die alte Religiösität, die alte Liebe und Anhänglichkeit an Altar, Thron und Dynastie — die aus so manchen Ständen geschwunden sind — wieder allmählich zurückzuführen.

Auf dieselbe Weise endlich wäre auch für eine ferne Zukunft gesorgt, wenn je einst wieder die Hydra der sogenannten Aufklärung — wie sie vor 40 Jahren auf Wildlinge gepropft wurde — ihr Unwesen zu treiben anfangen sollte. Sie würde nicht, wie in der Vergangenheit, Wildlinge finden, nicht bloß die Einfalt des gemütlichen Glaubens zu bekämpfen und zu besiegen haben; sie würde schon die beginnende und heranwachsende Generation durch die wissenschaftliche Begründung der Glaubenslehre mit so tüchtigen Waffen ausgerüstet finden, daß die in das Mannesalter eingetretene Generation den Kampf gegen den Glaubensfeind ebenso kräftig zu bestehen imstande wäre, wie jetzt schon einige Zöglinge aus der christlich philosophischen Schule, das Einseitige, Unhaltbare und Unwahre der Kant'schen, Fichte'schen, Hegel'schen und Schelling'schen philosophischen Systeme siegreich bekämpfen.

Geruhten dann vollends E. M. eine zu errichtende Knabenerziehungsanstalt und das Gymnasium zu Würzburg entweder der Korporation des hl. Benedikt oder in deren Ermanglung ausgewählten Weltgeistlichen anzuvertrauen, so würde dadurch nicht nur der umgestalteten Universität in die Hände gearbeitet und ihre Aufgabe ihr erleichtert werden, sondern es sähe sich auch die elterliche Besorgtheit der gläubigen Untertanen E. M.



nicht mehr gezwungen, ihre Kinder dem Auslande und den dort so wohltätig wirkenden Jesuiten zuzuführen.

Möchten E. M. diese etwas breit gewordene Abschweifung von dem anfänglich nur beabsichtigten Danksagungsschreiben nicht ungnädig aufnehmen und dessen Inhalt einem ebenso für die unerschütterliche Treue und Ergebenheit für seinen königlichen Herrn wie für die innige und aufrichtige Hingebung für das religiöse Prinzip erglühenden Herzen gnädigst zu gut halten.

Ich geharre in allertiefster Ehrfurcht

E. K. M.

München, den 18. Mai 1838. alleruntertänigst treugehorsamster

Graf August Rechberg.

XXXII.

Der christliche Orient und die Katholiken deutscher Zunge.

Von Anton Baumstark.

(Schluß.)

3.

Was ist zu tun, um den deutschen Katholizismus zur Erfüllung seiner Zukunftsaufgaben im näheren Orient besser zu disponieren, als er heute leider zweifellos disponiert ist? — In allgemeiner Formulierung ist die Antwort mehr als leicht zu geben. Unter den Katholiken deutscher Zunge muß in weitesten Kreisen systematisch und mit allen denkbaren Mitteln das Interesse für den christlichen Osten geweckt werden.

Um wirklich weiteste Kreise zu erfassen, wird in erster Linie die katholische Tagespresse ihre Mitarbeit leihen müssen. Manches Eckchen „unter" und „über dem Strich", das bisher anderweitige Verwendung fand, ließe sich wohl der Sache



dienstbar machen. Vor allem im Rahmen der kurzen belehrenden und unterhaltenden Notizen des feuilletonistischen Teiles sollten das Orientchristentum, seine gegenwärtigen Verhältnisse, hervorragende Gestalten und Ereignisse seiner Geschichte, seine Liturgie und sein Volksbrauch einen gewissen Raum gewinnen. Möglichst häufige kürzere Hinweise wirken mehr als seltenere eingehendere Mahnungen zu einer werktätigen d. h. finanziellen Bekundung der Teilnahme für ein bestimmtes Gebiet kirchlicher oder nationaler Tätigkeit, obgleich auch derartige Werbeartikel in unserer Frage nicht zu entbehren wären. Es ist der Tropfen, was den Stein aushöhlt. Mindestens unsere führenden Blätter dürften sodann in Zukunft eine laufende Berichterstattung auch über kirchliche Dinge aus Konstantinopel, Beirut, Damaskus, Jerusalem, wenn irgend tunlich, auch aus Urmia und Mosul nicht vermissen lassen. Irgend ein Mitglied der betreffenden örtlichen deutschen Kolonie, das eine derartige naturgemäß nicht zu häufige Berichterstattung in anspruchsloser Form übernehmen könnte, wird sich bei einiger Bemühung wohl fast überall finden. Endlich wären geeignete Einzelthemen aus dem Gebiete der christlich-orientalischen Forschung der Leserwelt unserer größeren Zeitungen näher zu bringen. Ich habe schon vor dem Kriege seit Jahren in der „Kölnischen Volkszeitung" und in der „Wissenschaftlichen Beilage zur Germania" in diesem Sinne tätig zu sein gesucht. In der letzteren ist es mit großem Eifer auch K. Lübeck gewesen. Vermehrte Mitarbeit wäre hier dringend erwünscht.

Von bestehenden Zeitschriften könnten beispielsweise die alten vorzüglichen „Katholischen Missionen" des Herderschen Verlages nicht wenig nützen, wenn sie neben der Heidenmission auch den orientalischen Unionsbestrebungen bezw. dem Leben der unierten Kirchen des Orients in zunehmendem Maße ihre Aufmerksamkeit schenkten. Auch ihr junges bescheideneres Seitenstück, „Die Weltmission der katholischen Kirche", wäre dann in gleicher Richtung auszubauen. Ich würde sodann von einer sich etwa auf der Linie der fran-



zösischen Echos d'Orient haltenden deutschen Spezialzeitschrift für christlich-orientalische Dinge kaum eine unliebsame Konkurrenz für den Oriens Christianus befürchten, sondern weit eher hoffen, daß ein derartiges, im Vergleiche mit dem französischen vielleicht noch etwas populärer zu gestaltendes Organ durch das, was es an Werbearbeit leisten würde, schrittmachend auch für eine Hebung der Abonnentenzahl der streng wissenschaftlichen Fachzeitschrift wirken könnte.

Neben Zeitung und Zeitschrift hat die Serie gemeinverständlicher Einzeldarstellungen auf wissenschaftlicher Grundlage für das moderne allgemeine Bildungswesen hervorragende Bedeutung gewonnen. Für das erste speziell katholische Unternehmen dieser Art, die „Sammlung Kösel", habe ich mein Bändchen über „Die Messe im Morgenland" und Lübeck ein mich allerdings durchaus nicht in allerwegen befriedigendes Bändchen über „Die christlichen Kirchen des Orients" geliefert. Auch da wäre Weiteres wünschenswert. G. M. Dreves' Bändchen über „Die Kirche der Lateiner in ihren Liedern" schreit nach einem Seitenstück für die Kirchendichtung des Ostens, meine angeführte Schrift nach einem solchen über die orientalischen Breviere. Daneben verdiente die bei Lübeck sehr kurz weggekommene eigentliche Geschichte der christlichen Kirchen des Orients, über die man sich selbst in den besten kirchengeschichtlichen Lehr- und Handbüchern kaum genügend zu unterrichten vermag, die immer noch mit Vorliebe unzutreffend kurzer Hand als die „byzantinische" bezeichnete Kunst des christlichen Orients, sein Kirchenjahr, sein Folklore, die Topographie Jerusalems und ähnliches eine Behandlung, die diese Gegenstände noch in keiner der verwandten Sammlungen nichtkatholischer Verlage gefunden haben. Was die letzteren betrifft, so habe ich zu der ältesten und verdientesten von ihnen, der „Sammlung Göschen", zwei Bändchen über „Die christlichen Literaturen des Orients" beigesteuert, neben denen sie eine „Geschichte des byzantinischen Reiches" und eine „Geschichte der christlichen Balkanstaaten" von K. Roth aufzuweisen hat. Eine durch ihre

Eigenart sich besonders empfehlende Reihe stellen daneben „Voigtländers Quellenbücher" dar. Sie haben bereits zwei deutsche Palästinapilgerberichte und von K. Dieterich eine Sammlung von Übersetzungen aus Kodinos und dem Zeremonienbuche über „Hofleben in Byzanz" gebracht, die leider in Text und Anmerkungen manche recht störende Mängel hat. Eine Behandlung geeigneter Themen durch katholische Gelehrte würde also auch hier überall Unterkunft finden. Ich würde bespielsweise für die „Quellenbücher" eine kommentierte Übersetzung des unvergleichlichen Reiseberichtes der früher Silvia, jetzt meist Etheria genannten altchristlichen Orientfahrerin aus Südgallien oder Nordspanien empfehlen. Man könnte vor allem ihrer Beschreibung der gottesdienstlichen Feiern des Kirchenjahres im frühchristlichen Jerusalem heute auf Grund eines armenischen und eines georgischen Liturgiedenkmals in überraschendem Maße Farbe und Leben geben. Ich nenne, um ins katholische Lager selbst zurückzukehren, noch die trefflichen grünen Hefte, welche die „Allgemeine Vereinigung für christliche Kunst" unter dem Titel „Die Kunst dem Volke" herausgibt. Die Klöster und Kirchen des Athos, die Grabeskirche in Jerusalem und die Geburtskirche in Bethlehem, Byzantinische Mosaiken, die Gottesmutter, das Leben Jesu, die Eucharistie in der Kunst des christlichen Ostens wären Themen, deren Behandlung sich ihrem Programme ebenso gut einfügen würde als sie geeignet wären Teilnahme für den Mutterboden dieser künstlerischen Erscheinungen zu wecken. Auch an die heute in Moscheen umgewandelten alten Kirchen Konstantinopels, an Saloniki, dieses wunderbare Ravenna des Ostens, an die christlich-orientalische Buchmalerei ließe sich in diesem Zusammenhange denken.

Sollte sich sodann bei keinem katholischen Verlage der nötige Wagemut finden um zwei vollständig neue Gedanken zu verwirklichen, die ich hier erstmals in Anregung bringen möchte? Im einen Falle würde es sich um ein spezifisch christliches, näherhin vielleicht altchristliches Seitenstück zu



Dingen handeln wie den altbewährten „Berühmten Kunststätten" des Seemann'schen Verlags oder den von G. Biermann herausgegebenen „Stätten der Kultur". Man könnte einer derartigen Sammlung illustrierter Monographien etwa den Titel „Stätten christlicher Vergangenheit" oder „Stätten altchristlicher Kunst und altchristlichen Lebens" geben oder welchen anderen auch immer. Auf den Namen käme es ebensowenig an als auf die genaue zeitliche Umgrenzung des Stoffes. Das wesentliche wäre: in abgerundeter, von einem erstklassigen Abbildungsmaterial unterstützter Darstellung jeweils einen bestimmten örtlich bedingten Ausschnitt aus dem religiös-kirchlichen Leben der Vorzeit sich von dem Hintergrunde der Denkmäler seines Schauplatzes abheben zu lassen. Die Katakomben Roms würden natürlich an der Spitze stehen. Dann aber würde ganz von selbst der Orient eine beherrschende Stellung einnehmen. Das altchristliche Jerusalem mit seinen nach der literarischen Überlieferung und den monumentalen Resten zu neuem Leben zu erweckenden Sakralbauten, dem Glanze ihrer an der Hand der Monzeser Ampullen und ähnlicher Denkmäler zu rekonstruierenden Mosaiken, seinem Wallfahrtstreiben und der ergreifenden Großartigkeit seiner Gottesdienste; eine entsprechende Behandlung des byzantinischen Konstantinopel; die Heimstätten des alten ägyptischen Mönchtums in der Natronwüste und der Thebais; die durch C. M. Kaufmann aufgedeckte Menasstadt, die als ein frühchristliches Lourdes Gelegenheit böte, an einem typischen Beispiele das Leben der christlichen Gnadenorte spätantiker Tage vorzuführen, — das alles wären Vorwürfe, deren wahrhaft plastische Durcharbeitung einer packenden Wirkung sicher sein und auch geschäftlich dem Verleger die Kosten der unerläßlichen würdigen Ausstattung reichlich lohnen dürfte. Für den christlichen Osten aber könnte kaum etwas mehr erwärmen als solche durch Wort und Bild eröffnete möglichst unmittelbare Einblicke in seine große Vergangenheit.

Auch hier käme immerhin der christliche Orient nur im



Rahmen einer umfassenderen Serienpublikation zur Geltung. Eine ihm ausschließlich gewidmete würde eine Folge gemeinverständlicher Monographien über die einzelnen orientalischen Kirchen bilden. Die unierten Kirchen wären, wenigstens im allgemeinen, getrennt von den entsprechenden unabhängigen Kirchengebilden, selbständig wären auch die syrischen Jakobiten und Nestorianer, vielleicht sogar die einzelnen orthodoxen Patriarchate und jedenfalls die einzelnen nichtgriechischen orthodoxen Nationalkirchen zu behandeln. Auf einem Raume von höchstens etwa 10 Bogen eines handlichen Taschenformats wäre jeweils über Geschichte, Verfassung, gegenwärtige Verhältnisse, Kultus und Disziplin der betreffenden Kirche Aufschluß zu geben. Neben strengster Zuverlässigkeit der Angaben wäre besonders eine in innerer liebevoller Anteilnahme am Gegenstand wurzelnde herzliche Wärme der Darstellung erforderlich. Daß diese nicht in bewußte Schönfärberei ausarten dürfte, ist selbstverständlich. Ebenso entschieden müßte aber gegenüber den Nichtunierten jede Herbheit des Tones, wie sie bei der Gesamtdarstellung Lübecks die Wirkung stark beeinträchtigt, jedes einseitige, polemisch gerichtete Hervorkehren von Schwächen und Verfallserscheinungen der Gegenwart vermieden werden. Auch hier wäre vielmehr nachdrücklich das Große und Bedeutsame der Vergangenheit herauszuarbeiten. Ich denke beispielsweise an die Verdienste der Syrer um die Vermittelung des Erbes antiker Wissenschaft an den Islam, an die bis nach China betätigte Missionsarbeit speziell der syrischen Nestorianer, an die Heldenkämpfe der Armenier für ihr Volkstum und ihren Glauben, an literarische und künstlerische Leistungen, an die Blüte des Mönchtums und die Bestände der Klosterbibliotheken, an die Beziehungen zum Frankentum der Kreuzfahrerzeit und an die um des Christennamens willen ertragenen Verfolgungen.

Ein letztes literarisches Mittel zur Weckung des Interesses am christlichen Osten, das ich vorzuschlagen wüßte, stände nicht im Gefüge irgend einer „Sammlung". Was

am unmittelbarsten zum katholischen Herzen spricht, ist die eigentümliche Großartigkeit seiner Liturgie. Wir vermögen diese in Deutschland nicht durch persönliches Verfolgen der liturgischen Handlung mitzuerleben, wie dies etwa in Rom der Gottesdienst der einzelnen orientalischen Kollegien und die alljährlich während der Epiphanieoktav in der Kirche S. Andrea della Valle veranstaltete Feier einer täglichen Begehung des hl. Opfers in einem anderen orientalischen Ritus ermöglicht. Nur ein derartiges Miterleben würde aber einer Verdeutschung ganzer orientalischer Liturgien eine volle Wirkung sichern. Auf einem anderen Wege als durch eine solche müßte daher wohl der unvergleichliche Schatz morgenländischer gottesdienstlicher Rede weiteren katholischen Kreisen deutscher Zunge vertraut gemacht werden. Wir besitzen seit kurzem die vorzügliche als praktisches Andachtsbuch angelegte Sammlung „Deutsche Gebete" eines pseudonymen Br. Bardo. Sie hat nach Ausweis der Kritik und des buchhändlerischen Erfolges verdienten Anklang gefunden. Ich möchte sie als eine Vorbild für eine entsprechende Auswahl von Übersetzungsperlen aus orientalischer Liturgie empfehlen. Zum Gebrauche bei der häuslichen Andacht und bei der Teilnahme am Gottesdienste des eigenen abendländischen Ritus zusammengestellt, hätte sie die schönsten und ergreifendsten Texte, aus ihrem ursprünglichen fremdartigen Zusammenhange gelöst, in neuer Anordnung zu bieten, den Geist und das Wort morgenländischer Frömmigkeit unmittelbar der deutschen dienstbar zu machen, uns zu befähigen, in Not und Bangen, Gottessehnsucht und Gottesfreude des eigenen Herzens eigenste Sache mit der Zunge des Ostens zu führen.

In den Dienst weiterer Verbreitung einer Bekanntschaft und Sympathie mit dem Orientchristentum wird sich sodann auch unser weitverzweigtes deutsches katholisches Vereinswesen zu stellen haben. Belehrende Vorträge sind eine der wertvollsten und wichtigsten Veranstaltungen, die es den Angehörigen seiner verschiedenen Gebilde bietet. In solchen



müßte man, sobald auch hier das Kriegsende die Wiederaufnahme der vollen Friedenstätigkeit gestattet, einschlägige Themen zu behandeln beginnen und immer häufiger und immer gründlicher behandeln.

Woher sollen aber zur Ausführung aller hier gemachten Vorschläge die erforderlichen sachkundigen Kräfte kommen? — Auf Grund des heutigen akademischen Studienbetriebes werden sie nicht ohne ziemliche Schwierigkeit zu gewinnen sein. Bereits ist denn auch erkannt worden, daß die Zeit nach dem Kriege eine ganz neue Berücksichtigung der christlich-orientalischen Studien zunächst im Schoße deutscher katholischer Theologenfakultäten erheischen wird. In Münster ist ein eigener theologischer Lehrstuhl für orientalische Kirchenkunde geschaffen worden. Sogar zwei derartige Lehrstühle soll die theologische Fakultät der Universität Wien besitzen. Damit ist aber keineswegs alles getan. An jeder theologischen Fakultät und in jedem einer solchen gleichgestellten bischöflichen Priesterseminar sollte den künftigen katholischen Priestern des deutschen Sprachgebiets Gelegenheit geboten werden von irgend einer Seite dem christlichen Orient näher zu treten. Ein, wäre es auch nur wöchentlich einstündiges Kolleg über ihn müßte auch da, wo eine eigene christlich-orientalische Professur nicht besteht, gehört werden können. Es könnte je nach den örtlichen Verhältnissen seine Geschichte, seine Liturgie, seine Kunst, seine Literaturen oder sein Recht zum Gegenstande haben und demgemäß der Kirchenhistoriker oder der Kirchenlichter, ein Exeget oder der Vertreter von Patrologie, Liturgik oder christlicher Archäologie und Kunstgeschichte die Mühe der Sache auf sich nehmen. Zur Erlernung der einen oder anderen Sprache des nichtgriechischen christlichen Orients wird daneben wohl überall ein Exeget den jungen Theologen Gelegenheit bieten können. Wo das nicht der Fall sein oder nicht als wünschenswert erscheinen sollte, würde es die tunlichste Begünstigung erfahren müssen, wenn möglichst viele von ihnen die in der philosophischen Fakultät gebotene Gelegenheit zu orientalischen Studien benützten.



Aber auch hier müßte manches sich ändern, damit der akademische Betrieb vollauf der Natur deutscher Zukunftsaufgaben im vorderen Orient entspräche. Was als orientalische, beziehungsweise — worauf die Dinge praktisch gewöhnlich hinauslaufen — als semitische „Philologie" im Rahmen unserer philosophischen Fakultäten steht, krankt zunächst ganz allgemein an einer linguistischen Einstellung. Es ist weit mehr Sprachunterricht als wirkliche *φιλολογία* in dem weiten und reichen Sinne, den der große Alexandriner Eratosthenes mit dem von ihm in die wissenschaftliche Terminologie eingeführten Worte verband. Wer das Studium der „Orientalia" mit demjenigen der klassischen Philologie vereinigte, hat das am schärfsten empfunden. Nun ist allerdings nicht zu verkennen, wie grundverschieden die Vorbedingungen der akademischen Lehrbetätigung hier und dort sind. Die elementaren Sprachkenntnisse, die für Latein und Griechisch der klassische Philologe bei seinen Hörern bereits vorfindet, muß der Orientalist, abgesehen etwa vom Hebräischen, bei ihnen erst schaffen. Aber diese Seite derselben nimmt nun doch innerhalb seiner Gesamttätigkeit als Lehrer einen durchweg verhältnismäßig zu großen Raum ein. Auch bei der Lektüre und Interpretation von Texten, in der das wenigstens für Arabisch und Syrisch wohl zweisemestrige Kolleg sprachlichen Unterrichts seine Fortsetzung zu finden pflegt, ist Auswahl und Behandlung meist durchaus grammatisch-linguistisch orientiert. Selbst in der Schule eines Meisters wie A. Socin habe ich mich seinerzeit auf den Rat des verehrten Lehrers in arabischer und syrischer Literaturgeschichte für das Rigorosum an der Hand der einschlägigen Artikel der Encyclopaedia Britannica vorbereitet! Das war in Leipzig im Jahre 1894. Heute verfügen wir über nicht wenige ungleich bessere oder doch jedenfalls bequemere literarische Hilfsmittel. Aber die Verhältnisse des mündlichen Unterrichtsbetriebes haben nach Ausweis der Vorlesungsverzeichnisse keine allzuwesentliche Änderung erfahren.

Geh. Hofrat C. Bezold in Heidelberg hat der Druck-



ausgabe einer von ihm am 22. November 1916 gehaltenen lichtvollen Rektoratsrede über „Die Entwicklung der semitischen Philologie im Deutschen Reich" eine statistische Zusammenstellung über die seit der Reichsgründung in Deutschland gehaltenen semitistischen Vorlesungen beigegeben. Er bucht dabei unter dem Stichwort „Realien" alles, was über sprachliche Unterweisung und Interpretation von Texten hinausgeht. Die Rubrik weist für das klassische Arabisch 265, für Vulgär-Arabisch 70, für Syrisch 65 Nummern auf gegenüber von jeweils 3914, 623 bezw. 1525 sprachlichen und Interpretationskollegien. Für das Alt-Äthiopische fällt sie vollständig aus, während beim Babylonisch-Assyrischen das Zahlenverhältnis ein merklich besseres ist, soferne doch wenigstens auf 1054 Sprach- und Interpretationskollegien 274 Realienvorlesungen kommen. In rund 90 Semestern war es an deutschen Universitäten nur 16 mal möglich eine Vorlesung über die Gesamtheit der semitischen Literaturen, 32 mal eine solche über arabische, 19 mal eine solche über syrische, 5 mal eine solche über babylonisch-assyrische Literatur zu hören und doch würde naturgemäß selbst bei sehr enger Fassung des Philologiebegriffes eine literaturgeschichtliche Unterweisung die unentbehrlichste Ergänzung der rein sprachlichen bilden.

Eine zweite Eigentümlichkeit unseres akademischen Studienbetriebes der semitischen Philologie ist die zunächst natürlich auch wieder keineswegs unbegründete überragende Stellung, die innerhalb desselben das Arabische einnimmt und der auf dem Gebiete der „Realien" eine besondere Berücksichtigung des Islams mit Notwendigkeit entspricht. Ein wirksames Gegengewicht hat sich demgegenüber aus dem Aufblühen der babylonisch-assyrischen Studien ergeben, die vielfach, wo nicht durch eine eigene ordentliche Professur, so doch durch einen eigenen Dozenten vertreten sind. Auch hier sind die auf Grund der Bezoldschen Statistik bereits angeführten Zahlen lehrreich genug für das Maß, in welchem bei dieser Sachlage zwischen mohammedanischem und altem



Orient der christliche zu kurz kommt. Einige weitere Feststellungen werden in dieser Hinsicht ein übriges tun. Von den durch Bezold gezählten Vorlesungen hatten 106 Entstehung, Lehren und Kulturgeschichte des Islams, 80 Leben und Lehre seines Stifters, 10 mohammedanisches Recht und 16 die Geschichte des Chalifats, 139 Geographie und Geschichte des alten Orients im allgemeinen, 90 babylonisch-assyrische Chronologie, Geographie und Geschichte, 52 allgemeine semitische Religionskunde, 23 die Religion der Babylonier und Assyrier, 83 das „Babel-Bibel“-Problem und 2 sogar die Kultur der altarabischen Heidenzeit, keine einzige hatte die Kirchengeschichte des christlichen Orients oder irgend eine Erscheinung seines kultisch-religiösen Lebens zum Gegenstande. Neben 4 Vorlesungen über islamische und 13 über babylonisch-assyrische steht ebenso keine einzige über christlich-orientalische Kunst. Unter den in Interpretationskollegien behandelten syrischen und äthiopischen Texten befindet sich kein einziger liturgischer. Orientalische Kirchengeschichte, Verfassung, Liturgie und Disziplin der orientalischen Kirchen sind denn in der Tat „Realien“ im engeren Sinne dieses Wortes, deren Unkenntnis sich mitunter an sonst vorzüglichen Arbeiten selbst führender Forscher bitter rächt. Ich könnte auf Sachaus Katalog der syrischen Handschriften der Königlichen Bibliothek in Berlin verweisen, der unter dem Gesichtspunkte des Liturgischen fast völlig versagt. Noch schlimmer als für das syrische und das abessinische liegen die Dinge für das nichtsemitische Christentum des eigentlichen d. h. nicht gräco-slawischen Orients. Das Koptische fällt als ein Anhängsel der Ägyptologie zu. Zur Erlernung des Armenischen wird nur selten, zur Erlernung des Georgischen so gut wie keine Gelegenheit geboten. Von koptischer, armenischer oder georgischer Kirchengeschichte, Literatur, Liturgie und Kunst als möglichen Gegenständen akademischer Vorlesungen wird man unter diesen Umständen von vornherein absehen.

Daß tatsächlich eine Verschiebung der hiermit gekenn-



zeichneten Sachlage zu Gunsten des christlichen Orients im allgemeinen so bald eintreten sollte, ist nun allerdings kaum zu hoffen, so sehr es wünschenswert wäre. Die augenblickliche politische Weltlage hat bisher an unseren Universitäten lediglich ein rapides Anwachsen des türkischen Sprachstudiums erzeugt. Um so mehr sollte auf die christlich-orientalischen Studien, wenigstens bei einer akademischen Neugründung auf deutschem Sprachgebiete Rücksicht genommen werden. Einer solchen dürften wir in absehbarer Zukunft in Salzburg entgegengehen. Hier war seit langem die Errichtung einer freien katholischen Universität ins Auge gefaßt. Diejenige einer staatlichen läßt nunmehr eine bestimmte Zusage Kaiser Karls erwarten. Daß immerhin auch bei ihrer näheren Ausgestaltung Bedürfnisse gerade des Katholizismus in gewissem Masse berücksichtigt würden, wäre ebenso denkbar als sachgemäß. An der Grenze der beiden Kaiserreiche gelegen, würde die neue Hochschule sowohl nach Deutschland hin als in Österreich selbst ihre Anziehungskraft auszuüben vermögen. So erscheint sie als der gegebene Boden, auf dem einmal die Vertretung der orientalischen Studien innerhalb der philosophischen Fakultät in einer Weise gestaltet werden könnte, vermöge deren sich hier ein Brennpunkt für die gesamte Belebung des Interesses am christlichen Osten unter den Katholiken deutscher Zunge ergäbe. Sollten etwa für zwei orientalistische Professuren die Mittel bereitgestellt werden, so könnte die eine derselben geradezu ausschließlich in den Dienst christlich-orientalischer Studien gestellt werden. Sollte man sich, wie es ja an den meisten Universitäten Deutschlands und Österreichs der Fall ist, mit einem einzigen Lehrstuhle begnügen müssen, so ließe sich mindestens dafür Sorge tragen, daß derselbe einmal vorwiegend ein Hort jener anderwärts in den Hintergruud tretenden Studien würde. In welcher Weise dies geschehen könnte, hinge natürlich stark von der Besetzung des Lehrstuhles ab. Unbedingt notwendig wäre aber wohl jedenfalls eine kräftigere Betonung der „Realien“ im Sinne der



Bezoldschen Statistik gegenüber dem bloßen Sprachunterricht, die Einbeziehung auch der orientalischen Kirchengeschichte und Liturgik in den Kreis der hierbei zu berücksichtigenden Stoffe und eine Ausdehnung auch des Sprachunterrichtes wenigstens auf die eine oder andere nicht semitische Sprache des christlichen Ostens, wie anderen Orts vom Semitisten wohl das Neupersische oder Türkische mitvertreten wird. Von dem Erfolge eines in diesem Sinne gemachten Versuches wäre dann im Laufe der Zeit vielleicht eine Rückwirkung auch auf andere Universitäten zu erhoffen. Erst eine solche würde natürlich dem an einem einzelnen vorgeschobenen Punkte zu machenden Anfang seine volle Bedeutung geben. Inzwischen würde schon dieser in Verbindung mit anderen Mitteln einer Beeinflussung der öffentlichen Meinung in der Richtung auf eine Mobilmachung des Deutschtums für den christlichen Orient und damit der Gewinnung des Orientchristentums für die geistige Einflußsphäre der Mittelmächte wirkungsvoll genug werden können.

Dessen aber sollte man sich unbedingt bewußt sein, daß alles, was heute in jener Richtung etwa versäumt würde, sich kaum jemals wird nachholen lassen. Das mag auch die Dringlichkeit des gegenwärtigen Mahnrufes entschuldigen. Möchte es seinem praktischen Widerhall nicht abträglich sein, daß er aus der bescheidenen Gelehrtenstube eines ohne jeden persönlichen Erfolg unentwegt im Dienste einer wissenschaftlichen Sache Arbeitenden kommt.



XXXIII.

Habsburgs Gefährdung.

Neben der jeden Freund der Habsburgischen Monarchie betrübenden steigenden Verwirrung der parlamentarischen Verhältnisse in Oesterreich ist auch in Ungarn mit der Rekonstruktion des Kabinetts Wekerle und der Bildung einer neuen Regierungspartei ein höchst bedenklicher Umschwung in der bisherigen Auffassung des Dualismus eingetreten.

Schon als Wekerle die Nachfolge des Grafen Esterházy sine beneficio inventarii, unter Übernahme der überaus heterogenen Gesellschaft des Wahlrechtkabinetts und seines Wahlrechtprogrammes übernahm, war die als captatio benevolentiae angesehene Ankündigung einer großen Selbständigkeit des ungarischen Teiles der gemeinsamen Armee mit Verwunderung, in Oesterreich mit starkem Kopfschütteln aufgenommen worden. Die Bedenken nahmen zu, als sich die Gerüchte über feste Versprechungen der Krone nach dieser Richtung verdichteten. Gegen Jahresschluß schien die selbständige ungarische Armee, die bis dahin „nur ein Programmpunkt der vom Ministerpräsidenten Dr. Wekerle zu bildenden neuen Regierungspartei" sein sollte, der Realisierung beträchtlich näher gekommen zu sein. Wenn auch schon das Unterbleiben der Neujahrsrede Wekerles den Schluß gestattete, daß noch nicht alle nationalpolitischen Blütenträume vom Ausbau des Dualismus und der Parität nach dem Rezepte des Grafen Albert Apponyi schon fertig gereift sind, hat doch der äußerlich am stärksten hervortretende Hauptanreger der neuen Parteibildung, Graf Julius Andrássy, in der Beantwortung der Neujahrsbegrüßung seiner Partei neben wertvollen Thesen über die Notwendigkeit großer Wirtschaftsgebiete und der einheitlichen Leitung, einheitlichen Ausrüstung und einheitlichen

Ausbildung der Wehrkraft der Monarchie die Ausnützung der von niemand bestrittenen militärischen Tugenden der magyarischen Nation durch die Errichtung einer nationalen ungarischen Armee als nahe bevorstehende Errungenschaft hinstellen zu dürfen geglaubt, wenn nicht, wie ein magyarisches Blatt sagte, eine unerwartete Überraschung eintritt.

Gar nicht überraschend würde es aber gewesen sein, wenn man in Oesterreich dasselbe Interesse für die Lehren des Krieges an den Tag gelegt hätte, wie von Seiten der magyarischen Parlamentsparteien. Denn wenn auch durch Aufrechterhaltung der einheitlichen Leistung, Ausrüstung und Ausbildung zweier getrennter Heere statt einer gemeinsamen Armee die kriegsherrlichen Majestätsrechte gewahrt bleiben sollen, so darf doch nicht vergessen werden, daß in Bezug auf die materielle Seite der Ausrüstung und Verpflegung die Steuerzahler und Volksvertreter in Oesterreich ebenso mitzusprechen haben wie in Ungarn, wenn schon der Gedanke der Monarchie an den hiezu in erster Linie berufenen Stellen keine Verteidiger mehr finden sollte. Zu organisatorischen Änderungen sind, wenigstens soweit der Kostenpunkt in Frage kommt, übereinstimmende Beschlüsse der beiden Delegationen notwendig. Man durfte hoffen, daß sich in der österreichischen Delegation doch wohl Männer finden würden, welche auf die durchaus nicht allein aus militärischen Gesichtspunkten zu beurteilenden Konsequenzen einer Teilung der Armee hinweisen werden.

Das ist nun zwar geschehen, aber nicht in genügend entschiedener Weise und doch nur als immerhin dankenswerte Einzelinitiative einiger weniger Delegierten.

Die Vertretung der materiellen Interessen, welche bei der Ausrüstung und Verpflegung der Armee in Frage kommen, deren Berechtigung man den Oesterreichern ja doch zubilligen muß, ist ja bisher ebenfalls berechtigter-, wenn auch nicht immer zweckmäßigerweise auch von ungarischer Seite stets geübt worden, ganz neuerlich auch im Heeresausschusse der ungarischen Delegation, und sie wird bei Festhaltung der



Gemeinsamkeit der Armee auch in Hinkunft stets betätigt werden können. Der Eifer und die Energie der ungarischen Delegierten ist in dieser Beziehung den Oesterreichern meistens überlegen gewesen.

Zum Schlusse des Jahres hatte man sich in den Kreisen des Magyarentums schon in die Gewißheit hineingelebt, die Teilung der gemeinsamen Armee, die Einführung der magyarischen Kommandosprache, um deretwillen die Opposition ein Jahrzehnt lang Obstruktion getrieben und der Armee die notwendige Entwicklungsmöglichkeit verweigert hatte, die aber von Kaiser Franz Joseph als unbeugsamem Verteidiger der Einheit der Armee durch erstaunliche Zähigkeit immer wieder vereitelt worden war, sei als unwiderrufliche Entscheidung zu betrachten. Und auch der von österreichischer Seite versuchte Widerstand gegen dieses Attentat auf die Großmachtstellung der Monarchie schien bei dem Gedanken zu erlahmen, daß die Krone in dieser Frage sich bereits auf den magyarischen Standpunkt gestellt habe.

Da kam im Anfang Jänner die auffallende Wendung, daß auf einmal alle großen Wiener Blätter gegen diese Lösung der militärischen Frage Stellung nahmen, und dadurch hat sich die Möglichkeit weiteren Widerstandes ergeben.

Inzwischen haben aber Ministerpräsident Wekerle mit Graf Andrássy den Plan einer einheitlichen Regierungspartei durch Verschmelzung der Verfassungspartei und der „Achtundvierziger Unabhängigkeitspartei“ zur „Achtundvierziger Verfassungspartei“. durchgeführt und mit einer Rekonstruktion des Ministeriums verbunden. In der Sitzung des Abgeordnetenhauses, in welcher sich das neue (fünfte) Ministerium Wekerle vorstellte, entwickelte der Ministerpräsident das Regierungs- und Parteiprogramm, das unter Festhaltung der (angeblich) demokratischen Wahlreform als Hauptpunkt die Schaffung einer vom König im Prinzip genehmigten besonderen ungarischen Armee mit eigenem Ministerium hinstellte, welche nationale Errungenschaft es der Apponyigruppe der Unabhängigkeitspartei mit Ausnahme

weniger Mitglieder ermöglichte ihre staatsrechtliche Sonderstellung aufzugeben.

Das Aufgeben des bisherigen personalunionistischen Programmes seitens der Apponyipartei, wodurch Andrássy die Möglichkeit einer parlamentarischen Wechselwirtschaft ohne Erschütterung des Verhältnisses zu Österreich herbeizuführen hofft, wird wohl zu günstig eingeschätzt, weil die nunmehr in Opposition getretene Károlyipartei das staatsrechtliche Erbe Kossuths als alleinige Unabhängigkeitspartei antreten wird. Erkauft ist dieser relative Vorteil für die Stabilität der politischen Beziehungen um einen hohen Preis durch das nunmehrige schrankenlose Vorwalten der chauvinistischen Tendenzen Apponyis, das ohne Zweifel auch die ungarländischen Deutschen auf dem Gebiete der Schule und Kirche ebenso zu spüren bekommen werden wie bisher schon die Rumänen. Ein wesentlicher Schritt zum Besseren ist von der in der Programmrede Wekerles angekündigten Vertiefung des wirtschaftlichen Verhältnisses zum Deutschen Reiche zu erwarten, zu deren entschiedensten Vorkämpfern der neue Handelsminister Szterényi gehört, der hierin übrigens vollständig Hand in Hand mit Weckerle geht. Abgeschwächt wird die gute Wirkung allerdings durch die scharfe Betonung der Selbständigkeit der ungarischen Handelspolitik. [Gegenüber Oesterreich.] Inwieweit aber die Bindung des wirtschaftlichen Verhältnisses zum Deutschen Reich mit voller Ungebundenheit bezüglich des Ausgleichs mit Oesterreich vereinbar sein wird, dürfte wesentlich von der richtigen Einsicht in Deutschland abhängen, auf keinerlei Vereinbarungen mit Ungarn über den Kopf Oesterreichs hinweg einzugehen. In der Armeefrage hat Wekerle neben einem überaus bedenklichen Programme vollständiger organisatorischer Teilung der gemeinsamen Arme doch die definitive Lösung nach dem Kriege von einer Einigung mit der österreichischen Regierung abhängig gemacht, also — obwohl die Sache nur die ungarische Nation und den König angehen soll — auf die einzig vernünftige Grundlage gestellt, die nicht schon 1867 be-



treten zu haben der verhängnisvolle Grundirrtum des Dualismus ist.

Daß Tisza, abgesehen von der Frage der Wahlrechtserweiterung, bezüglich welcher er auf die Möglichkeit eines Kompromisses hinwies, und abgesehen von seinen Vorbehalten, betreffs der Bodenpolitiksvorschläge und der Wahrung der Vorteile seiner Übereinkunft mit Clam-Martinitz beim wirtschaftlichen Ausgleich mit Oesterreich, sich das Programm Wekerles zu eigen machte, läßt auf eine Annäherung der Arbeitspartei an die neue Regierungspartei schließen. Vorläufig hat allerdings Apponyi im Namen des Kabinetts jedes Feilschen auf dem Gebiete der Wahlrechtserweiterung abgelehnt.

Aber die einstigen Gegner eines demokratischen Wahlrechtes werden sich schon irgendwie zusammen finden, da ja sowohl die neue Regierungspartei — eine Minorität von nur 100 Köpfen — als die ihre Majorität zähe festhaltende Arbeitspartei Neuwahlen während des Krieges vermeiden wollen.

Wenn nun auch die Erfüllung der über das unter gemeinsamer Mitwirkung von Apponyi, Andrássy und Tisza zustande gekommene Neunerprogramm noch weit hinausgehenden militär-politischen Forderungen im Programm der neuen Regierungspartei erst für die Zeit nach dem Kriege in Aussicht gestellt wird, so ist doch schon die Aufwerfung dieser Lebensfrage der Monarchie während des Krieges eine schwere politische Versündigung an dem von der pragmatischen Sanktion aufgestellten Prinzip der gemeinsamen Verteidigung und ist, wenn auch nicht staatsrechtlich, so doch politisch fast auf eine Linie mit der Forderung des tschechisch-slovakischen Staates zu stellen. Es ist der reine Hohn auf Übereinstimmung von Wesen und Bezeichnung, wenn an die Stelle der Bezeichnung „gemeinsame Armee" der Ausdruck „einheitliche Armee" gesetzt werden soll.

Aber zweifellos haben die von der Krone gegebenen wahrscheinlich nicht genau präzisierten, in ihrer Tragweite



wohl nicht erkannten und magyarischerseits vermutlich den eigenen Wünschen entsprechend extensiv aufgefaßten Versprechungen den inzwischen in Österreich und insbesondere auch in den Kreisen der Armee gewachsenen Widerstand gegen die Zerstörung der Einheit der Armee schwieriger gestaltet. Aber dieser Widerstand setzt ein und wird organisiert werden. Und die Hoffnung ist nicht ganz unberechtigt, daß er den drohenden, wenn auch nicht klar ausgesprochenen Schritt zur Personalunion zu einer capitis diminutio der Dynastie doch noch zu verhindern im Stande sein wird.

Man spricht diesseits und jenseits der Leitha viel von den großen Veränderungen, die der Krieg zur Folge haben müsse. Gewiß wird es solche geben. Der Krieg hat viele Mängel und Fehler aufgedeckt. Aber das Wesen des Verhältnisses zwischen Österreich und Ungarn kann und darf sich nicht verändern, mag auch dem zum Überdruß breit getretenen Schlagwort: „dualistisch und paritätisch" alles Mögliche und Unmögliche unterschoben werden. Jede dem Wesen dieses Verhältnisses widersprechende Maßregel, sonach auch die Teilung der Armee, des Zollgebietes, der Notenbank, kann nur Schaden stiften und nicht von Bestand sein. Die Politik des ungarischen Globus kann und wird nicht über die Gesetze weltpolitischer und weltwirtschaftlicher Entwicklung siegen, auch wenn der mitteleuropäische Gedanke als sonderbar bezeichnet, als utopistisch verhöhnt wird. So wie sich Österreich-Ungarn in das hoffentlich friedliche neue europäische Staatensystem wird einfügen müssen und wohl auch wollen, so wird sich auch Österreich und Ungarn in der Monarchie wieder zu höherer Einheit zusammenfinden müssen, selbst wenn sie für einen Augenblick verloren gehen sollte, was ja hoffentlich verhindert werden wird, wenn auch die Achtundvierziger Verfassungspartei mit ihren Führern Apponyi, Andrássy und Wekerle darüber in Trümmer gehen sollte.

Wenn aber dem Reiche der Habsburger der schwere Schlag nicht erspart bleiben würde, zu einem losen Bunde



zweier, eventuell mit dem Hinzutritt Polens dreier Mittelstaaten herabzusinken und wenn auch das Verhältnis Polens zu den bisherigen zwei Reichshälften sich in anderer Weise gestalten würde, müßte der Doppelname „Österreich und Ungarn“ oder vielleicht „Ungarn und Österreich“ als richtiger für die Bezeichnung der ihres bisherigen Charakters entkleideten Monarchie betrachtet werden als „Österreich-Ungarn“. Daß aber das von ungarischer Seite geäußerte Verlangen, es möge, ein Jahr nach dem Hinscheiden des ruhmreichen großen Herrschers Franz Josef, sich jedermann in der Monarchie dessen Devise: Viribus unitis zu eigen machen, infolge eines unrichtigen Weges zu diesem Ziel keine Erfüllung finden kann, sondern zum Triumphe für die Feinde der Monarchie und zum Schaden ihrer Bündnisse und Bundesgenossen in sein Gegenteil verkehrt werden muß, wird sehr bald der ganzen Welt klar werden, soweit sie nicht mit der von Apponyi, Andrássy, Tisza und Wekerle repräsentierten und, wie es scheint, jetzt maßgebenden Kreisen erfolgreich suggerierten, früher aber nie bis zum Begründer und Träger der Devise gedrungenen Mentalität behaftet ist.

XXXIV.

Osteuropäische Probleme.

Mit der Ukraine, dem wertvollsten und mächtigsten Gebiet des europäischen Rußland, haben die Mittelmächte am 9. Februar 1918 Frieden geschlossen, dagegen ist zwischen Deutschland und Rußland der Waffenstillstand am 18. Februar abgelaufen und der Kriegszustand wieder eingetreten, nachdem die Bolschewikiregierung Rußlands sich geweigert hat einen Frieden zu vereinbaren.

Warum ist der Friede mit Rußland nicht zustande gekommen? Alle die endlosen Diskussionen in Brest-Litowsk,



die von Trotzky-Bronstein und dann noch von Radek-Sobelsohn geführt worden sind, kann man in die historische Rumpelkammer verweisen, sie waren nicht geeignet die Bolschewikidiplomatie in ein besseres Licht zu rücken. Trotzki-Bronstein vermochte nicht die feste zielsichere Haltung der Verbandsdelegation aus dem Gleise zu bringen. Trotzki hatte mit den Künsten geriebener Dialektik und Sophistik und revolutionärer Verschleppungs-Strategie nur solange Erfolg, als für die Diplomatie der Mittelmächte Zeit erforderlich war, um den negativen Friedenswillen der russischen Delegation aller Welt und namentlich auch der in einem betrüblichen Durcheinander dahingehenden, der offiziellen Politik ständig Prügel zwischen die Beine werfenden, mißtrauischen öffentlichen Meinung in Deutschland, die von außenpolitischen Schlagworten der Sozialdemokratie sich nicht ganz frei hält, offenbar werden zu lassen, und dann, um den Boden zu prüfen, auf den man sich festen Fußes stellen konnte. Sobald das vorüber war, traten die Probleme der Friedensverhandlungen mit den Russen zurück hinter jene mit der Ukraine, die sich alsbald als Erfolg verheißend herausgeschält hatten. Die geistig und sachlich Unterlegenen sind die von Trotzky angeführten Russen, welche durch ihre Haltung die Ukraine in den Hintergrund gedrängt und die osteuropäische Frage selbständiger Staatenbildung aufgerollt haben, deren glückliche Lösung Europa die Ruhe vor Rußland geben und den ewigen moskowitischen Unruhestiftern das Gesicht nach dem Osten wenden könnte.

In der Sitzung vom 22. Dezember hatten die Russen als dritten Punkt, welcher den Friedensverhandlungen zugrunde zu legen sei, vorgeschlagen: „Den nationalen Gruppen die vor dem Kriege nicht selbständig waren, wird die Möglichkeit gewährleistet, die Frage der Zugehörigkeit zu dem einen oder anderen Staate oder ihrer staatlichen Selbständigkeit durch ein Referendum zu entscheiden.“ Am 25. Dezember erklärte dazu Graf Czernin namens der Delegation der Mittelmächte: „Die Frage der Zugehörigkeit nationaler



Gruppen, die keine staatliche Selbständigkeit besitzen, kann nach dem Standpunkt der Vierbundmächte nicht zwischenstaatlich geregelt werden. Sie ist im gegebenen Fall von jedem Staate mit seinen Völkern selbständig auf verfassungsmäßigem Wege zu lösen." Die russische Delegation, welche in jener Sitzung mit Genugtuung konstatierte, daß die Delegation der Mittelmächte „die Prinzipien eines allgemeinen, demokratischen Friedens ohne Annexionen angenommen habe", und „die enorme Bedeutung dieses Fortschrittes auf dem Wege zum allgemeinen Frieden" anerkannte, erklärte, sie „müsse jedoch bemerken, daß die Antwort (des Vierbunds) eine wesentliche Beschränkung in Punkt 3 enthalte." Mit dieser Erklärung der Russen hatte es sein Bewenden. Ihre Bestrebungen auf Auflösung der bestehenden europäischen Staaten mit gemischtsprachlicher Bevölkerung (Österreich, Ungarn, Deutschland, Türkei, Holland, Frankreich, England) wurden abgewiesen.

Im Art. 1 der Friedensbedingungen sollte nach dem Bericht vom 28. Dezember ausgesprochen werden, daß Deutschland bereit sein würde, „sobald der Frieden mit Rußland geschlossen und die Demobilisierung der russischen Streitkräfte durchgeführt ist, die jetzigen Stellungen und das letzte Gebiet zu räumen, soweit nicht Art. 2 anderes ergibt". Nach diesem Artikel wurden also als Sicherung gegenüber allen Eventualitäten in Rußland der endgiltige Friedensschluß und die volle russische Demobilisierung gefordert, ehe eine Räumung der jetzigen Stellungen und des besetzten Gebietes von Deutschland vorgenommen würde. Es war das eine Selbstverständlichkeit und eine bei der unsicheren Lage Rußlands doppelt gebotene Vorsicht, die durch die späteren Ereignisse gerechtfertigt wurden. Die geringste Fuge in dieser Sicherung hätte zu weittragenden Verwicklungen führen können. Die Russen dagegen verlangten die Räumung der besetzten Gebiete noch vor Friedensschluß und vor beendigter Demobilisierung des russischen Heeres, mit dem Hintergedanken, dann dem von ihnen verkündeten Selbstbestimmungsrecht

der Völker eine wächserne Nase zu drehen. Diese Hinterhältigkeit wurde durchschaut. Die Räuberbanden der Roten Garde der Bolschewiki verbreiten Mord und Verderben in der Ukraine, in Finnland und Esthland und üben in Rußland selbst ein Blutregiment. Die Bolschewikiregierung konnte also nicht nach Stabilisierung des Zwanges zum Frieden auf Befreiung von der deutschen Heeresmacht rechnen. Im Artikel 2 sind dann noch die Ausnahmen vom Artikel als weitere Sicherungen gegenüber Rußland hinzugekommen. Dieser Artikel 2 soll die endgiltige Loslösung der westlichen Fremdvölker von Rußland vorbereiten. Der erste Teil dieses Artikels lautet: „Nachdem die russische Regierung, entsprechend ihren Grundsätzen, für alle im Verbande des russischen Reiches lebenden Völker ohne Ausnahme ein bis zu ihrer völligen Absonderung gehendes Selbstbestimmungsrecht proklamierte, nimmt sie Kenntnis von den Beschlüssen, in denen der Volkswille ausgedrückt ist, für Polen, Litauen, Kurland, Teile von Esthland und Livland die volle staatliche Selbständigkeit in Anspruch zu nehmen und aus dem russischen Reichsverbande auszuscheiden." Die Bolschewiki-Regierung sah sich hier vor die praktische Geltendmachung ihrer verkündeten Grundsätze gestellt, deren Durchführung sie, wie man nachträglich am Verhalten ihrer Anhänger sieht, durch Terror unwirksam machen wollte. Die russische Regierung sollte anerkennen, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen die erfolgten Kundgebungen der parlamentarischen und politischen Körperschaften in Polen, Litauen, Kurland, Esthland und Livland für die staatliche Selbständigkeit dieser Länder als Ausdruck des Volkswillens zu gelten haben. Die Russen wollten sich dazu nicht verstehen und forderten die Bekräftigung der schon vorliegenden Lostrennungserklärungen durch ein Volksvotum auf breiter Grundlage. Um dieses Volksvotum herbeizuführen sollte „militärischer Druck" ausgeschaltet und die Gebiete erst von den Mittelmächten geräumt werden. Darauf konnten sich diese nicht einlassen, um diese Länder vor chaotischen Zu-

ständen zu bewahren. Die Bolschewiki würden nach der militärischen Räumung dieser Gebiete durch agitatorische und gewaltsame Mittel die Lage dort so gewendet haben, daß eine freie Volksabstimmung über das Selbstbestimmungsrecht nicht möglich geworden wäre. Von der ukrainischen Delegation ist in Brest-Litowsk das terroristische Verhalten der Bolschewiki mit aller Schärfe gegeißelt worden und ebenso hat General Hoffmann mit erquickender Deutlichkeit die freiheitsfeindliche Haltung der Bolschewiken in russischen Gebieten durch praktische Beispiele charakterisiert.

Es war auch noch eine andere Gefahr abzuwehren. So heftig die Bolschewiki-Regierung von der Entente auch bekämpft wurde, allmählig wollte man wieder zu einander zu kommen. Es kann davon abgesehen werden, diese Anzeichen zu registrieren, da es offensichtlich ist, daß England die Hände ins Spiel zu bringen suchte, wenn auch die in der zweiten Februarwoche erfolgte Annullierung der russischeu Staatsschulden die Westmächte schwer bedrückt und ihren Protest herausforderte. Für sie hat Amerika bereits seine Stimme erhoben.

Die Unmöglichkeit, in den obigen Grundforderungen eine Übereinstimmung zu erzielen, ist durch die Haltung der Bolschewiki-Regierung gegeben, welche mit Grundsätzen unter den Völkern Stimmung zu machen sucht, ohne selbst sie für Rußland durchzuführen. Man hat den Eindruck, daß Trotzki-Bronstein und Lenin nichts weiter als eine agitatorische Mache betrieben.

Bevor Trotzki-Bronstein das letztemal nach Brest-Litowsk reiste, hielt er im Sowjetkongreß zu Petersburg eine Rede, in der er sich rühmte, daß keine militärische Quarantäne das Übergreifen der Revolution auf die besetzten Gebiete verhindern werde, und daß er daher nun Kühlmann gegenüber eine ganz andere Sprache führen könne. Die Deutschen würden ihm nicht einmal die Drohung einer Offensive entgegenstellen können, denn sie würden nicht die Gewißheit haben, daß die deutschen Soldaten vorwärts gehen. „Wir





aber werden ohne Schwanken die Ausrüstung der Armee fortsetzen; denn wir fahren fort, die sozialistische Rote Garde neu zu bilden.“ Nach einer Meldung der Petersburger Telegraphenagentur erklärte Trotzki am Schluß seiner längeren Rede: Die russische Delegation wird ihre Forderungen nicht preisgeben. Sie wird keinen Separatfrieden schließen. Die Bewegung greift auf Polen und England über. Die Macht der imperialistischen und bürgerlichen Regierungen ist unterminiert. Das europäische Proletariat wird uns unterstützen. Wir kämpfen für eine gemeinsame Sache und werden siegen. Auf diesen Grundton waren die Auslassungen der russischen Regierungspresse gestimmt. Die „Nowaja Schisn“ führt aus, das deutsche Proletariat habe schon viel getan, um die Sünden gutzumachen, deshalb müsse die russische Revolution ihm jetzt helfen. Ihre erste Pflicht sei, unter keinen Umständen einen Sonderfrieden zuzulassen, auch wenn Deutschland Zugeständnisse mache. Es sei nun an der Zeit, daß sich das englische, französische und italienische Proletariat anschließe. Der Volkskommissar für das Innere und Kompagnon Trotzkis Lenin teilte in einem Funkspruch an die russischen Vertreter in Brest-Litowsk mit, unter den Petersburger Revolutionären herrsche große Begeisterung infolge Bildung eines Arbeiterrats in Berlin. Es gehe das Gerücht, Liebknecht stehe an der Spitze der Regierung. „Iswestija“ vom 2. Februar schrieb, die russische Revolution werde vom Proletariat Österreich-Ungarns und Deutschlands unterstützt. Der Vorwurf, den General Hoffmann der russischen Abordnung in Brest-Litowsk gemacht habe, sie trage den Bürgerkrieg nach Deutschland, sei zur Tatsache geworden und zwar schneller als man gehofft habe. Solche Proben aus dem Gedankenschatz der Bolschewiken sind wertvolles Material zur Beurteilung der wahren Bedeutung des ganzen Auftretens der Russen in Brest-Litowsk, welche die Friedensverhandlungen als Plattform zur Revolutionierung Europas benützen wollten. Das unehrliche Streben wurde durchschaut und die Delegierten der Mittelmächte sind festgeblieben.



Durch den Friedensschluß mit der Ukraine, der, wie der ganze Inhalt der politischen und wirtschaftlichen Bestimmungen beweist, sorgfältig und von langer Hand vorbereitet war, sind Trotzki und die Bolschewiken überrascht und in die Ecke gedrückt worden.

Die Ukraine[1]) umfaßt in Südrußland mit den nichtukrainischen Gebieten Bessarabien und Krim eine Fläche von etwa 850 000 qkm mit über 40 Millionen Einwohnern. Die ganze Balkanhalbinsel einschließlich Rumäniens ist sowohl nach Fläche wie nach Bevölkerung nur wenig mehr als die Hälfte der Ukraine. Das ukranische Gebiet besitzt 45 Millionen Hektar Anbaufläche, deren Ernteertrag 215 Millionen Doppelzentner im Jahr 1910 ausmachte, mit den Grenzgebieten sogar 300 Millionen Doppelzentner. Im Jahre 1911 wurden 53 Prozent Weizen der Gesamternte der 50 Gouvernements des europäischen Rußlands in den 6 Gouvernements Kiew, Wolhynien, Podolien, Cherson, Poltawa, Tschernigow, Jekaterinoslaw und Charkow gewonnen. Die Viehzucht wies in Friedenszeiten über 30 Millionen Stück Vieh auf. Das 24 000 Quadratkilometer große Kohlengebiet des Donez lieferte 1911 rund 75 Prozent der gesamtrussischen Kohlenproduktion. Von der übrigen gesamtrussischen Produktion gab die Ukraine 90 Prozent Silber, 81 Prozent Blei, 100 Prozent Quecksilber, 31 Prozent Kupfer, 32 Prozent Manganerz, 74 Prozent Eisenerz. Die Ukraine war die Korn- und Fleischkammer Rußlands.[2]) Dr. Rohrbach schreibt: „Seit der Erwerbung des sogenannten Neurußland, des breiten südlichen Steppenstrichs am Schwarzen Meer unter Katharina II., ist dieses früher fast menschenleere große Gebiet von Ukrainern kolonisiert und dadurch das ukrainische Volk im ganzen auf 40 Millionen angewachsen. Auf dem Raum, den es jetzt einnimmt, kann es

1) In „Das junge Europa", Heft X des Jahrgangs 1917 Seite 57 ff. findet sich eine eingehendere Darstellung des ukrainischen Problems.
2) „Der Bund", Nr. 64 vom 12. Febr. 1918.

sich bei Verbesserung seines jetzt noch mangelhaften Ackerbaues um das doppelte vermehren." [1])

Die Loslösung der Ukraine von Rußland nach 250jähriger Unterdrückung könnte eine förmliche Umwälzung in Osteuropa einleiten. Zuerst ging die Forderung der Ukraine nach Autonomie im russischen Staate, dann wurde sie erweitert und ein eigener Staat in einer russischen Föderativ-Republik gefordert. Allein schon am 11. Januar 1918 erklärte Professor Hruschewskyi als Vorsitzender der Rada (Parlament): „Wir waren echte Föderalisten, aber die Verhältnisse haben verursacht, daß wir eine selbständige unabhängige Republik geworden sind." [2]) Das heißt also, die Ukraine will, losgelöst von Rußland, einen eigenen Staat für sich bilden. In diesem Sinne äußerte das Mitglied einer in Berlin weilenden ukrainischen Delegation Professor Ostapenko: „Jetzt ist ein Föderativstaat unmöglich geworden, wir erstreben nur noch ein Zollbündnis.[3])

Wie lebenskräftig muß ein Volk sein, das sein Volkstum unter der jahrhundertelangen Tyrannei der Moskowiter bewährt hat. In der neueren Zeit fand das ukrainische Volkstum in den österreichischen Ukrainern eine starke Stütze für seinen kulturpolitischen Emporstieg und daher wurde es auch in Rußland leitender politischer Gesichtspunkt, daß die Annexion von Ostgalizien und der Bukowina eine Notwendigkeit für Rußland geworden sei. Im Frühjahr 1914 nannte die „Nowaja Wremja" die Errichtung einer ukrainischen (ruthenischen) Universität in Lemberg einen casus belli, und vom Grafen Witte, der doch als ein dem Krieg abgeneigter Staatsmann galt, führt die schon genannte Zeitschrift „Mittel-Europa" (Heft 8, 1918) an, er habe während des Krieges die Dardanellen und Karpathen (d. h. Galizien und die Bukowina) gleichwertige Ziele genannt. In der

1) „Deutsche Politik", Heft 7 vom 15. Febr. 1918.

2) „Mittel-Europa", Heft 8 vom 19. Februar 1918.

3) „Vorwärts", Nr. 50 vom 19. Febr. 1918.

Tat, die ganze Wirtschaftslage Rußlands zwingt zu diesem Schluß. Rußland ist ein Weltstaat mit tönernen Füßen ohne das weite Gebiet der Ukraine. Und weil er die Ukraine besitzt, ist der Besitz Konstantinopels für Rußland erstrebenswert, um die freie Ausfahrt aus dem Schwarzen Meer in russische Hand zu bekommen.

Das europäische Rußland hat ohne die Ukraine, Polen und die Ostseeprovinzen nur etwa 55 Millionen Einwohner. Die Emanzipation der Ukraine würde in Osteuropa einen neuen Faktor mit weitreichender Wirkung einführen, eine neue Konstellation schaffen, deren Ausgestaltung nicht übersehbar ist. Die Ukraine könnte durch ihre große volkswirtschaftliche Bedeutung, ihre Bevölkerungsziffer, ihren kulturpolitischen Stand, durch ihre territoriale Gestaltung am Schwarzen Meer in Osteuropa ein Hauptstaat werden, hinter dem das übrig gebliebene Rußland, dessen Annexe in Asien, namentlich das 20 Millionen Einwohner zählende Sibirien, auch Neigung zur Separation zeigen, an politischem Gewicht zurückträte. „Utro Rossyj" schreibt darum zu den Vorgängen in Brest-Litowsk: Der letzte Ziegelstein vom Fundament des russischen Staates ist beseitigt. Das Nichtzustandekommen des Friedens wird das Land in den Abgrund stürzen. An Stelle des Großrussischen Reiches wird eine Reihe kleinerer und größerer Republiken entstehen. Aber diese werden ihr eigenes nationales Antlitz tragen und Rußland den Rücken kehren.

Ganz in die gleiche Lage gerät Polen nach der Einschiebung eines starken Staates der Ukrainer, dem die Polen aus ihrer inneren Lebensnotwendigkeit heraus feindlich gesinnt sind. Die Polen haben, seit Kongreßpolen durch die Mittelmächte mit der Kaiserproklamation vom 5. November 1916 seine Freiheit und Staatlichkeit wieder erlangt hat, leider wieder ihren geschichtlich erwiesenen Mangel an realpolitischer Kraft an den Tag gelegt. Sie hätten, als sie selbständig geworden waren, sofort ein Heer schaffen müssen, um ihre neue Staatlichkeit mit dem Schwerte zu umgürten. Die in sie gesetzten Erwartungen sind unerfüllt geblieben



Die Polen haben es auch unterlassen, im gesicherten Rahmen für den Ausbau des neuen Staatswesens mit Energie und Planmäßigkeit zu wirken. Was in Kongreßpolen geschehen, ist im wesentlichen das Werk der Okkupationsbehörden, dem die Polen leider nicht fördernd beisprangen. Die russenfreundliche Grundstimmung polnischer Intellektueller im Adel und Bürgertum ist dabei unverkennbar gewesen. Die alten historischen Erinnerungen an das großpolnische Reich lebten wieder auf, seit November 1916 hat sich eine großpolnische Agitation in Galizien und Kongreßpolen entwickelt und die Parole Von Meer zu Meer, d. h. vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee geht durch die polnischen Reihen; Galizien, Westpreußen, Posen, Teile der Ukraine werden beansprucht, um Polen zur Vormacht des Ostens zu machen. Das hochbegabte polnische Volk, das sein Volkstum und seine überlieferte Treue der katholischen Kirche unverbrüchlich bewahrte und dem Moskowitertum trotzte, hat wieder einmal das nüchterne Wort von dem Sperling in der Hand und der Taube auf dem Dache nicht beherzigt. Erobernd sind die im russischen Heere stehenden polnischen Legionen in Rußland vorgedrungen bis Mohilew und haben das von den Bolschewiki-Truppen geräumte Land als in Polen einverleibt erklärt. Es sollen 700,000 polnische Soldaten im russischen Heeresverbande sich befinden. Ob dieses Vorgehen polnischer Armeeteile bei der künftigen Abgrenzung Polens gegen Rußland in Betracht kommt, ist nicht vorauszusehen.

Die Hoffnungen und Bestrebungen der Polen wurden genährt durch das austro-polnische Projekt, das die Regierungen der beiden Kaiserstaaten lange ventiliert haben. Auch war so viel bekannt, daß das Cholmer Land, welches von den Okkupationsbehörden zum Verwaltungsgebiet Polens vorgeschlagen wurde, dem polnischen Staate zugesagt gewesen. Die innerstaatlichen Verhältnisse Österreichs und die Rückwirkung auf die Bündnispolitik haben die austro-polnische Lösung offenbar wieder zurückgedrängt. Infolge der Unsicherheit des Schick-

fals Rußlands und durch die Gründung des Staates der Ukraine ist die Schaffung eines Polen, das der Hauptfaktor der losgelösten russischen Randvölker im Westen werden sollte, zweifellos in die zweite oder dritte Linie geraten.

Darin liegt der tiefere Grund, weshalb die Polen beim Bekanntwerden des Friedens mit der Ukraine überall in die schärfste Opposition getreten sind. Der Regentschaftsrat in Polen hat einen Protest erlassen, der ihm eine Verwarnung des Generalgouvernements eintrug, das polnische Ministerium ist zurückgetreten, im österreichischen und preußischen Abgeordnetenhaus, im Deutschen Reichstag sind die Polen in die Opposition gegangen. Alles das nur wegen der Zuteilung des Cholmer Landes an die Ukraine? Das wird als Grund angegeben.

Professor Eugen Oberhummer, der den Lehrstuhl für Geographie an der Wiener Universität innehat, gibt nach den ihm zugänglichen und von ihm zitierten Quellen folgende Darstellung über das Volkstum von Cholm: Das Gouvernement Cholm hatte 1909 eine Bevölkerung von 989,466 Einwohner, darunter 465,090 = 47 Prozent Katholiken, 358,069 = 36,2 Prozent Orthodoxe (russische Staatskirche). Die Gleichsetzung der beiden Konfessionen mit Polnisch und Ukrainisch kann aber nicht ohne weiteres zugestanden werden, denn es gehörte auch die ukrainische Bevölkerung früher bis nach 1870 zur unierten, also katholischen Kirche, wurde dann zur russischen Staatskirche gezwungen, kehrte aber nach dem Toleranzedikt von 1905 nach und nach (an 100 000 bis 150 000 — nach anderen Mitteilungen bis 200 000 Seelen) wieder zur katholischen Kirche zurück. Es sind also die Katholiken nicht alle Polen, sondern zu einem großen Teil Ukrainer. Die Anzahl der Polen in den Kreisen längs des Bug schwankt von 10 bis 40 Prozent und steigt erst östlich von Wieprz auf 60 bis 90 Prozent. Oberhummer verweist auch auf ältere ethnographische Karten, aus denen hervorgehe, daß das ukrainische Element in Cholm das überwiegende ist.[1])

1) Neue freie Presse Nr. 19206 vom 12. Februar 1918.



Der plötzliche Oppositionssturm der Polen ist erst ganz verständlich, wenn man die osteuropäische Gesamtlage nach Schaffung des großen ukrainischen Staates ins Auge faßt, der dem Polentum die Rolle des beherrschenden Faktors der neuen Staatenbildung in Osteuropa nicht zuteil werden läßt, Kongreßpolen dauernd binnenstaatlich ordnet und eingliedert zwischen die anderen Staaten, ohne Aussicht je ans freie Meer zu gelangen.

Sowohl im österreichischen Abgeordnetenhaus, hier durch den Ministerpräsidenten Dr. v. Seidler, wie im Deutschen Reichstag durch Staatssekretär Dr. v. Kühlmann, wurden die Polen am 20. Februar 1918 darauf verwiesen, daß die Festlegung der Grenzen des Cholmer Gebiets noch abgeändert werden kann, sodaß „die ethnographisch gegebene Lage und die Wünsche der Bevölkerung im weitestgehenden Maße Berücksichtigung finden können". Das sind die Worte Kühlmanns. Neue Verhandlungen der österreichisch-ungarischen Regierung mit der Ukraine, die im Einvernehmen mit der deutschen Reichsleitung geführt wurden, haben das Ergebnis gezeitigt, daß der Paragraph über die Festlegung der Grenzlinien „in erheblich ausgedehnter Weise interpretiert werden" kann (Kühlmann). Ähnlich Dr. v. Seidler, der zugleich eine Vertragsklausel mit der Ukraine bekannt gab über die Revision der Grenze im Cholmer Bezirk gegenüber Polen. Der Grenzregulierungskommission, der auch Polen angehören werden, ist das Recht eingeräumt, die Grenze weiter östlich als im Vertrag mit der Ukraine bestimmt ist, zu legen. Die Grenze zieht nach dem Vertrag mit der Ukraine von Belgoray (nördlich von Jaroslaw und Przemisl) an der galizischen Nordgrenze beginnend über Scebresin nach Krasnostaw (südöstlich von Lublin) nach Norden bis Sarnaki.

Es ist eine Überschätzung des polnischen Problems, das gewiß nicht unterschätzt werden darf, wenn die Polen eine Ablehnung des Vertrags mit der Ukraine wegen der Cholmer Frage auch im Deutschen Reichstag durch Dr. Seyda ver-



langten. Der ganze Reichstag, ausgenommen die Polen und Radikal-Sozialisten, war für den Vertrag mit der Ukraine. Der Zentrumsführer Gröber insbesondere gab namens der Zentrumsfraktion der großen Freude darüber Ausdruck, daß der Reichstag in der Lage ist dem ersten Friedensvertrag zuzustimmen, der den eisernen Ring der Feinde durchbricht, und erklärte: „das Zentrum stimmt der Politik der Regierung bezüglich dieses Vertrags und alles dessen, was damit zusammenhängt zu". Und er beglückwünschte den Staatssekretär Dr. v. Kühlmann zu diesem ersten Erfolg einer langen und mühsamen Arbeit. „Hier ist das Interesse des Deutschen Reiches entscheidend", resumierte Gröber. Das ist in der Tat die Grundlage für den Entschluß gegenüber dem Vertrag. Das sollten auch die Polen einsehen.

Gröber legte nahe, die Bezirke mit großen polnischen Mehrheiten zu Polen zu schlagen. Die „Germania"[1]) meint an der Loslösung des Cholmer Gebietes von Polen werde nichts mehr zu ändern sein, bis vielleicht auf kleinere Korrekturen bei der endgiltigen Regelung. Das dürfte wohl eine richtige Prognose sein. Einen Ausweg zur Schlichtung des Streites könnte die Volksabstimmung schaffen. Der in Wien weilende ukrainische Friedensdelegierte Sewrjuk äußerte zu einem Mitarbeiter der Neuen freien Presse, die Ukrainer würden es der Bevölkerung des Cholmer Gebiets anheimstellen, durch Plebiszit ihre Staatsangehörigkeit zu wählen, doch müßten die von den Russen verschleppten zahlreichen ukrainischen Landwirte und die im russischen Heere dienenden Ukrainer zurückgekehrt sein. Wenn die Polen wirklich das Vertrauen haben, daß ihr Volkstum in Cholm überwiegt, dann müßte ihnen das Plebiszit nur willkommen sein.

Mit Nachdruck sei verwiesen auf die vom Vorsitzenden der Zentrumsfraktion im Reichstag erhobene Forderung,

1) Nr. 83 vom 19. Febr. 1818.



daß in der Ukraine den völkischen Minderheiten die Freiheit der Religionsübung gewährleistet werde.

Auch Rumänien liquidiert nunmehr den Krieg. Es ist in einer ganz verzweifelten Lage nach dem Zusammenbruch der Russen. Rumänien ist zum Frieden gezwungen, da es von Österreich-Ungarn, Bulgarien und der Ukraine eingeschlossen ist. Es hatte nur den schmalen Eintritt nach Beßarabien, in das rumänische Truppen erobernd vorgedrungen sind, offenbar um ein Faustpfand für Friedensverhandlungen zu gewinnen. Die Ukraine hat einen Teil Beßarabiens als außerhalb ihres Volkstums liegend erklärt, sodaß da wohl die Möglichkeit gegeben wird, Rumänien für den Verlust der Dobrudscha zu entschädigen und es überhaupt anders zu gestalten. Ein Rumänien, das den Mittelmächten bei passender Gelegenheit in den Rücken fällt, kann es nicht mehr geben. Bratianu, der als Ministerpräsident Rumänien in den Krieg getrieben hat, ist durch General Avarescu ersetzt. Die Friedensverhandlungen sind im Gange.

Einen wichtigen Abschnitt in alle diese Erörterungen brachte der Einmarsch deutscher Truppen in Estland und in die Ukraine, von denen Deutschland um Hilfe gerufen worden ist. Die Weisen im Lande haben sich die Köpfe zerbrochen, wie der Zustand rechtlich zu qualifizieren sei, der durch Abbruch der Friedensverhandlungen eingetreten war. Trotzky hatte erklärt, Rußland werde keinen Frieden schließen, wohl aber aus dem Kriege ausscheiden und demobilisieren. Der Befehl zur Demobilisation wurde gegeben, aber auch zugleich ein Befehl zur Aufstellung einer Millionenarmee der Roten Garde. Daß wieder der Kriegszustand eintreten werde, hat Staatssekretär Dr. v. Kühlmann schon in Brest-Litowsk erklärt.

Das ist denn auch geschehen, und am 18. Februar erfolgte sofort der deutsche Vormarsch in Rußland. Dieses entschlossene Vorgehen der deutschen Reichsleitung und der Obersten Heeresleitung, in Deutschland begleitet von den Warnungen und Mahnungen linksliberaler und sozialistischer Blätter, hat einen sofortigen Umschwung in Rußland bewirkt,



zu dem allerdings auch die durch das Scheitern der Friedensverhandlungen gesteigerte Auflösung der Ordnung im Innern Rußlands beigetragen haben wird. Staatssekretär Dr. v. Kühlmann konnte am 20. Februar im Reichstag mitteilen, daß die Bolschewiki-Regierung in einem Funkspruch erklärt hat, sie sei bereit, Frieden zu den in Brest-Litowsk aufgestellten Bedingungen zu schließen. Inzwischen ist den Russen ein Ultimatum gestellt worden, das sie mit all den schärferen Bedingungen angenommen haben. Dem Frieden in Osteuropa kann man mit Gewißheit entgegensehen.

XXXV.
Kürzere Besprechungen.

1. Ein Jesuitenroman aus der Gegenwart. Es kommt nicht oft vor, daß das Stoffliche an einem neuen Roman für die weitesten Kreise des deutschen Volkes ein allgemeines Interesse hat. Ich schreibe das nieder, obschon ich weiß, daß die Zahl der Kriegsromane anfängt Legion zu werden. An ihnen ist nichts eigentlich Neues nach der stofflichen Seite, weil die Kriegsschilderungen, die Erlebnisse der vorkommenden Persönlichkeiten in irgend einer Form uns meistens schon außerhalb des Romanes durch die Presse und die Zeitungen nahegebracht worden waren. Bei diesen entscheidet mehr die Kunst der Darstellung über den Erfolg oder Mißerfolg des Romanes beim Bücherlesen. Und viele der Kriegsromane begnügen sich in weiser Erkenntnis ihres Wertes damit, daß sie nicht in Buchform sich an das deutsche Volk wenden, sondern die anderen Kanäle der Öffentlichkeit benutzen, um zu ihrem Rechte zu kommen.

Der kleine Band von Johannes Mayrhofer, der mir vorliegt (S. J. Jesuitenroman aus der Gegenwart, Regensburg, Manz, 1917, 2 Mk., geb. 2,80 Mk.), ist vom Kriege nur ganz am Ende berührt worden, weil er seiner Anlage nach nicht gut anders ausklingen konnte, wollte er sich nicht in Längen verlieren, die dem Werke geschadet hätten. Was der Verfasser bietet, ist nichts mehr und nichts minder als die



Entwicklungsgeschichte eines Jesuiten, des Jesuiten, vom Erwachen des Berufsgedankens bei ihm angefangen, bis zur Ausreifung der Frucht, bis zur völligen Festigung des Berufes auf dem Wege der jesuitischen Erziehung. Das Buch umschließt die Darstellung alles dessen, was die Jesuiten tun, lassen, anwenden, vorschreiben, verlangen, befehlen, um junge Leute, die sich zum Eintritt in die Gesellschaft Jesu melden, zu prüfen, zu sichten, zu erziehen, zu festigen, mit reichster Bildung auszustatten und zu verselbständigen.

Auf Grund meiner Kenntnisse der hier berührten Dinge kann ich dem Verfasser das Zeugnis ausstellen, daß seine Schilderung des Werdeganges eines Jesuiten vollkommen und nach jeder Richtung hin der Wirklichkeit entspricht. Das ist bei einem solchen Buche von einschneidendster Wichtigkeit, weil doch sehr viele Leser nach dem Romane greifen werden, denen das Dichterische in demselben völlig Nebensache ist. Sie erwarten und verlangen heute und jetzt Belehrung über einen Punkt, der zwar in der ratio studiorum und anderen Vorschriften der Gesellschaft Jesu schon seit langem niedergelegt wurde, aber doch weit entfernt davon ist, ein anschauliches Bild davon zu vermitteln, wie diese Vorschriften sich im einzelnen Menschenleben in ihrer Anwendung auf des Tages Last, Mühe und Arbeit auswirken.

Nach den kuriosen Verhandlungen, die jüngst in der sächsischen Kammer stattfanden, wirkt Mayrhofers Roman wie eine beruhigende Ölschicht, die auf hochgehende Wogen ausgegossen wird. Man kann aus ihm entnehmen erstlich, daß überall in der Welt mit Wasser gekocht wird auch bei den Jesuiten; zweitens, daß die Jesuiten gar nichts zu verheimlichen haben; drittens, daß Jesuiten Menschen sind wie andere Menschen auch; viertens, daß ihre planmäßige, langdauernde, durch praktische Jahre unterbrochene Ausbildung und Erziehung den Zweck hat, aus dem Einzelnen herauszuholen, was überhaupt in ihm steckt, und fünftens, daß die Verwendung des Einzelnen für die Zwecke der Gesellschaft Jesu im allgemeinen mit einem hohen psychologischen Verständnis unter breiter Anwendung der asze-



tischen Forderung des Gehorsams gegen die Oberen der Gesellschaft vorgenommen wird.

Alles das und noch gar manches andere schildert das Mayrhofersche Buch an dem Leben eines Berliner Kindes, das von einem evangelischen Vater und einer katholischen Mutter abstammt. Das Formale des Romans hat der Verfasser in kürzeren oder längeren Andeutungen betont, ohne durch größere Ausführlichkeit das Stoffliche zu sehr in den Hintergrund zu drängen. Seelische Konflikte der verschiedensten Art beunruhigen den Helden und der Leser vermag sich den Verlauf in den meisten Fällen noch ausführlicher auszumalen und vorzustellen, als der Verfasser es getan hat. Für die Zurückhaltung nach dieser Richtung hin wird mancher demselben dankbar sein.

Die Beschreibung der verschiedenen Häuser der deutschen Ordensprovinz, die im benachbarten Holland an der Grenze liegen, ist von hohem Interesse. Die wichtigsten derselben kenne ich aus eigner Anschauung, vermag also das Zutreffende der Beschreibung zu erhärten. Wie es dort zugeht, wie sich die Studien gestalten, die Ecken abschleifen, die schweren Opfer des Gehorsams geheischt und gebracht werden, die hohen Anforderungen der Selbstüberwindung planmäßig gesteigert werden, die Sorge für das leibliche Wohlergehen der jungen Leute täglich wacht und im rechten Augenblick zugreift, die sachgemäße Ausspannung auf Grund uralter Erfahrungsgrundsätze vorbildlich geregelt ist, eröffnet dem aufmerksamen Leser einen Ausblick in eine neue Welt, die, weil jesuitisch, von so zahllosen Unberufenen und gänzlich Kenntnislosen auf Grund irgendwelcher Pamphlete bisher vielfach nur in schandvoller Entstellung geschildert worden ist. In einem Augenblicke, in dem die deutschen Jesuiten wieder in ihr Vaterland zurückkehren dürfen, weil man das Ausnahmegesetz gegen sie nicht mehr länger aufrechterhalten wollte und konnte, kommt das Mayrhofersche Buch gerade zur rechten Zeit. Die einfache Schilderung des Werdeganges eines Jesuiten ist die letzte Verteidigung desselben und schon unter diesem Gesichtswinkel sei der handliche Band willkommen geheißen.

Dr. Paul Maria Baumgarten.



2. Georgs von Mayr's Moralstatistik. Mitten im Weltkrieg hat der unermüdlich forschende Altmeister der Statistik in Deutschland Georg von Mayr den ersten Teil des dritten Bandes seiner Statistik und Gesellschaftslehre, die Moralstatistik erscheinen lassen: ein Zeugnis deutscher wissenschaftlicher Gründlichkeit, eine Bereicherung der sozialwissenschaftlichen Literatur, die den Verfasser mit berechtigtem Stolze, die Kreise der Fachmänner und Sozialpolitiker mit Freude über dieses Standardwerk der statistischen Literatur erfüllen darf. (Tübingen, J. C. B. Mohr 1917 VIII und 1042 S. 33 ℳ).

Seit Alexander von Öttingen längst veralteter Moralstatistik, der obendrein ein stark subjektives, tendenziöses Gepräge anhaftete, ist kein weiteres Werk der Moralstatistik in vollem Ausbau mehr erschienen. Mayr schließt diese Lücke mit seiner Moralstatistik, die von dem Bestreben ausging, das verfügbare Material in weitgehendster Gliederung und unter Ausdehnung auf die vergleichsweise herangezogene Moralstatistik des Auslands nach einem streng geordneten System zur Darstellung zu bringen. Es ist leider nicht möglich, den Inhalt des über 1000 Seiten umfassenden Buches auch nur annähernd dem Leser in seinem Inhalt und seiner Bedeutung vor Augen zu führen. Mit mathematischer Schärfe hat der Verfasser die gewaltigen statistischen Massen und ihre inneren Beziehungen in einem etwas breit angelegten, dafür aber umso klareren System bewältigt und für die Wissenschaft fruchtbar gemacht. Zuerst werden die sekundär-moralstatistischen Momente aus dem Gebiete der Bevölkerungsstatistik erfaßt. Bevölkerungsstand und Bevölkerungsbewegung bieten eine Reihe von Gesichtspunkten, die im Lichte der Moralstatistik spezielle Ergebnisse zu Tage fördern. Es kommen hier in Betracht die Dichtigkeit der Bevölkerung, die Ledigenquote, die Verheiratetenquote, die Stiefvaterfamilie, die Familienstärke, die Fremdelemente in der Familie, die Mischehen in ihrer Differenzierung nach Konfession und Kinderzahl, die Verschiebungen in der konfessionellen Bevölkerungszusammensetzung, die Frequenz der Totgeburten, der Geburtenrückgang, die unehelichen Geburten und Legitimationen nach Stadt und Land, Konfession,

Stand der Mütter, Abnormitäten der Kindersterblichkeit; ferner kritische Todesursachen wie Trunksucht, venerische Erkrankungen, Abnormitäten der Heiratlichkeit und andere von Mayr behandelte Gesichtspunkte. Bereits diese Sonderbetrachtung bevölkerungsstatistischer Momente ergibt eine reiche Ausbeute moralstatistisch bedeutsamer Erscheinungen des Bevölkerungswesens.

Einen sehr breiten Raum nehmen sodann die eigentlichen primärmoralstatistischen Momente, die Ehescheidungen, die Selbstmorde und die Kriminalität ein. Was Mayr hier an theoretischer und praktischer Systematisierung, an genauer Differenzierung der so tief als möglich erfaßten Einzelgesichtspunkte, an Detailgeographischen Nachweisungen, an parallelen Vergleichen mit außerdeutschen Verhältnissen und an Literaturangaben darbietet, kann zur Zeit und auf Jahre hinaus in der moralstatistischen Literatur nicht überboten werden. Mit mustergiltiger, unvergleichlicher Sorgfalt ist die Selbstmordstatistik, ein vom Verfasser seit langem gepflegtes Gebiet, sowie namentlich die Kriminalstatistik ausgebaut worden. Die Selbstmordstatistik ist infolge ihrer bis ins Einzelne vordringenden Darstellung eine kaum entbehrliche Grundlage für alle weiteren Forschungen auf diesem Gebiete, das hinsichtlich verschiedener Gesichtspunkte noch mancher Erweiterung und Vertiefung der in Frage stehenden Einzelprobleme dieser interessanten und beachtenswerten Zeiterscheinung fähig ist. Soziologie und Moralwissenschaft besitzen in diesem Abschnitte eine reiche Fundgrube für ihre eigenen Zwecke und Ideen.

Den breitesten Raum und erkennbar die größte Hingebung hat die Kriminalstatistik vom Verfasser beansprucht und gefunden. Georg von Mayr ist bekanntlich einer der tüchtigsten Wortführer der Internationalen kriminalistischen Vereinigung und hat sich „als gelernter Jurist“ mit außerordentlichem Eifer und Erfolg an die Bewältigung dieser an Problemen so reichen Materie herangemacht und ein System der theoretischen und praktischen Kriminalstatistik geschaffen, das an Vollständigkeit der Erfassung mustergültig ist und das den Anspruch erheben kann, das beste und vollständigste System der sozialstatistischen Erkenntnis der Strafrechtspflege zu sein. Wir finden auch die Ge-



fängnis- und Polizeistatistik in umfassender Weise berücksichtigt. Sehr eingehend gegliedert ist die Statistik der Verfehlungen und der Verfehler. Die Verfehlermasse wird behandelt nach Geschlecht, Alter, Familienstand, Beruf, Religionszugehörigkeit, Bildungsgrad, Abstammung und Herkuuft, Rasse, Nationalität, Staatsangehörigkeit, Geburts- und Wohnort; ferner haben Berücksichtigung gefunden die persönlichen Wohlstandsverhältnisse, und besondere körperliche und geistige Eigenschaften. Weitere Darstellungen befassen sich mit der kriminalistischen Signatur der Verfehler, mit der Frage der Erst- und Vorbestrafung, der Rückfälligkeit, mit der Strafzumessung, sowie mit den individuellen, natürlichen und sozialen Faktoren der Beeinflußung der Verfehlung. Die Strafregister-, Strafvollzugs- und Begnadigungsstatistik, sowie die Statistik der Fürsorge- und Zwangserziehung beschließen die breit angelegte und in die Tiefe schürfende Kriminalistik. Nicht nur der Statistiker und Soziologe, sondern vor allem die Richter, die Staats- und Rechtsanwälte und die Dozenten des Strafrechts, überhaupt alle Interessenten der Strafrechtspflege werden mit erheblichem Nutzen in diese großzügige Darstellung des Gesamtergebnisses ihrer eigenen Berufsarbeit einen Einblick sich verschaffen und aus der kriminalistischen Beleuchtung unserer Strafrechtspflege zahlreiche Aufklärungen, Anregungen und neue Gesichtspunkte schöpfen.

Mit diesem Bande der Moralstatistik hat das Lebenswerk Georg von Mayr's, die Statistik und Gesellschaftslehre, die seinen Namen für immer unter die großen Statistiker und Soziologen einreihen wird, sich dem Abschlusse bedeutsam genähert. Der erste Band dieses Gesamtwerkes, die Theoretische Statistik liegt seit 1904 in zweiter Auflage vor. Ein starker zweiter Band behandelt die Bevölkerungsstatistik. Von dem dritten Bande, der Sozialstatistik, haben wir soeben die Moralstatistik besprochen. Ein zweiter Teil soll nun noch der Bildungs-, Wirtschafts-, der politischen und kirchlichen Statistik gewidmet werden. Möge dem rastlos schaffenden Meister die Legung des Schlußsteins zu seinem statistischen Monumentalwerke bald beschieden sein. Von Dr. Hans Rost, Westheim b. Augsburg.



Anzeigen.

Verantwortliche Redaktion: Geh. Hofrat Dr. Georg M. Jochner. München. Sendlingerstr. 61
Hübschmann'sche Buchdruckerei, H. Schrödl, k. b. Hoflieferant in München.



Inhalt
des
fünften Heftes.

Seite

XXX. Vom Totentanze in Bayern 273
Von Anton Dürrwächter. †

XXXI. Rekatholisierungsbestrebungen gegenüber den Universitäten Würzburg und München unter der Regierung König Ludwigs I. 287
Von Anton Döberl. (2.)

XXXII. Der christliche Orient und die Katholiken deutscher Zunge (Schluß) . . . 298
Von Anton Baumstark.

XXXIII. Habsburgs Gefährdung 311

XXXIV. Osteuropäische Probleme . . . 317

XXXV. Kürzere Besprechungen 331
Ein Jesuitenroman aus der Gegenwart. — Georg v. Mayr's Moralstatistik.

Ausgegeben am 3. März 1918.



Historisch-politische
Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Georg Jochner.

(Gegründet von Joseph und Guido Görres.)

Hunderteinundsechzigster Band.

Sechstes Heft.

München 1918.
In Kommission von Theodor Riedels Buchhandlung.



Von dieser Zeitschrift erscheint am 1. und 16. jeden **Monats ein** Heft in Großoktav. Man abonniert in München in der Expedition **dieser** Blätter (Josephspitalstr. 17, Hübschmannsche [H. Schröbl] Buchdr.).

Im übrigen sind die Historisch-politischen Blätter

═══ halbjährlich zu 9 Mark ═══

durch die Post zu beziehen.

Den buchhändlerischen Vertrieb hat Theodor Riedels Buchhandlung in München Residenzstraße 25, übernommen.

Inserate werden mit **1 Mark** die Petitzeile oder deren Raum, **Beilagen** nach Übereinkommen berechnet.

Herabgesetzter Preis: Von den ersten hundert Bänden kostet, soweit der Vorrat reicht, der einzelne Band nunmehr **4 Mark, der** Jahrgang 8 **Mark** im Buchhandel.

Preis des Einzelheftes Mk. 1.— mit Ausnahme des ersten Heftes des 141. Bandes, welches Mk. 3.— kostet.

Die Administration der Histor.-polit. Blätter.



XXXVI.

Zum Problem der Arbeitsfreude.

In diesen Blättern wurde vor einiger Zeit (158[12]) ein „Versuch“ zum „Problem der Arbeitsfreude“ veröffentlicht und darin das Problem zunächst und naturgemäß von der äußeren, technischen Seite angepackt. Aber der Verfasser war sich zu gleicher Zeit vollkommen darüber klar, daß das angeschnittene Problem zur anderen Hälfte ein „psychologisches und moralisches“ sei sowie, daß es „ohne Mitwirkung der Theologie unlösbar sei“ (ebenda S. 814).

Darum dürfte es nicht überflüssig sein, wenn mit gegenwärtiger Arbeit eine kleine Ergänzung nach der letzteren Richtung versucht wird. Und das umso weniger, da ja doch das Problem über den engeren Rahmen einer rein „akademischen Frage“ weit hinausgeht, eine buchstäbliche „Lebensfrage“ bedeutet.

Wenn wir die ganze lange Zeit her in der Lage waren, allen finsteren Anschlägen und Machenschaften übermächtiger Gegner draußen und drinnen Trotz zu bieten, so kann sich die deutsche Arbeit ein ehrlich Teil daran zugute schreiben.

Wenn wir nicht hart vor dem Friedensschluß zusammenbrechen sollen, dann wird an hervorragender Stelle die deutsche Arbeit weiter helfen müssen.

Und wenn der Rauch der Schlachten verzogen und die „Blutarbeit“ vollbracht sein wird, dann wird das deutsche Volk sicher keine Arbeitspause bekommen. Dann beginnt eine neue ernste deutsche Arbeitsperiode. Dann werden die ungeheueren Verluste von Millionen bester Arbeitskräfte, die Herabminderung der Arbeitsfähigkeit bei hunderttausenden Kriegsbeschädigter, der zu erwartende Wegfall von ausländischen Arbeitern, jedenfalls der unvermeidliche Arbeits-

wettstreit mit dem Ausland und viele, viele durch die neue Lage erzwungene neue Arbeitsfelder dem deutschen Volk mit neuen wuchtigen Akzenten den Arbeitsimperativ in die Seele donnern ...

Ebendeswegen wird für die Gegenwart und Zukunft ungeheuer viel davon abhängen, daß wir nicht arbeitsmüde werden, daß wir so gut als möglich mit unserer Arbeit verwachsen, der Arbeit uns anfreunden, zur Arbeit ein inneres sympathisches Verhältnis gewinnen, die „Arbeitsfreude" uns wahren und mehren um jeden Preis. Wenn nur die deutsche Arbeitsfreude uns nicht untreu wird, dann schauen wir ruhig in die deutsche Zukunft.

Wie kommt man hinter das Geheimnis der Arbeitsfreude? Man kann zu diesem Zwecke manches namhaft machen und hat es in den Kreisen unserer Sozialpolitiker wiederholt getan.[1]) Es ist ein Beitrag zur Förderung der Arbeitsfreude, wenn die Arbeiterpersönlichkeit von seiten der Arbeitsherrn möglichst geachtet, geschont und geschützt wird, wenn alle herzlose und gewissenlose Arbeiterausbeutung systematisch und gesetzlich bekämpft wird. Wenn würdige, anheimelnde, freundliche Arbeitsstätten geschaffen werden. Wenn ausgiebige, hinreichende Arbeitspausen gewährt werden zur Ergänzung der aufgezehrten Kräfte, zur Herstellung des inneren Gleichgewichtes, zur Auskostung der Bildungsgüter des Volkes. Es ist ein Weg zur Förderung der Arbeitsfreude, wenn der Grundsatz der Arbeitergleichberechtigung, des Arbeiteraufstieges durchgeführt wird, wenn Ernst gemacht wird mit dem geflügelt gewordenen Programmwort: „Freie Bahn für alle strebsamen, tüchtigen Arbeiter". Wenn hervorragende Arbeitsleistungen auch öffentliche Anerkennung, Auszeichnung und Ehrung finden. Wenn insbesondere ungenügende Lohnverhältnisse gebessert werden, wenn das Verhältnis zwischen Arbeitsaufwand und Arbeitsertrag nach den strengen For-

1) Vgl. H. Herkner: Die Bedeutung der Arbeitsfreude in Theorie und Praxis. Dresden. Gehestiftung.



derungen der Gerechtigkeit geregelt wird ... Alle diese und ähnliche Bestrebungen sind nicht zu verachtende Hebel zur Hebung der Arbeitsfreude, die jederzeit auch die Kirche Christi auf ihrer Seite gehabt haben und haben werden.

Aber werden sie allein ihren Zweck voll erreichen?

Die bestgemeinten Bemühungen dieser Art werden hundertmal Wälle und Dämme vorfinden, die sie nicht überwinden können, Verhältnisse, die stärker sind als der stärkste Menschenwille. Und kaum je einmal werden sie die volle Gleichung zwischen den jeweiligen Wünschen einerseits und ihrer Erfüllung andererseits, die Wagerechtigkeit zwischen Anspruch und Befriedigung bringen. Man kann ja tausendmal im Leben die Beobachtung machen, daß die bestbesoldeten Arbeiter durchaus nicht immer die zufriedendsten sind. Und abgesehen davon — das ist der springende Punkt: alle diese Bemühungen gehen nicht auf den Kern der Sache. Bleiben an der Rinde hängen. Gehen um die Arbeit selbst herum. Gehen neben der Arbeit einher. Gehen an der Arbeit vorbei. Gehen nicht in die Arbeit als solche ein. Ergreifen die Arbeit nicht innerlich.

Das ist es: Das Problem der Arbeitsfreude ist ein seelisches Problem. Die Arbeitsfreude muß von innen heraus erzeugt werden. Und das geschieht durch Bestrahlung der Arbeit, jeder Arbeit mit höherem Licht. Durch Orientierung der Arbeit an großen Horizonten[1]), durch Verbindung der Arbeit mit großen Gedanken und Auffassungen, die den inneren Wert und Zweck der Arbeit beleuchten.

Man muß die Arbeit in Beziehung setzen zur Tiefe drinnen, zur Tiefe unseres Selbst. Muß sie verfolgen in ihrer Richtung und Wirkung auf Innen- und Seelenkultur. Die Arbeit, die ehrlich getan wird, ist nicht bloß Bearbeitung irgend eines äußeren Stoffes oder fremden Wesens, sondern auch Selbstbearbeitung. Ist Malerarbeit auf der Lein-

1) Vgl. Förster: Erziehung und Selbsterziehung. Zürich. S 126 f. 140 ff. 184 ff.



wand der Seele. Bildhauerarbeit am Marmor des Naturells. Harfnerarbeit auf der Harfe des Geistes. Kulturarbeit im Tiefgrund des Wesens. Priesterarbeit in der Hauskapelle des Herzens. Winzerarbeit im Weinberg der Innerlichkeit.

Jede Arbeit, ob im Schützengraben, am Pflug und Schraubstock, an der Maschine, im Laboratorium oder wo immer, ist ein Instrument zur Selbsterziehung, eine Handreichung zum „Seelengewinn" (Förster a. a. O.), zur Seelenkultur. Jede Arbeit, auch die simpelste, ist ein naturgegebenes Mittel zur eigenen geistigen Veredlung und sittlichen Durch- und Fortbildung.[1]) Ist ein geradliniger Weg zur Menschwerdung. Jede Arbeit ist ein gottgeschaffenes Mittel zur Herausarbeitung einer langen Reihe hoch- und edelmenschlicher Tugenden und Vorzüge. Zur Herausarbeitung der Ruhe und Geduld, weil jedes gute Ding will Weile haben, weil alles Arbeiten in Hasten, Hudeln und Schleudern nur Pfusch- und Stückwerk schafft. Zur Herausarbeitung der Bescheidenheit, weil sie bei jedem Griff und Zug uns deutlich an die Grenzen unseres Könnens gemahnt, unsere allseitige Abhängkeit uns ins Gedächtnis ruft. Zur Herausarbeitung der Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und Sachlichkeit, weil jede Selbst- und Fremdtäuschung so oder so sich rächt. Zur Herausarbeitung der Gewissenhaftigkeit, weil man im anderen Fall seiner Arbeit nicht froh werden kann. Jede ehrliche Arbeit ist insbesondere eine Zwangserziehung zur Herausarbeitung der Blüte und Krone aller sittlichen Größe, der Selbstzucht und Disziplin, weil keine wahre Arbeit gelingt, ohne daß man sich selbst zusammenrafft, ohne daß man alle Kraft zusammennimmt „die Lust und auch der Schmerz", ohne energisches Willensaufgebot, ohne entschiedenes Angehen gegen selbstische Triebe, Wünsche

1) S. dazu Bischof Keppler: Vier Hirtenbriefe über die Arbeit. In „Homilien und Predigten". Freiburg, Herder. Auch Joh. Müller, Wegweiser S. 294 ff.

und Gefühle, ohne gesunde Rücksichtslosigkeit und Härte gegen sich selbst, ohne Aufgabe des falschesten Mitleides, des Mitleides mit uns selbst, weil keine probehaltige Arbeit gedeiht, wenn man nicht sich der Sache restlos hingibt, sich selbst über der Sache vergißt, sich an die Sache verliert. Kurz: Ob geistreich oder geistlos, ob Kopf- oder Handarbeit, Klein- oder Großarbeit, ob Stück- oder Ganzarbeit, ob gerecht entlohnt oder unterboten, dekoriert oder übergangen, sie bringt Seelengewinn. Man kann ruhig die bekannten Worte Carlyles[1]) wiederholen: „Eine unendliche Bedeutung liegt in der Arbeit. Der Mensch vervollkommnet sich durch das Arbeiten ... Die heilige Glut gleicht dem läuternden Feuer, worin jedes Gift verbrannt wird und wo selbst aus dem dichtesten Rauch eine helle Flamme emporsteigt. Das Schicksal hat im Grunde kein anderes Mittel, uns zu kultivieren, als die Arbeit" — das ist der innere Gewinn und Lohn der Arbeit, ein Gewinn, über den wir mit souveränem Recht verfügen, den uns kein Neidling streitig macht, den uns kein Arbeitsvogt verkürzt, den uns kein Rentamt versteuert, den wir beliebig admassieren können...

Das wissen und innerlich verarbeiten, muß doch jeden, der innerlich denken kann, der die Innenwerte über die Außenwerte stellt, mit echter, tiefer Arbeitsfreude erfüllen. Setzen wir unsere Arbeit in Beziehung zur Tiefe drinnen und wir sind hinter das Geheimnis der Arbeitsfreude gekommen.

Und setzen wir weiter unsere Arbeit in Beziehung zur Weite draußen. Ziehen wir die Linien von der Arbeit zur Mit- und Umwelt. Jede Arbeit, so splitterhaft und stückhaft sie in sich selber ist, so eng und schmal das Arbeitsfeld auch ist, strebt und drängt ins Große und ins Weite. Hat überindividuelle Ziele und Zusammenhänge.[2]) Von jeder Arbeit gehen verborgene, aber wirkliche Verbindungsfäden

1) Arbeiten und nicht verzweifeln. Langewiesche S. 9.

2) S. Sawicki, Sinn des Lebens. Paderborn S. 130.



und Leitungsdrähte hinaus in das vielmaschige Netz der Allgemeinheit. Von jeder Arbeit fließen unsichtbare Rinnsale hinaus und hinein in das Stromgebiet des Volksganzen. Von jeder Arbeit gehen stille Wellenschwingungen bestimmend und bewegend hinaus in die weite Umwelt. Jede, auch die einfachste und einfältigste Arbeit ist ein wertvoller, ein notwendiger Beitrag zum Gemeinwohl, ein wesentlicher Baustein zum Gelingen der großen Kulturaufgaben eines Volkes. Keine Arbeit ist ins Leere getan. Jede hat irgendwo eine Antenne, eine Empfangstation, wo sie sehnsüchtig aufgefangen und aufgenommen wird. Überall sind Menschen, Kinder derselben Mutter, derselben Sprache, derselben Kultur, derselben Geschichte und derselben Not, welche die Arbeit des Einzelnen heiß erwarten, grüßen, segnen, die darauf angewiesen sind, die davon zehren und leben, die ohne sie lahmgelegt wären, kein Streichholz anzünden und keinen Bissen zum Munde führen könnten. Gleichviel, ob wir den Erfolg sehen oder nicht, ob wir den angemessenen Lohn einstecken oder nicht: jede Arbeit hat den inneren Zug von der Enge in die Weite, vom Kleinen ins Große.

Diesen Gedanken muß man verarbeiten, durcharbeiten: Ich bin mit meiner Arbeit irgendwie ein Fernwirker im großen Stil. Ich baue an meiner Stelle und auf meine Weise entscheidend mit am Riesenbau des Volksganzen, der Menschheit überhaupt — und es müßte sonderbar zugehen, wenn damit nicht wundersame Quellen der Arbeitsfreude erschlossen würden. In dieser Auffassung trägt jede Arbeit inneren Reichtum und Gehalt, gewinnt man Zuwachs an Freude- und Hochgefühl. „Wie die Seele sich erweitert, wird das Leben auch erheitert."

Die Arbeitsfreude wird nicht versagen, wenn die Beziehung der Arbeit hergestellt wird zur Höhe droben. Von obenher wird uns die Botschaft: Gott ist unser großer Arbeitgeber im letzten Grunde. Er hat uns auf den Posten gestellt, auf dem wir stehen. Auch die irdischen Arbeitsherren sind letztlich nur Arbeitnehmer in Gottes

Diensten. Wir sind Arbeiter „von Gottes Gnaden". — Derselbe Gott ist auch unser aller **Arbeitsaufseher**: ein allwissender, der jede Arbeitsmühe verfolgt mit durchdringendem Blick, kennt bis in die letzte Falte hinein, ein allerbarmender, der jeden Arbeitsseufzer hört mit hellem Ohr, ein allgerechter, der jede Arbeitslast wägt auf untrüglicher Goldwage, der jede Arbeitsleistung bucht und verrechnet mit unbestechlichem Griffel. — Mehr als das! Gott ist unser aller **Vorarbeiter**, Werkführer. Er ist nach der geläufigen Ausdrucksweise der Theologie „actus purus", lauterste, reinste Tätigkeit. „Mein Vater ist immer an der Arbeit und auch ich wirke immer" hat Christus gesagt (Joh. 5,17). Gott trägt den unvergleichlichen Löwenanteil aller Arbeit, indem er von einem Stern zum anderen, einem Pol zum anderen, einem Moment zum anderen ohne Ferien und Arbeitspause alles „trägt mit dem Worte seiner Macht", alles lenkt mit dem Zügel seiner Vorsehung, alles erfüllt mit dem Strome seines Segens, alles belebt mit dem Odem seines Lebens, indem er innerlichst mitwirkt bei jeder Bewegung unserer Hand, jeder Regung unseres Geistes und jedem Aufschwung unseres Herzens. „Und auch ich bin immer tätig." Ich der Gottessohn, das Ebenbild der göttlichen Wahrheit stehe vor euch als der allseitigste Arbeiter auf jedem Arbeitsgebiet. Gott ist unser Vorarbeiter im größten Stil. Also ist jede ehrliche Arbeit voll göttlichen Inhaltes. Eine menschenmögliche Anteilnahme an göttlicher Tätigkeit. Ein Nachbild des göttlichen Urbildes. Ein **Nacharbeiten in den leuchtenden Spuren des göttlichen Vorarbeiters**. Also ist jede Arbeit, in der richtigen Absicht getan, eine Art „Gottesdienst". Und in diesem Sinne darf man auch sagen: Laborare **est** orare. Arbeiten ist beten.

Wenn man diese Arbeitsauffassung durcharbeitet und hineinnimmt ins Brausen der Maschinen, ins Stampfen der Hämmer, das Surren der Spulen, das Rattern der Lastwagen, in Haus und Küche, Werkstatt und Fabrik, Amtsstube und Studierzimmer: Nacharbeiten in den Spuren des



göttlichen Vorarbeiters, dann müßte es rätselhaft zugehen, wenn daraus die Arbeitsfreude nicht ebenso natürlich erwüchse wie die deutsche Eiche aus dem deutschen Boden. Man setze die Arbeit bewußt in Beziehung zur Höhe droben und um die Arbeitsfreude ist uns nicht bange.

Und dann noch in Beziehung zur Länge drüben.[1]) Jede Arbeit reicht in ihren Folgen und Wirkungen weit hinaus über die Spanne einer Arbeitswoche und eines Arbeitslebens. Keine Arbeit hat mit jähem „Kurzschluß" zu rechnen. Denn jede Arbeit, auch die fürstlich belohnte, läßt noch eine Menge von Lücken und Wünschen, große Reste von Unwägbarkeiten und Unbezahlbarkeiten, starke Mißverhältnisse zwischen Aufwand und Ertrag, Aussaat und Ernte zurück, die hienieden einfach nicht ausgeglichen werden können. Und das Geistige, das Sittliche, das Unsterbliche, das Göttliche, das in jeder Arbeit steckt, läßt sich überhaupt mit irdischen Gütern, Renten, Prämien, Gehältern, Aufbesserungen und Teuerungszulagen nicht ablohnen und abfinden. Beide sind unmeßbare Größen. Darum muß nach den Forderungen der Gerechtigkeit und nach der Lehre des Glaubens zum materiellen Lohn der ewige Lohn hinzugelegt werden in der anderen Welt. „Ihre Werke folgen ihnen nach." In der Ewigkeit wird der höchste Lohnherr den Denar des ewigen Lebens ausbezahlen.

Also ist keine Arbeit umsonst getan. Also liegt in jeder Arbeit Ewigkeitswert. Und Ewigkeit ist Unendlichkeit. Und Unendlichkeit ist unmeßbare Größe.

Wenn man diesen Gedanken durcharbeitet bis zum Grunde: die Spur von meinem Schaffen wird in Äonen nicht untergehen, wenn längst die heutigen Völker und alle Welten donnernd hinabgesunken sein werden ins Riesengrab der Zeit — dann ergibt sich daraus die Arbeitsfreude so unmittelbar wie der Tag aus der Nacht, wie der Wein aus der Rebe.

---

1) S. Krebs — Was kein Auge gesehen — Herder, Freiburg, S. 151 ff.

Arbeitsfreude haben wir so nötig wie die Maschine das Öl. Es kommt alles darauf an, daß sie uns nicht verläßt in dieser arbeitsreichsten aller Perioden. Und sie wird uns treu bleiben, wenn wir neben und über allen materiellen, technischen, sozialen und nationalökonomischen Faktoren zur Hebung der Arbeitsfreude auch die psychologischen, moralischen und religiösen Motive einstellen, wenn wir unsere Arbeit allfort und geflissentlich in Beziehung setzen zur Tiefe drinnen, zur Weite draußen, zur Höhe droben und zur Länge drüben. Dann werden wir uns siegreich durcharbeiten durch alle Hemmungen und Verhaue, durch alle Neider, Hasser, Dränger und Nörgler. Dann werden wir unser Riesenpensum ungebrochen und unverdrossen aufarbeiten.

XXXVII.

Vom Totentanze in Bayern.

Von † Anton Dürrwaechter.

(Schluß.)

Die beiden Werke freilich, die diese Verbindung zeigen, fallen zeitlich ziemlich weit auseinander. Denn das in Wondreb ist ungefähr 7 Jahrzehnte älter als die Mitterteicher Totentanzbilder. Die Friedhofkapelle, deren Decke es schmückt, liegt nicht, wie Vierling behauptet, außerhalb des Ortes, sondern an der Ostmauer eines um die weitschauende Pfarrkirche sich stimmungsvoll schließenden Kirchhofs. Anfangs des 18. Jahrhunderts gebaut, kann sie nicht vor dem Erscheinen der Todtenkapelle Abrahams a St. Clara gemalt worden sein, also nicht vor 1709, und wird also gleichzeitig mit dem Bau des heutigen Schiffes der Hauptkirche 1713 ihren Bilderschmuck erhalten haben. Besteht doch zwischen den Totentanzbildern der Kapelle und jenem Kirchenschiff auch noch insoferne ein innerer Zusammenhang, als das Deckengemälde desselben seinem Gegenstande: Abwendung des Strafgerichts von den Weltteilen durch Maria



auch den Tod eingefügt zeigt, der mit der Sense drohend zu seinem Werke bereitsteht.

Dagegen gehört das Werk in Mitterteich, das Vierling nicht erwähnt, der Zeit um 1780 an und hat seine Stelle in einer außerhalb des Marktes im Friedhof an der Straße nach Waldsassen gelegenen Kapelle. In ihren Ausmaßen etwas kleiner als die in Wondreb stellt sie ein hübsches helles Rechteck mit etwas eingezogenem Chor dar und ist so gegliedert, daß von drei Pilastern, die auf die Wand kommen, je zwei Fenster flankiert sind. Von den stark ausladenden Kapitellen dieser Pilaster schwingen sich schwache, breite Gurtbogen über das Spiegelgewölbe der Decke, und in dieses schneiden von den Fenstern ansteigende Kappen hinein. Chor und Schiff sind bemalt und zwar hat das Schiff je zwei Bilder in der Mitte des Gewölbes und je eines über den Fenstern der beiden Seiten, im ganzen also sechs. Diese Bilder stehen im inneren sachlichen Zusammenhang miteinander. Denn die beiden durch den einen Quergurt getrennten Bilder des Spiegelgewölbes stellen die Auferstehung der Toten und die Hölle dar, die 4 Bilder in den Kappen aber sind Totentanzbilder. Sonach bietet sich als Gesamtthema der Fresken das von den letzten Dingen. Trotzdem können die Bilder nicht von einer und der nämlichen Hand sein, wenigstens nicht in ihrer jetzigen Gestalt. Denn die beiden Mittelbilder mit ihrer wechselvollen Charakteristik und ihrer ergreifenden Aussprache des Themas sind künstlerisch den Totentanzbildern bedeutend überlegen, sind mehr der Ausdruck einer künstlerischen Individualität, während jene in ihrer derberen, ungeschickteren Formensprache mehr von der Volkskunst an sich haben.

Diese Totentanzbilder, die ohne Text sind, zeigen zur Linken, der Türe zunächst, Tod und Kind und dem Altar zunächst einen jugendlichen Schützen mit dem Tod, zur Rechten die junge Frau vor dem Toilettentisch und dahinter gegen den Altar zu die alte Frau, welche dem Tode zum Opfer wird. Das Kind des erstgenannten Bildes schlummert in



reich geschnitzter, mit Wiegebändern versehener Wiege. An sie ist von links her der Tod getreten, der in der erhobenen Rechten einen nach unten gekehrten, vom Stock abgerissenen Rosenzweig über das Kind hält, während er in der Linken außer der mit dem Sensenblatt aufgesetzten Sense auch noch das Schaukelband der Wiege ergriffen hat. Der jugendliche Schütze des nächsten Bildes, ein Edelmann in Rokokotracht, steht auf aussichtsreicher Höhe mit dem Gewehr in der Rechten vor einer Scheibe, die mitten in das Ziel getroffen ist. Aber mit ihm steht vor der Scheibe auch der Tod und, indem er mit der Rechten die Linke des Schützen erfaßt und mit der linken Knochenhand nach der Scheibe weist, hat er auch sein Ziel erreicht. Auch der Dame des dritten Bildes in der reichen Modetracht der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts naht er mit dem dürren Ast als dem Ende alles Blühens und aller Schönheit und all des Schmuckes, der auf ihrem runden Toilettentischchen liegt. Noch sieht sie, an diesem sitzend, in dem Standspiegel desselben nur ihr strahlendes Antlitz. Aber gleich wird es sich in Entsetzen verzerren, wenn sie auch ihn darinnen erblickt. Und endlich der Abschluß der vier Lebensalter: das alte schlafende Mütterchen. Wie die verlöschende, rauchziehende Kerze auf dem bankartigen Vorsprunge neben ihm erlischt auch es, da der links neben ihm kauernde Tod ihm den Schemel unter den Füßen wegzieht und mit hocherhobener Rechten einen langen Pfeil ihm in das vom Alter müde Herz stößt.

Die ganze Gestaltung und epische Tönung dieser Bilder läßt unmittelbar an Abraham a St. Clara denken und wirklich sind zwei derselben, das Kind und die junge Frau, offenbar auch von ihm her beeinflußt. Aber sie gehen nicht etwa, wie man meinen möchte, auf Vorbilder seiner Todtenkapelle zurück, sondern seines Mercks Wien, wo sich diese beiden Szenen ganz ähnlich wiederfinden.[1]) Nicht also Wondreb, was doch das Naheliegendste wäre, hat direkte Einwirkung

---

1) Vgl. oben S. 285 Anm. 2.

auf den Mitterteicher Totentanz geübt, sondern es hat nur eine Anregung für den Maler dieser Bilder geboten. Der eigentliche Untergrund aber, aus dem sie erwuchsen, war der für das Totentanzmotiv immer noch fruchtbare der Volksphantasie. Volkstümlich ist die stoffliche Verteilung des Motivs auf die Lebensalter, die uns auch in Kalendern des 17. und 18. Jahrhunderts begegnet[1]), übrigens auch in den Gestalten von Kind und Mutter, Jüngling und Jungfrau, Greis und Greisin schon im Totentanz des 15. Jahrhunderts angedeutet ist. Volkstümlich ist ferner auch die einfache Art der in den Bildern gegebenen Erzählung, indem sie, ohne mit allegorischem Gedankenkram zum Bilderrätsel zu werden, schlicht den Tod in Lebensvorgänge führt, die jedem Kinde des Volkes unmittelbar bekannt und deutbar waren, und volkstümlich ist endlich auch die Ausführung, die einfache Aneinanderreihung im Fresko, das einstens die beliebteste Technik für das Totentanzbild war, die plumpe und klotzige Behandlung des Skeletts, die Ausdruckslosigkeit der Lebenden gegenüber der höhnischen Freude des Todes, die Ergebung in das Unabwendbare. Es sind die gleichen charakteristischen Züge, welche uns auch in Straubing begegnen, nur daß sie dort, gemäß dem Umkreis, an den sich die Fresken der Seelenhauskapelle wendeten, mehr dem bürgerlichen Leben entsprechen, mehr dem sozialen Gesichtskreis, den man von einer solchen Stadt aus ins Auge faßte. Dem paßt sich auch der dort den Bildern beigegebene Totentanztext an. Nicht im Dialekt, sondern hochdeutsch gegeben, wird man ihn freilich nicht unmittelbar als Volkspoesie bezeichnen dürfen. Aber da er, wiewohl voll von wiederkehrender Mahnung an Tod und Vergänglichkeit, doch den geistlichen Predigtton und die Abzirkelung abstrakter Gedankendinge vermeidet, da er in lebendiger Rede und Gegenrede meist in den nämlichen vierzeiligen Strophen kurz und packend Spiel und Widerspiel des Todes und seiner Opfer zum Ausdruck bringt, wie zum Beispiel beim Greis:

1) Vgl. die Bilder der Lebensalter in Tobias Stimmers Nürnb. Kalender 1614.



„Wo ist das Kind? Du mußt mit mir von hinnen gehn“.
Das Kind? Ich bin ein Greis von mehr denn neunzig Jahren.
Ich schwöre, bei der Krücke, bei den grauen Haaren.
„Was hast Du denn getan? Laß die Verdienste sehn“ —

da er nur soviel Wissen und Verständnis voraussetzt als der Bürgersmann jener Tage kannte, so darf auch für diesen Straubinger Totentanz das Moment volkstümlicher und volksmäßiger Dichtung und Gestaltung geltend gemacht werden.

Nicht leicht aber ist der Gegensatz zu übersehen, in dem dazu der Totentanz in St. Michael in Bamberg[1]) steht. Denn dieses Werk ist, wie die folgende Beschreibung unmittelbar feststellen wird, der abstrahierenden Gedankenwelt der Gebildeten, genauer gesagt, der geistlichen Kreise entsprungen. Seine Stätte ist die Sepultur- oder Heiliggrabkapelle, die dem rechten Seitenschiff der Klosterkirche um das Jahr 1730 angebaut wurde, in der Zeit, wo Abt Anselm Geisendorfer Kirche und Kloster umbauen und dem damaligen Stilempfinden entsprechend herrichten ließ. Aus den ganz spärlichen Nachrichten über den Bau der Kapelle läßt sich nur entnehmen, daß ein „Stockador Martin Graßer“ die Stuckdecke, welche von dem Totentanze bedeckt ist, ausgeführt hat. Die Kapelle selbst ist ein rechteckiger Raum von allzuniedrigen Ausmaßen, mit flacher, kuppelüberwölbter Decke, dem einzigen Zweck dienend das in der Mitte unter der Kuppel angebrachte hl. Grab zu beherbergen. Während die Ostwand ungegliedert ist, sind die übrigen von Fenstern und Türen durchbrochen und im Norden und Süden jeweils mit einer Nische versehen. Absichtlich aber ohne reicheren Schmuck gelassen, dienten sie wie jetzt noch vermutlich von Anfang an großen Tafelbildern mit Szenen der Passion als Hintergrund. Sie stehen aber selbst wieder mit dem Mittelpunkt des ganzen Raumes, dem hl. Grab, in Gedankenbeziehung. Dieses, ein Werk des blühendsten Barocks, zu beschreiben, müssen wir uns hier versagen. Nur soviel sei bemerkt, daß es achteckigen Grundriß hat, daß ein auf Pfeilern über dem

1) Vgl. oben S. 285 Anm. 4.

Leichnam Christi stehender niedriger Baldachin eine Weltkugel trägt und diese von dem Zeichen der Sünde, der Schlange mit dem Apfel in der Schnauze, umringelt ist. Über Welt und Schlange aber schwebt in der achteckigen Kuppel auf schwerer schneckenartiger Wolke Gottvater mit dem niederfahrenden Blitze und gezogenen Richterschwert. Das Kuppelachteck, durch Abschreckung der Ecken eines Rechtecks gebildet, trägt an seinen Wänden reiche Stuckdekoration mit den gleichfalls stuckierten Darstellungen der vier Evangelisten, so daß also der gesamte, durch die Kuppel überwölbte Raum von Sündenfall, Erlösung und Gericht erzählt. Der ganze übrige Deckenraum aber ist der Predigt vom Tode gewidmet in der Form des Totentanzes, der, ein Unikum seiner Art, Stuck und Farbe, Skulptur und Malerei miteinander vereinigt. In wohlgelungener Gliederung der ganzen Deckenfläche umzieht diese als Rahmen den Kuppelraum und zwar so, daß in einem geradlinig verlaufenden äußeren Rechteckleisten ein vielfach geschwungener innerer eingefügt ist. Sein Gesetz ist wiederum das Achteck, aber ein solches, das, als eine stuckierte Gesimsarchitektur, jede gerade Linie vermeidet und die Langseiten des Kuppelachtecks mit im Höhepunkt gebrochenen Kreissegmenten, die abgeschrägten Ecken mit je einem Paar von Gesimskröpfungen begleitet. Durch diese Einteilung der Decke werden 12 Räume ausgespart, von denen vier zwischen die Schrägen des Kuppelachtecks in die gekröpften Gesimse fallen, während vier weitere von den Dreiecken zwischen den letzteren und den Ecken des äußeren Rahmens gebildet werden und noch einmal vier in den an diesen anstossenden Flächen der Kreissegmente entstehen. So ergaben sich Räume für zwölf korrespondierende Darstellungen, für 12 Totentanzszenen, vier in ovale Medaillons geschlossene gemalte über den gekröpften Gesimsen und acht stuckierte an den übrigen Plätzen. Gemalte aber wurden dort deswegen gewählt, weil die Ausladungen der Kropfgesimse mit großen, stärker hervortretenden Gerippen besetzt sind, welche mit verschiedenartigen Todessymbolen tätig sind,



Sanduhr, Seifenblasen usw., und eine weitere Belastung des Raumes mit Stuck unschön hätten werden lassen.

Wie die Decke in diesem kunstvollen Rahmen, so sind nun aber auch sämtliche Totentanzszenen in einen künstlichen Gedankenrahmen eingespannt. Denn die vier Eckdreiecke schildern das Walten des Herrschers Tod in den vier Weltteilen als desjenigen, der dem sitzenden jugendlichen Kaiser Europas die Krone davonträgt, dem in die Knie brechenden asiatischen Sultan das Stundenglas vorhält, vor den Pyramiden stehend einem afrikanischen kriegerischen Herrscher das Buch der Abrechnung entgegenhält und dem Repräsentanten Amerikas, einem bogenbewehrten und federngeschmückten indianischen Krieger auf reich bepacktem Warenballen, seinen Pfeil entgegenschießt. Dagegen stellen die Segmente den Tod als den dar, der durch alle Jahrzeiten waltet und der Jung und Alt, Schwach und Stark mit sich führt. Das erstere wird veranschaulicht durch je zwei Puttenszenen im östlichen und westlichen Segment, indem der Tod hier einmal dem davonspringenden Sommerknaben zum Mähen bereit nacheilt und gegen das vor dem heißen Topf knieende und die Hände wärmende Mädchen den Pfeil zückt und das andere Mal mit Bogen und Pfeil den mit Trauben herantanzenden Knaben erwartet und dem sitzenden Vertreter des Frühlings seine Rose entblättert. Jung und Alt und Schwach und Stark werden sein Opfer im nördlichen und südlichen Segment. Denn im letzteren sind es der jugendliche, gewappnet und kühn vor seiner Burg ihm entgegentretende Krieger und der sehnsüchtig nach seinem begonnenen Werk zurückblickende Baumeister, den er in dem ersteren Falle als gekrönter König mit seinem Pfeil bedroht, im letzteren mitsamt dem Plan zu dem großen Werk hinwegführt. Das nördliche Segment aber zeigt neben einander die Szenen des armen alten Einsiedels und des lahmen alten Mannes, jenen von dem tanzenden Knochenmann hinweggeführt, diesen, der nicht gehen und tanzen kann, auf der Schulter davongetragen. Und endlich ist in den gemalten Ovalen der Tod auch



noch der abschließende Faktor im Reiche der menschlichen Kultur, der Religion und Wissenschaft, des Handels und der Kunst. Als solcher tritt er, mit den Schlüsseln ihm zu Häupten rasselnd, zu dem Papste, der sinnend den Inhalt einer Bulle an die Gläubigen überdenkt, hält dem talargeschmückten Professor im Augenblick, wo er seinen Schülern die Geheimnisse der Natur zu entschleiern trachtet, einen Polyeder mahnend und selbst dozierend vor die Augen, läßt sich von dem Kaufmann, dessen stolze Fregatte im Meere sich wiegt, mit allem Goldschmuck und aller Leckerei nicht bestimmen, die alte Totentanzweise auf seiner Violine zu unterbrechen, und ist schließlich der nachdenkliche und hinterdenkliche Kritiker des Madonnenmalers, für den er das Stundenglas hinter dem eigenen Rücken verborgen bereit hält.

So sucht dieser Bamberger Totentanz das gesamte Leben im Raum und in der Zeit, im Auf und Ab des persönlichen Schaffens und im Reiche der allgemeinen Kulturwirkung zu erfassen und zu vergegenwärtigen. Indem wir aber diese seine Gedanken nachdenken, empfinden wir erst die ganze Schwere der Gedankenkunst, die hier nach Ausdruck rang, und den Gegensatz, in dem dieses Werk eines geistlichen Auftraggebers gegen jene früher geschilderten volkstümlichen steht. Trotzdem fällt auch es nicht aus der Entwicklung heraus, die wir für den Totentanz, sein Weiterleben und Neuaufleben in Bayern oben festzuhalten suchten. Schließlich wird man auch hier wieder an die Anregung gemahnt, die Abraham a St. Clara gab, und denkt stärker daran, daß auch in seinen Totentanzbüchern neben vielem Volkstümlichen die allegorischen Gedankengänge mit ihren Symbolen und Deutungen sich nicht wenig geltend machten. Und die geistige Gefühlswelt, aus der heraus auch dieser Bamberger Totentanz empfunden ist, ist erst recht noch einmal jene mystisch-asketische, in welcher Leben und Tod, Blühen und Vergehen, Schaffen und Vollenden, Erdendasein und Menschenberuf in ihrer Beziehung zu dem Unendlichen und der Vereinigung mit ihm geschaut wird.

Die volkstümliche Gestaltung des Totentanzmotivs ist dem 19. Jahrhundert bekanntlich beinahe ganz verloren gegangen. Auch Bayern macht hier, so viel ich weiß, keine Ausnahme. Um so weniger aber soll unerwähnt bleiben, daß in neuester Zeit wenigstens ein Versuch gemacht wurde, das Motiv in einer Dorfkirche zu neuem Leben zu erwecken. Als nach dem Jahre 1891 die Pfarrkirche und Friedhofkapelle in Vachendorf bei Traunstein renoviert wurde und Max Fürst, der um den Freskoschmuck so vieler Kirchen des Chiemgaus hochverdiente Traunsteiner Meister, den Auftrag erhielt auch diese Kirche und Kapelle mit Wandbildern zu schmücken, da erinnerte der Meister, der von der Romantik und ihren mittelalterlichen Neigungen herkam, sich auch des Totentanzes. Vier Szenen desselben malte er auf den Bogen hinter dem Eingange der Friedhofkapelle. In die Umrahmung eines Achtecksternes einbeschlossen, stellen sie die vier Lebensalter dar: Wickelkind und Jungfrau, Mann und Greis. Sorgsam trägt der Tod auf dem Arm, dessen hartes Gebein er mit dem Leichentuch umwickelt hat, das weinende und mit den Händen hinwegverlangende Kind davon und flüstert der myrthenbekränzten Braut, da er mit der kalten Linken ihren weichen Arm erfaßt und die Rechte ihr um den Hals legt, schwere Worte zu, die den Zug des Schmerzes in ihr blühendes Gesicht graben und die Rose aus ihrer Linken in eine Totenlade entgleiten lassen. Dem Manne — König Ludwig II. ist es, der vor einem mit Bauplänen bedeckten Tische sitzt — schaut er über die Schulter hinweg in diese hinein, so daß er ihn, von seiner Berührung gestört und doch im schwärmerischen Blicke seiner Augen weit weg von dem drohenden Schicksal, von sich zu weisen sucht, während der Greis, der Mann des Volkes, von des Todes Sanduhr gemahnt und von ihm unter dem Arm gefaßt, ganz in das ernste Sinnen über das Ende verloren ist und willig den Bergstock vor sich setzt, um mit dem Knochenmann in der dunkelblauen Kutte den letzten Gang zu gehen. Vier einfache Szenen sind es, leicht

und zwanglos in ihre Umrahmung komponiert, in der unmittelbaren Klarheit ihres Gedankens und eben der Einfachheit ihres Vortrags dem volksmäßigen alten Totentanze gut abgelauscht und an einen der Orte gemalt, wo jener besonders gern zuhause war, und in der Technik, mit der er volkstümlich wurde und es am längsten blieb. So sind diese Bachendorfer Totentanzszenen ein Versuch zur Erneuerung des populären Totentanzes, dem man als Freund volkstümlicher Kunst nur Nachahmung wünschen möchte.

Vielleicht, daß der endlose Totentanz des Krieges, in dem noch immer die Völker wetteifern, die Nachfolge zu schaffen hilft. Schon ist der Knochenmann, der in allen Verkleidungen des Kampfes sich seine Opfer kürt, wieder eine Lieblingsfigur zeichnender und dichtender Kunst geworden und vielfach haben gerade Künstler, die im bayerischen Boden wurzeln oder in ihm sich eingewurzelt haben, ihm Phantasie und Stift geliehen. Wenn das Motiv, das sie so pflegen, aus den Kunstausstellungen und den Zeitschriften und den Büchern der Lyrik und der Radierungen wieder hinausschritte an die Friedhofswände und in die Totenkapellen mitten unter das Volk und für das Volk und wenn es die Wucht eines furchtbaren Erlebens und Zusammenbrechens in großen, wuchtigen und eigenartigen Linien aufs neue in Wort und Farbe ausspräche, dann würde für die Geschichte des Totentanzes nicht nur, wie es schon geschehen ist, ein neues Kapitel seiner kunstmäßigen Behandlung anheben, sondern auch ein neuer wertvoller Abschnitt seiner volkstümlichen Erfassung und Aussprache.

XXXVIII.

Eine anglikanische Bischofswahl.

Von Urban Zurburg.

Samuel Wilberforce von Oxford — „der größte Bischof des 19. Jahrhunderts“ — schrieb über die anglikanische Gemeinschaft, der er selber angehörte: „Die gesetzliche Staats-



kirche ist recht eigentlich ein Geschöpf dieser Welt, eine Maschine, um das geistliche Element in der wechselnden öffentlichen Meinung des Tages zu verkörpern. Ihre Regierung durch den Premierminister, ihre passive Untätigkeit, ihr beharrliches Schweigen, die absolute Nichtigkeit ihrer Rügen, die Tausende ihrer erklärten Anhänger, welche laut auflachen, sobald ihre Diener die bescheidene Sphäre von Beamten einer Nationalanstalt überschreiten, das alles sind Zeichen und Merkmale einer Knechtschaft, welcher auch die niedrigste Jüngersekte (Methodisten) sich nicht unterwerfen möchte, welche aber in unserm Departement des öffentlichen Gottesdienstes natürlich und angemessen erachtet wird."

„Die Merkmale der Knechtschaft", von denen Wilberforce hier redet, sind auch heute nicht verschwunden, wenn auch „ihre passive Untätigkeit, ihr beharrliches Schweigen" sich heute mehr in scharfe Proteste und Anklagen der Parteirichtungen umsetzt.

Lloyd George hat als Premierminister die oberste Leitung der Staatskirche in seiner Hand; daß er selber ihr nicht angehört und Baptist ist, hat nichts zu sagen, bildet sie ja doch nur ein Departement des Staates, „eine Maschine, um das geistliche Element in der wechselnden öffentlichen Meinung des Tages zu verkörpern".

Mit der Ernennung des Dechanten von Durham, Hensley Henson zum Bischof von Hereford hat der Premierminister Lloyd George die kirchlichen Parteien im Anglikanismus gegeneinander gehetzt. Der Bischofssitz von Hereford hat eine eigene Geschichte hinter sich. Die Anstellung von kirchlich liberalen Bischöfen, die selbst wegen Häresien vor kirchlichen Gerichten standen, aber vom Staate geschützt wurden, hat die Aufmerksamkeit der hochkirchlichen Kreise immer wieder nach Hereford gelenkt. Die Anstellung Dr. Hampdens als Bischof von Hereford 1847 erschütterte den späteren Konvertiten-Kardinal Manning im Glauben an die Katholizität der anglikanischen Kirche. Er betrachtete den neuen Bischof als Häretiker und den englischen Episkopat,



der nur schwach gegen diese Wahl opponiert hatte, „dieser Häresie mitschuldig", mithin hatte „die Kirche Englands ihr Wächteramt für die katholische Tradition dahingegeben". Daß die Staatsgewalt als oberster Richter in Sachen der kirchlichen Lehre auftrete, erkannte er damals als „traurige Wahrheit", als ein Prinzip, „das ebenso häretisch wie atheistisch ist". Von Rom her schrieb er dann (12. Februar 1848): „Die Prinzipien, mit welchen ich mich bemüht habe, Gott sei Dank, nicht ohne Erfolg, die andern in der Kirche Englands zurückzuhalten, sind durchlöchert."[1])

Der bisherige Inhaber des bischöflichen Stuhles von Hereford, Dr. Percival, wurde 1915 von einem Kollegen wegen Duldung von Irrlehren mit einer Art von Exkommunikation belegt und „jegliche Gemeinschaft in sacris" wurde ihm von diesem gekündigt.[2]) Dr. Percival hat 1917 auf seine Stelle resigniert.

Hensley Henson hat als offener Gegner der hochkirchlichen Richtung schon manchen Strauß mit dieser Partei ausgefochten. Erastianisch, freisinnig und streng protestantisch zugleich hat er verschiedenen Bischöfen schon getrotzt, ihre Verbote mißachtet, mit den Sekten in sacris verkehrt und mit seiner Broad-Church-Richtung die „katholischen" Ideen der Ritualisten jeweils scharf zurückgewiesen.

Gegen die Anstellung des freisinnigen Dechanten zum Bischof von Hereford protestierte Lord Wolmer in der „Morning-Post". Lord Halifax sagt in der „Times", daß „das Ärgernis einer solchen Nomination groß ist". Die „Church Times" bemerken: „Hereford's Kelch der Bitterkeit ist voll . . . Im Falle seiner Konsekration wird Dr. Henson Conprovinzial von zwei Bischöfen sein, in deren Diözesen er eingedrungen ist, um das Schisma zu schützen . . . Die Lage wird äußerst delikat sein." Der Klerus von Oxford faßte eine Resolution des Protestes gegen seine Anstellung,

---

1) Life of Manning by Purcell I 508 f.

2) Vgl. Histor. polit. Blätter Bd. 154 S. 714.

„weil er häufig gesprochen und geschrieben in einer Art, die zeigt, daß er Grundsätzen huldigt, die von der Lehre der Kirche Englands stark abweichen". Dem Kapitel von Hereford wurde die Bitte ausgesprochen diese Nomination zurückzuweisen.

Gleichzeitig meldete sich aber auch die Gegenpartei zum Worte. Allan Pride feierte in der „Times" den Dechanten von Durham „als einen wahren Engländer, einen wirklich nationalen Anglikaner und einen der fähigsten Männer in der Kirche", der für die wahrhaft nationale Kirche einsteht. In der „Westminster Gazette" berichtete Th. Brocklehurst, daß „die Mehrheit der intelligenten Laien durch diesen männlichen Zusatz zum Episkopat sicher herzlich sich freut". Er begrüßt es, daß „dieser herzhafte Kämpe für Gott" den Krieg ins feindliche Gebiet hinübertrage.

Die Agitation gegen einen von der Regierung ernannten Bischof ist übrigens wertlos. Die anglikanische Bischofswahl ist durch die Rechte, welche die Reformation dem Throne eingeräumt hat, fast zur Spielerei der Fürstenlaune geworden. Wohl wird die Wahl des neuen Bischofes vom Domkapitel in feierlichem Gottesdienste vorgenommen, dieses hat aber durch Weisung des Premierministers, der auch den Kandidaten vorschlägt resp. bestimmt, gebundene Hände. Noch kein Kapitel wagte es den vom Ministerium bestimmten Kandidaten zurückzuweisen; eine andere Nomination wird überhaupt nie aufgestellt. Jede Opposition gegen die Kandidatur scheitert an den strengen Bestimmungen der königlichen Suprematie, sodaß Emerson zu Königin Viktorias Zeiten über den kirchlichen Wahlakt, dem die feierliche Anrufung des hl. Geistes vorangeht, die sarkastische Bemerkung gemacht hat: „Der hl. Geist tut immer, was die Königin will."

Der hochkirchliche „Guardian" hat sich bemüht auf dieses Unabänderliche im englischen Kirchenwesen hinzuweisen. Die „Church Times" aber ereiferten sich weiterhin gegen das „Einzigartige" dieses Falles. Man habe noch nie eine Anstellung so schwer empfunden wie diese. Die Interessen der



Kirche seien gefährdet, man müsse Abhilfe schaffen, koste es, was es wolle. Man zwinge zur Entstaatlichung und die Kirche müsse ihre eigene Herrin, „nicht aber bloßes Spielzeug des Staates werden."

Gegen die Staatsverfassung läßt sich nicht aufkommen. Als im Dezember 1847 Lord John Russell in seiner Stellung als Ministerpräsident Renn Hampden für Hereford bestimmte, glaubte der Dechant des Kapitels ihm die Mitteilung machen zu müssen, daß er nicht für diesen Mann stimmen werde. Die Antwort Russells lautete: „Sire, ich hatte die Ehre, Ihren Brief vom 23. d. M. zu empfangen, in welchem Sie mir anzeigen, daß Sie die Absicht haben das Gesetz zu übertreten." Der widersetzliche Dechant blieb zwar bei seiner Weigerung, aber nur ein einzelner Kanonikus unterstützte ihn und die Wahl erfolgte in gewohnter Weise. Selbst die Abweisung eines Kandidaten durch das Kapitel ändert nichts an der Sache, da in einem solchen Falle mittels letter patent die Anstellung durch die Regierung erfolgt.

Gegen Dechant Hensley Henson versuchte man einen Druck auf den Erzbischof von Canterbury auszuüben. Die „Church Times" erklärten: „Wenn der Erzbischof ihn weiht, so wird er ohne Zweifel seinem Amte als Wächter des Glaubens in dieser Kirche und diesem Reiche untreu." Der Dechant von Canterbury meinte, eine Opposition habe nur dann Sinn, wenn die Gegner „eine bestimmte Unfähigkeit, sein Leben oder seine Lehre betreffend, gegen die Nomination der Krone vorbringen könnten". Ohne eine ganz bestimmte Anklage solle man sich überhaupt nicht der Regierung entgegensetzen, „es ist dies sehr unangebracht, da man in diesem Falle bloß seine eigene Ansicht gegen den wohlüberlegten Entscheid der Krone, die unter dem Rat des Premierministers handelt, gegenüberstellt".

Die Opposition gegen den Bischofskandidaten suchte von hochkirchlicher Seite Dr. Darwell Stone in den „Times" näher zu begründen. Er schreibt:

„Die bestimmte Nichtbefähigung in der Lehre im Falle



von Dr. Henson liegt in seiner Stellung zu den Wundern und insbesondere zur jungfräulichen Geburt und Auferstehung unseres Herrn. In seinem „Glaubensbekenntnis auf der Kanzel“ S. 89 schrieb er von den „Naturwundern“ des Evangeliums, daß ‚vom Standpunkt der Geschichtswissenschaft sie als unglaubwürdig betrachtet werden müssen.‘ Im nämlichen Buche (S. XXIV, 18,37) sprach er von der „Bibelforschung“, ‚die den Glauben an eine Menschwerdung unter wunderbarer Einwirkung verwirft‘, von der menschlichen Natur unseres Heilandes als ‚einer strenggenommen normalen Menschheit‘, von den Berichten der Geburt des Erlösers als ‚von den Gelehrten allgemein weniger der Geschichte als der Dichtung angehörig betrachtet‘, von der Menschwerdung als ‚durch die normale Wirkung der göttlichen Vorsehung herbeigeführt.‘ Und auf S. 211 erklärt er, daß die Lehre von der Auferstehung in der Auffassung des hl. Paulus ‚endgültig die Theorie beseitigt, nach welcher einzig das „leere Grab“ eine vitale Beziehung zum christlichen Glauben besitzt‘.“

Henson selbst konnte in einem Briefe an die „Times“ seiner Freude Ausdruck verleihen, daß ihm zahlreiche Gratulationen von Anglikanern aller Richtungen zugekommen seien. Unter diesen Gratulanten figurieren 33 Bischöfe. Man begreift es in der Tat, wenn der Geistliche James Adderley die Bemerkung machen kann: „Wenn Dr. Henson der ‚Häresie‚ überführt werden kann, dann kann dieses nur geschehen, wenn man eine große Zahl aus dem Klerus mit Einschluß einiger Bischöfe mitbestraft.“ Doch selbst der streng protestantische Dechant Wace von Canterbury mußte sich nun zur Erklärung verstehen: „Ich fühle mich verpflichtet, anzuerkennen, daß die Briefe von Dr. Darwell Stone und Dr. Sonday — besonders der letztere — die Opposition gegen die Anstellung Dr. Hensons einläßlich rechtfertigen und mit Widerstreben fühle ich mich veranlaßt mich dem Appell anzuschließen, der an den Erzbischof und die Bischöfe ergeht von seiner Konsekration abzustehen.“

Der Opposition gegen den neuen Bischof von Hereford



haben sich auch vier Bischöfe angeschlossen. Es sind dies die bekannten hochkirchlich gesinnten Bischöfe von Oxford, London, Worcester und Salisbury. Der erste, Bischof Gore von Oxford, ist der bedeutendste und als kirchlicher Schriftsteller sehr fruchtbar. In einer längeren Erklärung gibt er seiner Überzeugung Ausdruck, daß die Auffassung der religiösen Fundamentalwahrheiten Hensons sich mit einem aufrichtigen Bekenntnis der Glaubenssymbole nicht vereinigen lasse. Die Folgen einer solchen Lehrauffassung würden sich im ganzen Klerus und Episkopat fühlbar machen. „Um solchen unglückseligen Folgen zu entgehen fühle ich mich gedrängt, Euer Gnaden (Erzbischof von Canterbury) und meine Bruderbischöfe anzuflehen, falls der Dechant von Durham zum Bischof von Hereford durch das Kapitel gewählt werden sollte, ihm die Konsekration zu verweigern." Die kirchliche Wahl in Hereford erfolgte jedoch anstandslos, da nur 4 Kanoniker den Mut hatten sich der Wahl zu enthalten, die übrigen 15 aber dem Kandidaten in üblicher Form ihre Stimme gaben.

Gegen den Wahlakt als solchen stehen jeweils laut einem Anschlag an den Kathedralkirchen nur zwei Möglichkeiten für die Opponenten offen, nämlich nachzuweisen, 1. daß der Gewählte nicht der Kandidat der Regierung ist und 2. daß Kapitel und Dechant gewisse Formalitäten übersahen. Der „Guardian" benützte diesen Punkt zu einem Hinweis auf „eine der empörendsten unter den vielen Unrealitäten, welche die staatliche Bürokratie in der Kirche geschaffen hat".

In den Times (5. Januar) hat schließlich Dr. Sonday, der bekannte Oxforder Gelehrte und Bibliothekar, sich für Henson verwendet, indem er dessen „modernen Glauben" als nicht unkirchlich hinzustellen sucht. Es ist dieses eine Verteidigung des Dogmas im Sinne der modernistischen Auffassung. In diesem Sinne äußern sich übrigens auch viele Größen der anglikanischen Theologie. Dr. Bethune-Baker, Professor in Cambridge, hat sich dahin ausgesprochen: „Die Lehre der Menschwerdung kann mit Glaube und Verstand



festgehalten werden ohne Annahme der wunderbaren Geburt oder Empfängis." Seiner Ansicht nach sollte kein Geistlicher, der die Inkarnation annimmt, aber den biblischen Bericht hierüber verwirft, angegriffen werden. Wie der Geistliche J. Frome Wilkinson in der „Westminster Gazette" betont, hat der gegenwärtige Erzbischof von York den Gedanken ausgesprochen, solche ernste Forscher, welche die Genauigkeit des biblischen Berichtes in Sachen der Geburt und Auferstehung Christi in Frage stellen, solle man nicht leichthin als Leugner der Inkarnationslehre hinstellen. Dieser Ansicht huldigen noch weitere Kreise, wie der „Guardian" (24. Januar) aus Predigtwerken nachweist. Man hat selbst dem Bischof Gore von Oxford ähnliche Behauptungen nachgesagt.

Der Erzbischof von Canterbury gibt in seinem Briefe an Bischof Gore zu, daß Hensley Henson „Mangel an richtiger Wägung", „unreife abrupte Feststellungen", „beinahe unausgleichbare Widersprüche" und „vieles, was der Erklärung, Einschränkung und Umbildung bedürfe", sich zu Schulden kommen ließ. Er meint aber: „Weder in Dr. Hensons Büchern, noch in dem wohlüberlegten Briefwechsel zwischen ihm und mir habe ich etwas gefunden, das ich, wenn es in seinem richtigen Sinn unparteiisch beurteilt wird, im Widerspruche finde mit den Tatsachen und Lehren des Glaubens, wie sie in den Glaubensbekenntnissen niedergelegt sind." Dr. Henson hat sich dann auch zu einer öffentlichen Erklärung verstanden, in welcher er seinem Befremden Ausdruck verleiht, daß man über seine Glaubensauffassung, die in Wort und Schrift während seiner dreißigjährigen geistlichen Wirksamkeit zur Aussprache kam, eine Meinung sich bilden konnte, die ihm als Mensch und Geistlicher zur Unehre gereichen würde. Hensley Henson hat sich damit vor seinem Erzbischof salviert. Eine Erklärung des Glaubens in der strengen unausweichlichen Form des Anti-Modernisteneides wurde ihm natürlich nicht abverlangt und so geht das Doppelspiel der Phrasen weiter seinen Weg. Auch der frei-

sinnige Broad Churchmann glaubt; er glaubt die Wahrheiten der symbolischen Schriften, der Glaubensbekenntnisse in dem Sinne, den er selbst für gut findet. Was liegt daran? Wo kein unfehlbares Lehramt anerkannt wird, hat es keinen Sinn über Dogmenwahrheit zu streiten.

Die einflußreiche English Church Union hat nun allerdings dem Erzbischof gegenüber das Verlangen gestellt dem bishop elect die Konsekration zu verweigern. Der Verein erklärt in dieser Eingabe: „Wir sind gezwungen Euer Gnaden mitzuteilen, daß wir uns genötigt sehen unsere ganze Stellung in Betreff der Bedingungen, unter welchen die Kirche Englands jetzt regiert wird, und der Fortsetzung jener Beziehungen mit dem Staate, die eine solche Ernennung zum Episkopat ermöglicht haben, einer Wiedererwägung zu unterziehen."

Zu dieser „Wiedererwägung" hatte die English Church Union seit ihrer Gründung schon Jahrzehnte lang Zeit und Gelegenheit. Der Ruf nach Trennung vom Staate ist in hochkirchlichen Kreisen schon oft erhoben worden; praktisch ist man der Frage doch immer ausgewichen. Der „Hereford-Scandal", wie die „Church Times" diese anglikanische Bischofswahl bezeichnen, ist nur eine aus den vielen unerquicklichen Erscheinungen im modernen Anglikanismus. Der freiresignierte Dechant von Durham, das enfant terrible der englischen Kirche, wie ihn das „Tablet" benennt, hat die bischöfliche Weihe erhalten und so werden sich die erregten Wellen im kirchlichen Leben des anglikanischen Protestantismus bald wieder legen. Der Kampf ist lediglich eine Kraftprobe zwischen den einzelnen Richtungen und dem Umstand, daß diese in ihren bischöflichen Leitern nicht so bald das Gleichgewicht im englischen Staatswesen einbüßen, ist die Regierung besorgt, nach Möglichkeit der jeweiligen Parteistärke Rechnung zu tragen. Prinzipien kommen nur scheinbar in Kollision; der Anglikanismus mit seinem katholisch-protestantischen Doppelgesicht kann nicht so leicht seine Fassung verlieren. Der staatskirchliche Mechanismus arbeitet in gewohnter Weise, ihm ist



der Dr. Percival, der vom Bischof Dr. Weston von Sansibar exkommunizierte Bischof-Resignat von Hereford, in der Sprache der amtlichen „London Gazette“ immer noch der „Father in God“; dies wird auch sein Nachfolger, der freisinnige Begünstiger der Häresie, Bischof Hensley Henson, sein. Die sich bekämpft, verdächtigt und angeklagt, ändern nichts in ihren Anschauungen und haben nichts zu ändern, denn über die Parteien hat die vielgerühmte anglikanische Comprehensiveneß ein breites Dach gebaut.

XXXIX.

Die berufsständische Volksvertretung.

Von Dr. H. Dimmler, München.

Mit der preußischen Wahlreform ist auch der Gedanke einer berufsständischen Volksvertretung wieder lebendig geworden. Die beruflichen Interessen bilden den Kernpunkt des Lebenshaushaltes des Einzelnen; sie fallen mit seiner materiellen Existenz und dem Hauptinhalt seiner persönlichen Tätigkeit zusammen. Es liegt nahe, das staatliche Zusammenwirken der Einzelwirtschafter in der Volksvertretung dem Hauptinhalt ihres Wirkens und Begehrens unterzuordnen. Man übersieht jedoch, daß gerade diese allerpersönlichste und daher bedeutungsvollste wirtschaftliche Tätigkeit der Zusammenordnung einer gemeinsamen staatlichen und gesetzlichen Regelung widerstrebt. Sie vollzieht sich in freiem Tauschverkehr, der jedem Einzelnen die Möglichkeit schafft die Bedingungen dieser Tätigkeit mit seinen Lieferanten, Kunden und Mitarbeitern nach eigenem Ermessen festzulegen. Diese Freiheit des Tauschverkehrs isoliert den einzelnen Wirtschafter, zersplittert Arbeits- und Erfolgsbedingungen und läßt eine wirksame gemeinsame Interessenvertretung nicht aufkommen. Jeder selbständige Kaufmann, Handwerker, Bauer, Fabrikant, Arzt, Rechtsanwalt hat seine eigenen Interessen, die nur in



Ausnahmefällen sich zu gemeinsamer Forderung verdichten. Ist dieser Fall gegeben, so bieten die Freiheit des Tauschverkehrs und das Koalitionsrecht die Mittel zu einer Selbsthilfe, welche viel näherliegender und wirksamer ist als die umständliche Verhandlung mit der Gesamtheit der Bürger in einem Wirtschaftsparlament.

Der Gedanke eines Wirtschaftsparlaments gewinnt in dem Maße Boden, als die Selbständigkeit des Wirtschaftsbetriebes zurückgeht. Es handelt sich hiebei weniger um den juristischen Begriff der selbständigen Geschäftsführung als um die Einengung der persönlichen Bewegungsfreiheit, wie sie im Tauschverkehr von Mann zu Mann gegeben ist, durch fremde Willensimpulse. Jeder durch einen Lohnvertrag in den Wirtschaftsbetrieb eingeordnete Hand- oder Kopfarbeiter ist dieser Begrenzung unterworfen. Er verkauft seine Arbeitskraft, d. h. sich selbst, nicht das von seiner Persönlichkeit losgelöste Produkt der Arbeit. Durch diesen Kaufvertrag wird die Berechnung, Anordnung, Ausführung und Rentabilität der Arbeitskraft dem fremden Willen des Arbeitgebers unterstellt. Die in der schwer erkennbaren komplizierten Natur der menschlichen Arbeitsmaschine gelegene Schwierigkeit die aufgekaufte Arbeitskraft mit ihrem eigenartigen Triebwerk individuell abzuschätzen, zwingt den Arbeitgeber die aufgekaufte Arbeitskraft nach dem Durchschnitt menschlicher Leistung in den Betrieb einzustellen. Die spezifisch individuelle Arbeits- und Triebkraft, Initiative der Persönlichkeit geht bei dieser Einstellung verloren. Der Arbeitnehmer kann seine persönliche Tüchtigkeit, seinen Fleiß und seine Energie beim Umsatz seiner Arbeitskraft durch den Arbeitgeber als Zwischenhändler derselben nicht mehr zur Geltung bringen. Er legt nunmehr die durch den fremden Unternehmerwillen begrenzte durchschnittliche menschliche Arbeitskraft in den Betrieb ein. Er gleicht dem Menschen, welcher in geschlossenem Zuge unter fremdem Kommando marschiert und genötigt ist taktmäßig den gleichen Schritt mit den übrigen einzuhalten. Diese Tatsache kommt in der nurmehr nach äußerlichen Gesichtspunkten der Aus-

bildung, des Alters und Berufes abgestuften, im übrigen schablonenmäßig gleichen Entlohnung zum Ausdruck. Die Folge der schablonenmäßigen Einengung der Arbeitskraft ist die Gleichartigkeit der Wirtschaftsinteressen. An die Stelle der hundert Möglichkeiten in freier Arbeit durch Initiative Klugheit, Geschick und Glück das Einkommen zu verbessern tritt für den gebundenen Arbeiter nur mehr die eine Möglichkeit den Lohnsatz gemeinsam mit den übrigen gleichentlohnten Arbeitern durch den alle Arbeiter umfassenden Massenstreik hinaufzuschrauben. Der Universalstreik tritt an die Stelle der Bemühungen des freien Arbeiters durch erhöhte Leistung und Werksteigerung ein höheres Einkommen zu erzielen. Keine Macht der Welt vermag diese verhängnisvolle Auswechslung der Waffe des Wirtschaftskampfes abzuwenden. Der Trieb nach hohem Einkommen ist naturhaft gegeben. Der Weg einer Wertsteigerung des Tauschobjektes durch erhöhte Betriebsamkeit ist versperrt. Es bleibt nur der Ausweg des Massenstreikes.

Lediglich die Schwierigkeiten diesen Massenstreik zu organisieren treten der Auswirkung dieser Entwicklung hemmend und verzögernd gegenüber. Diese Schwierigkeiten würden jedoch durch Einrichtung einer berufsmäßigen Volksvertretung behoben werden. Der historisch gewordene Staatsorganismus würde mit der Ausschreibung berufsständischer Volksvertretungswahlen seinen ausgereiften Organisationsapparat in den Dienst der lückenlosen Sammlung der gleichentlohnten Arbeiter stellen. Wäre diese Sammlung in der Form einer staatlichen Einrichtung vollzogen, so vermöchte keine Staatsgewalt die festgeschlossenen Arbeitermassen daran zu hindern, das ganze Gewicht ihrer aktionsfähigen Masse zu unbegrenzter Lohnerhöhung in die Wagschale zu werfen. Jeden Versuch das Stimmengewicht der vertretenden Arbeitermasse zu beschneiden würde diese mit der Streikdrohung — dem Stillstand des gesamten Wirtschafts- und Staatslebens — beantworten.

Die selbständigen und mehr selbständigen Wirtschafter würden sich in dem Berufsparlament zur Abwehr ebenfalls



zusammenschließen. Dieser Zusammenschluß könnte jedoch das Unheil eines Generalstreikes nicht abwenden. Die Unternehmergruppe wäre numerisch unterlegen, durch die Verschiedenartigkeit ihrer Interessen zersplittert und könnte im Weigerungsfalle durch Verstaatlichung der maßgebenden großen Industriezweige ersetzt und ausgeschaltet werden. Durch Festsetzung der Verkaufspreise, durch Schutzzölle und staatliche Kontrolle des Industriekapitals würde man diese Verstaatlichung des gesamten Wirtschaftslebens vorbereiten und anbahnen.

Es kann nicht im geringsten zweifelhaft sein, wohin die parlamentarische Organisation der Berufsstände führen muß. Sie umfaßt, theoretisch gesprochen, den gesamten Wirtschaftsorganismus und gibt den einzelnen Gliedern desselben die Möglichkeit ihre Interessen in parlamentarischer Form gegeneinander abzugrenzen und harmonisch zu verschmelzen. In Wirklichkeit jedoch käme das Wirtschaftsparlament nur den Interessen der entmündigten Arbeitermasse zu statten; es böte dieser die vergeblich angestrebte organisatorische Form, den Wirtschaftskampf aus dem Gebiet des persönlichen Könnens und des werbenden Wertes in das rein politische Gebiet des durch die Summe von Stimmen erzwungenen Lohntarifs hinüberzuspielen. Das unvermeidliche Stimmenübergewicht der unselbständigen Arbeitermasse würde diesem Teil des Wirtschaftsorganismus die ausschließliche Führung überantworten und den übrigen Wirtschaftsorganismus assimilieren. Die berufsständische Volksvertretung wäre nichts anderes als die grundlegende staatliche Organisation der Gemeinwirtschaft. Sie ist undurchführbar und gegenstandslos für einen Staat, in dem die Bedingungen dieser Gemeinwirtschaft noch nicht herangereift sind; sie wird sich mit diesen Bedingungen von selbst einstellen. Zunächst wird das Wirtschaftsparlament neben dem ungegliederten Wahlkreisparlament herlaufen. England schickt sich an ein Industrieparlament einzurichten. Der älteste und ausgereifteste Industriestaat vermag die Entwicklung zum Arbeiterstaat nicht mehr aufzu-



halten. Es wird noch einige Zeit darüber hingehen, bis dieses Industrieparlament sich vollkommen konstituiert und eingelebt hat. Aber kein Mensch wird heute schon ernstlich glauben, daß es eine Macht gibt die Kompetenz der erdrückenden Arbeitermajorität dieses Parlamentes einzuschränken. Diese Majorität wird nicht mit Stimmzetteln, sie wird mit der Streikdrohung opponieren. Eine derartig geschlossene Streikandrohung muß jeden Widerstand brechen. Die parlamentarische Tätigkeit wird mit der Errichtung dieses Wirtschaftsparlamentes in so hohem Grade mit den persönlichsten Wirtschaftsinteressen des Einzelnen verknüpft, daß das politische Interesse plötzlich in die Höhe schnellt und die Vollendung der Gewerkschaftsorganisation in ungeahntem Maaße beschleunigt. Die englische Arbeiterschaft ist im Begriffe von dem englischen Staate Besitz zu ergreifen. Daher ist auch die Energie verständlich, mit welcher sie die imperialistische Politik der Regierung unterstützt. Sie hat Aussicht die Früchte dieser Politik den bürgerlichen Parteien, welche auszogen ihre Schatzkammern zu füllen, streitig zu machen. Von heute auf morgen wird es allerdings nicht gehen; allein England steht vor folgenschweren sozialpolitischen Umwälzungen. Der langsam und bodenständig herangewachsene politische Mechanismus dieses Musterstaates eröffnet die Aussicht einer harmonischen und friedlichen Herausbildung des gemeinwirtschaftlichen Arbeiterstaates.

In Deutschland besteht keine Gefahr einer Umwandlung der Parlamente in ein Wirtschaftsparlament. Die dahingehenden Vorschläge sind graue Theorie. Die Gewerkschaftsorganisation ist zu schwach um diese Umwandlung zu erzwingen. Die Industrialisierung ist noch nicht weit genug fortgeschritten. Die unterschiedslose Wahlkreisvertretung mit ihren konservativen politischen Idealen und Gewöhnungen läßt sich nicht beiseite schieben. Aussichtsreicher ist eine geräuschlose Umbildung der Ersten Kammern in eine Berufsvertretung. Sind erst einmal die Gewerkschaften mit den übrigen Ständen in den Ersten Kammern vertreten, so



werden sie mit Erfolg darauf hinarbeiten, daß diese Vertretung der Kopfzahl ihrer Wähler entspricht. Sie werden bei der Abstimmung diese Kopfzahl in die Wagschale werfen und eine drohende Haltung annehmen, wenn das Gewicht ihrer Stimme nicht berücksichtigt wird. Hat sich die Erste Kammer einmal zu einem aktionsfähigen Berufsparlament herausgebildet, so wird sie mit dem Gewicht der persönlichen Wirtschaftsinteressen die Zweite Kammer zur Bedeutungslosigkeit herabdrücken und die innere Politik vollständig beherrschen. Alle diejenigen, welche heute bemüht sind den geschichtlich gewordenen Bau der Ersten Kammer ihren demokratischen Staatsideen anzupassen, mögen sich dessen bewußt sein, wohin diese Entwicklung — wenn auch erst in Jahrzehnten — führen muß: zur Auswirkung und Verwirklichung des Arbeiterstaates auf der Grundlage der Gemeinwirtschaft.

XL.

Blicke auf hessische Miserabilien.

Wenn es wahr ist, daß man von dem menschlich klugen Staatsmann nichts Geringeres fordern kann, als daß er seine Zeit erkenne, so befinden sich die Katholiken des Hessenlandes gegenwärtig in keiner beneidenswerten Lage; denn der derzeitigen hessischen Bürokratie will offenbar ein Verständnis für die Forderungen der Zeit nicht aufgehen. Von einer Neuorientierung, die dem Tüchtigen freie Bahn schafft, oder gar von einem Kurs, der den Katholiken den verfassungsmäßigen Anteil an den Regierungsgeschäften eröffnete, ist keine Rede. In der Residenz speziell hat man „Besseres“ zu tun; die Hofkreise konzentrierten ihr Interesse auf das Drama „Ein Geschlecht“, das den Erzieher des hessischen



Thronfolgers, Fritz von Unruh, zum Verfasser hat und dessen Uraufführung mit Hilfe des gesamten Dresdener Hoftheaterpersonals heimlich vorbereitet war. Während die Ereignisse in der großen Welt sich überstürzen, tausende armer Familien frierend in ungeheizten Wohnungen ihr Leid tragen und es, wohin der Blick sich wendet, im alten Hause der europäischen Völker an allen Ecken und Enden knistert, vergnügt sich die Residenz an der Vorbereitung eines Theaterstücks, das die Kritik in nicht mißzuverstehender Weise ablehnte. Die Vorstellung des Dramas wurde aus unbekannten Gründen verschoben. Vielleicht versprach man sich von dieser künstlerischen Neuorientierung zuletzt nicht den gewünschten Erfolg. Auf jeden Fall verrät es abgrundtiefen Mangel an Einblick in die Nöten der Gegenwart, daß man an eine Überführung eines ganzen Hoftheaters in dieser Zeit überhaupt nur denken konnte. Wir haben eine Stellungnahme des leitenden Organs des hessischen Zentrums zu dieser Sensation, welche andere hessische Blätter mit Ernst beschäftigte, zu unserem Bedauern vermißt.

Die hessischen Katholiken haben durch den Mund ihrer Laienführer ihre kirchenpolitischen Wünsche bescheiden zunächst auf eine die Katholiken befriedigende Regelung der Ordensfrage beschränkt. „Dasjenige, was wir in dem Zentrum verlangen", betonte der Abgeordnete Dr. Schmitt, „ist nicht die Aufhebung des Ordensgesetzes, sondern ausschließlich Aufhebung der Ausnahmegesetze, die darin enthalten sind." Die Regierung versagte kläglich. Sie verschanzte sich hinter die Erfahrungen des Krieges, die sie abwarten wolle — diese fadenscheinige Ausrede hat inzwischen auch in Württemberg Nachahmung am Ministertisch gefunden — und meinte: „wenn man diesen Gegenstand während des Krieges unter allen Umständen beruhen lassen sollte, so darf erhofft werden, daß uns die Erfahrungen des Krieges für die Zeit des Friedens einen gemeinsamen Boden der Betrachtung dafür finden lassen werden, was an der bestehenden Ordensgesetzgebung etwa als ungerechtfertigte Ausnahmemaßnahme empfunden werden kann



und zu ändern ist." Aufrichtige Menschen pflegen auf klare Fragen ebenso klare Antworten zu geben. Die Diplomatensprache, die viele Worte macht um wenig oder nichts zu sagen, mag im Getriebe der großen Politik, die die intimsten Beziehungen der Völker beobachtet und leitet, bisweilen am Platze sein; in einem kleinen Staatswesen dagegen, wo etliche Hunderttausende öffentlich für ihre Orden größere Bewegungsfreiheit und gleiches Recht wie alle Staatsbürger fordern, vertieft eine derartige Sprache das Mißtrauen gegen Stellen, vor welchen alle Bürger des Landes gleich sein müssen. Justizrat Dr. Schmitt blieb die Antwort nicht schuldig. Aus ihr sprach die innere Empörung eines Mannes, der mit dem katholischen Hessenvolk die Erwiderung des hessischen Sprechministers von Hombergk als eine in der Öffentlichkeit und bewußt zugefügte Beleidigung der Katholiken empfand und demgemäß brandmarkte. Der Stachel gegen den Minister, der eine so unglückliche Figur in dieser Frage abgab, blieb jedoch zurück. Lieber keine Antwort als eine solche, die eines Staatsmannes und unserer Zeit unwürdig war. Es geht uns in diesem Stück wie jenem Arzt, der zur Cholerazeit auf die Frage, ob es ratsam sei Gurkensalat zu essen, antwortete: wenn die Gurken ganz reif, der Essig vom besten, das Öl nicht ranzig und der Salat gut angemacht ist, so ist es, wenn man noch die weitere Vorsicht gebraucht ihn ungegessen zum Fenster hinauszuwerfen, gar nicht möglich, daß er eine schädliche Wirkung haben könne. Die Rede des Ministers wäre klüglicher unterblieben; sie hinterließ nur schädliche Wirkungen, deren größte ist: das katholische Volk wird sie ihm nicht vergessen. Die Katholiken haben so manche Nackenschläge, die ihnen versetzt wurden, wirklich großmütig hingenommen ohne zum Gegenschlag auszuholen. Jetzt aber ist die Zeit gekommen der Bosheit und Rücksichtslosigkeit, die ihnen Licht und Luft sperren möchte, ein klares „bis hierher und nicht weiter" entgegenzustellen.

Wenn nachträglich Minister von Hombergk seine erste Antwort wesentlich modifizierte, so tat er dies, der Not



gehorchend, nicht dem eigenen Trieb; denn selten hat Abgeordneter Dr. Schmitt, der Führer des hessischen Zentrums, mit solch elementarer Wucht das Gebaren der Regierung bloßgestellt. Die hessischen Katholiken haben keinen Anlaß, wegen der zweiten Antwort des Ministers in Dankbarkeit gegen die Regierung zu ersterben und diesen Dank auch, wie dies unverständlicherweise von einigen Stellen geschah, zum Ausdruck zu bringen. Etwas mehr Selbstachtung und weniger Bittpolitik wäre schon am Platze. Die Katholiken sollten nie vergessen, daß Regierungen von einer Personalzusammensetzung wie die großherzoglich hessische in vielen die Katholiken und ihre Kirche berührenden Dingen keinen höheren Standpunkt kennen als den der Gnade. Rechtsansprüche der Kirche als Korporation oder der einzelnen Gläubigen finden nur schwer vor dem inappellablen Willen dieser Bannerträger der Staatsallgewalt und vor den sog., Forderungen der öffentlichen Wohlfahrt Berücksichtigung. Daher traf Abgeordneter Dr. Zuckmayer den Nagel auf den Kopf, wenn er auf der Versammlung der katholischen Männer- und Arbeitervereine des Bezirks Mainz am 20. Januar dieses Jahres ausführte: „In der Ordensfrage ist es das Zentrum müde immer wieder zu bitten; es verlangt die Beseitigung der Ausnahmegesetze, die ein schweres Unrecht gegenüber dem katholischen Volke darstellen.“ So lange der hessische Staat ausgesprochen protestantisch in seiner Verwaltung orientiert ist, tun die Katholiken gut daran sich die Herren genau zu besehen, in deren Händen diese Verwaltung ruht, um unentwegt, wenn nötig, mit dem loyalen Mittel der Verweigerung gewisser Positionen des Staatshaushaltes, darauf zu bestehen, daß der hessische Staat endlich den Katholiken die Bahn für den höheren Verwaltungsdienst freigibt. „Es ist ja ganz schön“, schrieb der nunmehr verewigte Prälat Forschner, unser allverehrter Vorkämpfer für katholisches Volkstum, nach der Ordensdebatte im hessischen Landtag, „was der Herr Minister sagte, wir wollten alle friedlich unter dem gemeinsamen Dach des Staates zu-



sammenwohnen. Uns soll's recht sein, aber dann darf man die Katholiken nicht etwa unter die Dachtraufe stellen. Wir wollen nicht aus dem Regen in die Traufe kommen." Bis jetzt hat die hessische Regierung noch in nichts bewiesen, daß sie entschlossen ist, mit dem seitherigen System der Mißachtung und Zurücksetzung der Katholiken zu brechen und den Grundsatz einer strikten Parität zu beobachten. In der obersten Schulbehörde am Ministerium des Innern sitzt kein Katholik. Eine offene Stelle wurde seiner Zeit unter Protest der Katholiken mit einem „homogenen" d. h. in diesem Falle protestantischen Dezernenten besetzt. Weder an der Hofbibliothek zu Darmstadt noch an der Universitätsbibliothek zu Gießen können Katholiken landen. Protestantische Theologen erhalten anstandslos Archivarstellen am hessischen Haus- und Staatsarchiv. Für die Kreisämter, die während des Krieges erledigt wurden, ließen sich katholische Anwärter anscheinend nicht finden. So werden die hessischen Katholiken, die mit ihren Steuern zum Unterhalt der Minister, Provinzialdirektoren, Kreisräte bis herab zum Straßenwart beizutragen verpflichtet sind, in einer Weise behandelt, die einem die Schamröte ins Gesicht treibt. Das alles berührt indes die hessischen Staatsmänner nicht. Sie bauen auf die bekannte Geduld des katholischen Volkes, das der Empörung die eigene Duldung vorzieht. So gewiß es aber ist, daß die Katholiken jederzeit gern dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, so gewiß ist es jetzt ihre Pflicht, ihre politische Gleichberechtigung mit den Staatsangehörigen anderer Konfessionen gegen das bestehende System der Pastorenregierung mit allen erlaubten Mitteln durchzusetzen. Finden sie bei diesem Kampfe Helfer von rechts oder links, gut, nehmen wir die Hilfe an. Das ganze Volk hat ein Interesse daran die privilegierte Stellung gewisser Zirkel zu brechen. Allzuviel Rücksichtnahme auf Stellen, die wenig oder gar kein Rechts-, geschweige denn Zartgefühl gegen die Katholiken an den Tag legen, ist unser unwürdig, zumal in der kommenden Zeit, welche die schwersten Opfer von

allen Volksgenossen heischen wird. An Blutopfern steht nach einer Statistik, welche die „Kölnische Volkszeitung“ kürzlich von anderer Seite übernahm, das katholische deutsche Volk schon heute an der Spitze. Da haben es die Katholiken wahrlich nicht nötig sich mit langatmigen, gewundenen Erklärungen vom Ministertisch abspeisen zu lassen, wenn sie die Forderung einer totalen Neuorientierung auf dem kirchenpolitischen Gebiete aufwerfen. Gewiß steht den Katholiken die Freiheit der Orden hoch, ungleich schwerwiegender und dringender dünkt uns die Beseitigung des Systems, das die Katholiken Hessens aushungert, indem es dieselben vom Zugang zu den höheren öffentlichen Staatsämtern fernhält. Man gebe uns die sechs Kreisräte, auf die wir Anspruch haben, gebe den Katholiken den ihnen zukommenden Anteil an allen übrigen Staatsstellen und das Mißtrauen, das in den weitesten katholischen Kreisen besteht, wird beseitigt sein. Was die Übergänge zur großen politischen Veränderung angeht, so mag die Zukunft sich gestalten wie immer sie will, wir stehen zweifelsohne schon an ihrem Rande. Sie werden gewaltig in die Breite und in die Tiefe gehen. Auch der kleine hessische Staatsorganismus wird von Erschütterungen infolge des Krieges und der demokratischen Welle, die über den Kontinent zieht, nicht verschont bleiben. Sollen wir Katholiken uns angesichts der Opfer, die wir für Heimat und Herd gern bringen, wie so oft, mit unbestimmten Versprechungen voreingenommener Minister vertrösten lassen, die heute sind und morgen verschwunden sein können? Wir verlangen nichts weiter als Parität und dies ohne Verzug.

Mehr Freiheit und größere Selbständigkeit für die Kirche fordern die Katholiken Hessens auf dem Gebiete der kirchlichen Vermögensverwaltung. Nicht bloß hat der hessische Staat die Verwaltung des sämtlichen katholischen Kirchenvermögens so ganz an sich gezogen, daß der katholischen Kirche tatsächlich keine Initiative mehr zukommt und ihr bei dem landesüblichen Verfahren mit dem geistlichen Ökonomat nur das Zusehen überlassen blieb; bis zur Stunde wickelt



sich die kirchliche Vermögensverwaltung und das kirchliche Rechnungswesen nach dem Verwaltungskodex der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts ab. Diese Tatsache wird vielen unbegreiflich sein. Doch ist dem so. Der Staat, der sonst alles, was zu sehr nach der Sakristei riecht, nicht gut vertragen kann, dessen Bestreben darauf hinausging die Kirche mehr und mehr auf das rein innerliche Gebiet der Gewissen zu beschränken, als ob sie in der konkreten Welt gar nichts zu suchen hätte, interessiert sich im kirchlichen Rechnungswesen ungemein für Tropfwachs, Öl, Weihrauch und Rauchfaßkohlen. Den Kirchenrechner bestellt einseitig der Staat u. a. mehr. Im Grunde genommen ist die katholische Kirche in Hessen in der Sphäre der Vermögensverwaltung eine großherzoglich hessische katholische Landeskirche. Die mit bischöflicher Ordinatiatserlaubnis im Jahre 1840 herausgegebene Sammlung der das Kirchen- und Schulwesen betreffenden Verordnungen und Erlasse gebraucht in Abschnitt II selbst diese ominöse Bezeichnung „Katholische Landeskirche in Hinsicht auf landesherrlichen Schutz und Aufsichtsrecht". Es wäre eine dankenswerte Aufgabe für einen unserer juristisch durchgebildeten Abgeordneten, die hessischen Gesetze der kirchlichen Verwaltung des letzten Jahrhunderts auf ihren Inhalt zu sichten, das Unzeitgemäße und die Kirche Entehrende auszuschalten und die hessische Kammer mit ernsten Abänderungsanträgen zu bedenken. An diesbezüglichen Wünschen und Vorschlägen der katholischen Kirchenbehörde dürfte es nicht fehlen. Bayern erhielt seine neue Kirchengemeindeordnung, die katholische Kirche Preußens wartet auf eine dahin zielende Reform, Baden besitzt in seinem katholischen Oberstiftungsrat eine von Katholiken geleitete zentrale Behörde, die den Verkehr mit dem erzbischöflichen Ordinariat vermittelt: in Hessen dagegen ist die katholische Kirche einem veralteten rücksichtslosen Schreibermechanismus und der Willkür der nicht einmal katholischen Kreisräte in den Äußerungen ihres konkreten Lebens ausgeliefert. Weit eher hätte man im 18. Jahrhundert nach den Grundsätzen des 13. als

in der Gegenwart mit den Grundsätzen des beginnenden 19. Jahrhunderts regieren können. Es ist völlig anderes Weltwetter. Die Zeiten, da noch die Kirche sich passiv verhielt, sollten endlich vorüber sein. Darum begrüßen wir es mit Genugtuung, daß der deutsche Episkopat in dem jüngsten Hirtenschreiben, das er an die Katholiken Deutschlands richtete, die größere Freiheit und Selbständigkeit als einen der wichtigsten kirchlich-politischen Programmpunkte mit entschiedener Sprache aufgestellt hat. An unseren Abgeordneten liegt es, künftig dieses Programm in der Arena der Kammer wirksam zu verfechten und mit Hilfe der Partner von rechts und links, die Gegner jeder staatlichen Bevormundung der Kirche sind, zu verwirklichen. Dieses Ziel ist wahrhaftig des Schweißes edler Männer wert. Wo Leben, kirchliches Leben vorhanden ist, muß es sich des widersinnigen tyrannischen Zwanges einer ihm feindlichen und unbefugten Gewalt erwehren, sonst wäre es ja kein Leben. „Die römisch-katholische und evangelische Kirche, sowie jede andere Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig und bleibt im Besitz und Genuß der für ihre Kultus-, Unterrichts- und Wohltätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds." Dieser Artikel 12 der Verfassung vom 5. Dezember 1848, die Perle aller ihrer Artikel, sei und bleibe das Alpha und Omega der katholischen kirchlich-politischen Neuorientierung.

Wir heben hier, um einen besonders krassen Fall zu konstatieren, in welcher Weise der Staat die Kirche behandelt, das Edikt vom 6. Juni 1832, die Organisation der Kirchenvorstände evangelischer und katholischer Konfession betreffend, aus dem Komplex der hessischen Verwaltungsgesetze heraus. Artikel 3 dieses Edikts lautet: „Außer dem Geistlichen ist der Bürgermeister oder, wenn in der Kirchengemeinde kein Bürgermeister ist, der Beigeordnete ständiges Mitglied des Kirchenvorstandes." Gehört keiner von beiden zur Konfession der Kirchengemeinde, so bestimmt der Kreisrat ein Mitglied des Gemeinderats an diese Stelle. Ist auch im



Gemeinderat kein Mitglied der betreffenden Kirchengemeinde, so bestimmt der Kreisrat ein anderes Glied der letzteren zum Mitglied des Kirchenvorstandes. Der Kreisrat ist bei diesen Ernennungen an die Voraussetzungen des Artikels 7 gebunden. Dieser Artikel 7 besagt nun: „Zu unständigen Mitgliedern des Kirchenvorstandes können nur Staatsbürger von unbescholtenem Rufe, welche das 30. Lebensjahr zurückgelegt haben und sich zu der Konfession, für welche der Kirchenvorstand besteht, bekennen, bestimmt werden." Der Kreisrat ist also nicht behindert der katholischen Kirchengemeinde einen, der in Zivilehe oder in gemischter Ehe mit protestantischer Kindererziehung lebt, aufzuzwingen. Über den Begriff der sonstigen Unbescholtenheit dürfte ja in den kreisrätlichen Köpfen keine Übereinstimmung bestehen. Die Fama berichtet wenigstens von einem verflossenen hessischen Kreisrat, der sich über die angebliche Unsittlichkeit einer katholischen Gemeinde entsetzte, weil — man hält es nicht für möglich — die dortigen Familien soviele Kinder gehabt haben. Der Bischof steht dieser Verwaltungspraxis machtlos gegenüber, will der Kreisrat seine Allmacht mißbrauchen. Das ganze Edikt vom 6. Juni 1832 sei der Aufmerksamkeit unserer Abgeordneten warm empfohlen. Je schneller es ausgelöscht wird, desto klarer die kirchliche Zukunft. Die Kirche und die Kirchengemeinden müssen von der kreisrätlichen Gnade befreit werden.

Ebensowenig sieht das erwähnte Edikt für die Mitglieder, die in den Kirchenvorstand periodisch gewählt werden, den Ausschluß eines Katholiken von der Wahlfähigkeit wegen unkirchlichen Verhaltens vor. Auch da beschränkt sich die Kirchenbehörde bei der zu befürchtenden Wahl zweifelhafter Persönlichkeiten auf eine Mahnung an die Wähler nur solche zu wählen, die selbst ihre kirchlichen Pflichten erfüllen. Nun wirft uns ein günstiger Wind ein Schriftstück folgenden Inhalts auf den Tisch: „Durch Beschluß vom 10. September 1893 entzieht Ihnen der unterzeichnete evangelische Kirchenvorstand auf Grund des Kirchengesetzes vom 17. November

1883 § 9, sowie mit Beschluß des Kirchenvorstandes vom 26. August 1888 das Recht der Wählbarkeit zu kirchlichen Gemeindeämtern, sowie das Stimmrecht bei kirchlichen Wahlen und das Recht der Patenschaft, weil Sie Ihren einzigen bisher evangelisch erzogenen Sohn katholisch erziehen lassen." Daraus ergibt sich, daß die hessische Regierung, welche unzweifelhaft das allgemeine evangelische Kirchengesetz vom 17. November 1883 bestätigt haben wird, beide Kirchen mit ungleichem Maße mißt. Der katholischen Kirche gestattet sie keinen Einspruch gegen die Wahlfähigkeit eines Katholiken wegen unkirchlichen Verhaltens. Die protestantische Kirche aber schleudert mit Wissen und Willen der, natürlich protestantischen, Regierung den feierlichen Bannstrahl gegen diejenigen, die ihr nicht entsprechen. Nach außen tobt sichs dann um so leichter über die Unduldsamkeit der katholischen Kirche! Möchten unsere wackeren Führer, die unermüdlich im politischen Kampfe aushalten, den Sturm auf diese Bastei staatlicher Bevormundung und Mißachtung der Kirche recht bald unternehmen. So wichtig die Lösung der Ordens- und der Schulfrage sein mag, vielleicht noch wichtiger und eminent tiefgreifend ist die Beseitigung der herrschenden Imparität und die Loslösung der kirchlichen Organisation von den Polypenarmen eines Staatswesens, das sich im Gleise der Normen und Maximen der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts bewegt. Die äußere Freiheit der Kirche ist nicht Selbstzweck, sondern bloßes Mittel zur Förderung der Zwecke der Kirche. Um diese Freiheit gehe der Kampf.

Konnte der Druck, den die vielfach protestantisch orientierten Staaten auf die katholische Kirche ausübten, auf die Dauer ohne Gegendruck bleiben? Heute spielt das Schlagwort Trennung der Kirche vom Staat durch die Völker. Über kurz oder lang wird, wenn nicht eine Verständigung über das Grenzgebiet beider Gewalten in zeitgemäßer Aufmachung vorher erzielt wird, dem immer noch maßlosen Anspruch auf Herrschaft des Staates über die Kirche nichts anderes entgegentreten als jene absolute Ab-

lehnung jeder Verbindung zwischen Staat und Kirche, die starke linksgerichtete Parteien erstreben. Auch diese Eventualität der Zukunft hat einen bemerkenswerten Platz im kirchenpolitischen Programm des deutschen Episkopats gefunden. Bis zu diesem Zeitpunkt schließen wir Katholiken Hessens die Reihen zum Kampf gegen die kirchenstaatliche Allmacht.

Siebenundfünfzig Jahre sind nun vorübergegangen, seitdem der hochselige Bischof Wilhelm Emanuel von Ketteler unter dem höchst prägnanten Titel: „Soll die Kirche allein rechtlos sein?" ein Mahn- und Hirtenwort an die Gläubigen seiner Diözese richtete, dem bis zur Stunde programmatische Bedeutung zukommt. Die Katholiken Hessens haben noch immer nicht die kirchliche Freiheit und ihre politische Gleichberechtigung errungen. Möge der gewaltige Kirchenfürst aus seinem Grabe heraus unser Gewissen schärfen, da er uns zuruft:

„Zwei Tatsachen sind in der Gegenwart offenkundig und unbestreitbar. In ganz Deutschland erhebt sich nicht eine einzige katholische Stimme, weder unter den Bischöfen und Priestern, noch unter den Laien, die sich eine Einmischung in die Ordnung der Verhältnisse zwischen dem Staat und den nichtkatholischen Konfessionen erlaubte. Im vollendeten Gegensatz zu diesem Verfahren der katholischen Kirche und aller Katholiken ohne Ausnahme sehen wir dagegen, wie eine Koalition aus allen denkbaren religiösen Schattierungen, die ohne Unterlaß den Namen Toleranz im Munde führen, sich in alle Verhandlungen zwischen dem Staat und der katholischen Kirche einmischt und aus jeder kleinsten Bewilligung an die Kirche zu einer etwas freieren Bewegung ein Staatsereignis macht, das die ganze Staatsgewalt angeblich bloßstellt."

„Der Polizeistaat hatte die Kirche an Kopf, Händen und Füßen in einer Weise gebunden, daß jede eigene Tätigkeit in ihr fast zur Unmöglichkeit geworden war. Das ist Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts in allen Teilen Europa's mehr oder weniger geschehen; in einem ganz hervorragenden Maß aber in jenen Teilen der Kirche, die jetzt die oberrheinische



Kirchenprovinz bilden, wo kleine katholische Landesteile nach Auflösung des Reiches, abgerissen von ihren alten Diözesen, beraubt ihrer Hirten, beraubt ihrer Institute und Schulen, protestantischen Landesregierungen übergeben wurden."

„Alle Bestrebungen der katholischen Kirche in Bezug auf ihre Stellung zur Staatsgewalt lassen sich in der Gegenwart auf die Sätze zurückführen: Die Kirche verlangt Selbständigkeit in Wahrnehmung ihrer eigenen Angelegenheiten in dem Umfange, wie es jeder berechtigten Korporation zusteht. Sie unterwirft sich vollkommen allen allgemeinen Staatsgesetzen, sie verlangt für sich keine Ausnahmen und Privilegien. Sie fordert aber auch für sich Gleichheit vor dem Gesetze und Wegfall jener Beschränkungen, die für alle Personen und Institute im Staate weggefallen sind. Sie protestiert endlich gegen alle Ausnahmegesetze zu ihrem Nachteile."

„Man fordert überall Selbstregierung. Die Kirche glaubt als älteste Korporation auch diesen Anspruch erheben zu dürfen. Zur korporativen Selbständigkeit aber gehört unter allen Umständen das Recht, ihr eigenes Vermögen selbst zu verwalten."

„Die Zulassung der Orden, solange diese keine Vorrechte in Anspruch nehmen und sich allen allgemeinen Gesetzen und Polizeivorschriften über Legitimation und Aufenthalt unterwerfen, ist eine unabweisbare Konsequenz zweier allgemein angenommener Grundsätze: der persönlichen Freiheit und des Vereinsrechtes. Wer kann denn jemanden, der nach allgemeinen Grundsätzen und unter Beobachtung aller Polizeivorschriften das Recht hat, sich im Großherzogtum aufzuhalten, hindern, wenn es ihm beliebt, auf Grund der persönlichen Freiheit in einem Hause nach einer freigewählten Ordensregel zu leben; und wenn es anderen beliebt, sich ihm beizugesellen und dieselbe Lebensweise mit ihm zu führen — wer kann es ihnen wehren? Wenn man als Grundsatz aufstellt, daß jeder in der Wahl seiner Lebensweise vollkommen frei ist, so lange er nicht allgemeine Gesetze übertritt, wie will man es denn hindern, wenn in Übung dieses Gesetzes Katholiken ihre Lebensweise nach religiösen



Grundsätzen ordnen und einrichten? Das ist nur möglich, wenn man zum Nachteil der Kirche allein Ausnahmegesetze statuieren will."

„Das ist das Höchste, was wir für die Zukunft vom Staate verlangen und fordern, Gerechtigkeit und Behandlung der Kirche ohne Vorurteile, ohne Ausnahmegesetze und ohne Einmischung. Wenn man uns dies gewährt, so haben wir die Stellung gefunden, nach der wir streben. Sie allein bietet wahrhaft eine Grundlage des Friedens unter den rechtlich bestehenden Konfessionen — und dann mag Gott selbst der Welt offenbaren, in welcher von ihnen Gottes Kraft und Gottes Weisheit ist."

XLI.

Was die Stunde heischt.

Wer will noch weiteren Krieg? Niemand. Wer verlangt sehnsüchtig nach dem Frieden? Alle.

Wir waren um Weihnachten dem Frieden näher als jetzt. Wer trägt die Schuld, daß der jüngste Kriegsrat unserer Feinde vom 30. Januar bis 2. Februar 1918 in Versailles, anstatt der Friedensströmung nachzugeben, die Fortsetzung des Krieges „mit äußerster Energie" beschlossen hat?

Wer trägt die Schuld?

Nicht unsere tapferen Soldaten und unsere großartige Kriegsführung unter Hindenburg. Die Lage war nie so glänzend wie jetzt. Im Süden und Osten siegreiches Vordringen, im Westen eine durch nichts zu erschütternde Front. Feindliche Gebiete vom doppelten Umfang des ganzen deutschen Reiches fest in unserer Hand. Die Friedensströmung bei den Gegnern scheint die Oberhand zu bekommen. Da bricht am 16. Januar 1918 der Streik in Wien los, die Hetze in Deutschland zeitigt am 28. Januar den Streik in Berlin. Vom 30. Januar bis 2. Februar sind die entscheidenden Beratungen in Versailles. Treffend zeichnet ein Neutraler im „Basler Anzeiger" die Zusammenhänge:



„Man wird nicht fehlgehen, wenn man den Hauptgrund des Beschlusses von Versailles, der in seiner Schärfe alles hinter sich läßt, was in den letzten Monaten gesprochen worden ist, und der einer absoluten Weigerung gleichkommt, überhaupt in Friedensverhandlungen einzutreten, in den inneren Vorgängen in Deutschland und Österreich-Ungarn sieht. In Versailles tagt der Oberste Kriegsrat des Verbandes. Er hat darüber zu beraten, ob er die Friedensbedingungen des Gegners als diskutierbar betrachten soll. Die Neigung hierzu ist eigentlich groß. Die militärische Lage ist denkbar schlecht. Die Not der Bevölkerung steigt. Der Unterseebootkrieg lastet auf der Kriegführung, eine große Offensive droht, die Bedingungen des Gegners sind billig, soll man nachgeben? Die Stimmung ist nicht einheitlich! In diesem Augenblick kommen die Meldungen von großen Streiks in Deutschland. Man wartet. Mit jeder neuen Meldung scheint sich die Lage Deutschlands zu verschlechtern, es kommt zu Krawallen in Berlin. Ein Schutzmann wird getötet, mehrere schwer verwundet, der § 7 der preußischen Verfassung wird aufgehoben, der verschärfte Belagerungszustand verkündet usw. Das ist der Beginn der Revolution! Man muß also zum mindesten abwarten! Man darf keine Antwort geben, die dem Gegner einen Anhaltspunkt zur Einleitung von Verhandlungen geben könnte. Das steht fest! Damit haben jene Männer im Verbandsrat, die vielleicht für eine Verständigung gewesen wären, das Spiel verloren, und es kommt ein Beschluß zustande, in dem die scharfen Kriegsanhänger das Wort führen. Es ist der Beschluß, der vorliegt."

Man sollte meinen, das Abc der gegenwärtigen Lage wäre: alles vermeiden, was kriegverlängernd wirkt. Dieses Abc wird von vielen auch gutmeinenden Leuten nicht verstanden und noch weniger wird darnach gehandelt.

Kriegverlängernd wirkt alles, was unsere Feinde ermuntert den Kampf fortzusetzen.

Tatsächlich hat nun aber unsere innere Zwietracht, unser Mangel an Siegesvertrauen, unser feiges Jammern nach einem Frieden um jeden Preis, auch wenn er die Nation



auf Hunderte von Jahren wirtschaftlich und politisch ruiniert, unser Philosophieren über ein in jedem Falle sehr problematisches Unrecht, das auf unserem Gewissen lasten soll, unser Vergolden des Weltfriedens und der Abrüstung, von denen die Gegner aber nichts wissen wollen, endlich die Behinderung der Rüstungsindustrie durch den Streik in Österreich und Deutschland und die damit verbundenen Demonstrationen und Ausschreitungen — alles dies hat ganz wesentlich dazu beigetragen den Mut unserer Feinde zu erhöhen und ihren Kriegswillen zu stärken. Alle diese Stimmungen und Stimmen und Ausschreitungen sind den Gegnern bekannt und von ihnen in tausendfacher Vergrößerung auf die große Wand der Weltbühne geworfen worden: Österreich und Deutschland sind innerlich entzweit, die Bevölkerung allenthalben mutlos, die Revolution vor der Tür und zum Teil schon ausgebrochen. Also nur noch eine kurze Spanne Zeit ausgeharrt, den Krieg mit äußerster Energie fortgesetzt, und wir sind die Sieger.

Bei dieser Lage, die vollständig klar vor Augen liegt, wäre doch eine Gewissenserforschung sehr am Platze, ob auch wir uns nicht an dieser Kriegsverlängerung mitschuldig gemacht haben.

Mitschuldig sind alle, die durch Wort und Schrift beigetragen die Stimmung zu drücken, die Leute mutlos zu machen. Was Sieg? Ausgeschlossen! Das gibt's nicht. Was Unterseebote? Wie lange arbeiten sie schon und wo ist der schnelle Erfolg? Was Kriegsanleihe? Jeder Pfennig verlängert den Krieg! Was Frieden? Gibt's nicht, wenn wir nicht den Weltfrieden bekommen, wenn wir ihn nicht erzwingen durch Versagung der Kriegsmittel. Solche und ähnliche, jeder tatsächlichen Unterlage entbehrende Reden, die sich sogar an Männer wie Hindenburg und Ludendorff wagen, haben den Streik vorbereitet, getragen und können jeden Augenblick einen neuen Streik entfachen.

Das ist alles Wasser auf die Mühle der Partei, die ausgesprochen den Sturz der Monarchie und die Revolution



anstrebt und dazu Kriegsnot und Kriegsweh als willkommenes Mittel gebraucht. Leute ohne jeden religiösen, sittlichen und nationalen Halt spielen sich auf als die einzig wahren Friedensbringer und Volksbeglücker.

Diejenigen Männer und diejenigen Zeitungen, deren Reden und Aufsätze mit großer Inbrunst in der sozialdemokratischen Presse Aufnahme und Nachdruck fanden, können allein schon daraus entnehmen, daß sie nicht friedenfördernd, sondern kriegverlängernd gewirkt.

Sozialdemokratische Kräfte und Organe sind wesentlich schuld an dem Ausbruch und an der Verlängerung der Streiks in Österreich und Deutschland.

Am 24. Januar 1918 führte in Köln der sozialdemokratische Redakteur Sollmann (Rhein. Ztg.) in der Stadtverordnetensitzung zur Begründung der sozialdemokratischen Wahlrechtsanträge aus:

„Soeben hat die österreichische Arbeiterklasse in einem bewundernswerten politischen Streik der Regierung wertvolle Zugeständnisse abgerungen. Bedenken Sie wohl: das gleiche Wahlrecht für die Gemeinden stand mit im Vordergrunde dieser großartigen Bewegung. Die Massen in Deutschland horchen auf. Sie werden und müssen in Aktion treten, wenn die Staatskunst und die Regierung versagen." Das sagte Sollmann am 24. Januar, und am 27. Januar gab er in einer Versammlung der Kriegsbeschädigten der Hoffnung Ausdruck, daß, wenn „wir demnächst zur Erlangung unseres Rechtes auf die Straße gehen müssen, die Kriegsbeschädigten nicht fehlen würden".

Trotz der späteren Ableugnung steht die Äußerung durch vollgültige Zeugen fest. Daß man bei dem Weg „auf die Straße" auch über „Zwirnsfäden" nicht stolpern würde, hat dieselbe Rheinische Zeitung, die zudem noch auf dem rechten Flügel der Sozialdemokratie steht, etwas unvorsichtig ausgeplaudert. Im Anschluß an die Mitteilung, daß die Bolschewiki die gewählte Volksvertretung mit Waffengewalt auseinander getrieben, daß sie ferner sowohl Finnland wie



der Ukraine das Selbstbestimmungsrecht praktisch verwehren, schreibt das Blatt wörtlich (1918 Nr. 20):

„An dieser Politik der Bolschewiki Kritik zu üben, ist nicht unsere Absicht. Revolutionäre Zustände verlangen revolutionäre Mittel, und vielleicht haben die Bolschewisten deshalb ganz recht, daß sie auch über „Zwirnsfäden“, wie freie Abstimmung und Selbstbestimmungsrecht, nicht stolpern. Vielleicht ist dies der einzige Weg, um vor dem Rückschlag, der früher oder später in Rußland unweigerlich eintreten muß, eine genügende Menge von Errungenschaften der Revolution unangreifbar sicherzustellen.“

Die „Münchener Post“ schreibt in ihrer Nr. 26 (1918):

„Am zweiten Tag hat die Bewegung in Berlin noch sehr bedeutend zugenommen. Diese Zunahme ist zunächst daraus zu erklären, daß die Bewegung gleichsam durch das Gesetz der eigenen Schwere weiter wirkt und immer neue Gruppen an sich zieht. Viel dazu beigetragen hat aber jedenfalls auch die Haltung der sozialdemokratischen Partei, deren Vertreter auf den Wunsch des aus den Streikenden gebildeten „Arbeiterrats“ in die Streikleitung mit eingetreten sind. Es ist kennzeichnend, daß Ledebour für seinen Antrag, die sozialdemokratische Partei von der Bewegung fernzuhalten, keine vierzig von rund vierhundert Stimmen erzielte. Die Arbeiter sind sich vollkommen klar darüber, daß jetzt zu leerem Richtungszank die schlechteste Gelegenheit ist und daß nur die Zusammenfassung aller Kräfte zum Erfolg führt. Darum hat auch der sozialdemokratische Parteivorstand seine Mithilfe nicht verweigert und hat schon am Montag (28. Januar), dem ersten Streiktag, beschlossen, den Wünschen der Arbeitermassen entsprechend in die Streikleitung mit einzutreten.“

In derselben Nummer 18 vom 22. Januar 1918, in der die „Münchener Post“ einen Artikel der „Augsburger Postzeitung“ zur Verteidigung Foersters mit großem Behagen wörtlich abdruckt, bringt sie unter der in großen Buchstaben gedruckten Aufschrift: „Die österreichische Regierung bewilligt die Arbeiterforderungen“ folgende Redaktionsleistung:

München, 22. Januar.

Am 16. Januar setzte die Massenbewegung der österreichischen Arbeiterschaft für Brot und Frieden ein. Am 17. Januar berichtete die Wiener Arbeiterzeitung, daß am 16. Januar in vielen Betrieben in Wien und Niederösterreich die Arbeit eingestellt sei. „Diese Arbeitseinstellung", so betonte die Wiener Arbeiterzeitung, „ist das Ergebnis einer elementaren Bewegung, die ohne das Zutun der politischen und der gewerkschaftlichen Organisation eingesetzt hat, einerseits infolge der Nachrichten über den Verlauf der Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk, andererseits infolge der jüngsten Maßregeln auf dem Gebiet des Verpflegungsdienstes." Im Hinblick auf die annexionistischen Forderungen, die namentlich in der gewaltsamen Aneignung polnischen, litauischen und kurländischen Landes gipfelten, forderten die streikenden Massen einen allgemeinen annexionslosen Frieden. Im Namen der Massen erklärte die sozialdemokratische Parteileitung: sie halte eine Beruhigung des Volkes nur unter den folgenden Voraussetzungen für möglich:

1. Wenn die Regierung vollkommen beruhigende Zusicherung darüber geben kann, daß sie die Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk nicht an irgendwelchen territorialen Forderungen scheitern lassen wird.

2. Wenn die Regierung einer gründlichen Reorganisation des Verpflegungsdienstes zustimmt.

3. Wenn die Regierung einwilligt, die Gemeindevertretungen, deren Beherrschung durch die am Lebensmittelwucher interessierten Klassen jede zweckmäßige Verpflegungspolitik unmöglich macht, zu demokratisieren. (Allgemeines, gleiches und direktes Wahlrecht.)

4. Wenn die Regierung einwilligt, die Entrechtung der Arbeiter durch die Militarisierung der Betriebe aufzuheben.

Die Massenbewegung der Arbeiter wälzte sich lawinenartig über ganz Österreich-Ungarn. Bereits am 18. Januar streikten 300,000 Arbeiter in Wien und Niederösterreich. Am 19. Januar ergriff die Bewegung die Städte Prag, Brünn, Krakau, Budapest."

Darüber kann doch kein Zweifel sein: Streik in der gegenwärtigen Lage ist Landesverat. Als früher die



ersten Anzeichen eines Streikes sich zeigten, hat Hindenburg darauf hingewiesen, wie jeder Tag Streik vielen unserer tapfern Soldaten und lieben Volksgenossen das Leben kostet. Bei der riesigen Überlegenheit unserer Feinde an Masse von Kriegsmaterial und Munition — steht ihnen ja die ganze Weltproduktion zur Verfügung — ist es ja von selbst einleuchtend, daß jede Verminderung von Kanonen, Gewehren, Munition usw. nicht allein eine tatkräftige Offensive lähmen, sondern auch bei der Defensive Tausenden unserer Soldaten Tod oder Verwundung bringen muß. In dem Kampf um die Existenz eines Landes gegen eine Übermacht von Feinden ist aber sicher jede Stärkung des Feindes und jede Behinderung der notwendigsten Verteidigungsmittel Landesverrat. Dagegen kommen alle noch so kräftigen und bombastischen Phrasen nicht auf. Ist aber Streik Landesverrat, so ist jede Aufreizung zum Streik unter den jetzigen Umständen Aufreizung zum Landesverrat. Das ist mit vollem Recht die Auffassung der Gerichte bis zum Reichsgericht.

Wenn die streikenden Verzichtfriedensleute doch aus der Geschichte etwas lernen wollten! Als Napoleon niedergeworfen war, schrieb Görres im „Rheinischen Merkur" am 25. März 1814: gegen die, „die mit einem halben Frieden den Krieg endigen möchten". Und am 15. Mai 1814 meinte er: „darum hat man von jeher den Deutschen mitgespielt, weil sie, auch noch so sehr gepreßt und gedrückt, hinterher immer alles vergessen haben". Wie vergaß man in der Tat sehr viel bei den Friedensverhandlungen in Wien Herbst 1814. Auf dem Wiener Kongreß verstand es Talleyrand, der Vertreter des besiegten Frankreich, sich den größten Einfluß zu sichern. England und Rußland wirkten ebenfalls im deutschfeindlichen Sinne, so daß das Endergebnis ein „Verständigungsfriede" war. England durfte die geraubten holländischen und französischen Besitzungen in allen Weltteilen und das den Malteserrittern geraubte Malta behalten; Elsaß und Lothringen blieben in Händen der besiegten Franzosen; Belgien blieb dem siegreichen Österreich

entrissen. Von einem Ersatz der ungeheueren Schäden an Blut und Gut, die unserem Volke durch die feindlichen Eindringlinge zugefügt worden waren, war keine Rede. Über die Wirkungen dieses Friedens schrieb Görres in seinem 1821 erschienenen Buche „Europa und die Revolution": „Während Frankreich nach seinem Unglück kräftig und gedeihlich in seinem Wohlstande stets zunehmend erscheint, siecht und kränkelt Deutschland nach seinem Siege; innerlich auszehrend, wird es von jeder äußeren Bewegung fieberhaft angeregt; ein verborgener Brand zehrt im Marke seiner Gebeine; es ackert und pflügt die Felder seiner Industrie mit altem Fleiße, aber die schmächtigen Halme wollen kaum die Aussaat wiedergeben."

Der Abgeordnete Dr. Schlittenbauer hat in seiner Rede im Bayer. Landtage am 30. Januar 1918 die Leute des Verzichtfriedens also gekennzeichnet:

„Die Verzichtler zerfallen in die Gruppe der Gutgläubigen, deren ganze Parole lautet: Nur her mit dem Frieden, dann wird es schon wieder besser! und die nicht bedenken, daß ein fauler, schlechter, schwächlicher Friede die Grundlagen der volkswirtschaftlichen Betätigung Deutschlands auf Jahrzehnte, wenn nicht auf Jahrhunderte hinaus zerstört, daß ein fauler, schlechter Friede gerade den Kreisen der deutschen Arbeiter die Möglichkeiten ihrer Existenz, die Möglichkeit der Erhaltung ihrer Familien nimmt. Das sind die Kurzsichtigen. Zu den Verzichtlern gehört eine zweite Gruppe, die Gruppe der Böswilligen. Das ist die Gruppe der Umstürzler, die angekränkelt ist von den revolutionären Ideen Rußlands, jene Gruppe, die sich schart um Haase und Genossen, jene Gruppe, deren Vorbild die Bolschewisten in Rußland sind, jene Gruppe, die sich ein Beispiel an den österreichisch-ungarischen Arbeitern genommen hat, deren Vorgehen auch von dem russischen Beispiele diktiert war, jene Gruppe, die versucht, mit ihrer Bewegung nunmehr auch den anderen Teil der Sozialdemokratie in ihre Reihen hineinzuziehen, und es besteht leider Gefahr, daß diese Bemühung nicht ganz erfolglos ist. Der Herr Kollege Franz Schmitt kann



ja davon bereits ein Liedchen singen. Das ist jene Gruppe, deren Parole nicht lautet: Rettung des Vaterlandes, sondern das ist jene Gruppe, deren Parole lautet: Mag das Vaterland untergehen, wenn nur aus den Trümmern des Vaterlandes die soziale Republik ersteht. Dagegen wehren wir uns. Das ist die Gruppe, von der der Streik ausgeht. Das sind diejenigen, die am wenigsten Anlaß zum Streik hätten; Anlaß zur Unzufriedenheit mit den wirtschaftlichen Verhältnissen während des Krieges haben alle Schichten der Bevölkerung, vielleicht keine so viel wie gerade der vom Kriege so schwer betroffene städtische Mittelstand."

Die besonnenen Elemente der Sozialdemokratie sollten wohl bedenken: die Massen, die durch die tägliche Hetze aufgepeitscht werden auf die Straße zu gehen, werden auf der Straße zu Dingen kommen, die den besonnenen Führern der Sozialdemokraten durchaus nicht angenehm sein können: von Kerenski zu Trotzki und von Trotzki zum vollendeten Anarchismus.

Das steht jedenfalls jetzt schon fest: alle die in Österreich und Deutschland zum Streik gehetzt, sind schuld, daß der Krieg wenigstens um ein halbes Jahr verlängert wird, daß voraussichtlich noch weitere Hunderttausende verbluten müssen.

Der demokratische Berner „Bund" (Nr. 50 vom 3. Februar 1918) hat die Zusammenhänge auch für die Schweiz klargelegt:

„Es zeigt sich nun, nach einer langen Entwicklung, die in den letzten Jahren mit immer schärferer Deutlichkeit sich auch in unserem Lande ausgesprochen hat, daß die Sozialdemokratie tatsächlich der schärfste Gegner der Demokratie ist . . . . . . Die Abscheu vor der Verwendung von Maschinengewehren gegen eigene Volksgenossen ist plötzlich geschwunden und hat einer großen Bewunderung Platz gemacht. Es kommt nur darauf an, wer im gegebenen Fall hinter und wer vor den Gewehren steht; je nachdem regt sich das demokratische oder das autokratische Gefühl dieser Art von Demokraten! Mit diesem

Geist haben wir ernsthaft zu rechnen. Er steckt in den von Grund auf volksfeindlichen Treibereien, die einem Generalstreik zudrängen, ohne sich einen Pfifferling um die handgreifliche Gefahr einer militärischen Invasion und deren Folgen zu kümmern. Rein weggefegt scheint der Einfluß der überlegenden Führer, die nicht geradezu auf Abenteuer ausgehen wollen. Es geht ja auch in Rußland nicht anders, „Sozialrevolutionär" hat dort schon die Bedeutung ‚ancien régime' und der Anarchistenkongreß will auch die Bolschewiki übertrumpfen; was ein rechter Nihilist ist, der betrachtet nach einer neueren Meldung die Leninisten als Bourgois".

Und am 1. Februar 1918 (Nr. 48) warnte der „Bund":

„Die Schweizer Arbeiterschaft ist bereit; auch in ihr lebt heute jener Geist, der im Osten die Throne ins Wanken brachte." So schreibt die „Berner Tagwacht" in einem Aufruf zum gewaltsamen Widerstand gegen die Vorlagen zur Vermehrung des Landbaues. Eigentlich sollte, plangemäß, das deutsche Proletariat die Entwaffnung des deutschen Staates durchsetzen. Da es den Genossen von draußen in ihrem eigenen Lande damit nicht eilig zu sein scheint, so verlangt nun die Zürcher Arbeiterunion (Genossen von draußen inbegriffen), daß die Schweiz vorangehe mit der Abrüstung, nicht um den Frieden, sondern auf die Gefahr hin, den Krieg ins Land zu bekommen! Denn es ist für jeden klar (aber noch lange nicht für jeden gleichgültig!), daß den auf Bolschewiki=Ukas von der Grenzwacht weglaufenden Schweizer Wehrmännern bald Leute in anderer Uniform folgen müßten, weil keiner der beiden Gegner es auf die Gefahr ankommen läßt und lassen kann, daß der andere den größten Vorteil aus der Freigabe des schweizerischen Territoriums ziehe. Dann werden sie sich auf Schweizerboden begegnen, und wir werden Kriegsschauplatz, und was das heißt, sollen einmal die Genossen, die einen Blick in die unerhörten Verwüstungen an den Fronten tun konnten, ihren Leuten ehrlich sagen. Die Wahl zwischen Krieg und Frieden ist in dieser Form auch uns gestellt, und es ist nicht zuviel gesagt, daß die gefährlichsten Kriegshetzer unsere antimilitaristischen Generalstreik=Propheten sind."



Gefährliche Kriegshetzer sind ferner auch die rabiaten Alldeutschen, die alle ihre Taschen mit eroberten Ländern füllen möchten. Wie die extremen Sozialdemokraten die größten Feinde der gesunden Demokratie sind, so schaden die rabiaten Alldeutschen dem wahren Deutschtum. Zwischen einem die Nation verderbenden Verzichtfrieden und einem den Völkerhaß aufstachelnden Annexionsfrieden gibt es eine goldene Mitte, die bei den Friedensunterhandlungen gewiß nicht überschritten wird. Dafür bürgen uns die gewissenhaften Fachmänner, die über das Maß der notwendigen Grenzsicherungen zu entscheiden haben werden. Bei einem Problem aus der Geologie frage ich nicht einen Schneider und bei einem Problem der höheren Mathematik nicht einen Schuster. So werde ich mir auch bei dem schwierigen Problem der notwendigen Sicherung der Landesgrenzen nicht bei Philosophen und nicht bei Demagogen, sondern bei einem gewissenhaften Fachmann Rat erholen, und dieser gewissenhafte Fachmann ist Hindenburg. Dabei könnte man sich doch allseitig beruhigen. Ein guter Friede, wie ihn Hindenburg anstrebt, wird kein Macht- und Annexionsfriede sein, sondern ein Frieden zum Schutz und Schirm der deutschen Grenzen.

Was heischt also die Stunde von jedem, der es ehrlich mit seinem deutschen Vaterlande und seinen deutschen Volksgenossen meint?

Vor allem Einigkeit! Deutschland siegt, wenn es einig bleibt. Das war der Ruf des Kaisers bei Beginn des Krieges, das ist die Lehre der deutschen Geschichte: So lange Deutschland einig war, war es unüberwindlich. All unser Elend im Mittelalter, im Dreißigjährigen Kriege, in der Franzosenzeit kam nur von der Uneinigkeit. Also einiges treues Zusammenhalten, nicht allein gegen den äußeren Feind, sondern auch gegen die inneren Feinde, die diese Einigkeit wissentlich oder unwissentlich, mit Vorbedacht oder aus Unverstand zermürben. Deshalb besonders entschiedene Absage gegen alle Verhetzung unserer Volksgenossen, sei es der Bauern gegen die Arbeiter, der Arbeiter gegen die Bauern,



der Bayern gegen die Preußen und der Preußen gegen die Bayern usw., ganz besonders entschiedenes Auftreten in allen Kreisen gegen jedes Streikgelüst und gegen alle Philosophen und Demagogen, die diese Streikgelüste indirekt unterstützen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß wir im Kriege, im furchtbarsten Kriege sind. Wenn das Haus brennt, philosophiere ich nicht über den besten Löschapparat um einen Weltbrand zu löschen, sondern ich strenge alle meine Kräfte an mit dem vorhandenen Wasser den Brand zu löschen. Nicht vergessen, unser Haus brennt!

Sehr treffend führte das in einer Ansprache der Kölner Oberbürgermeister Adenauer am 20. Januar 1918 aus:

„Wir dürfen nicht vergessen die Furchtbarkeit des Krieges. Krieg bedeutet brennende Dörfer und sterbende Städte, er treibt Frauen und Kinder, Kranke und Greise von Haus und Hof, er zerstört alles, er tötet auch die friedlichen Einwohner, er macht blühende Fluren zur Wüste, Krankheiten und Hungersnot schreiten in seinem Gefolge. Alles das sahen wir nicht und wir vergaßen, daß in diesem Ringen die Kriegsfurie so erbarmungslos, so schonungslos durch die Lande geschritten ist wie nie zuvor, soweit menschliche Erinnerung reicht, daß der Schrecken und Greuel, daß alle Verwüstung des Dreißigjährigen Krieges nichts ist im Vergleich zu dem namenlosen Elend, das dieser Kampf über die weiten Gebiete, in denen er tobte, gebracht hat. Und wir vergaßen, daß alles das, was so über die Bewohner der feindlichen Länder gekommen ist, nach dem Willen unserer Feinde über uns kommen sollte. Wir haben vergessen, daß England und Frankreich aus allen Ecken der Welt schwarze und gelbe Horden gegen uns aufgeboten haben; wir haben vergessen die Befehle feindlicher Heerführer, die diesen Horden die deutschen Frauen als Beute versprachen; wir haben vergessen, daß Deutschland zertrümmert, unser Wirtschaftsleben vernichtet, daß unsere Kinder und Kindeskinder in harter Fron unseren Feinden tributpflichtig werden sollten. Wir haben es vergessen, denn sonst wäre eine solche Zerklüftung unseres Volkes, wie wir sie leider sehen, nicht möglich. Es wäre sonst nicht möglich, daß der Streit um innerpolitische Ver-

hältnisse solche Ausmaße angenommen hat; es wäre sonst nicht möglich, daß es Deutsche gibt, die der deutschen Regierung bei den Friedensverhandlungen in den Rücken fallen und den Feind zum Widerstand gegen deutsche Friedensbemühungen aufstacheln; daß es ernsthafte Zeitungen gibt, die in der letzten Kongreßbotschaft des Präsidenten Wilson, diesem schamlosen, unverschämten, heuchlerischen Machwerk, ein Entgegenkommen gegen Deutschland erblicken. Durften wir das alles vergessen? Nein und nochmals nein. Wir dürfen nicht vergessen, daß unsere Friedensangebote mit Hohn zurückgewiesen sind, daß das Vermittlungsangebot Sr. Heiligkeit des Papstes von der Entente überhaupt nicht beantwortet worden ist. Wir dürfen nicht vergessen, daß dort im Westen Millionen von Weißen, Schwarzen und Gelben stehen, darauf brennend in unser Land zu dringeu und unsere Fluren und Städte zu verwüsten. Noch wütet der Krieg und darum muß Einigkeit das Gebot der Stunde sein. Unsere Uneinigkeit verlängert den Krieg, sie allein hält im Feinde noch die Hoffnung aufrecht uns doch noch schließlich zu bezwingen."

Das zweite, was die Stunde heischt, ist Vertrauen und Siegeszuversicht. Was bis jetzt geleistet worden, geht über alle Erwartungen hinaus und wir haben allen Grund uns und andere jeden Tag in diesem Vertrauen zu bestärken. Bis jetzt haben wir gegen eine Welt von Feinden gesiegt. Nur Kleinmut, Verzagtheit, gewollte oder ungewollte Unkenntnis der wirklichen Lage können an dem Siege, wie ihn Hindenburg will, verzagen.

Mit dem Hinweis auf das siegreiche Ende hat Hindenburg das Jahr 1918 begrüßt. Der Gedanke an den schließlichen Sieg hat ihn nie, auch nicht in der schwersten Lage verlassen, als die von Millionen getriebene russische Walze alles zu zerkleinern und zu zernichten drohte.

Nach den großen Tagen von Tannenberg und den Masurischen Seen richtete Hindenburg zum Jahreswechsel am 30. Dez. 1914 einen Tagesbefehl an seine Armee, der mit den Worten schließt:

„Mit Dank gegen Gott, der uns die Kraft zu solchem



Tun gegeben hat, und mit festem Vertrauen auf seine weitere Hilfe wollen wir das neue Jahr antreten. Treu unserem Soldateneid werden wir unsere Pflicht auch ferner tun, bis unserm teuren Vaterland ein ehrenvoller Friede gewiß ist. Und nun weiter frisch darauf, wie 1914 so auch 1915!"

Und als Hindenburg aus Anlaß seines 70. Geburtstages seinen Dank für die vielen Vertrauenskundgebungen aussprach, da hat er diesem Danke folgende Bitte beigefügt:

„Wir widerstanden dem übermächtigen Ansturm unserer Gegner mit Gottes Hilfe durch die deutsche Kraft, weil wir einig waren und weil jeder freudig alles tat. So muß es bleiben bis zum Letzten. Nun danket alle Gott auf blutiger Walstatt! Sorget nicht, was nach dem Kriege werden soll! Das bringt nur Mißmut in unsere Reihen und stärkt die Hoffnungen unserer Feinde. Vertraut, daß Deutschland das erreichen wird, was es braucht, um für alle Zeit gesichert dazustehen! Vertraut, daß der deutschen Eiche Luft geschaffen werden wird zu freier Entfaltung. Die Muskeln gestrafft, die Nerven gespannt, das Auge geradeaus, wir sehen das Ziel vor uns: Ein Deutschland hoch in Ehren, frei und groß! Gott wird auch weiter mit uns sein!"

Diese Bitte voll und ganz zu erfüllen — das heischt die Stunde — die schwere, vielleicht die schwerste Schicksalsstunde unseres deutschen Vaterlandes.

XLII.

Der Friede in Osteuropa.

Am 9. Februar ist der Friedensvertrag der Mittelmächte mit der Ukraine in Brest-Litowsk unterzeichnet worden. Am 10. Februar erklärte in der Schlußsitzung zu Brest-Litowsk der russische Delegierte Trotzky-Bronstein: Rußland



gebe den Krieg auf, seine Regierung lehne es indes ab die deutsch-österreichisch-ungarischen Friedensbedingungen zu sanktionieren. Darauf erwiderte Staatssekretär v. Kühlmann: würde mangels des Abschlusses eines Friedensvertrags der eigentliche Daseinszweck des Waffenstillstandsvertrags verschwinden, so würden nach Ablauf der Frist die Kriegshandlungen wieder aufleben. Das war die Kündigung des Waffenstillstandsvertrags, der automatisch darauf ablief. Dem bolschewistischen Bluff folgte nun, wie die stark nach der Ententeseite neigende „Neue Züricher Zeitung" kurz, aber richtig die Situation präzisierte, „eine höchst gesalzene militärische Antwort". Es wurde in breiter Front ein Vormarsch in bisher unbesetzte russische Gebiete unternommen, Estland und die Ukraine von den Roten Gardisten befreit und ein ungeheures Kriegsmaterial den Russen weggenommen. Der Sowjet der Volkskommissäre richtete einen unterm 20. Februar von Stockholm gemeldeten, am 19. Februar übermittelten Protest an die deutsche Reichsleitung, bekundete jedoch zu gleicher Zeit seine Bereitschaft den in Brest-Litowsk von den Vertretern der Mittelmächte vorgeschlagenen Bedingungen beizustimmen. Die militärischen Operationen gingen weiter. Die Bedingungen von Brest-Litowsk waren aber nicht mehr zu bekommen. Am 21. Februar teilte Staatssekretär v. Kühlmann die neuen Friedensbedingungen in der Form eines Ultimatums der russischen Bolschewiki-Regierung mit. In der Nacht vom 24. Februar wurde in einer Vollsitzung des Hauptausschusses der Bolschewiki-Regierung mit 126 gegen 85 Stimmen bei 26 Stimmenthaltungen das Ultimatum angenommen. Am 26. Februar gab Staatssekretär Dr. v. Kühlmann im Hauptausschuß des Reichstags das Ultimatum bekannt, das mit stürmischem Beifall, von den Radikalsozialen jedoch mit Zischen aufgenommen wurde. Am 2. März wurden in Brest-Litowsk die neuen Verhandlungen mit den Russen, unter denen Trotzki-Bronstein sich nicht mehr befand, wieder aufgenommen. Am 3. März wurde der Friede zwischen den Mittelmächten und Rußland geschlossen.

Am 4. März meldete der Bericht der deutschen Obersten Heeresleitung, daß infolge Unterzeichnung des Friedensvertrags mit Rußland am 3. März die militärischen Bewegungen in Großrußland eingestellt seien.

In der Zwischenzeit hatte der rumänische Ministerpräsident Avarescu mit den Mittelmächten Verhandlungen eingeleitet und Minister Graf Czernin, der früher Gesandter in Bukarest war, hatte eine Unterredung mit dem König Ferdinand von Rumänien, in welcher er dem Könige die Friedensbedingungen der Mittelmächte mitteilte. Am 5. März meldete der Bericht der deutschen obersten Heeresleitung: „Die Rumänen haben unsere Bedingungen angenommen. Somit tritt der Waffenstillstand mit Rumänien von neuem in Kraft." Am 5. März wurde der Vorfriedensvertrag mit Rumänien abgeschlossen.

König Ferdinand ist in den Gesandschaftsberichten, die Graf Czernin als österreichischer Gesandter in Bukarest nach Wien geschickt hat und die als Rotbuch erschienen sind, gekennzeichnet als ein schwacher, willenloser, unfähiger Herrscher, den der Ministerpräsident Bratianu beherrscht. Allein der Hof Ferdinands wird zugleich, namentlich infolge der Tätigkeit der Königin, einer Engländerin, als Brennpunkt der feindlichen Strömung gegen die Mittelmächte hingestellt. In die dynastischen Fragen Rumäniens sich zugunsten des Königs Ferdinand einzumischen hatten also die Mittelmächte keine Veranlassung. Die Friedensbedingungen, die Rumänien angenommen hat, stellen seinen Verzicht auf eine Vormachtstellung am Balkan dar, die an Bulgarien übergeht, dem vorerst die Dobrudscha zufällt, während Ungarn sich „Grenzberichtigungen" gegen Rumänien sicherte. Rumänien erhält eine den Verlust nicht ersetzende Kompensation durch Einverleibung des von Rumänen bewohnten Gebietes in Beßarabien.

Der Friede mit Rußland ist für diesen Staat ein Verzichtfriede in weitem Umfang. Es werden alle die westlichen Randvölker und die Ukraine abgegliedert, was die



Bolschewiki mit Worten zugegeben hatten, deren Verwirklichung sie dann durch ihre terroristischen, revolutionären Umtriebe wieder verhindern wollten. Dieses Intriguenspiel haben sie verloren. Rußland gibt 1'423,996 Quadratkilometer Land und 62 Millionen Einwohner von seinem Staatskörper ab und wird auf die Grenzen des alten Moskowiterreiches zurückgeführt. Es verzichtet auf jede Einmischung in die internen Verhältnisse der neu sich bildenden Staaten. Ausdrücklich ward erklärt: „Deutschland und Österreich-Ungarn beabsichtigen das künftige Schicksal dieser Gebiete im Benehmen mit deren Bevölkerung zu bestimmen." Das ist eine politisch tief eingreifende Bestimmung, welche die Umrisse der künftigen europäischen Politik der Mittelmächte festlegt und Rußland von den Randstaaten restlos ausschließt. Eine andere bedeutsame Bestimmung des Vertrages verbietet jede Agitation oder Propaganda gegen die Regierung oder Staats- und Heereseinrichtungen des anderen Teiles. Der internationalen revolutionären Propaganda der Bolschewiki wird auf Grund dieser Bestimmung mit den schärfsten Abwehrmitteln begegnet werden, sie mag endemisch in Rußland verbleiben. Die Räumung der türkischen Gebiete, die Befreiung der Ukraine, Finnlands, Persiens, Afghanistans sind festgelegt und straffe Bedingungen über die Demobilisierung der russischen Armee, soweit man jetzt noch von einer solchen sprechen kann, sind getroffen. Auf Kriegskostenentschädigung wird verzichtet.

Der unterzeichnete Friedensvertrag mit Rußland unterscheidet sich, wie die Norddeutsche Allgemeine Ztg.[1]) feststellt, in einzelnen Bestimmungen von dem vorgesehenen Entwurf. So bringt der letzte Abschnitt des Artikel IV Einzelheiten über die Räumung südkaukasischer Bezirke, die vorher nicht zur Diskussion stand. Auch der dritte und letzte Abschnitt des Artikels VI, die von Finnland und den Aalandsinseln handeln und deren Räumung verlangen, ist nachträglich ein-

1) Nr. 117 vom 5. März 1918.

gefügt. Dasselbe gilt vom Inhalt des Artikels VII, worin die Unabhängigkeit und Unversehrtheit Persiens ausgesprochen ist.

Eine besondere Überraschung bietet, was in der Nordd. Allg. Ztg. nicht ausgesprochen ist, der Artikel IV des Friedensvertrags, nach welchem Rußland nicht nur die in diesem Kriege gemachten Eroberungen in den ostanatolischen Provinzen der Türkei zurückgegeben, sondern auch die 27000 qkm umfassenden Bezirke Ardahan, Kars und Batum, welche die Türkei im Berliner Vertrag, der am 3. August 1878 ratifiziert wurde, an Rußland abgetreten hatte. Diese Bezirke müssen jetzt ohne Verzug von den russischen Truppen geräumt werden. Der Bevölkerung dieser Bezirke bleibt es überlassen die Neuordnung mit den Nachbarstaaten, namentlich der Türkei, durchzuführen. Diese Bestimmung greift direkt in die Politik Englands ein, das sich bekanntlich wegen dieser Gebiete die Insel Zypern von der Türkei hat übergeben lassen. Schon vor dem Berliner Kongreß (13. Juni bis 13. Juli 1878) hatte England am 4. Juni 1878 den Zypernvertrag mit der Türkei abgeschlossen. In demselben sagte England zu, daß es der Türkei mit Waffengewalt beistehen werde, falls Rußland Batum, Ardahan und Kars behalte und versuche sich irgend eines anderen Teils von türkischen Gebieten in Asien zu bemächtigen. Dafür durfte England die türkische Insel Zypern besetzen, welche eine Hauptbasis für die englische Mittelmeer- und Orientinteressen bildet. Durch Zusatzvertrag vom 1. Juli 1878 verpflichtete sich England noch gleichzeitig, daß die Übereinkunft vom 4. Juni 1878 hinfällig und Zypern von England geräumt wird, wenn Rußland der Türkei Kars und die anderen Eroberungen, welche es in Armenien gemacht hat, zurückgebe. Die bedingungsweise Abtretung Zyperns ist jetzt durch den Friedensvertrag der mitteleuropäischen Mächte mit Rußland hinfällig geworden. Aus der ehemaligen Protektion von Kleinasien, Syrien und Mesopotamien gegen allfällige Übergriffe Rußlands, welche die Grundlage des Zypernver-



trags bildete, ist ohnehin ein englischer Raubzug gegen die Türkei geworden.

Rußland, dessen enormer Militärmacht die Hauptarbeit zugeteilt war Mitteleuropa mit seinen Millionen zu überfluten und zu erdrücken, ist aus der Koalition der Ententestaaten ausgefallen. Der letzte Heereszug der Deutschen in diesen Tagen hat es durch Wegnahme großer Teile der Kriegsrüstung vollends entwaffnet, das Heer ist dahin, das Volk todmüde des Krieges, sodaß auch beim Sturz der Bolschewicken Rußland wehrlos bleibt. Die ganze Ostgruppe der Feinde, von der den Mittelmächten die größte Gefahr drohte, ist abgesprengt und Franzosen und Engländer haben nunmehr den Kampf, den sie nicht aufgeben wollen, allein zu führen, sie stehen militärisch und diplomatisch in der Defensive.

Die Bemühungen der mitteleuropäischen Diplomatie sind jetzt erleichtert durch die Friedensschlüsse in Osteuropa, ihre Aufgaben sind indes dort in anderer Richtung wieder erweitert infolge der neuen Staatenbildungen und der Ordnung der inneren Verhältnisse und auswärtigen Beziehungen dieser Randstaaten, von denen die deutsche Heeresmacht noch dazu als Befreierin um Hilfe angerufen wurde.

In Osteuropa war die Arbeit der mitteleuropäischen Staatsmänner während des ganzen Krieges von Erfolg begünstigt, wie das Bündnis mit Bulgarien und der Türkei und die Wahrscheinlichkeit, daß, wenn das Zarentum in Rußland nicht gestürzt worden wäre, mit ihm ein Separatfriede, den man anfangs Oktober 1916 kommen sah, zustande gekommen sein würde, beweisen. Als dem früheren englischen Minister des Äußern Lord Grey über die Mißerfolge der britischen Diplomaten auf der Balkanhalbinsel im Unterhaus Vorhalt gemacht wurde, erwiderte er sehr treffend, auch die beste Diplomatie könne keine Leistungen vollbringen, wenn sie sich nicht auf die Gunst der militärischen Ereignisse stützen könne. Darin offenbart sich eben auch das ganze Geheimnis des positiven Schaffens der mitteleuropäischen Diplo-

matie in Osteuropa. Dabei muß jedoch auch rühmend auf das große Geschick und die außerordentliche Tüchtigkeit der Herren Kühlmann und Czernin hingewiesen werden, welche den Frieden mit der Ukraine fertig brachten und damit die Bolschewiki-Regierung Rußlands mit ihren Künsten in die Ecke drückten. Die politische Regie des Reichskanzlers Grafen Hertling hat sich bei der ganzen Aktion glänzend bewährt. Graf Hertling hielt die innerpolitischen Schwierigkeiten zurück, die fortwährend herausquollen, sicherte in der äußeren Politik Planmäßigkeit, Zielsicherheit und Festigkeit des Vorgehens sowie die Geschlossenheit zwischen politischer und militärischer Leitung. So wurde die Grundlage für den Frieden im Osten geschaffen und dieser nach mannigfachen Episoden durch das scharfe und rasche Zugreifen der deutschen Obersten Heeresleitung zur Reife gebracht, während Berliner liberale Preßorgane und sozialdemokratische Zeitungen jammernd hinter den Ereignissen herliefen und weisen Rat gaben.

Der Friede, der im Osten geschlossen wurde, ist zustande gekommen ohne Kompensationen, aber nicht ohne Annexionen. Der Friede mit Rumänien enthält ausgesprochene Annexionen. Und wenn auch das, was von Rußland weggenommen wird, durch Gewalt in keinen anderen Staat einverleibt wird, so war doch die Proklamierung des Königreichs Polen eine Amputation Rußlands und die Abgliederung der anderen Randstaaten ist es auch. Es sind russische Gebietsverluste, welche das russische Reich schwer treffen. Ob man das „Annexion“ nennt oder ob man einen anderen Begriff dafür wählt, ist gleich. Auf die Wirkung kommt es an.

In der Schlußsitzung von Brest-Litowsk am 3. März legte der Vorsitzende der russischen Delegation Sokolnikow gegen die Vertragsbestimmungen über Ardahan, Kars und Batum Protest ein und erklärte generell: „Rußland, durch den Bruch des Waffenstillstands vergewaltigt, unterzeichne, nachdem es vergeblich an die deutschen Arbeiter appellierte, den Friedensvertrag, ohne in Verhandlungen darüber ein-



zutreten.“ Dieser Friede sei kein Verständigungsfriede. Die russischen Fremdvölker würden unter dem Vorwand des Selbstbestimmungsrechts dem Einfluß des Gegners unterstellt. Es sei das lediglich angeführt um die Stimmung der Gegenseite zu charakterisieren. Es kann von einem Bruch des Waffenstillstands keine Rede sein aus dem früher dargelegten Grunde. In ihre Zwangslage aber sind die Russen durch Trotzky-Bronstein gebracht worden. Der Vorsitzende der deutschen Delegation, Gesandter v. Rosenberg, wies auf den Mangel an gutem Willen bei der russischen Delegation hin; inzwischen hätten sich die Verhältnisse und naturgemäß auch die Forderungen Deutschlands verändert. Aber auch heute seien die Forderungen Deutschlands weit entfernt eine rücksichtslose Ausnützung der Machtverhältnisse darzustellen. Auch das sei zur Kennzeichnung der Lage angeführt. Man wird die Äußerungen beider Teile festzuhalten haben.

Die Meinung, daß nur ein starkes Großrußland, das von den Mittelmächten durch einen Frieden ohne Annexionen und Kompensationen zusammengehalten und gefördert wird, unser Verbündeter und die Brücke zum Bündnis mit Japan würde, ist durch die Ereignisse überholt. Die Russen selbst legten in den Verhandlungen zu Brest-Litowsk, wenigstens theoretisch, keinen Wert auf diesen Zusammenhalt. Der sozialistische Schriftsteller Dr. Stampfer sagt darüber: „Ein Grauen konnte einen packen, mit welcher Leichtherzigkeit die Bolschewiki russisches Gebiet preisgaben, wie sie ein Land nach dem anderen mit einer leichten Handbewegung wegschoben, wie sie mit unveränderlichem Gleichmut die Redensart wiederholten: Bis zur Loslösung von Rußland.“ Für die Notwendigkeit große Wirtschaftsgebiete zusammenzuhalten hätten diese sich modern dünkenden Sozialisten nicht das geringste Verständnis gezeigt.[1]) Daraus wird dann gefolgert, daß das erstarkte Rußland den Kampf um diese Gebiete

1) „Vorwärts“, Nr. 55 vom 24. Februar 1918.

wieder aufnehmen werde. Es kann auch anders kommen Alle die Völker des russischen Reiches, die nicht dem Moskowitertum angehören, sondern gewaltsam in dieses eingegliedert worden sind, die in Kurland, Litauen, Estland, Livland, die Polen, die Finnen, die Ukrainer, Beßarabien, Kaukasus, Sibirien, alle wollen die Bande mit Rußland lösen, ihre Staatszugehörigkeit wechseln oder autonom werden. Sie haben an dem Fortbestand des russischen Gesamtreiches kein Interesse, wenn man es ihnen ermöglicht ihr nationales Dasein zu erhalten und ihre wirtschaftlichen Interessen zeitgemäß zu pflegen. Diese Entwicklung kann man nicht mit dem Maßstabe der Vergangenheit messen. Das wirtschaftliche Vorwärtsschreiten aller dieser losgelösten Staaten, von denen die Ukraine allein für sich einen Großstaat bildet, erschwert die brutale Unterjochung durch den halbasiatischen russischen Staat und diese Nationen haben heute ein starkes Mitteleuropa hinter sich stehen. Und vom Osten her dringt Japan gegen Rußland vor und setzt es in Schach. Wie sich die Zukunft gestalten wird, kann niemand sagen. Man wird aber auch darauf hinarbeiten müssen auch mit Rußland in Frieden und Freundschaft zu leben, sodaß es wirtschaftlich und kulturell auf seine Rechnung kommt.

Der Friede im Osten beweist vor allem eines: daß das Parlament und das Preßwesen in Deutschland auf dem Gebiete der äußeren Politik noch immer nicht diejenige Vervollkommnung gewonnen haben, die sie als geeignete Instrumente für Friedensschlüsse erscheinen ließe. Die Zersplitterung der Meinungen ist außerordentlich groß und dabei wollen die genannten Faktoren doch noch Einfluß auf die Gestaltung der Rechtsverhältnisse zwischen Deutschland und seinen Feinden gewinnen! Es ist immerhin ein Korn Wahrheit in dem Ausspruch des Grafen Reventlow, daß „das Deutsche Reich unter dem Klange der schönsten und edelsten Worte mit tödlicher Sicherheit zugrunde gerichtet werden würde".[1]) Das

1) „Deutsche Tageszeitung", Nr. 116 vom 4. März 1916.



gilt indessen für die Rechte wie für die Linke. Es ist mit Worten, Kritik und Ratschlägen in der Öffentlichkeit nichts Positives für den Frieden zu erreichen, weder im Sinne eines Sicherungsfriedens noch im Sinne eines Verzichtfriedens. Die Bolschewiki haben infolge der Streikversuche in Deutschland und Österreich-Ungarn den Anbruch einer internationalen kommunistischen Revolution erwartet und sind durch das wirre Durcheinander der öffentlichen Meinung in Deutschland und der von parteipolitischen Motiven geleiteten Einwirkungsversuche auf unsere Staatsmänner in dem Wahne bestärkt worden, sie könnten durch die Verschleppung des Friedensschlusses die Gegner des besiegten Rußland vernichten. Mit Parlamentsresolutionen, Parlamentsreden und Zeitungsäußerungen ist garnichts zu erreichen, wenn sie nicht ein einheitliches und harmonisches Ganze bilden. Parlament und Presse können nicht bei der Entscheidung von Kriegs- und Friedensfragen führen, sondern sie müssen von den Staatsmännern geführt werden und sie sind einzig dazu berufen eine sichere Gefolgschaft für die Aktion der leitenden Staatsmänner zu sein, was natürlich zur Voraussetzung die ständige Fühlungnahme beider Teile hat. Das wäre auch wohl so gewesen unter den bürgerlichen Parteien, wenn nicht alles daraufhin hätte abgestimmt werden müssen, daß die Sozialdemokratie bei der Stange bleibe. Die Mitwirkung der Sozialdemokratie an den weltpolitischen Entscheidungen ist sehr fragwürdig, weil sie da Empfindungen sprechen läßt, die innerpolitischen Stimmungen entspringen.

Seit Neujahr hatte sich das Bild merkbar geändert, die deutsche politische Leitung ging so vor, daß man eigentlich von der Friedensresolution vom 19. Juli 1917 nicht mehr sprechen kann. Sie war beiseite geschoben und eine fruchtbringende eigene Initiative entwickelte sich, die schon das vielbesprochene Wort des Generals Hoffmann in Brest-Litowsk deutlich durchschimmern ließ. Das erneute entschlossene militärische Eingreifen im Osten und das Ultimatum an Rußland ist außerordentlich scharf in Presse und Parlament

behandelt worden, allein man konnte es nicht mehr hindern und fügte sich. Und gerade durch dieses energische Vorgehen ist der Friede mit Rußland erreicht worden, der den mit Rumänien naturnotwendig im Gefolge haben wird. Der Friedensschluß im Osten ist herbeigeführt worden unter Ausschaltung von Parlament, Presse und öffentlicher Meinung. Die Ratifikation der großen weltgeschichtlichen Umwälzung im Osten ist ohne die Führung dieser Faktoren erfolgt.

In der sozialistischen Presse kommt das auch zum Ausdruck. Der Berliner „Vorwärts“[1]) sagt, er hätte es lieber gesehen, wenn die deutsche Reichsleitung die Ohnmacht des russischen Volkes nicht bis zum letzten ausgenutzt und diesem nicht einen Frieden aufgezwungen hätte, mit dem in historischer Parallele eigentlich nur der Friede steht, den das zerschmetterte Preußen 1807 zu Tilsit schließen mußte. Das sozialdemokratische Organ in Nürnberg[2]) nennt den Frieden mit Rußland einen „reinen Siegfrieden“, der den Richtlinien nicht entspreche, die die Mehrheitsparteien im Deutschen Reichstag gezogen haben. Auch die Frankfurter Zeitung[3]) sagt, es sei kein „Verständigungsfriede“ mit Rußland zustande gekommen; die erzwungene Unterzeichnung schroff formulierter Friedensbedingungen erfülle nicht die Forderungen der Verständigungspolitik.) Man sollte meinen, die deutsche Presse täte wohl daran, den Feinden durch solche Diskussionen nicht Wasser auf die Mühle zu liefern.

1) Nr. 63 vom 4. März 1918.
2) Fränkische Tagespost Nr. 53 vom 4. März 1918.
3) Nr. 63 vom 4. März 1918.

XLIII.

Die neue Ukraine und das neue Polen.

— 8. März.

Die neue Ukraine oder die ukrainische Volksrepublik, wie sie sich offiziell nennt, ist von der Zentralmächte-Gruppe in aller Form als neuer unabhängiger Staat anerkannt worden, diese Mächte haben mit dem neuen Staat auch bereits in aller Form einen Friedens- und Freundschaftsvertrag abgeschlossen und deutsche und österreichische Truppen sind auf die Bitte der ukrainischen Regierung zum Schutze der Unabhängigkeit des neuen Staates eingeschritten. Vermöge der Vergangenheit des ukrainischen Staates hätte auch Rumänien alle Ursache gehabt diesem Friedens- und Freundschaftsvertrag sich anzuschließen; aber Rumänien hat es bekanntlich vorgezogen einen völlig unhistorischen Weg einzuschlagen, und so mußte es erst unfreiwillig wieder auf den richtigen Weg gebracht werden. Dagegen ist es nicht verwunderlich, sondern konnte kaum anders erwartet werden, daß zwischen den Ukrainern und Polen, kaum daß sie vom russischen Joche sich frei fühlten, sofort wieder der alte Antagonismus hervorgebrochen ist.

Die ukrainische Volksrepublik will nicht als ein ganz neuer Staat angesehen werden, sondern sie will das in neuer Form wieder erstandene Großfürstentum Kiew oder Kleinrußland sein. Die alten Fürstenhäuser sind verschwunden, auch vom alten Adel bestehen kaum mehr kleine Reste, so hat die neue Ukraine ungefähr wieder an die Verfassungen und selbst an die Namen der alten Kosaken-Republiken angeknüpft, die aber freilich auch nicht völlig unabhängig waren. Natürlich sind jetzt die Verhältnisse ganz andere. Das alte Kiewer Großfürstentum mit seinen Teilfürstentümern hatte sich ungefähr vom San bis an oder über die Worskla (einen



östlichen Nebenfluß des Dniepr) resp. von Przemysl und Jaroslau in Galizien bis über Poltawa erstreckt. An innerer Uneinigkeit, hauptsächlich aber unter den Stößen der Tataren ist dieses Reich verhältnismäßig frühzeitig zusammengebrochen. Die westlichen Teilfürstentümer — immer nur beiläufig gesprochen — hatten die Polen an sich gebracht, die Mitte und der Osten kamen nach verschiedenen Wechselfällen an das inzwischen immer mächtiger gewordene Großrußland. Von den Bewohnern des ehemaligen Kiewer Reiches ist zu bestimmten Zeiten ein Teil halb freiwillig nach Charkow ausgewandert, andere Teile sind von den Moskowitern in verschiedene Gegenden verschleppt worden und entweder verschollen oder leben in entfernteren Ansiedlungen im Osten, beispielsweise als Kuban-Kosaken im Kaukasus noch fort. Da nun die heutigen Petersburger Machthaber bekanntlich das absolute Selbstbestimmungsrecht aller Völker, wie sie dieses Wort auffassen, proklamiert haben, so müßten die Grenzen des neuen Kiewer Staates folgerichtig sogar auch die eben genannten Kuban-Kosaken einschließen, sich also in den Kaukasus hinein bis an die zentralasiatischen Länder erstrecken. Das ist im Brester Ukraine-Frieden offenbar auch tatsächlich so gemeint. Denn die Zentralmächte haben sich in diesem Frieden für ihren Warenverkehr volle Transitfreiheit durch die Ukraine ausbedungen und in einem halbamtlichen Kommentar dazu ist erklärt worden, daß damit der Transithandel nach Persien gemeint ist. Bis an die Grenzen Persiens also soll der neue Kiewer Staat sich erstrecken und eine freie Handelsstraße zwischen Zentraleuropa und Zentralasien soll sich durch denselben hinziehen? Wenigstens scheint es so projektiert zu sein.

Anderseits hat diese weite Herausrückung der Grenzpfähle des neuen Reiches zur Folge, daß dadurch die sprachliche Einheitlichkeit desselben sehr bedeutende Lücken und Unterbrechungen erhält. Im Sinne des modernen Nationalismus gesprochen wird die nationale, also sprachliche Mischung des neuen Staates eine so bedeutende sein, daß er kaum

mehr den Namen eines modernen Nationalstaates, der er doch sein will und soll, verdienen wird. Des genaueren übrigens sind die Grenzen des neuen Staates erst im Westen festgestellt und sie folgen da, wenigstens beiläufig, der oben angegebenen historischen Linie, nur etwas östlicher, denn Lubartow beispielsweise, welche Stadt ihren Namen offenbar vom Litauer Fürsten Lubart führt, sowie die Stadt Drogitschin (ruthenisch Drohitschin), in welcher der Halitsch-Wladimirer Fürst Daniel, der Gründer von Cholm und Lemberg, vom päpstlichen Delegaten Opiso 1225 zum König gekrönt worden ist, sind beide noch bei Kongreßpolen belassen. Außerdem soll auch an dieser Westgrenze erst eine gemischte Kommission die endgiltige Linie feststellen. Im Norden, Osten und Süden aber ist von irgendwie bestimmteren Grenzen überhaupt noch nicht die Rede; der neue Staat wird sich da mit der Petersburger Republik und Rumänien auseinanderzusetzen haben. Bei den im Zuge befindlichen Verhandlungen mit Rumänien müssen natürlich auch die Fragen über Beßarabien und die Dobrudscha zur Klärung gelangen, ebenso die Verhältnisse am Schwarzen Meer, zu dessen Anrainern, wenn der Ausdruck hier gestattet ist, von nun an auch die neue Ukraine gehören wird, wie ja schon das alte Kiewer Reich zeitweilig den Wasserweg des Dniepr ausgenützt haben soll.

Außerordentlich große, fast an die Zeiten der Völkerwanderung gemahnende Veränderungen der politischen Landkarte sind jetzt im Osten Europas im Zuge. Erscheint doch im Friedensvertrag mit Rußland auch schon Afghanistan, das Tor Indiens, in die Interessenzone der Zentralmächte einbezogen. Momentan, im jetzigen Hungerkrieg, nehmen unser Interesse natürlich in erster Linie nur jene Erörterungen in Anspruch, die sich speziell auf den Reichtum der Ukraine an Nahrungsmitteln usw. beziehen. Ganz anders aber werden sich die Dinge darstellen, wenn einmal allgemeiner Friede eingetreten sein wird. Dann erst werden die dauernden, die wirklich wichtigen Probleme vor aller Augen



treten, die mit den Friedensverträgen von Brest-Litowsk der großen Politik gestellt werden; Probleme, bei deren Bewältigung gar manche altgewohnten mittel- und westeuropäischen Formeln versagen dürften, denn dann, so will es scheinen, wird ernstlich gelten das Wort: die orientalische Frage ist erledigt, die indische Frage eröffnet.

Wenn hinsichtlich dessen, was wir hier die orientalische und die indische Frage genannt haben, wegen der völligen Unfertigkeit der Gestaltungen noch bedeutende Vorbehalte gemacht werden müssen, so sind diese Zweifel hinsichtlich der polnischen Frage kaum mehr am Platze. Die Vorgänge im Wiener Reichsrat, die gewissen Demonstrationen in Krakau, Lemberg, Warschau usw. reden gewiß deutlich genug um zu wissen, welcher Geist momentan im Lager der Polen umgeht. Es ist der Geist nnd die Auffassung, als ob die Mittelmächte von gottes- und rechtswegen verpflichtet wären den Polen ihr ehemaliges Königreich und zwar in seiner größten Ausdehnung, die es jemals gehabt, und mit voller Vergütung der im Krieg erlittenen Schäden wieder zur Verfügung zu stellen, ohne daß sie für diesen Zweck auch nur einen Finger zu rühren brauchten. Mehr als eine öffentliche Rede, mehr als viele Artikel polnischer Zeitungen waren augenscheinlich von diesem Geist getragen. Wenn in Petersburg noch der Zarismus blühte und nicht das Bolschewikentum regierte, das alle größeren Vermögen, namentlich allen Latifundienbesitz, konfisziert, so würden wir in diesen Tagen insbesondere in Warschau, aber auch selbst in Krakau und Lemberg die wunderlichsten Dinge erleben. Ja es ist augenscheinlich eine sehr ernste Sache um das heutige führende Polentum und um das neue Polentum, ernst freilich nicht so sehr für die momentane Gegenwart, um so mehr aber für die Zukunft, wo das neue Polen statt eine Friedensbürgschaft eher ein Herd von Beunruhigung zu werden droht.

Für den Sturm, schon fast Aufruhr, der sich in allen politischen Zentren des Polentums erhoben hat, wird von polnischer Seite die Abtrennung des größeren Teiles des



Gouvernements Cholm von Kongreßpolen und dessen Zuteilung zur Ukraine angegeben. Man beruft sich gegen die Bestimmung des Ukrainefriedens auf Äußerungen des Kaisers Franz Josef sowie der deutschen und österreichischen Okkupationsbehörden in Polen und spricht von Wortbruch. Dann wird behauptet, Cholm sei seit Jahrhunderten ein polnisches Land gewesen und dasselbe sei auch ethnographisch ganz überwiegend polnisch. Und besonderen Nachdruck legt man endlich auf das religiöse Moment, indem man andeutet, die Katholiken in Cholm würden durch die Zuteilung zur Ukraine dem ukrainischen Orthodoxismus, also dem Schisma, ausgeliefert.

Zur kurzen Beleuchtung folgendes:

Ein förmliches Versprechen in dem behaupteten Sinne, daß Cholm unter allen Umständen zum neuen Polen kommen werde, hat nie bestanden und besteht nicht. Was man als solches Versprechen ausgibt, sind Ansichten, Meinungen, die zu einer Zeit und unter Umständen ausgesprochen wurden, als von der Möglichkeit eines neuen Ukrainestaates noch niemand eine Ahnung hatte.

In historischer Beziehung hat Cholm bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts so sicher nicht zu Polen, sondern zum altrussischen Teilfürstentum Wolhynisch-Wladimir gehört, daß selbst die Gründung dieser Stadt (wie auch jene Lembergs) dem schon genannten König Daniel von Wladimir und Halicz (Lodomerien und Galizien) zu danken ist. Bald nach Daniels Tod brachte dann Jagello von Litauen und Polen, ohne sich viel um Rechtstitel zu kümmern, die genannten Fürstentümer an sich und dieselben wurden hierauf bis zur Teilung Polens von Polen aus regiert. Daß sie aber damit schlechthin polnisch geworden wären, wie die Polen heute die Sache darstellen, wird man so wenig sagen können wie etwa Posen dadurch schlechthin preußisch geworden ist, seit und weil es von Berlin aus regiert wird; Land und Volk pflegen sich durch solche nicht sehr freiwillige Anschlüsse in der Regel wenig zu ändern.



Nun die religiöse, die kirchliche Seite. Im ganzen alten Kiewer Reich mit allen seinen Teilfürstentümern hat immer der griechische Ritus und die slawische Kirchensprache gegolten. Im übrigen schwankten die Fürsten und mit ihnen meist auch die Bischöfe und Untertanen zwischen Rom und Konstantinopel hin und her. Auch bei König Daniel war das so der Fall gewesen. Einmal aber sind die ruthenischen Bischöfe und mit ihnen Klerus und Volk selbständig aufgetreten. Das war gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts bei der in diesen Blättern wiederholt besprochenen Union von Brest, bei der Wiedervereinigung eines großen Teiles der Ruthenen mit Rom.[1]) Es ist wahr, daß die unierten Ruthenen von einzelnen polnischen Königen viele und standhafte Unterstützung gefunden haben; auch die Union von Brest ist vom damaligen König von Polen eifrig gefördert worden. Ob aber auch von den Polen selber? Da macht die Geschichte einen sehr großen Unterschied. Nach der Darstellung des (in diesen Blättern ebenfalls wiederholt genannten) Dr. Julius Pelesz, nachmaligen Bischofs von Stanislau, hat das Werk der Union von Brest kaum irgendwo einen so nachhaltigen und ränkevollen Widerstand gefunden wie in jener Schichte, die man den polnischen Adel nennt. Wohl mag es vielleicht hauptsächlich der eigene, der ruthenische Adel gewesen sein, von welchem dieser verbissene Widerstand ausgegangen ist, jedenfalls aber hat sich auch ein erheblicher Teil des altpolnischen Adels an diesem Widerstand beteilgt. Wir sagen: altpolnisch, denn später ist in Polen statuiert worden, daß nur Adelige des lateinischen Ritus auf dem Landtag erscheinen dürfen. Da ist dann um landtagsfähig zu werden der ruthenische Adel, soweit er nicht schismatisch blieb, zum lateinischen Ritus übergegangen und hat sich vollständig polnisiert. So beiläufig ist es gekommen, daß gerade nur

1) Der damalige Bischof von Cholm, Dionisius Zbirujski, war an allen Konferenzen und Synoden beteiligt und zwar konsequent als Anhänger der Union.

die unierten Ruthenen heute fast keinen Adel mehr haben und daß andererseits ein erheblicher und vielleicht der reichste Teil dessen, was heute alle Welt unter polnischem Adel versteht, eigentlich ruthenischer Herkunft ist. Durch diesen Übergang des ruthenischen Adels zum Polentum hat dann natürlich auch das polnische Element in den ruthenischen Ländern eine wesentliche Verstärkung erfahren, die Kluft zwischen Ruthenen und Polen aber ist dadurch nur erweitert worden. Wie lange und wie intensiv der polnische Widerstand gegen die Brester Union, wenigstens gegen gewisse Bedingungen derselben, sich geltend gemacht hat, ergibt sich aus der folgenden (in anderem Zusammenhang gleifalls schon erwähnten) Tatsache: Als eine der Bedingungen der Union hatten die ruthenischen Bischöfe die volle Gleichstellung der Unierten mit den Lateinern resp. Polen aufgestellt. Papst und König hatten es ausdrücklich und nachdrücklich so gebilligt. Namentlich sollten die ruthenischen Bischöfe gleich den polnischen in den Senat des Königreichs aufgenommen werden. Es hat aber nahezu volle zweihundert Jahre, bis nach der zweiten Teilung Polens, gedauert, bis diese Bedingung wirklich erfüllt worden ist. Unbedenklich also kann man sagen, daß die Brester Union als Ganzes an den Polen immer mehr Gegnerschaft als Förderung erfahren hat. Immer eben klang und klingt auch heute wieder aus den polnischen Gedankengängen der Ton durch, daß die Ruthenen ein Volk sind, das ohne politische Führung sicher nicht bloß politisch sondern auch kirchlich in die Irre ginge, für welchen Ton das ruthenische Ohr höchst empfindlich ist und gegen den es gewöhnlich äußerst heftig reagiert.

Freilich kann man fragen, ob denn die Union nicht trotzdem bei den lateinischen Polen besser aufgehoben wäre als bei den heute überwiegend orthodoxen Ukrainern von Kiew. Darauf muß man wohl erwidern, daß die Päpste, indem sie in diese Union eingewilligt und sie trotz vieler Einwendungen immer beschützt haben, damit eine bestimmte Absicht verfolgt und den unierten Ruthenen eine bestimmte

Mission zugedacht haben müssen. Bei den Polen können diese Ruthenen eine solche Mission nicht haben und nicht erfüllen, da können nur ihre schismatischen Konnationalen in Betracht kommen. Jedenfalls dürfte das maßgebende Wort hierin und hierüber denjenigen Faktoren zukommen, die als Urheber der Union zu betrachten sind.

Außer den ausgesprochenen und hier besprochenen Gründen des so lebhaften Widerspruchs der Polen gibt es auch unausgesprochene Gründe und diese pflegen bekanntlich im politischen Getriebe oft sogar die entscheidenden zu sein. In diesen Blättern (B. 156, H. 7 vom 1. Oktober 1915) ist im Artikel „Polen, Juden und Ruthenen“ unter anderem gesagt: „Mit Cholm, das nicht wesentlich östlicher liegt wie Przemysl, beginnt also schon die ruthenische Frage und mit dem ungeteilten Galizien befindet man sich bereits mitten darin.“ Die Großpolen, vielleicht richtiger die radikalen Polen genannt, haben nämlich schon vor drei Jahren erwartet und dann auch verlangt, daß das ganze heutige Galizien, also nicht blos die zweifellos polnische Westhälfte, sondern auch die weit überwiegend ruthenische oder ukrainische Osthälfte dieses Verwaltungsgebietes dem neuen Königreich Polen einverleibt werde. Und gerade dieser großpolnischen Forderung ist durch die Abtrennung Cholms vom neuen Polen in ungünstiger Weise präjudiziert worden. Fällt nämlich Cholm nicht an Polen, dann Ostgalizien um so weniger. Und in diesem Ostgalizien liegen zufälliger Weise auch die einzigen ausgedehnten Petroleumfelder, über die (Cis-) Österreich bislang verfügt und die selbstverständlich in allen Berechnungen, auch in jenen der Reichskanzleien und Kriegsministerien, ebenfalls ihre Rolle spielen.

Sollen wir nun zusammenfassend zum Schlusse kommen und unser ceterum censeo sagen, so kann dasselbe nur dahin lauten: Polen und Ruthenen sind ungefähr wie Engländer und Irländer; sie verstehen einander nicht, können aber voneinander auch nicht völlig getrennt werden. Folglich sollten ihre Beziehungen immer der Kontrolle einer



Macht unterworfen bleiben, der beide Teile mit Grund ein hinreichendes Vertrauen entgegenbringen. Und diese Macht kann nur Österreich sein. J. L.

XLIV.

Kürzere Besprechung.

Oskar Hellmann, „Das ist Altöstreichs Siegesschritt". Ein Buch von Habsburgs Kriegen und Siegen. 2. Auflage. Glogau und Leipzig 1916. Verlag Hellmann. 63 Seiten. Ein gründlicher Kenner der österreichischen Literatur bietet uns in kurzen Lebensskizzen und einer guten Auswahl von Kriegs- und Heldenliedern, die sie grün und lebensfrisch umranken, Bilder der siegreichen österreichischen Heerführer Prinz Eugen, Laudon, Erzherzog Karl und Radetzky. Das kleine Buch ist für eine Neubelebung der vaterländischen Gesinnung speziell im österreichischen deutschen Volke, trefflich geeignet. Als optimistisch gehaltene Schrift eignet sie sich für die stets optimistisch gesinnte Jugend, als patriotisches Literaturwerk für die zum Patriotismus zu erziehende heranwachsende Generation. In Rücksicht auf österreichisches Empfinden wäre nur ein Passus Seite 26 zu streichen. Für skrupellose friederizianische Machtpolitik hat die heute vom vom politischen Macht- zum Rechtsgedanken sich durchringende Menschheit, wie wir hoffen, wenig Verständnis mehr. F. X. H.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Brühl H. Flämische Liederdichtung. Herausgegeben von der Deutsch-Flämischen Gesellschaft. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag 1917.

Hoetzsch, O., Russische Probleme. Berlin, Reimer 1917.

Oehl, Dr. W., Der Katholizismus und die Literaturen Europas im 16. und 17. Jahrhundert. Einsiedeln, Benziger 1817.

Finke Prof. Dr. H., Briefe an Friedrich Schlegel. Görresgesellschaft, Köln, J. P. Bachem 1917.

Herwegen P. Ildefons, Der hl. Benedikt. Düsseldorf, Schwann 1917.

Kapp W., Ist Elsaß-Lothringen als autonomer Bundesstaat denkbar? Berlin, Springer 1918.

Rizoff Dr., Die Bulgaren in ihren histor., ethnograph. u. politischen Grenzen. Berlin, Greve 1917.

Thissen Dr. O., Der Kaiser und der Weltkrieg. Köln, Bachem 1917.

Kley O., Die deutsche Schulreform der Zukunft. Ebenda.

Göller Dr. E., Der Ausbruch der Reformation und die spätmittelalterliche Ablaßpraxis. Freiburg, Herder 1917.

Höber Dr. K., Englands Krieg- und Blutschuld. Köln, Bachem 1917.

Zeitschrift f. Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. 6. Jahrg. Berlin, Weidmann 1916.

Gyr Dr. jur. H., Die Pfarreiteilung nach kirchlichem u. staatlichem Rechte. Einsiedeln, Benziger 1916.

Cartellieri A., Gobineau. Straßburg, Trübner 1917.

Schmid E., Die deutschen Bauern in Südrußland. 2. Aufl. Berlin Deutsche Landbuchhandlung 1917.

Bächtold Dr. H., Zum Urteil über den preuß.-deutschen Staat. Kober, Basel 1916.

Wilhelm, Fürst von Albanien, Prinz zu Wied. Denkschrift über Albanien.

Stiglmayr J., S. J., Das humanistische Gymnasium und sein bleibender Wert. Freiburg, Herder 1917.

Grabinski B., Das Übersinnliche im Weltkriege. Hildesheim, Borgmeyer 1917.

Dirr Dr. P., Belgien als französische Ostmark. Zur Vorgeschichte des Krieges. Berlin, Kirstein.

Krebs E., Was kein Auge gesehen. Freiburg, Herder 1917.

Spiegel Dr. B. O. S. B., Mehr Liebe. Ebenda 1917.

Müller M., Emmy Giehrl (Tante Emmy). Ebenda 1917.

Krebs Dr. E. Die Wertprobleme. Ebenda 1917.

Bastgen Prof. Dr., Die römische Frage. Ebenda 1917.

Schrott-Fiechtl H., Sonnseitige Menschen. Ebenda 1917.

Sietl Dr. H. und **Pfeilschifter** Dr. G. Festgabe Alois Knöpfler. Ebenda 1917.

Verantwortliche Redaktion: Geh. Hofrat Dr. Georg M. Jochner. München. Sendlingerstr. 61.
Hübschmann'sche Buchdruckerei, H. Schrödl, k. b. Hoflieferant in München.

Inhalt
des
sechsten Heftes.

		Seite
XXXVI.	Zum Problem der Arbeitsfreude . .	437
XXXVII.	Vom Totentanze in Bayern (Schluß) . Von † Anton Dürrwaechter.	445
XXXVIII.	Eine anglikanische Bischofswahl . .	454
XXXIX.	Die berufsständische Volksvertretung . Von Dr. H. Dimmler, München.	463
XL.	Blicke auf hessische Miserabilien . .	468
XLI.	Was die Stunde heischt . . .	480
XLII.	Der Friede in Osteuropa . . .	493
XLIII.	Die neue Ukraine und das neue Polen .	504
XLIV.	Kürzere Besprechung . . . . . Hellmann Oskar, „Das ist Altöstreichs Siegesschritt".	512

Ausgegeben am 16. März 1918.

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Georg Jochner.

(Gegründet von Joseph und Guido Görres.)

Hunderteinundsechzigster Band.

Siebentes Heft.

München 1918.
In Kommission von Theodor Riedels Buchhandlung.



XLV.

Rekatholisierungsbestrebungen gegenüber den Universitäten Würzburg und München unter der Regierung König Ludwigs I.

Von Anton Doeberl.

3.

Der Plan, die Universitäten Würzburg und München zu rekatholisieren, war vom König genehmigt worden. Der Minister ging ans Werk. Nur zubald aber sollte er inne werden, wie schwierig es sei den Plan auszuführen. Er hat ihn daraufhin wesentlich zurückgesteckt und sich auf die Münchener Universität beschränkt; von Würzburg berief er sogar zwei Stützen der katholischen Richtung weg, Moy und Lasaulx. Auch an der Münchener Universität hat der Minister nicht eigentlich das erreicht, was in dem großen Ziel „Rekatholisierung" lag. Immerhin hat er die katholische Richtung erheblich gestärkt und viel Größeres erzielt als Bischof Sailer und der Philosoph Baader zu Beginn der Regierung König Ludwigs I. bei jenen älteren Rekatholisierungsbestrebungen durchsetzten.[1]) Er hat mehr denn je München zu einer Schule, zu einem Ausgangspunkt katholischer Bewegung für das damalige Deutschland gemacht, ohne Zweifel ein Verdienst des Ministers. Und dem wollen wir gerecht werden, um so mehr als manche Zaghafte gegen-

1) Bergsträßer, Der Görreskreis im bayer. Landtag 1837.

über unleugbaren Einseitigkeiten des Ministeriums Abel, gegenüber einer leidenschaftlichen Preßfehde an diesem vielberufenen Ministerium fast gar nichts Gutes sehen zu müssen glaubten. Vielleicht erscheint das, was der Minister getan, in freundlicherem Lichte, wenn wir auch nur kurz die Namen derer nennen, die der Minister in seinen Plan einbezogen hat.[1])

Zuerst mußte der theologischen Fakultät neuer Geist eingehaucht werden. Um diese stand es nicht gut, als Abel sein Ministerium antrat. Möhler, dessen Symbolik einst den Katholiken das stolze, sichere Selbstbewußtsein wiedergegeben hatte, ging schon im April 1838 heim, tiefbetrauert vom ganzen katholischen Deutschland.[2]) Nun besaß die Fakultät keinen berühmten Namen außer Döllinger. Und Döllinger hatte schon damals seine Schattenseiten. Das ist selbst seinen Freunden nicht entgangen. Ein so milder,

1) Literatur: Dyroff, K. Windischmann und sein Kreis (1916); Jocham, Bischof Haneberg; Jakob, Amberger (1890) Pustet; Ludwig Arndts, Histor.-polit. Blätter 134. Schwahn, Die Beziehungen der kath. Rheinlande und Belgiens; Enders, M. Deutinger. — Berufungen an die Lyzeen: Jocham, Schegg u. a. wären noch eigens zu würdigen. Ich werde es tun, wenn ich diese Vorstudien zu einer größeren Arbeit umforme.

2) Seinen Tod berichtet Minister von Abel dem König, wie folgt: „An S. M. Der treugehorsamst Unterzeichnete eilt E. K. M. alleruntertänigst anzuzeigen, daß der von Allerhöchst denselben unlängst zum Dombechant in Würzburg huldreich ernannte vormalige Professor der Theologie, Dr. Möhler, heute seine irdische Laufbahn beschlossen hat. Ihm, einem der edelsten, trefflichsten Menschen, ist die Morgenröte eines schönen ewigen Tages aufgegangen. Doch auch hienieden wird sein Name in seinen Werken und mit seinem Namen auch der des erhabenen Monarchen fortleben, der diesen Edlen so königlich zu würdigen und auszuzeichnen gewußt hat.

München, den 12. April 1838. v. Abel."

Der König bemerkt hiezu: „Es ist dieses ein empfindlicher Verlust, ein tief empfindlicher. In Würzburg bedarf es eines sehr tüchtigen Dombechanten, wer dürfte sich dazu eignen?

München, 13. April 1838. Ludwig."



innerlich abgeklärter kirchlicher Führer wie Bischof Schwäbl, als Sailers bester Freund sein bester Geisteserbe, schrieb damals dem Minister: „So sehr ich Döllinger als Gelehrten achte und als Freund liebe, er ist ohne Gemüt, stößt durch sein schroffes, kaltes Wesen die Kandidaten vielmehr zurück anstatt sie anzuziehen, worüber ich viele Klagen höre.“ Eine neue, anziehende Kraft war für die Fakultät dringend nötig. Döllinger empfahl als Ersatz für Möhler den Dogmatiker in Bonn, Heinrich Klee. Aber Klee lehnte vorerst ab. Dann Günther in Wien. Auch der nahm nicht an. Bischof Schwäbl riet zu Staudenmaier in Freiburg. „Kennen Sie, verehrtester Freund“, so fragte er am 12. Dezember 1838 den Minister, „Staudenmaier in Freiburg nicht? Dieser wäre m. E. ein würdiger Ersatzmann für den unvergeßlichen Möhler und seine Berufung wichtig für die Theologie der Universität . . . Ein geistreicher und zugleich gemütvoller Mann ist hohes Bedürfnis. Staudenmaier, den ich als solchen kenne und dessen Schriften ich mit Vergnügen und Erbauung lese, würde diesem Bedürfnis entsprechen. Und da er jung ist, was könnte nicht an der Hochschule München aus ihm werden?“ Leider hat der gute Bischof bald darauf seine erste und beste Ansicht über St. wieder umgestoßen. „Inbezug auf St.“, schrieb er schon am 6. Januar 1839 dem Minister, „habe ich zu früh geschrieen und muß meinen Irrtum aufrichtig bekennen. Ich hatte von seinem „Geist des Christentums“ nur den 3. Teil des 1. Bändchens gelesen, was mir sehr wohl gefiel. Allein nun kommt es immer schlimmer. Unsere guten Dichter ausgeschrieben und zuletzt statt des Geistes des Christentums nur lauter Kunstgeschichte.“ Vielleicht hat auch Döllinger sich nicht ernstlich bemüht, St. zu gewinnen. So kam man nach einem Jahr wieder auf Klee zurück. Nun folgte er dem Rufe.[1]) Müde des ungleichen Kampfes gegen die

1) Folgender Brief Klee's an Döllinger ist hier einschlägig: „Verehrter Freund! Es ist nun gerade ein Jahr, daß ich von Ihnen



Hermesianer, hoffte er im Lande Ludwigs „des Katholischen", wie er den König preist, Ruhe zu finden. Was er fand, war nur ein frühes Grab. Der Vielgeplagte starb bereits

---

jenes freundliche Schreiben erhielt, wodurch Sie mich von der zugedachten Ehre an der Münchener Hochschule Dogmatik zu lehren, in Kenntnis setzten. Ich glaubte damals wegen der besonderen Lage der Dinge in der Kölner Erzdiözese und namentlich an der Universität Bonn meine Stellung dort nicht aufgeben zu dürfen und brachte das Opfer, welches Umstände und Überzeugung mir auflegten —; ich lehnte ab. Dafür verblieb mir aber die angenehme Pflicht des wärmsten Dankes gegen Bayern und dessen großmütigen Beherrscher und die süße Hoffnung, bei veränderten Umständen beweisen zu können, wie gerne ich unter dem Schutze und Befehle S. M. der hl. Sache unserer Kirche, welche der König so entschieden pflegt und sichtbar fördert, meine geringen Kräfte ganz zu weihen bereit bin. Auch waren, wie Sie mir später schrieben, S. M. so gnädig, mir die Aufnahme in Allerhöchstdero Staaten und Dienste zusichern zu lassen für den Fall, daß meine gegenwärtige Wirksamkeit durch eine ungünstige Gestaltung der Verhältnisse verkümmert werden sollte. Ein herrliches, überraschendes Geschenk war mir dieses Königliche Wort, ich nahm es mit auf meinen verlorenen Posten und es gewährte mir Trost und Beruhigung in mancher trüben Stunde. Es hat sich aber gezeigt und zeigt sich immer mehr, daß in dem Worte des allergnädigsten Königs eine wahre Prophezeiung enthalten war. Denn es wird nicht mehr lange währen und von meiner Wirksamkeit in Bonn wird keine Rede mehr sein können. Alles wird aufgeboten, um den Hermesischen Ansichten die Alleinherrschaft zu verschaffen. Es ist Ihnen schon bekannt, wie an meiner Stelle der Hermesische Apostel Braun zum Mitgliede der Prüfungskommission für die Lehramtskandidaten ernannt worden ist und wie das Examinatorium der Theologen für die Aufnahme ins Seminar in die Hände einer — der Majorität nach — aus Hermesianern bestehenden Kommission gelegt ist. Die Hauptsache aber ist das Wiederaufblühen des Konviktoriums in Bonn, welches als der Herd des Hermesianismus betrachtet werden kann. Durch die gleichfalls Hermesischen Gymnasialreligionslehrer bearbeitet, sind alle, welche mit dem Wunsche Theologie zu studieren im Anfang des verlaufenen Semesters die Universität bezogen, en masse ins Konvikt eingetreten und bis kommenden Herbst wird diese Anstalt zur Aufnahme für sämtliche Theologen er-



1840. Sein Nachfolger, Herb, Döllingers Schüler und Günstling, war keine Leuchte. Er lehrte zum Glück Dogmatik nur bis 1844, um Stadlbauer Platz zu machen, der, ein vorzüglicher Lehrer und scharfsinniger Theolog, bis 1866 Dogmatik las.

Die Moral übernahm für den abgesetzten Professor Kaiser zuerst Stadlbauer, dann der „einst so feurige Schellingianer" B. Fuchs. Durch seine Kenntnis der Scholastiker und Moralisten des 17. Jahrhunderts gehört er in etwa zu jener Gruppe kirchlicher Lehrer, die lang verlorene Pfade zur Theologie der Vorzeit wieder auffinden halfen.

Bedeutende Kräfte wurden für Kirchenrecht und Exegese gewonnen. Da ist zuerst Friedrich Windischmann, der

---

weitert und in Stand gesetzt sein. Daß aber damit meine Auditorien ganz veröden werden, ist leider nur zu gewiß. Bis jetzt habe ich, ohne Unbescheidenheit darf ich sagen, viel gewirkt, bis zu dieser in Aussicht gestellten Stunde werde ich noch etwas, darnach aber nichts mehr wirken und zur unerträglichen Rolle eines bloßen Figuranten herabgesetzt sein. Von selbst richtet sich also nun mein Blick auf Bayern, welchem ich durch katholische Sympathie schon lange auf das entschiedenste angehöre, und mein heißester Wunsch ist, bis Herbst mich denen anreihen zu dürfen, welche unter dem Zepter Ludwig des Katholischen für die Sache Christi streiten und wirken. Erfreuen Sie mich bald mit einem Briefe, worin die früher mir gewährte Aussicht sich weiter geöffnet zeigt, und die baldige Erfüllung des dankbar bewahrten gnädigen Wortes des Königs, den ich aus ganzer Seele den meinigen nenne, mir angekündigt wird. Liebster Freund! Ein katholischer Lehrer wirkt ganz anders in einem katholischen Lande, getragen und unterstützt von einer katholischen Regierung und mit allen Mitteln und Wegen ermutigt und gekräftigt durch einen von Grund aus katholischen König. Gottes Segen bleibe über Ludwig und seinem Hause.

Mainz in den Ferien, 22. März 1839. Ihr ergebenster Diener und Freund, im Herbste hoffentlich Kollege Klee."

Der König schrieb in dieser Angelegenheit: „An den Minister des Innern. Klee kann um das bayerische Indigenat einkommen, der ich vorhabe, es ihm zu verleihen und dann (ihn) anzustellen.

Aus Neapel, 9. April 1839. Ludwig."



Orientalist, der Sohn jenes streng kirchlichen Gelehrten, der an der Bonner Universität mit Klee und Walter im Kampfe gegen den Hermesianismus und den Staatsabsolutismus gestanden.[1]) Friedrich W. zählte nach Döllinger zu den hervorragendsten Geistern, über die das damalige katholische Deutschland verfügte. Er hätte, wäre er bei der Wissenschaft geblieben, Außerordentliches leisten können. So aber verließ er die Universität schon nach 2 Semestern exegetischer und kirchenrechtlicher Lehrtätigkeit, um Domkapitular, aber nicht — Bischof zu werden.

Da ist dann Haneberg. Schon mit 24 Jahren von Döllinger als „einer unserer hoffnungsvollsten Theologen" bezeichnet, wurde er im Jahre 1840 auf den Lehrstuhl der Exegese geholt. Es ist kein geringes Verdienst des Ministers, Hanebergs Wert erkannt und ihn so früh berufen zu haben. Haneberg hat auf dem Feld der biblischen Theologie neue Wege gewiesen, hat andere, wie seinen Schüler und Freund Schegg, zu Arbeiten angeregt voll mystischer Innigkeit, die uns weite Gebiete der hl. Schrift wieder aufschlossen. Für die katholische Bewegung sowohl im Görreskreis als in den späteren Kämpfen war die versöhnliche Art des milden Gelehrten ein Segen.[2]) In einer herzlichen Freundschaft fand Minister Abel den Lohn dafür, daß er Haneberg berufen

---

1) Das Ableben des Vaters zeigt W. dem Minister von Abel mit folgenden Zeilen an: „Ich erfülle die höchst schmerzliche Pflicht, E. E. die Nachricht vom Tode meines geliebten Vaters mitzuteilen, der am 23. April sanft hinübergegangen. Bei meinem neulichen Aufenthalt hat er mit soviel Dankbarkeit von den Wohltaten gesprochen, die E. E. mir erwiesen, daß ich überzeugt bin, er wird vor Gott derselben eingedenk sein." [Ohne Datum.]

2) Haneberg charakterisiert sich selbst durch folgende Zeilen in einem Briefe an den Minister von Abel (München, 24. Oktober 1847) . . . Bei aller Verehrung und Dankbarkeit, die ich bis an mein Lebensende gegen die als ultramontane Partei bezeichneten Männer habe, hege ich doch wie früher, so auch jetzt noch den Wunsch, es möchte in Manchem milder, großmütiger, gottvertrauter verfahren worden sein.

hatte, wie überhaupt, um es gleich zu sagen, die meisten der von Minister Abel Berufenen, ein Höfler, ein Moy, dann Phillips u. a. wie Freunde mit dem Minister verkehrten und korrespondierten. Auf dem Lehensgut, das der Minister vom Könige erhalten hatte, fanden sich, wie man mir dort erzählte, nicht bloß Bischof Reisach, sondern auch Döllinger und Haneberg[1]) später auch Jörg ein. Erst das junge katholische

1) Aus Freising schreibt Haneberg am 17. August 1848 an den Minister von Abel: „E. E. gestatten mir schriftlich Abschied zu nehmen, da es mir nicht mehr gegönnt war, es persönlich zu tun. Ich bin, wie ich später hörte, nahe daran gewesen, auf dem Wege nach Freising mit Ihnen zusammen zu treffen, wo ich einige Freunde besuchte. Einer derselben, Schegg, beauftragt mich, Ihnen den Schluß seines Psalmenkommentars zu schicken, wovon ich die ersten Teile mit dem Ausdrucke tiefer Verehrung früher überbracht habe. Sie werden die ersten Teile kaum haben bewahren können; jedenfalls möchte der Verfasser, welcher als Freund von mir meine innige Verehrung gegen Sie teilt, durch die kleine Sendung Gelegenheit erhalten, mit mir die herzlichsten Segenswünsche für Ihren Aufenthalt in dem stillen Stamsried auszusprechen.

Welch schöne Tage haben Sie mir dort vor zwei Jahren bereitet und wie sehr habe ich Ursache für diesen und gar manchen anderen Beweis ihrer Güte dankbar zu sein."

Es seien hier noch zwei weitere Briefe Hanebergs angefügt aus späterer Zeit: „E. E. beklagen sich darüber, daß ich Ihnen keinen Besuch mache. Ich bin fast ein Anachoret geworden. Nicht als wenn ich daran verzweifelte, des Umgangs von gereiften Männern würdig zu werden. Ich habe in den letzten zwei Jahren mehr im Stillen gearbeitet als vorher in sieben, aber Besuche machen, habe ich ganz verlernt. Ich war seit mehr als einem Jahre nicht mehr bei Döllinger, dem ich doch durch meinen Aufruf bewiesen habe, daß ich ihn nicht verleugne. Ich habe nie eine Ahnung davon bekommen, daß er meinen Besuch vermißt, und so blieb ich weg.

Seien Sie überzeugt, daß unwandelbar in der aufrichtigsten und innigsten Verehrung gegen Sie verharren wird

München, 20. Okt. 49. Dan. Haneberg."

„E. E. feiern heute Ihr hl. Namensfest. Zu diesem wünsche ich von Herzen Glück. Ich kann meine Dankbarkeit gegen Sie



Bayern, ein Sepp, ein Strodl, stellten sich anders zu dem Minister.

Neben Haneberg ragt Reithmayr hervor, der bereits 1837 berufen worden.

Endlich möchte ich jenes Gelehrten nicht vergessen, der die reiche Innerlichkeit der Sailer'schen Schule mit den Idealen des Bischofs Ignatius von Regensburg verbinden sollte, Josef Ambergers. Im Jahre 1842 auf die warme Empfehlung Bischof Schwäbls an Stelle Wiedemanns zum Kirchenrechtslehrer ernannt, hat er während 3 Jahre das Kirchenrecht in strengkirchlichem Geist vorgetragen und eine zur Zeit der Aufklärung fast vergessene Wahrheit den jungen Klerikern fest auf die Seele gebunden: „Je näher, je treuer, je inniger wir uns an den Felsen Petri klammern, desto mehr wird uns die kirchliche Strömung ergreifen."

Alles in allem waren doch einige frische Kräfte in die theologische Fakultät eingezogen. „Man durfte hoffen", so hat Döllinger als Rektor bei der 400jährigen Stiftungsfeier der Universität gesagt, „daß durch diese Männer eine . . . den anderen Wissenszweigen . . ebenbürtige Theologie sich ausbilden werde". „Man durfte hoffen", wiederholte er schmerzlich bewegt. Die Entwicklung der Münchener theologischen Fakultät, ihre Fortschritte und Kämpfe und Hemmnisse sind ein Gebiet für sich, dem ich recht bald einen gründlichen Darsteller wünschen möchte. In unserem Zusammenhang genügt es zu konstatieren, daß Döllinger auch später noch in dem, was Abel für die theologische Fakultät getan, einen schönen Anlauf sah.

Zur selben Zeit, als Minister Abel das Ansehen und den Ruf der Münchener theologischen Schule zu heben suchte, ging er daran, auch in den übrigen Fakultäten das katholische Prinzip zu stärken.

---

als den edelsten gütigsten Gönner nur durch treues Gebet ausdrücken. Da gedenke ich Ihrer jeden Tag, wenn ich mich zur hl. Messe vorbereite.

München 4. XI. 57. D. B. Haneberg."

Das katholische Bayern von damals wies nicht genügend viele Namen auf, die Wissenschaft und entschieden katholischen Geist im glücklichen Bunde vereinigten. Zu lange hatte die Aufklärung geherrscht. Die wärmere Sonne, die unter der Regierung König Ludwigs leuchtete, hatte zwar die Kruste zersprengt und die trüben Nebel verscheucht, aber sie leuchtete noch zu kurz, leuchtete mehr zur mühsamen Aussaat als zur fröhlichen Ernte. Da boten jetzt, wo es Frühling werden sollte für die katholische Bewegung in Bayern, die Ereignisse in den Rheinlanden Ersatz und Aushilfe. Minister Abel nützte die Zeit. Wie einst Montgelas Gelehrte aus dem Norden berief, so gewann Abel wenigstens einige tüchtige Kräfte aus dem Rheinland, Söhne eines Stammes, der geistig regsamer als der altbayrische, Kämpfer aus einer Schule, die auch die Dinge in Bayern in rascheren Fluß bringen konnten. Zwei dieser Rheinländer haben wir schon genannt: Klee und Windischmann. Ihnen folgten drei andere: Arndts, Hermann Müller und Lasaulx, Gesinnungsverwandte jenes großen Koblenzers, der schon seit Jahren Haupt und Führer der katholischen Bewegung in Bayern war.

Die bedeutendste wissenschaftliche Kraft, die Abel gewonnen hat, war L. Arndts, der Pandektist.[1]) Ein Lehrer,

1) Auf seine Berufung bezieht sich der folgende Brief von Arndts an Döllinger:

Sehr verehrter Herr Professor! Ihrer gütigen Aufforderung gerne entsprechend beeile ich mich Ihnen die Erklärung zu geben, daß ich, obgleich erst vor kurzem zum ordentlichen Professor des römischen Rechts in Breslau, mit einem Jahresgehalt von 800 fl. rh. und 150 rh. Umzugskosten ernannt, doch wohl geneigt wäre, eine Professur an einer Ihrer Universitäten, vorzüglich in München, anzunehmen. Ich wünschte vor allem für Zivilrecht ernannt zu werden, und würde mich ungern entschließen, Fächer zu übernehmen, neben welchen ich nicht abwechselnd auch Vorträge über Zivilrecht halten könnte. Außerdem aber bin ich noch bereit über französisches Recht und über Zivilprozeß Vorträge zu halten, wie ich auch hier getan habe, und würde mich, wenn es gewünscht wird, mit Vergnügen auch in das Baierische Landrecht einstudieren

dessen Spuren noch unsere Gegenwart folgt. Sind doch Schriften Arndts noch vor wenigen Jahren neugedruckt worden. Er hat sich beteiligt an den Vorarbeiten zu einem bayerischen Zivilgesetzbuch und wie kaum ein anderer der Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches den Weg bereitet. Arndts gehört zur glänzenden Tafelrunde von Görres; er arbeitete fleißig mit an diesen Blättern und vertrat später die großdeutsche Idee, aber ohne Abneigung gegen Preußen.

Der Andere, Hermann Müller, kann nicht ein Gelehrter im strengen Sinn genannt werden. Seine Berufung nach Würzburg war wohl ein Zugeständnis an die Rheinländer und das katholische Prinzip: Müller kam wie ein Flüchtling aus einem Land, dessen Boden zu heiß unter seinen Füßen brannte. Aber Müller war, wenn auch kein zünftiger Professor, doch ein fähiger Kopf, ein Meister des Stils und der Sprache, nur vielleicht zu sehr doktrinär. Er hat später als Redakteur der Rheinischen Volkshalle sich einen Namen gemacht und viel Gutes gewirkt. Seiner Beziehungen zu Lasaulx und Frhr. Max von Gagern werde ich noch eigens gedenken.

Der dritte im Bunde, E. Lasaulx, hat, 1844 von Würzburg nach München berufen, durch seine geistvolle und

---

und nach Umständen Praktika veranstalten, wozu ich mich durch siebenjährige fleißige Arbeit im Spruchkollegium hinreichend befähigt zu haben glaube. Unter den übrigen Fächern wäre Kirchenrecht dasjenige, wozu ich zunächst die meiste Neigung hätte; ich muß aber bemerken, daß ich in allen diesen bis jetzt keine besonderen Studien gemacht habe, und daher keine andere Erwartungen darin von mir gehegt werden dürfen als welche etwa eine günstige Meinung über meine bisherigen Leistungen in jenen Fächern erregen kann. Bonn, 2. Febr. 1839. Prof. Arndts.

Nachträglich bitte ich noch, meinem Freunde Müller, falls er noch bei Ihnen weilen sollte, herzliche Grüße zu sagen. Möchte es sich doch fügen, daß dieses ausgezeichnete Talent an einer Ihrer Universitäten Platz fände, den er, durch persönliche ungerechte Kränkung verletzt und dann vollends durch öffentliche Unbilde verstimmt, an einer Preußischen Universität nicht mehr hat suchen mögen.



großzügige Auffassung, die über der Sprache das Leben des Volkes, das sie gesprochen, nicht vergaß und allem philosophischen Kleinkram fremd blieb, außerordentlichen Beifall gefunden. Der Sohn und Biograph jenes Thiersch nennt ihn sogar, wohl übertreibend, den bedeutendsten Lehrer, der unter Abel an die Münchener Hochschule kam.

Mit den Rheinländern kam ein neuer Zug in die katholische Bewegung Bayerns. Was die Pfälzer für die Fortschrittsbewegung, was die Germaniker für die rein kirchliche und zum Teil für die kirchenpolitische Bewegung, das waren die Rheinländer für den politischen Katholizismus. Sie hatten sich ja in ihrer Heimat an den dort nachwirkenden Grundsätzen De Maistres, und soweit sie berechtigt waren, an denen Lamenais' geschult und begeistert, hatten aus den katholischen Blättern Belgiens und Frankreichs freiheitlichere Gedanken geschöpft, sie hatten selbst mit an den Grundlagen der katholischen rheinländischen Partei gearbeitet. Nun nach Bayern berufen, verstärkten sie den Görreskreis, beteiligten sich eifrig an den Historisch-politischen Blättern und gewannen immer größeren Anhang für ihre Gedanken. Das beweist die wichtige Rolle, die Windischmann auf kirchenpolitischem Gebiet gespielt hat, das beweist die Wahl von Arndts, Lasaulx, Phillips, Döllinger und Hermann Müller zu Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung, und damit die Sympathie für diese Professoren selbst beim Landklerus — denn der machte wohl jene Wahlen. Es scheint mir ein noch zu wenig beachteter Weg zu gehen von den Ideen, die im Rheinland schon vor dem Kölner Ereignis zum Durchbruch drängten, zu der Entwicklung der katholischen Bewegung, die in Bayern mit dem Jahr 1848 einsetzte, und dieser Weg führt, wenn ich mich nicht täusche, über diese Rheinländer.

Der Theologenschule und den Rheinländern reiht sich eine dritte Gruppe an: George Phillips, Moy und der Schwabe Konstantin Hoefler. Die drei Männer haben das eine gemeinsam: den Kampf gegen die Richtung, die bisher



das große Wort in Bayern geführt hatte. Moy war bereits im ersten kirchenpolitischen Streit, der das moderne Bayern bewegte, im Mischehenstreit der 30er Jahre, ein Vorkämpfer. Er hat später in seinem Staatsrecht einen Vorrang des Konkordats vor dem Religionsedikt allerdings unter scharfem Widerspruch meines Landsmannes Pözl beweisen wollen. Moy kam 1838 wiederum von Würzburg nach München. Phillips war bereits 1833 nach München berufen worden. Aber seine wichtigsten Arbeiten, so für diese Blätter, die Herausgabe seines streng kirchlichen, eine neue Zeit anbahnenden Kirchenrechts fallen mit dem Ministerium Abel zusammen. Der Minister pflog wie bekannt intime Freundschaft mit Phillips und wußte ihn zu manchen wichtigen Aufgaben, so zur Ausbildung des Prinzen Luitpold, heranzuziehen. Höfler war ein Mann von seltener Arbeitskraft und ein eifriger Forscher. Was Jarcke für Metternich, das wurde Höfler für Abel: Der publizistische Verteidiger des Ministeriums, indem er auf Wunsch der Regierung die Redaktion der Münchener politischen Zeitung übernahm. 1841 zum o. Professor der Geschichte ernannt, wirkte er in München, bis der Sturz des Ministeriums Abel so manche schöne Hoffnung begrub.[1] Noch zwei andere Mitglieder sah

---

1) Es sei hier ein Brief an Minister Abel eingeschaltet, der sich — abgesehen von der Person Eberhards — hauptsächlich mit den Verhältnissen an der Münchener Universität bezw. der Akademie der Wissenschaften befaßt:

„E. E. Der König hat, wie E. E. wahrscheinlich schon erfahren haben, auf der Enthebung Eberhards beharrt und gleichzeitig der Herr Erzbischof eine 3. Eingabe dieses refraktairen Priesters, welcher bereits die Sache des Katholizismus mit seiner Person identifiziert glaubt, zurückgewiesen. Man muß jetzt Sorge tragen ihn jetzt ganz von hier hinweg zu bringen. Was die Wiederbesetzung betrifft, so hat der Antrag vom Obersthofmeister auszugehen. Der König will, daß zunächst ein Säkularpriester und bloß in Ermanglung eines solchen ein Redemptorist auf die erledigte Kanzel komme. Man macht nun viel Rühmens von Ramoser in Regensburg.

In Betreff der Wiederbesetzung des Bistums Regensburg



der Görreskreis die Lehrkanzel der Universität besteigen: Ludwig Merz, den Geographen und Optiker, ebenso berühmt durch seine wissenschaftlichen Arbeiten als ausgezeichnet durch einen weiten Blick und ein warmfühlendes Herz für die katholischen Vereine; er ist einer der ersten Förderer der Gesellenvereine Vater Kolpings in Bayern, und den bekannten Professor Sepp.

Und schon trat auch der Gelehrte auf den Plan, der seinerzeit mithelfen sollte die Brücke zu schlagen von der Münchener Schule zum granitnen Pfeiler der Theologie der Vorzeit: Martin Deutinger. Im Jahre 1841 hatte ihn der Minister an das Lyzeum in Freising berufen, ein Zeichen, wie er den Wert des damals erst 26 Jahre alten Philosophen, in dem es noch gewaltig gährte, erkannte. 1846 erging der Ruf an ihn die Münchener Schule zu verstärken. Mit rosigsten Hoffnungen begrüßt, ein tiefer, großer Forscher, der den Anschluß an die christliche Welt-

glaube ich die Befehle des Königs erwarten zu müssen. Deutinger wird in diesem Monat Juli wohl schwerlich mehr installiert werden können.

Die Akademie hat in ihrer letzten Wahlsitzung die von mir beantragte, von der historischen Klasse einstimmig genehmigte Wahl des Professors Höfler zum außerordentlichen Mitglied — durch eben soviel schwarze Kugeln als Mitglieder der beiden anderen Klassen anwesend waren, verworfen. Man ersieht hieraus, ich möchte sagen eine freche Opposition gegen alle diejenigen, welche sich zu einer katholischen Auffassung des historischen Studiums bekennen. Weil Höfler Görres Freund ist, ist er ihnen verdächtig. Geht es so fort, so wird unsere Akademie in ihrer Majorität der focus und Stützpunkt des Protestantismus und Rationalismus. Um diesem entgegen zu wirken, ist es notwendig, daß eine Demonstration von Seite der Regierung geschehe.

Wenn nun E. E. nicht davon abraten, werde ich also dem Könige beantragen, daß er Höfler zum ordentlichen Mitglied der historischen Klasse ernenne, wozu ihm die Wahl zusteht, da er sich die primitive Besetzung der 12 Stellen vorbehalten — zur zwölften aber bis jetzt noch nicht ernannt hat.

M. den 26. Juli 41."



anschauung mit allem Ernst erstrebte, sollte ihm nur kurze Zeit in München zu lehren vergönnt sein. Die Lolageschichte vertrieb auch ihn von der Stätte, wo er allein Großes hätte leisten können.

* * *

Die Maßnahmen des Ministers für das Geistesleben sind bekanntlich sehr ungünstig beurteilt worden. In akademischen Kreisen wagte sich, wie es scheinen will, der grollende Unmut nur einmal, so lang der Minister am Ruder war, ans Licht: bei der Wahl Höflers in die Akademie. Umso schärfer setzte später die Kritik ein. Wir wollen nicht in den Fehler verfallen, unsere Sache mit dem System Abels zu identifizieren, und nicht durch dick und dünn verteidigen, was wirklich daran verfehlt war. Aber ich meine, man hat an Kritik des Guten zu viel getan. Der Abg. Harleß hat auf dem Landtag 1843 erklärt, „daß man in Bezug auf das neuerliche Verhalten der katholisch bayerischen Regierung zu der protestantischen Hochschule Erlangen allerdings Ursache habe, sich zu gratulieren, daß wir unter einer katholischen Regierung von solcher Gesinnung stünden". Heigel zählt unleugbare Versäumnisse Abels auf, aber schiebt ihm auch die Schuld an Dingen zu, die längst vor dem Ministerium Abel bestanden, so die Entfernung Schönleins, oder an denen Abel unschuldig war, so am Weggang Schellings. Ich werde zeigen, wie herzlich Schelling noch von Berlin aus mit Abel korrespondierte.

Auch das junge katholische Bayern, ein Strodl, ein Sepp, sah nur den Schatten, nicht das Licht am Ministerium Abel. Man sollte gerechter sein. Es lag auch an der Zeit, es lag auch an früheren Versäumnissen, es lag an jenem unerbittlichen Sparsystem, wenn nicht vollere Garben auf dem Felde der Wissenschaft geerntet wurden. —



XLVI.

Friedrich Wilhelm Weber in seiner dichterischen Entwicklung.

Von Eduard Arens (Aachen).

I.

Schon 65 Jahre zählte unser Poëta Saxo, als „Dreizehnlinden" (1878) ihn mit einem Schlage zu einem berühmten, überall in deutschen Landen gekannten Manne machte. Der Beifall, den sein Epos fand, ermunterte ihn, einige Jahre später (1881) auch eine mit strengster Sichtung hergestellte Auswahl seiner „Gedichte" erscheinen zu lassen, die den bisherigen Ruhm noch erhöhte. Mochte man nun auch streiten, ob dem Epiker oder dem Lyriker die Palme gebühre: in einem Punkte war die Kritik einig. Die gleichmäßige Reife dieser Poesie mit ihrer charakeristischen Eigenart, die meisterliche Beherrschung von Form und Vers, der poetische Gehalt, rhetorischer Schwung und musikalische Sprache, sittliche Tiefe der Weltanschauung mit ihren herben, keuschen, oft sarkastischen, ja pessimistischen Tönen, ließen kaum den Gedanken aufkommen, als ob bei diesem Dichter eine doch an sich vorauszusetzende Entwicklung stattgehabt hätte. Jedenfalls mußte man annehmen, daß er nur Erzeugnisse seines reifen Alters aufgenommen habe. Hier schien, wie Minerva aus Jovis Haupt hervorspringt, fertig und vollkommen eine ursprüngliche Dichterkraft ihre Schwingen geregt zu haben. Dies Urteil konnte sich nur bestätigen, als der Greis, dichterisch unerschöpflich und tätig wie ein Jüngling, noch an des Alters äußerster Schwelle uns mit dem „Goliath" (1892) überraschte, einer Dichtung, die mit ihrem schlichten Stoffe die höchste poetische Kraft und Fülle vereinte, so daß sie nach ziemlich allgemeinem Urteil bis heute als der Höhepunkt seines Schaffens gelten darf.



Und noch kurz vor seinem Tode plante der Unermüdliche eine neue Gedichtsammlung, deren Titel „Herbstblätter“ schon bezeichnete, was darin enthalten sein sollte. Seine Tochter Elise, deren kräftige Hand so dem Arzt wie dem Dichter seit Jahren Hilfe geleistet, vollendete diesen Strauß (1895), indem sie sinnig nach des Vaters Tode aus dem reichen Schatze der von diesem zurückgehaltenen oder verworfenen Dichtungen früherer Jahre eine hübsche Auswahl traf und so den reifen Früchten des Herbstes einige Blüten des Lenzes zugesellte. Hier war nun, zum ersten Male, die Möglichkeit geboten, einen kurzen Blick zu werfen in des Dichters Entwicklungsgang, da sogar aus seiner Frühzeit, wo er als Student am baltischen Meere weilte, einige Proben vertreten waren. Wir haben gleich damals in diesen Blättern[1]) darauf aufmerksam gemacht und der Hoffnung Ausdruck gegeben, bald über Leben und Schaffen Webers eingehendere Auskunft zu erhalten. Diese Hoffnung erfüllte sich, als Julius Schwering, gestützt auf reiches von der Familie zur Verfügung gestelltes Material und den gesamten Nachlaß, das Leben des westfälischen Poeten in seiner ebenso gründlichen wie warmherzigen Biographie offenlegte (1900).[2]) Hier konnte man auch überblicken, was in den Gedichten früherer oder späterer Zeit angehörte; der frühen Ernte war doch mehr, als man geahnt hatte. Seitdem ist, wieder von dem genannten Biographen und seiner literatur-historischen Schule angeregt, von Frl. Elise Weber uneigennützig und kräftig unterstützt, die Forschung nicht müßig gewesen.[3])

---

1) Bd. 117 S. 330 ff.

2) Vgl. unsere Besprechung in diesen Blättern Bd. 126 S. 264 ff.

3) Marie Speyer: F. W. Weber und die Romantik. Regensburg 1910. Ein reichhaltiges, doch oft zu breites und übermäßig räsonierendes Buch. Eduard Busse: Weber als Übersetzer und Vermittler englischer Dichtungen. Münster 1912. M. D. Hocks: Tennysons Einfluß auf Weber. Münster 1916. M. C. Weber: Webers Verhältnis zur altdeutschen Dichtung. Münster 1913. Weitere Literatur bei Peters, vgl. Anm. 4.

Jüngst hat nun Maria Peters[1]) Webers Jugendlyrik auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder hin untersucht. Sie fällt ihr Urteil auf Grund des gesamten ungedruckten Nachlasses, der ihr zur Verfügung stand.[2]) So kann sie mannigfache, geschlossene Auskunft geben über Werden und Wachsen der dichterischen Kraft. Deshalb mag es sich lohnen, im Anschluß an ihr gutes Buch abschließend den Entwicklungsgang des Dichters nochmals im Rahmen unserer Zeitschrift kurz zu zeichnen.

Vergegenwärtigen wir uns zu diesem Zwecke die äußeren Umrisse dieses ruhigen Lebens. Wie Friedrich Hebbel, Otto Ludwig, Richard Wagner im Jahre des Befreiungskrieges geboren, und zwar ein Weihnachtskind (25. Dez. 1813) wie sein Landsmann Friedrich Wilhelm Grimme (1817), brachte Weber aus dem schlichten, ärmlichen Vaterhause zu Alhausen im Nethegau (dessen Namen sein Epos weit über die Grenzen seiner Heimat hinausgetragen hat) die innige Liebe zu Feld und Wald, Begeisterung und herzensreine Gesinnung mit in die einfachen Lehrsäle der nahen Bischofstadt Paderborn, dessen altehrwürdiges Gymnasium dem Knaben (1827—33) eine gründliche Bildung, namentlich in den klassischen Sprachen, vermittelte. Noch schwankend zwischen philologischer, zeitweise wie es scheint auch theologischer Neigung (sein älterer Bruder und Mentor Constantin hatte den geistlichen Beruf erwählt) und dem zunächst mehr als Brotstudium betrachteten medizinischen Studium, bezog Weber im Sommer 1834 die Greifswalder Hochschule; nach einem Breslauer Semester (Herbst 1836/37) an den Ostseestrand zurückgekehrt, vollendete er seine Studien in Berlin (Sommer 1840). Ehe er dann

---

1) Dr. Maria Peters: F. W. Webers Jugendlyrik. Paderborn 1917.

2) Dankenswert, daß sie S. 6 ff. eine Übersicht der Handschriften und Frühdrucke gibt. Dadurch daß sich fast alle Gedichte Webers (bis 1859) genau datieren lassen, ist der Untersuchung das sichere Gerüst von vornherein gegeben. Eine große Zahl der Jugendgedichte ist hier zum erstenmal gedruckt. Von 1842—47 ist leider eine Lücke in den erhaltenen Gedichten.

sich als Arzt in seiner Heimat (die nie aus seinen Plänen schwand) niederließ, vergönnte ihm ein Zufall eine Weltreise, die ihn über Wien bis Rom und dann nach Paris führte. Als Arzt in Driburg, bald in den Sommermonaten auch Brunnenarzt in dem weltbekannten Lippspringe, widmete er sich von hoher Warte aus dem Wohle der leidenden Menschheit, durch ein glückliches Familienleben in seinem Berufe unterstützt. 1861 nimmt er seinen Wohnsitz in Thienhausen, der „Siedelei am Wasserschlosse“, das er für seinen Lebensabend (1887) mit dem nahen Landstädtchen Nieheim vertauscht. Das Vertrauen seiner Landsleute sendet ihn von 1861—1893 in das Berliner Parlament. Am 4. April 1894 ruft der Tod ihn aus einem bis zum Schlusse arbeitsfrohen und reichen Leben ab, nachdem sein achtzigjähriger Geburtstag ihm von nah und fern verdiente Ehren und Lorbeeren beschert hatte.

Schon auf dem Gymnasium erwachten in ihm Muse und Genius. Aber jeder Künstler beginnt als Nachahmer. Erst durch die Nachbildung fremder Formen findet er allmählich seine Eigenart. Es war nur natürlich, wenn Weber zunächst bei den Klassikern in die Schule ging, den antiken, an denen er zeitlebens mit hoher Freude und Bewunderung hing und die er richtig als „Stahlbad des Geistes“ bezeichnet, und den deutschen. Daß dabei nicht Goethe, sondern Klopstock und Schiller in erster Linie standen, entspricht der jugendlichen Schwungkraft und liegt auch begründet in den Anregungen der Schule. Wenn hier auch der Nachdruck auf anderen Fächern lag, so scheint doch das Paderborner Gymnasium keinen schlechten Unterricht in der Muttersprache erteilt zu haben. Freilich führte es seine Zöglinge nicht, wie heute oft im Übermaße geschieht, durch die blühenden Irrwege der neueren und allerneuesten Literatur, sondern legte mehr Wert auf eine gründliche philosophische Ausbildung und übte besonders die poetische Formenlehre. Das deutsche Mittelalter wurde noch nicht an den Quellen studiert. Selbst die Romantik trat damals noch nicht in Webers Gesichts-

kreis, wohl aber übten der Göttinger Hain, Höltys sanfte Lyrik, die sentimentalen Schöpfungen eines Salis und Matthison ihre Wirkung auf ihn. Wohlmeinende Lehrer wie Gundolf und Ahlemeyer erkannten und förderten das poetische Talent des Jünglings. So trug Weber im Todesjahr Goethes auf der Aula seine Dichtung „Thuiskonas Klage" vor, worin die deutsche Muse die Verödung des deutschen Bardenhains beklagt und die großen Dichter der Vergangenheit feiert. Die zwei Strophen, welche unseren Dichterfürsten gelten, bieten eine Probe seines Könnens und eines schon reifen Urteils:

Aber zwei gekrönte Lichtgestalten
Schreiten her, die Laute in dem Arm,
Und des Liedes tiefste Zauber walten,
Und der Busen schlägt so hoch, so warm!
Ein unendlich, namenloses Sehnen
Trübt des einen Blick und schwellt sein Herz.
Ach! er trägt auf allgewalt'gen Tönen
Dieses Reich der Schatten himmelwärts.

Und des andern zarte Flüsterlieder
Zieh'n mit goldnen Fittichen der Luft
Sanft den Himmel zu der Erde nieder;
Seine helle Weisheit hebt die Brust. —
Ganze Welten trugen beid' im Herzen,
Sternendiademe schmücken sie,
Ihren Ruhm kann keine Zeit verschwärzen,
Und ihr Lied verklingt auf ewig nie.

Unter den Genossen tritt damals als anregender Freund Rudolf Rochs hervor, ein Neffe der Luise Hensel, der aber schon vor Weber die Paderstadt verließ, ein hochstrebender Jüngling, von dessen poetischem Talente Maria Peters zum ersten Male ein anziehendes Bild entwirft (S. 56 ff.). Ein tragisches Geschick ließ diesen jungen Mann, der sich dem Offiziersstande widmete, aber in dem geistlosen Drill des Dienstes und der Flachheit der Zeit seine glühende Sehnsucht nicht erfüllt fand, ein frühes selbstgewähltes Ende finden.



Auch auf der Hochschule dominierte bei Weber noch auf Jahre hinaus Schillerischer Einfluß, wie z. B. die 1836 in Breslau entstandene Elegie „Orpheus“ aufs deutlichste verrät. Aber hier nimmt nun auch der Zauber des Mittelalters und der romantischen Ritterpoesie unseren Dichter gefangen, um ihn nie wieder loszulassen. Trotzdem kann man Weber, wenn er auch die blaue Blume[1]) sucht, nur in bedingtem Sinne zu den Romantikern rechnen. Das Stoffgebiet der romanischen Völker betritt er kaum, ebensowenig den Orient; auch die südlichen Versformen verschmäht er, während er an den antiken Metren sich dauernd geschult hat. Aber erst recht geht Weber romantischer Verstiegenheit und Schwärmerei aus dem Wege; Klarheit und Wahrheit ist sein Ideal, ja ein Stück Philister steckt in seiner Poesie, etwas von dem schlichten Biedermeier seiner Jugendzeit, so gut wie in Uhland und Wilhelm Raabe. „Kein Künstler hatte weniger Verständnis für die Eigenart eines Bohemiens als dieser Sohn der roten Erde.“ „Eine Vernachlässigung seines Berufes zum Besten seiner dichterischen Tätigkeit suchen wir in seinem Leben vergebens. Er betont immer wieder, daß die Wissenschaft die Wurzel seines Daseins bilde und die Poesie nur die Blume sei, die Freude seiner Feierstunden.“ Er folgt also praktisch der Goetheschen Warnung:

Jüngling, merke dir bei Zeiten,
Ehe Mut und Kraft verweht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

In dieser Zeit wird nun Uhland sein Liebling, für ihn der klarste und wahrste Vertreter der Romantik; zugleich auch in seinem vaterländischen Empfinden sein hohes Muster, neben ihm Walther von der Vogelweide, dem er sich als „Klausenäre“ auch später vergleicht. Beiden hat er tiefempfundene Worte gewidmet; ja Uhland ist ihm der wieder-

1) „Renuphar, Die weiße Blume“ (Dreizehnl. XVIII 6), entspricht der Lotusblume Heines.



erstandene Walther. Als Freunde, die gewiß nicht ohne Einfluß auf sein Schaffen blieben, stehen ihm in Greifswald Danneil nahe, in Breslau und Berlin Gustav Freytag.

Unabhängig von den bisher genannten literarischen Vorbildern ist aber in Greifswald noch eine treibende Kraft zu nennen: es ist das Heimweh, das in der Fremde, im „Elend“ seine dichterische Fähigkeit löst und tröstend ihm Ersatz für die schwer entbehrte Heimat bietet:

Hier sitze ich verlassen am öden Meeresstrand
Und denke dein mit Thränen, mein süßes Vaterland,
Der kleinen Dorfkapelle, der Mühl' im stillen Grund,
Des Angers und der Wiesen so sonniglich und bunt.

Es ist sein Heimatdörfchen, das vor ihm auftaucht. Bezeichnend ist auch, was Freund Danneil von diesen Gedichten mitteilt: „Alle sind im Augenblick dahin gegossen, wie irgend ein Gefühl in ihm so heiß ward, daß es diesen Ausweg suchte.“ An dieser Praxis hat Weber stets festgehalten. Das erklärt die tiefe Wahrheit seiner Dichtung; nie hat er einen Vers geschrieben, zu dem er sich nicht innerlich getrieben fühlte.

Eine ganz neue, den bisher erörterten Einflüssen entgegengesetzte Richtung tritt um das Jahr 1834 in Heines damals die Lyrik revolutionierenden Dichtung Weber nahe. Ihre Spuren machen sich auch bei ihm bemerkbar; aber im ganzen und schon bald (1836) verhält er sich ablehnend, ja er ist einer der ersten, der Heines Manier mit der Gerte des Spottes unschädlich zu machen sucht, von Gustav Freytag dafür mit Beifall begrüßt. So schildert „Nordlicht“, wie der Dichter eine Riesenfeder, aus elftausend Zedern gebaut, ins Rote Meer eintauchen und mit dem einen Fuße auf dem Mondgebirge, mit dem andern auf den Alpen stehend, ans Himmelsgewölbe die Verse schreiben will:

Ich bin ein Mann voll Hohn und Haß
Aus Düsseldorf am Rheine,
Parforce=Poet und noch etwas
Und heiße — Heinrich Heine.



Die Parodie auf die „Nordseebilder" ist überdeutlich. Diesem schwerblütigen Westfalen konnte auf die Dauer der leichte und leichtfertige Ton der Spottdrossel nicht behagen; den Dichter Heine hat er aber hochgestellt.

Nachhaltiger ist der Einfluß jenes Weltschmerzes auf Weber gewesen und geblieben, der sich an Lenaus Namen knüpft. Hiezu mag wohl auch dessen tiefes Naturempfinden beigetragen haben, das unserm Dichter ebenfalls von Haus aus eigen war. Trübe Stimmungen, späterhin der ärztliche Beruf, dem so tiefe Blicke vergönnt sind in Seelenleid und Körperschmerzen, vertieften noch diese Wirkungen, so daß dauernd, ähnlich wie bei seinem Berufsgenossen Kerner, ein Zug des Leidens und Mitleidens durch Webers Verse schreitet:

Wie stimmt zu Luft und Lerchensang
Der Totenglocke dumpfer Klang?
Wie paßt des Bahrtuchs Mitternacht
Zu Sonnenschein und Rosenpracht?

Du große Meisterin, Natur,
Du formst und baust aus Trümmern nur?
Zerstörst die Frucht und schaffst daraus
Zum Schmuck dir einen Blumenstrauß? . . .

Mein Herz ist unmutsvoll und schwer,
Und trauern muß ich immer mehr,
Daß bei des Lenzes Auferstehn
So mancher soll zu Grabe gehn.

Uebrigens hat Lenau ihn auch formell beeinflußt. So stammt z. B. aus dessen Romanzencyklus „Klara Hebert", dessen Weber bei der Fahrt durch die Provence sich erinnerte, die berühmte „Dreizehnlindenstrophe"; sie begegnet uns bei Weber schon 1836 — schon rein äußerlich ein Beweis, wann ihm diese schwermütige Poesie nahe gerückt war.

Wenn wir nun noch Freiligrath, seinen berühmten westfälischen Landsmann, nennen, so ist damit im wesentlichen der Kreis deutscher Dichter geschlossen, denen F. W. Weber Einfluß auf seine Entwicklung gestattet hat. Vielleicht schon als Gymnasiast 1833, jedenfalls aber 1836/37



hat er dessen aufsehenerregende „orientalische“ Lyrik kennen gelernt. Sprache, Vers, und namentlich der „exotische“ Reim, kurz die ganze, oft so unnatürliche, rhetorische Pracht Freiligraths hat ihn so tief erfaßt, daß er nie gänzlich davon losgekommen ist. Von den vielen Belegen, die Frl. Peters hiefür beibringt, seien zwei rhetorische Mittel namentlich angeführt. Zunächst die Steigerung (Climax); wenn Weber in der prächtigen Eisenbahnphantasie (1853) den Dämon Dampf feiert, der an Vulkans Flammenherd gezeugt ist:

Hohnlachend fuhr aus seinem Bann der Grimmige zum Licht empor,
Als ihn der Geist, der stärkre Geist, der Menschengeist heraufbeschwor —

so wandelte er offenbar auf seines Landsmanns Spuren, der z. B. erschütternd von Irland singt:

Der Schrei der Not, der Hungerschrei,
Der Sterbeschrei aus Erins Munde!

Und zweitens die bloß skizzenhafte Schilderung der Eingangssituation einer Handlung. Ein Freiligrath'scher Anfang, wie

Zelte, Posten, Werda=Rufer!
Luft'ge Nacht am Donauufer!

kehrt oft bei Weber wieder, z. B. in „Dreizehnlinden“:

Süßer Schlag der Heidelerche,
Sonnenschein auf allen Hügeln.

Wichtiger freilich als dieser bloß formale Einschlag in Reim und Rythmen ist jene Wirkung, die Freiligrath als politischer Dichter auf Weber ausübt; diese trifft mit einer inneren Umwälzung zusammen, welche unsers Dichters Gemüt Jahre lang vor und nach 1848 in allen Tiefen seiner Seele aufrührt. Völlig klar sehen wir freilich weder in Gründe noch Äußerungen dieser Wandlung hinein. Selbst die Liebe zu seiner Braut, die er 1850 heimführt, und das glücklichste Familienleben bannen diese düstern Schatten nicht völlig. Gewöhnlich ist der Übergang vom Jüngling zum Manne die Zeit des Sturmes und Dranges; aber bei in sich gefestigten, tiefen Naturen kommt solche Gährung oft später: so scheint es bei Weber der Fall gewesen zu sein.



Innere Kämpfe schwerster Art um Religion und Glauben scheinen ihn damals erschüttert zu haben. Auch geht, noch in der Zeit seines ersten Eheglücks, ein Konflikt zwischen einer tiefen Neigung und der sittlichen Pflicht durch seine Dichtung; erst in einem Abschiedslied vom 30. August 1856 erscheint der Kampf als ausgekämpft, die Trennung besiegelt. Das letzte Denkmal dieser hoffnungslosen Liebe ist „Tristans Tod" (begonnen 1857, erst kurz vor dem Tode vollendet), wovon Peters urteilt: „Nur eigenes Erleben konnte die Sehnsucht Tristans nach der heilenden Hand der blonden Isolde so ergreifend schildern." Allmählich nur glätten sich die erregten Wogen, beruhigen sich die Geistes- und Herzenskämpfe, und ähnlich die Stürme des politisch aufgeregten Denkens. Diese reichen indessen doch schon weiter zurück. Weber hatte selber als Student ungerechterweise unter der Studentenverfolgung, der Demagogenriecherei gelitten. Daraus entsprang sein Widerwille gegen Polizeidruck und jede Beeinträchtigung der Freiheit, die Sehnsucht nach wirklich freien Zuständen im Vaterlande. Darum begrüßt er Freiligraths revolutionäre Gedichte, wie so viele seiner Zeitgenossen, mit Beifall, entwickelt sich zum Demokraten, zum „roten Weber", und schwärmt für die Republik. Freilich, als der Sturm verbraust ist, da geht auch seine radikale Schwärmerei vorüber, doch erst recht allmählich. Es ist interessant, an neuen Dokumenten diesen Wandel zu verfolgen.

Von Freiligraths revolutionärer Lyrik gefiel unserem Dichter besonders u. a. „Von unten auf" (in Ça ira 1846) ein Gedicht, das er treffend kennzeichnet (S. 147):

„Welch kühner und schlagend durchgeführter Vergleich in diesem Bild! Der König (Friedrich Wilhelm IV.), der oben auf dem glatten Parkett des Dampfers wandelt, und der stämmige, rußige Maschinist, der unten das Feuer schürt, sie repräsentieren die Gegensätze im sozialen Leben: die Glücklichen, die auf der Höhe des Lebens stehend, Vergnügen und Behaglichkeit, Luft und Sonnenschein mit vollen Zügen genießen, und das Proletariat, das in harter Arbeit das Dasein fristet, obgleich es recht eigentlich



Staat und Gesellschaft trägt und in dessen Macht es liegt, alles Bestehende in einer schrecklichen Revolution zu zerstören:

Es liegt an mir: ein Ruck von mir, ein Schlag von mir zu dieser Frist,
Und siehe, das Gebäude stürzt, von welchem du die Spitze bist!"

So klingt das Wort „Von unten auf" bei Weber nach in einem Gedicht „Rachevolk" 1853. So ist die Abneigung gegen Friedrich Wilhelm IV. erklärlich, den er in einem eigenartigen Liebesgedicht vom 31. Mai 1849 aufs heftigste angreift. Ein persönliches Erlebnis gab den Anlaß dazu. Als Weber hört, daß seine Braut bei einem Gewitter beinah vom Blitz erschlagen worden wäre, apostrophiert er die himmlischen Mächte in Schutz- und Trutzversen mit Herwegh'schem Kehrreim, daß der Blitz alle Tyrannen und Frevler zerschmettern, die Kerkertore sprengen, aber „seine Lilie blühen" lassen solle:

Doch triff des Königs stolzes Schloß,
Er ist so kalt, so schonungslos,
Wortbrüchig, wild und kühn.
O schlag ihm, die er frech geraubt,
Die Krone schlag' von seinem Haupt:
Laß meine Lilie blühn!

Aber schon 1853 im „Totentanz" beurteilt er den König milder: nicht böser Wille, sondern Schwäche habe den König zu seinen verfehlten Maßnahmen geführt. So trifft ihn nur der Tadel:

Fromm warst du, wohlmeinend und weich, voll Witz und Erkenntnis,
Aber dem Steuer des Staats fehlte die kräftige Hand.
Wandle, König, hinab in das Reich der Schatten, doch fürchte
Deines gewaltigen Ahns feurigen, strafenden Blick.

Hier ist offenbar der Republikaner schon zum Monarchisten gewandelt. Und als einige Jahre später der Preußenkönig in unheilbare Krankheit fällt, fleht Weber voll tiefen Mitgefühls für den Kranken:

Nun weht des Lenzes linder Hauch wie Arzenei durch Wald und Flur!
O Balsam, der die Welt erquickt, erquicke unsern König auch!
Du Rose, die im Garten blüht, und ihre schön're Schwester du,
Die der Gesundheit Wangen schmückt, o schmücke unsern König auch!

— — — — — — — — — — — — — —



Sein Volk, es fleht, dein Volk, o Herr, mit Millionen Stimmen laut,
Herr, mit dem Blicke deiner Huld erblicke unsern König auch!

Und 1862 („An die Volkspoesie") ersehnt er die Einigung der deutschen Fürsten und Stämme unter einem Kaiser:

Dem einen Volke fehlt ein Hirt,
Dem einen Reiche fehlt ein Kaiser:
O sprich, wann er erwachen wird,
Der alte Schläfer im Kyffhäuser.

Er ist also zu der Sehnsucht seiner Studentenjahre zurückgekehrt.

So sehen wir einen ähnlichen Wandel bei Weber vom roten Umstürzler zum konservativen Politiker vor sich gehen, wie bei Görres — si magna licet componere parvis. Denn offenbar ist Weber, trotz seiner dreißigjährigen, fleißigen Teilnahme an den Arbeiten des Parlamentes, von Haus aus kein Politiker gewesen, und mit Recht beurteilt sich der Greis (1893) richtig, wenn er von sich sagt: „Politik ist niemals mein eigentliches Element gewesen."

Nicht besonders erwähnt haben wir bisher, daß Weber auch fremden Literaturen für sein eigenes Schaffen Dank schuldet. Wir wissen ja, daß er manches aus dem Nordischen und aus dem Englischen übersetzt hat;[1]) dadurch hat er sich jene Formgewandtheit vertieft und zum unverlierbaren Eigentume gemacht, die er schon als Gymnasiast zu erwerben begonnen. Es sind aber alles ihm geistesverwandte Naturen, die er bevorzugt: Tennyson und Tegnér seien besonders hervorgehoben, der letztere auch noch wirksam durch den Einschlag mittelalterlicher Romantik, der sein Wirken auszeichnet. Auch wie viel Weber dem Volkslied verdankt, sei hier nicht besonders hervorgehoben.[2])

Während nun, wie natürlich, die ersten jugendlichen Einflüsse sich allmählich spurlos verflüchtigen, haften neben

1) Doch fallen diese Übersetzungen fast alle in die Zeit nach 1850; die erstere größere, „Axel" von Tegnér, entstand 1849 (Schwering 165.)

2) Vgl. Carl Niederbräing, Der Einfluß des Volksliedes auf die westfälischen Dichter des 19. Jahrhdts. Münster 1917.



Uhland Heine, Lenau, Freiligrath fester. Ihre Spuren stoßen dem aufmerksamen Leser noch auf allen Seiten des gereiften Dichters auf, doch ohne daß sie jetzt seine eigene Wesenheit hindern. Er hat sie als wirksame Mittel seiner Ausbildung in sich aufgesogen und mit seiner Eigenart zu einer neuen Einheit verbunden, er hat sich selbst gefunden und wandelt als ein Eigner auf den Höhen des Parnasses. Der Zeitpunkt, wann dies eingetreten, ist auf Anfang bis Mitte der fünfziger Jahre (1850—55) anzusetzen, das ist in jene Lebenszeit, da die innere Gährung, von der wir sprachen, endet und einer fortschreitenden sittlichen, religiösen politischen Beruhigung Platz macht. Jetzt treten die konservativen Kräfte, die vorübergehend revolutioniert waren, wieder voll wirksam ein. Heimat und Vaterland, Glaube und Religion, Freiheitsgefühl aber nicht mehr mit Umsturzideen, aus tiefer Lebenserfahrung fließendes soziales Empfinden, Mitleid für die Schwachen und Unterdrückten, kurz ein Streben für das Gute, Schöne und Wahre im Sinne echten Christentums — das sind die Ideale, denen von nun an der Mensch nachstrebt, der Dichter in formvollendeter Weise Ausdruck gibt; und diese kernigen Vorzüge sind es, die F. W. Weber zu einem Großen im Reiche der Dichtung machen.

Auch Maria Peters läßt ihre Studie ausmünden in des Dichters Weltanschauung, die sich in vielen Punkten mit der Grillparzers, Annettens von Droste, Raabes und Stifters berühre:

„Das Leben dieser Dichter ist ein Ringen zwischen Lebensbejahung und Lebensverneinung . . . Bei Grillparzer und bei Annette ist dieses Ringen ungleich schmerzvoller und härter als bei den mehr betrachtenden, weniger leidenschaftlichen Naturen Stifter, Raabe und Weber. Alle diese Dichter gelangen zu der Erkenntnis von „der Kleinheit des Großen und der Großartigkeit des Kleinen“, zu der Überzeugung von der Nichtigkeit alles Irdischen . . . . Als Frucht dieser Erkenntnis erscheint die Selbstbescheidung und Selbstbeschränkung, der Segen des wunsch=



losen, stillumfriedeten Daseins, das bescheidene Heldentum der schlichten, treuen Pflichterfüllung, das die laute Welt nicht preist . . Während Grillparzer und Annette von Droste-Hilshoff aus diesem Ringen zwischen Lebenswillen und Lebensscheu nicht als Sieger hervorgehen, sondern tragische Gestalten bleiben und im Zwiespalt mit dem Leben bis zu ihrem Ende verharrten, hat Weber wie Raabe und Stifter sich mit dem Leben abgefunden, ja sich selbst zu einem abgeklärten Optimismus emporgearbeitet."

XLVII.

Josef von Ägypten und Aseneth.[1])

So sehr hat auf dem jungen Forschungsgebiet der Religionsgeschichte, trotz des einschneidenden Widerstreites der wissenschaftlichen Methoden im Einzelnen, das evolutionistische Dogma die Geister gefangen, daß es beinahe der Entschuldigung bedarf, wenn einmal ein Forscher vom offenbarungsgläubigen Standpunkt aus glaubt die Dinge betrachten zu dürfen nach dem Vorgange angesehener älterer Philologen und namentlich der griechischen Väter, die den Quellen doch um Vieles näher standen als die Modernen und denen auch keine der heutigen Forschungsmethoden im Wesentlichen unbekannt geblieben war. Zu den mutigen Vorkämpfern gegen die moderne Voraussetzungslosigkeit zählt seit Jahren A. Freih. v. Ow, der soeben mit einer neuen, ausgereiften Frucht seiner Studien an die Öffentlichkeit tritt.

Der Verfasser stellt ganz zutreffend den Kernpunkt der ganzen Frage an die Spitze, indem er im Anschluß an den verdienstvollen Ethnologen P. W. Schmidt das Werden des

1) Anton Frhr. v. Ow, Josef von Ägypten und Aseneth. Regensburg 1918, Manz. 8°. 168 S. 4.20 M.



Gottesglaubens im katholischen Sinn entgegengesetzt der noch immer herrschenden Dogmatik Hegels darstellt. Die Gotteserkenntnis der Menschheit in der Geschichte beginnt nach dieser Auffassung in der Urzeit nicht mit kleinen zerstreuten Fünkchen, welche erst im Geiste von Denkern, Propheten oder Heiligen zu zuckenden Strahlen und blinkenden Flammen geworden sind, sondern dieselbe ist gleich an der Schwelle der Menschheitsgeschichte in einer wirklichen Uroffenbarung zu einer reichen Fülle von Licht und Wärme aufgeleuchtet. Und als dann durch die Sünde dieses Licht erblaßte, blieb jene Offenbarung noch immer ein Abendrot voll trauter Erinnerungen am dunklen Himmel, freilich in immer wehmütigere Fernen zurückweichend, je weiter die Menschheit ihren Weg fortsetzte. Aber Gott hat sich nicht abdrängen lassen von dem ursprünglichen Plane seiner übernatürlichen Offenbarung; vielmehr weitausholend verwirklicht er ihn jetzt in noch viel herrlicherer Weise. Sein Offenbarungslicht in die Abgeschlossenheit eines auserwählten Volkes zunächst noch verbergend, läßt er es alsdann, den ersten Strahlen des erwachenden Morgens gleich, immer voller über die Völker dahinzucken, bis endlich der volle Morgen anbricht und die Sonne der Wahrheit, der Gottessohn selbst, wie ein Bräutigam aus dem Hochzeitszelte tritt. Das ist die Hauptbahn des Lichtes der Gotteserkenntnis in der Menschheitsgeschichte. In diesem Sinne sieht v. Ow in dem, was die Heiden an Wahrheit besaßen, mit Willmann eine geheimnisvolle Spende des Logos und mit Lüken im Heidentum selbst einen uralten Bau, den nicht Menschenhände allein errichteten, sondern dessen Bestes aus der Uroffenbarung stammt, in dem die Mytheninschriften und heiligen Legenden ursprünglich die Urgeschichte der Welt und des Menschengeschlechtes sowie die Verheißungen enthalten, welche letzterem am Anfange zu Teil wurden.

Auf Grund dieser prinzipiellen Voraussetzungen stellt sich die Schrift v. Ows das Thema: Jesus Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch, Sohn der Jungfrau und Zentral-



sonne der Menschheitsgeschichte, ist auch als Antizipation der vorchristlichen Zeit nach all diesen ausgeprägten Beziehungen hin nicht lauter Mythus oder auch nur bloße Urtradition; diese Antizipation ist vielmehr verknüpft mit historischen Persönlichkeiten, wirklichen oder vermeintlichen Erben der Verheißung und in Verbindung damit mit Frauengestalten, zuletzt in besonderem Maße mit Joseph von Ägypten und Aseneth. Zur Veranschaulichung der innigen Verbindung altägyptischer Mythologie mit den biblischen Berichten geht v. Ow von dem ägyptischen Gotte Set aus. Dieser Gott war in ältester Zeit ein gutes Prinzip. Ungefähr von der 19. Dynastie ab schlug seine Verehrung in Haß um. Die Zeit dieses Umschlages fällt nach unserem Verfasser zusammen mit der Zeit des Auszuges der Israeliten aus Ägypten. Im Anschluß an Pleyte identifiziert v. Ow diesen ägyptischen Set mit dem biblischen Seth, dem Sohn Adams, den die alten Juden wie einen Gott verehrten. Der einbalsamierte Leib Josefs von Ägypten, des von Pharao als Weltheiland bezeichneten und von den Ägyptern zum Osiris gestempelten Heros, wurde als Heiligtum von der Priesterschaft gehütet, sollte aber nach dem letzten Willen Josefs nach Kanaan geführt werden. Indem unser Verfasser Moses als den Entführer der Leiche Josefs, die er zerstückelte, um sie leichter in einer Lade unterzubringen, mit Set identifiziert, füllt er eine Lücke in den ägyptischen Texten in einer Weise aus, für die er sich auf ein französisches Werk von 1713 beziehen kann; aber noch auf einen ältern Vorgänger, auf Plutarch. Set und Horus, diese göttlichen Logosgestalten, im alten Ägypten als ein Doppelwesen gefaßt, wurden später getrennt. Horus erscheint im Mythus als Sieger über Set. Wenn v. Ow in geistvoller Weise diesen Mythus auf den Auszug des Moses aus Ägypten und den Durchzug durch das rote Meer deutet, so hat eine solche Hypothese größeren Anspruch auf Beachtung als manche astrologische und naturalistische Konstruktionen, die mit modernem Feuerwerk umgeben werden. Warum sollten die historischen Beziehungen, die nun einmal



zwischen Israel und Ägypten bestehen, im Mythus des letzteren nicht als erklärender Faktor beigezogen werden dürfen?

Wenn v. Ow im ferneren Verlaufe seiner Untersuchungen zu der Thesis gelangt, daß der Osiris- und Serapiskult auf eine Apotheose Josefs von Ägypten zurückgeht, so betritt er damit festen historischen Boden und kann sich mit Recht auf Melito von Sardes und Tertullian, Augustin und Rufinus, Calmet und Cornelius a Lapide berufen. Damit verbindet unser Verfasser die Hypothese, daß Isis der Name für Aseneth, die Gemahlin Josefs von Ägypten, ist, die Mutter Ephraims, „der grünenden Tanne", aus welcher die Menschheit die köstliche Frucht der Erlösung erhalten sollte.

Auf Grund dieses Ausgangspunktes entwirft v. Ow ein farbenreiches, oft durch glückliche Konjekturen überraschendes, nicht selten freilich auch zum Widerspruch herausforderndes Bild von der Reziprozität heidnischer und jüdischer Erlösererwartung, auf dessen Details einzugehen nicht Zweck dieser Anzeige sein kann. Man mag sich wissenschaftlich zu diesem Gesamtbilde wie immer stellen; man mag namentlich auch bedauern, daß die Fülle des vom Verfasser gebotenen Materials fast verwirrend wirkt und dem Leser es nicht immer leicht macht alle Fäden der Gesamtauffassung fortwährend so in einer Hand zu halten, wie es dem mit ungewöhnlicher Energie und Intensität in seine Ideen vertieften Verfasser als selbstverständliche Forderung erscheint; man wird aber die Gesamtleistung des Autors keineswegs, wie seither öfters geschehen, vornehm beiseite schieben können. Mutet auch, um nur ein Beispiel zu erwähnen, die auf rabbinische Tradition gestützte Hypothese seltsam an, daß wir bei der Zerstückelung des Osiris, wie sie in den über die ganze damalige Kulturwelt verbreiteten Mysterien gefeiert wurde, nicht an die absterbende und im Frühling wieder erstehende Natur denken sollen, sondern an einen historischen Vorgang, nämlich den Raub und die Zerstückelung der Gebeine des von den Ägyptern göttlich verehrten Josef durch Moses, so kann man dem Verfasser



nicht unrecht geben, wenn er die herkömmliche Deutung als bequem, aber widersinnig ablehnt, da der Winter in Ägypten und im ganzen südlichen Orient einen viel frischeren, grüneren Anblick biete als der Sommer. Dieser Meinung ist auch Le Page-Renouf, welcher erklärt: „Ich kann nicht glauben, daß irgend jemand, der einen ägyptischen Winter aus Erfahrung kennt, auf den Gedanken kommen sollte, Osiris ruhe während dieser wonnevollen Jahreszeit im Grabe." Überhaupt wird man finden, daß der Verfasser es versteht, seine oft etwas kühnen Konstruktionen überall an die von erstklassigen Forschern zugestandenen Lücken der herkömmlichen Methode anzuknüpfen. Wenn man es erlebt hat, mit welchem Beifall auf religionsgeschichtlichem Gebiete oft recht zweifelhafte Hypothesen wie jene von H. Usener und H. Diels über den Ursprung des christlichen Trinitätsdogmas in der wissenschaftlichen Welt aufgenommen wurden, wird man von einem katholischen Forscher, der gegen den Strom zu schwimmen den Mut hat und mit einem ersten Versuche auf jungen Arbeitsgebieten vielfach erst einen Neubruch anzulegen genötigt ist, nicht verlangen wollen, daß er uns lauter Resultate in Form lückenloser mathematischer Schlußketten biete.

Die Debatte über den vorchristlichen Jesus hat die zwei Jahrzehnte vor dem Kriege ausgefüllt. Die Sensation des Falles Drews war nur dadurch möglich, daß dieser gegen die liberale protestantische Theologie den die gesunde Menschenvernunft und darum die Massen bestechenden Vorteil für sich hatte, seinem Gegner sagen zu können, daß, wo einmal der Mythus den größten und weltgeschichtlich wirksamsten Teil des Christusglaubens vorweggenommen hat, es sich nicht verlohne, den ärmlichen und kümmerlichen Rest eines historischen Jesus, mit dem religiös nicht viel anzufangen sei, festzuhalten. Triumphierend rief Drews im zweiten Teil seiner Christusmythe in der Überschau über die Debatte aus: „Der dogmatische Christus, der Träger der kirchlichen Christologie, ist ganz sicher eine mythische Fiktion. Hat doch in Bezug auf ihn das Christentum nur einfach



das Erbe der antiken Naturreligionen angetreten und abgesehen von der Vergeistigung und Vertiefung einiger Hauptpunkte nicht einen einzigen neuen Gedanken aufgebracht, der sich allein aus einer besonderen göttlichen Offenbarung erklären ließe. Die Orthodoxie ist damit jedenfalls ins Herz getroffen, daß ihr Christusglaube nachweisbar Zug für Zug den heidnischen Religionen entlehnt, daß ihre Erlösungslehre diejenige der antiken Mysterien und ihr Christus nur ein anderer Name für die Sonne ist."

Es muß unserem Verfasser zu hohem Verdienst angerechnet werden, daß er als der Erste und bisher Einzige gegenüber diesem gefährlichen Vorstoß des modernen Monismus die Apologetik wieder auf eine alte bewährte Position zurückzulenken sucht, indem er die große Annäherung des Mythus an das christliche Dogma als Tatsache zugibt und mit der Thesis zu erklären sucht: „Die christlichen Ideen über Jesus und Maria sind nicht Verkörperungen altheidnischer Ideen von einem göttlichen Erlöser und einer Gottesmutter, sondern umgekehrt: die altheidnischen Vorstellungen sind die absolut notwendige Folge der tatsächlichen, teils faktischen teils ideellen Präexistenz Christi und seiner Mutter in ihren typischen, gottgeordneten Vorbildern und in den versprengten, aber immer noch deutlichen Strahlen der Uroffenbarung."

v. Ow bekennt sich wieder mutig zu der Auffassung des älteren Katholizismus, daß die Mythologie kein bloßes Fabelwerk, sondern eine Art Prophetie ist, welche die Trümmer der Uroffenbarung bewahrt hat, daß die persönliche Geschichte unseres Erlösers die Grundgeschichte und Urpoesie aller Völker von Anfang an war, daß die Mythologien wirkliche und wahre Religion enthalten in der Beziehung zum Christentum, daß dieses allein Licht in alle vorbildlichen Religionen wirft und, indem es durch zahlreiche Anknüpfungspunkte sich diesen anschließt, mit denselben als Zentralreligion erst verständlich wird: „Das Leben Jesu ist die Zentralgeschichte. Darum dient der ganze Weltlauf und die Entwicklung des

Völkerlebens selber zu seiner Beglaubigung und auf diesen Mittelpunkt führen ebenso die Radien der gesamten Geschichte zurück, wie er der Ausgangs- und Endpunkt unserer Chronologie ist."

In diesem Sinne scheut sich unser Verfasser nicht, selbst folgenden Satz von J. N. Sepp zu übernehmen: „Kein Vorwurf ist gerechter und angemessener als der im 16. Jahrhundert gegen die alte Kirche erhobene, daß sie heidnische Elemente in sich trage. Sie müßte nicht die allgemeine Kirche, sondern ein repristiniertes steifes Judentum mit der alten religiösen Beschränktheit sein, wenn es sich anders verhielte." Ohne Zweifel hatte die altreformatorische Erbsündenlehre, welche alle Keime des Guten in der gefallenen Natur getilgt sein ließ, ein überaus düsteres Bild des Heidentums zur Folge, das von diesem Standpunkt aus nur als ein totes Meer von Irrtum und Sünde erscheinen mußte. So kam es, daß, als die moderne Forschung eine Fülle von religiösem Leben auch bei den tiefstehenden Völkern entdeckte, der Protestantismus in der religionsgeschichtlichen Schule alle Orientierung verlor und vor dem Rationalismus, der selbst das Edelste am Christentum als Blüte am Baum des Heidentums erklärte, kapitulierte. Zwischen diesen Extremen hält die katholische Weltanschauung die Mitte. Je größer sie den geistigen Gehalt der Uroffenbarung anschlägt, je lebendiger sie die Überzeugung von einer göttlichen Führung der Völker zu Christus hin festhält und beides nicht zu bloßen Schatten herabsinken läßt, desto reichlicher wird sie die goldenen Wahrheitskörner auch im Mythus finden. Es widerspricht also der katholischen Auffassung durchaus nicht, wenn v. Ow mit sichtlicher Sympathie die edlen Elemente im ägyptischen Mythus sammelt und mit Forschern wie Burel im Isiskult noch unter der Herrschaft des Römerreiches zarte Blüten von Verinnerlichung und moralischer Erhebung findet. Ja, es hat einen tiefen Sinn, wenn v. Ow auf Grund seiner Identifikation der Isis mit Aseneth, dem typischen Vorbild der Mutter Christi, die Hymne des

Magnifikat von der Seligpreisung aller Geschlechter schon auf die präexistente Marienidee im Isiskult bezieht, in welchem vom Orient bis Brittanien, in den Zelten der Druiden und der alemanischen Krieger das Lob jener geheimnisvollen Gestalt erklang, deren typische Verwirklichung erst im Christentum sich erfüllte. Derlei Gedanken klingen ja nicht modern, sind aber vernünftiger als der Isiskult, welcher in Paris in unseren Tagen seine Auferstehung gefeiert hat.

Gerade dadurch hat A. Drews mit seinem Vorstoß gegen das Christentum sich eine gefährliche Position gesichert, daß er nicht wie seine Vorgänger sich genügen ließ, in seichtem Rationalismus das Gewebe des Mythus zu zerreißen und dem Spotte preiszugeben, sondern daß er diesen Mythus als die treibende Kraft im Leben hochstehender Kulturvölker erkannte nnd seinen religiösen Gehalt mit allen Mitteln moderner Spekulation herauszulösen und zu einer neuen Religion zu gestalten suchte. Soll Drews wissenschaftlich überwunden werden, so muß die katholische Forschung vom offenbarungsgläubigen Standpunkte aus eine positive Würdigung des Mythus und seiner historischen und idealen Beziehungen zur Offenbarung erstreben, wie sie v. Ow auf einem der Hauptzentren antiker Kultur versucht hat. Dieser prinzipiellen Sachlage, welche meines Erachtens von katholischer Seite bisher nicht genügend zum Ausdruck gekommen ist, wollte ich mit vorliegender Anzeige zur Anerkennung verhelfen, ohne mich mit allen Einzelaufstellungen des Verfassers zu identifizieren, dem niemand eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, eine bewundernswerte Energie und namentlich, was meines Erachtens für diesen Forschungszweig sehr wichtig ist, ein herzerfrischendes, gläubiges Gemüt, welches den hier zu erforschenden religiösen Tiefen der Menschenseele ein kongeniales, zartes Empfinden entgegenbringt, abstreiten wird. Sehr beachtenswert ist gerade in unseren Tagen der Grundsatz des Verfassers, das Christentum werde nicht in seiner Katholizität erkannt, wenn wir nicht auch seine Beziehungen zu den Religionen des Altertums

begreifen, und wer sich durch das vorliegende Buch durchgearbeitet hat, dem wird dasselbe ein tieferes, intimeres Verständnis für den geistigen Gehalt des altehrwürdigen Sonnenmythus entzünden als manche schwergerüstete Werke moderner Ägyptologie. In diesem Sinne hat der Verfasser ein schönes Stück Arbeit zu dem erhabenen Ziele geleistet, das er mit den Worten eines älteren Autors über das Suchen der Reliquien bei der Feier der Mysterien treffend also beschreibt: „Die wirklichen Glieder dieses Gottesleibes (Osiris) zu verbinden und die falschen auszuscheiden, ist die Aufgabe einer Philosophie der Mythologie, die nur vom christlichen Standpunkte aus unternommen werden kann. Ohne diesen liefern alle gelehrten Untersuchungen nur Stückwerk."

Regensburg. F. X. Kiefl.

XLVIII.

F. W. Foersters Pädagogik und ihre Stellung zum Christentum.

Wie in der Philosophie, so stehen sich auch in der Pädagogik die Weltanschauungen gegenüber und wir reden demgemäß von Diesseits- oder Jenseitspädagogik und teilen die Pädagogen nach dem Erziehungsziele, zu dem sie sich bekennen, in nicht-theistische oder theistische, nicht-christliche oder christliche ein. Dr. W. Foerster, der in seinen Anfängen religionslos aufwuchs und sich in der Gesellschaft für ethische Kultur auch im Sinne jener Gesellschaft d. i. ohne Religion betätigte, zählt heute zu den Pädagogen christlicher Richtung. Freilich ist das Urteil über seine Stellung zum Christentum nicht eindeutig. Auf protestantischer Seite findet ein Beurteiler bei ihm ein Christentum orthodoxer Observanz, ja sogar eine Parteitheologie, andere werfen ihm katholisierende Richtung vor. Auf katholischer



Seite glaubte man anfänglich, mit dem baldigen Übertritt Foersters zum Katholizismus rechnen zu können, während vorsichtigere fanden, daß er doch davon recht weit entfernt sei. Skeptischeren Naturen schienen Foersters oft bei den Haaren herbeigezogene Hinweise auf Bibelstellen etwas allzu aufdringlich und gesucht. Solcher Widerspruch in der Beurteilung legt den Gedanken nahe, Foerster könne oder wolle sich nicht klar ausdrücken, oder die Widersprüche, welche sich in seinen Schriften finden, seien auf Rechnung einer noch nicht abgeschlossenen Entwicklung zu setzen. Eine Arbeit, welche ich vor dem Kriege über Foersters Stellung zu Religion und Christentum anregte, führte zu sehr ungünstigen Ergebnissen, fand aber, da der Bearbeiter infolge des Krieges ins Feld mußte, keine weitere Fortsetzung. Nun hat diese für weitere Kreise interessante Frage eine sehr eindringliche Behandlung gefunden durch einen Vortrag, den Pastor Büchsel bei der Tagung des evangelischen Erziehungsamtes der inneren Mission am 4. September 1917 im Herrenhaus zu Berlin hielt. Der Vortrag liegt gedruckt vor unter dem Titel: „Dr. W. Foersters Erziehungsgedanken im Lichte lutherischer Heilsverkündigung von Hermann Büchsel, Pastor. Hamburg 1917, Agentur des Rauen Hauses, Hamburg 26, 61 SS.“ Da der Verfasser auf dem Boden des positiven Christentums steht, so ist sein Vortrag, abgesehen von einigen speziell evangelischen Auffassungen, auch für den Katholiken recht lesenswert. Wir skizzieren den wesentliche Inhalt des Vortrags und geben auch die damals an den Vortrag anschließende Besprechung.

I.

Büchsel stellt die Frage: „Sind die pädagogischen Grundgedanken F. W. Foersters aus dem biblischen Evangelium, wie es uns Dr. Martin Luther deutete, hervorgewachsen — oder ist es ein anderer Geist, der in ihnen sich auswirkt? Ist der Baum seiner Pädagogik wirklich wurzelecht evangelisch oder ist ihm das Evangelium nur als ein edles Reis auf-



gepfropft?" Büchsel stellt fest, daß bei Foerster von einer tieferen Erfassung Luthers nicht die Rede sein könne. Den Grund dieses Verhaltens findet Büchsel in der *anthropozentrischen Grundrichtung der Pädagogik Foersters*. Luthers Theologie wurzle in dem Erlebnis des richtenden und dann des rettenden Gottes, Luther sei durch und durch theozentrisch orientiert. Anders Foerster. Bei ihm stehe nicht der heilige, richtende Gott im Anfang, sondern ein Menschheitsideal. Foerster wolle ethische Kultur, er behandle lauter Kulturprobleme und habe dabei die Bedeutung der christlichen Religion als kulturfördernd und Christus als Menschheits- und Kulturideal im Sinne. Das Kulturproblem, das Menschheitsideal sei für Foerster Mittelpunkt; die Religion dagegen sei für Foerster nur wertvoll, insoweit sie ihm in dieser Frage weiterhelfe. Foerster fordere nirgends Glaube und Gehorsam gegen Gott aus rein religiösen Gründen, weil Gott auf diesen Glauben und Gehorsam ein heiliges Anrecht habe, weil wir es ihm als unserem Gott und Schöpfer, Herrn und Richter schuldig seien. Bei Foerster sei immer der entscheidende Gesichtspunkt: Wir brauchen Religion, wir brauchen Gott, wir brauchen Jesum und sein Wort, weil wir ohne ihn nicht Menschen im Vollsinn des Wortes zu werden vermögen — der anthropozentrische Gedanke in Reinkultur. Religion sei für Foerster nur Selbstbehauptung oder diene der Selbstbehauptung. In ihrem Mittelpunkte stehe nicht Gott, Gottes Ehre, Gottes Wille, der um seiner selbst willen Erfüllung und Gehorsam heische, sondern das Heil der Seele, das menschliche Ich, die moralische Persönlichkeit. Foerster sei ein typischer Vertreter der anthropozentrischen Religiosität. Gegen ihn gelte Matth. 16, 23: „Du denkst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist." Die obersten Anliegen der Gemeinde Jesu müssen bleiben: „Dein Name werde geheiligt! Dein Reich komme! Dein Wille geschehe!" Das sei Kultus und nicht Kultur, noch weniger Selbstbehauptung des moralischen Menschen, sondern seine prinzipielle Unterwerfung und Unterordnung unter die



Majestät Gottes, freilich dann auch Mittel zur Selbstbehauptung, aber nur in zweiter und dritter Ordnung. Die tiefste Wurzel dieser egozentrischen Betrachtungsweise Foersters findet Büchsel in Foersters Gottesbegriff. Gott sei bei Foerster nicht die schlechterdings erhabene, der Welt mächtige, ewige Persönlichkeit, Herr und Richter, wie bei Luther, sondern bei ihm habe der Gottesbegriff eine sehr deutliche Neigung zur Immanenz. Gott sei sehr oft das „Göttliche in uns", die „verborgenen höheren Gewalten in uns". Zu einem getrosten, fröhlichen Supranaturalismus bringe Foerster den Mut nicht auf. Das zeige sich in seiner Stellung zu Christus, in der Wertung des Gebets als Kontemplation. Alles Metaphysische werde mit Sorgfalt abgewehrt oder stark gedämpft. Religion sei in der Hauptsache Verinnerlichung. Solch eine Religion lasse sich den anthropozentrischen Gesichtspunkt gefallen, fordere ihn geradezu heraus. Der biblische Gottesbegriff mache den anthropozentrischen Gesichtspunkt unmöglich. Foerster wolle auch die Ehre Gottes, auch Christi Reich, auch zu Demut und Liebe erziehen, aber der dem Evangelium fremde anthropozentrische Standpunkt schlage immer wieder durch. Büchsel zeigt das nun im Einzelnen an Foersters Ansichten über Sünde und Strafe, über Christus und sein Werk, über Rechtfertigung und Sittlichkeit, über Pädagogik der Ermutigung, über Ehrgefühl und Selbstachtung, über Willensbildung und wirft zum Schluß die Frage auf: Foersterscher Idealismus oder Christentum?

1. Sünde und Strafe. Büchsel erkennt an, daß Foerster tiefen Blick für die Macht des Bösen habe, daher die kirchliche (?) Lehre von der Erbsünde verteidige, daß er den Schuldbegriff richtig betone gegenüber Materialisten und Deterministen. Darin stimme er auch mit Luther überein. Aber bei der Frage: „Wem ist der Mensch verantwortlich?" An wem hat er sich versündigt? da gehen Luther und Foerster oder theo- und anthropozentrischer Standpunkt auseinander. Bei Luther heißt es: „An dir allein habe ich gesündigt" 2c. (Ps. 51, 6). „Vater, ich habe gesündigt an



dem Himmel und vor dir" (Luk. 15, 21). Bei Foerster finde man nichts derart. Sünde sei nur Abfall vom Ideal, von unserem höheren Ich, der Mensch sündige an seinem Ideale, an sich, an seinem Nächsten, aber der Gedanke fehle bei Foerster, daß der Mensch sich letztlich und hauptsächlich an Gott versündige und deshalb dem Zorn und Gericht Gottes verfallen sei. Wir Menschen ohne Christus seien Kinder des Zorns, das wisse Foerster nicht oder sage es nicht. Er rede von Selbstverurteilung und Selbstverdammnis, aber sage nie, daß Gott uns verdamme und verurteile. Foersters Entschuldigung, er rede nicht zu den Gläubigen, sondern wolle den der Religion Entfremdeten dienen, läßt Büchsel nicht gelten. Foerster habe die Pflicht die Wahrheit zu sagen, also daß der Mensch so, wie er von Natur sei, unter dem Zorn Gottes stehe. Es sei verfehlt zu sagen, Gott sei nur Liebe und nichts als Liebe, er zürne auch über die Sünde. Foerster habe kein Verständnis für Gottes Zorn, daher auch kein rechtes Verständnis für die Strafe, er kenne nur das Recht des Menschen auf die Strafe, die Sühne, aber nicht das Recht Gottes auf das Gericht. Aus dem gleichen Grund habe Foerster kein Verständnis für die Todesstrafe, gegen die er im Namen des Christentums protestiere, ohne das Wort des Apostels von der „Obrigkeit, die das Schwert nicht umsonst trägt", zu erwähnen. Er rede nur von der Scheu vor dem Menschenleben, aber nicht von der Scheu vor dem Rechte Gottes; daher auch seine Polemik gegen die Prügelstrafe; aber wer ehrlos gehandelt habe, dürfe auch als Ehrloser behandelt werden; auch sei der heilige Zorn des Erziehers gerechtfertigt und nicht als bösartiger Instinkt zu verwerfen.

2. Über Christus und sein Werk vertrete Foerster verschiedene Auffassungen; zuerst sei Christus für Foerster ein religiöser Heros wie Buddha und Plato; später „Gottessohn der Passion voll Blut und Thränen", der Gottmensch. Aber Eines fehle in Foersters Zeugnis von Christus: die Ostertatsache, sie werde gelegentlich symbolisch ausgedeutet,



aber als Heilstatsache werde sie nicht gewürdigt, vollends stehe sie nicht im Mittelpunkt. Christus sei bei Foerster „Erlöser", aber Erlöser in Anführungszeichen. „Vergebung der Sünden", „Rechtfertigung" finde man bei Foerster nirgends; diese Begriffe lassen sich in den Denkzusammenhang seiner Pädagogik nicht eingliedern. Sünde sei eben bei Foerster vorwiegend nur ein moralischer, aber nicht ein religiöser Begriff; auch von Gnade habe Foerster nicht den richtigen lutherischen Begriff.

3. Rechtfertigung und Sittlichkeit. Büchsel rügt an Foerster, daß er an dem Zentralstück der reformatorischen Heilsverkündigung: „Rechtfertigung ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben" achtlos vorüber gehe; ihm liege alles an der „Innervation" des Willens; die Predigt von der Rechtfertigung mache zu leicht den Eindruck, den Willen zu narkotisieren, sie scheine mehr Quietiv als Motiv zu sein. Foerster werfe der evangelischen Kirche vor: Nur glauben, nur sich der Gnade trösten, das heiße die sittlich religiöse Aufgabe gar zu leicht genommen, da erscheine ihm die durchaus notwendige Anspannung des Willens gefährdet. Büchsel glaubt diese Auffassung, die nahe liege, abweisen zu können.

4. Pädagogik der Ermutigung. — In der christlichen Erziehung sei der lebendige Christus der Grundfaktor. Diesen Heilsglauben habe Foerster nicht. Bei ihm sei alles Supranaturale, alles unmittelbar göttliche Tun zu gunsten einer natürlichen Erklärbarkeit eliminiert. Die Religion komme nur als Stütze, als Hilfsmittel in Betracht. Die Kräfte, die zunächst noch latent seien und darum entbunden werden müssen, liegen im Menschen selbst. Jesus sei nur quasi Erlöser, Erlöser in Anführungszeichen, in Wirklichkeit erlöse sich der Mensch selbst, allerdings mit Hilfe der überwältigenden Kraft, die von der Persönlichkeit Jesu ausgehe. Gegen die Ermutigungspädagogik bemerkt Büchsel noch, auch hier liege eine anthropozentrische Verbiegung des Glaubens vor, man traue nicht auf Gott, sondern auf das Bessere im Menschen. Mit diesem Vertrauen werde man sehr oft



zu schanden werden. Und habe man überhaupt ein Recht da zu vertrauen, wo die volle Vertrauenswürdigkeit fehle? Heiße das nicht aus der Nüchternheit in die Schwärmerei, aus dem Realismus, den Förster so hoch rühme, in den Illusionismus hineingeraten? Auch gegen die Ermutigung durch Foersters Hinweis auf große Vorbilder macht Büchsel das Bedenken geltend, man glaube an die Heiligen, an die suggestive Wirkung erhabener und vollkommener Leistungen, aber man glaube nicht an Gott. Wenn man in den Heiligen Menschen sehe, die durch Gottes Gnade geworden seien, was sie sind, an denen diese Gnade nicht vergeblich gewesen sei, bekomme die Sache eine andere Wendung. Aber wenn diese Heiligen als geniale Menschen und Heroen geschildert werden, die dort aufrecht zu schreiten vermögen, wo die meisten Menschen leider noch auf allen Vieren gehen, von denen wir lernen können, was der menschliche Wille erreichen kann, dann sei die Sache gründlich verdorben. Dann verlieren wir das unmittelbare Verhältnis zu Gott und werden zu Nachahmern von Menschen. Ferner: ein großes Vorbild übe auch deprimierenden Einfluß. Büchsel hält sich an die Gnade Christi und lehnt den Heiligenkultus in der von Foerster empfohlenen Form ab; ebenso die Selbstregierung, die Foerster als Mittel der Ermutigung anpreise. Foerster betone in übertriebener Weise das Ehrgefühl. Die Ethik des neuen Testamentes und auch die der Reformation leite nicht zu Regierung, sondern zu Dienst der Liebe und zu freiem, willigem Gehorsam. Christus habe bei seinen Jüngern besonders das Streben nach Herrschaft und Vornehmheit bekämpft. (Matth. 20, 25—28.) Auch fehle es hier bei Foerster nicht bloß am ethischen Verständnis, sondern auch an der Kinderpsychologie. Dieses von Amerika importierte selfgovernement töte alles ursprünglich Kindliche und Naive. Die von Foerster geschilderten Brüder und Schwestern mit ihren langen, geschraubten Moralpredigten machen einen geradezu unangenehm gespreizten und altklugen Eindruck. Endlich lehnt Büchsel auch den von



Foerster viel benutzten Ausdruck „Suggestion“ ab, der die Schwäche seiner Position offenbare. Denn Suggestion sei mit Illusion nahe verwandt und stehe mit strenger Wahrhaftigkeit nicht immer auf bestem Fuß. Der Erzieher aber soll in der Wahrheit bleiben.

5. Ehrgefühl und Selbstachtung. — Foerster will diese in der Seele der Jugendlichen vor allem wecken, er will auch die Kinder zur Demut und nicht zum Herrenmenschentum erziehen. Aber es fehle als Gegengewicht gegen Ehrgefühl und Selbstachtung ein starker Gottesbegriff. Die in der Jugendlehre dargebotenen ethischen Unterredungen seien einem in Luthers Kirche aufgewachsenen Menschen zum großen Teil unerträglich gerade wegen jener vollständig über das rechte Maß hinausgehenden Pflege der Selbstachtung und des Ehrgefühls. Das sei der Geist der Stoa, aber nicht der Geist Jesu und seiner Boten. Foerster wolle alle Tugenden, die Paulus als Früchte des Geistes anpreise, aber er präge ihnen allen den selbstischen Zug auf. Immer herrsche die Rücksicht auf die eigene Veredlung. Das liebe Ich stehe im Mittelpunkt und lasse sich Weihrauch streuen. Bei Luther wurden die sittlichen Pflichten motiviert mit einem tiefernsten und frommen: „Wir sollen Gott fürchten und lieben.“ Das sei theozentrische Ethik.

6. Willensbildung. Büchsel erkennt hier an, daß Foerster viel Gutes beigebracht habe, sich aber von einer gewissen Überschätzung der Aszese nicht fernhalte, doch begrüßt Büchsel Foersters Ausführungen über Willensbildung als wertvolle Anregungen für die evangelische Ethik.

Nach Erörterung dieser pädagogischen Probleme legt sich Büchsel die Frage vor: Idealismus oder Christentum? Und wie steht Foerster dazu? Büchsel findet, daß bei Foerster das Anthropozentrische, der Idealismus, das spezifisch Religiöse überwiege. Das Grundziel all seiner Pädagogik, auch seiner religiösen, bleibe die sittliche Selbstbehauptung des Menschen. Ein solcher Mensch, der sich unter Foesters Anleitung selbst zu behaupten getraut habe,



werde sich nicht vor dem Sündenheiland beugen, werde nicht in dem demütigen Glauben an Gottes Erbarmen sein einziges Heil sehen. Den Typus dessen, der mit Hilfe der Religion sich selbst zu behaupten gelernt habe, haben wir im Pharisäer. Niemand aber habe dem Heiland so verständnislos und so feindlich gegenüber gestanden wie Schriftgelehrte und Pharisäer. Foerster bezeichne die stoische Philosophie als Vorstufe des Christentums. Darin sieht Büchsel den Grundfehler der ganzen Foerster'schen Position. Wer die Stoa für eine Vorschule des Christententums halten könne, habe den fundamentalen Gegensatz von klassischer Tugendethik und neutestamentlicher Pflicht- und Liebesethik nicht begriffen, der habe eine ganz falsche Anschauung von dem geschichtlichen Gang der Entwicklung. Die christliche Caritas habe sich nicht aus der Philosophie des klassischen Heidentums organisch entwickelt, sondern das Christentum habe sich in einem Kampf auf Leben und Tod gegen diese Philosopie behaupten müssen und Stoiker wie Marc Aurel und Neuplatoniker wie Julian waren seine erbittertsten Gegner. Erst nach dem Zusammenbruch von Stoa und Neuplatonismus siegte das Christentum. Die Geschichte lehre also: Die Religion des Kreuzes gedeihe immer nur auf Trümmerstätten. Erst müsse das Vertrauen auf die eigene Autarkie zusammengebrochen sein, dann lerne man seine Zuflucht zu dem nehmen, der für uns gestorben und auferstanden ist, ohne den wir nichts tun können. Der natürliche Wille müsse gebrochen werden, wie Francke sage. Davon wolle Foerster nichts wissen, das lehne er ab als repressive Pädagogik. Der natürliche Wille soll nach Foerster nie gebrochen, sondern ermutigt und ermuntert, auch von Schlacken gereinigt werden, aber schließlich bleibe es nach Foerster bei Kants Wort, daß man niemand besser machen könne als mit dem Rest des Guten, der in ihm sei. Das sei aber das strikte Gegenteil von St. Paulus und Luthers Lehre. Idealismus sei Aktivismus, Religion passives Bewußtsein der Abhängigkeit. Daher bleibe es bei der Alternative: Idealismus o d e r Christentum. Alle ver-



mittelnden Künste Foersters werden keine Verschmelzung zwischen beiden erreichen. Der gekreuzigte Christus zerschlage jedes Menschenideal, der idealistisch gerichtete Mensch wehre sich gegen den gekreuzigten Christus. Die beiden seien gegeneinander. Von Foerster können wir im Einzelnen viel lernen, aber für den höchsten Dienst, nämlich alles, was uns der Vater gebe, dem Sohn zuzuführen (Joh. 6, 37), will Büchsel bei Luther und nicht bei Foerster in die Schule gehen.

Der Vortrag hatte eine eingehende Debatte zur Folge.[1])

II.

Ein Direktor Knaut (Berlin) lehnte ebenfalls Foerster ab, weil er in wichtigen Punkten von den Grundlagen der evangelischen (und der katholischen füge ich hinzu) Erziehungsgrundsätze abweiche; Foerster könne nicht Führer sein für die Evangelischen, aber in der Charakterbildung, in der Persönlichkeitsbildung sei er ein wertvoller Helfer. Pastor Erfuhrt (Elberfeld) stimmt mit dem Vorredner überein, daß Foerster nicht Führer, sondern nur Helfer sein könne. Aber man müsse Foersters Verdienst anerkennen, daß er Religion als Grundlage und als letztes Ziel der erzieherischen Pädagogik anerkenne. Der Redner messe Foerster nicht an Luther, sondern an Jesus Christus und da stehe Christus mit seiner Erziehungsmethode des Anknüpfens höher als Luther mit dem Repressiven und Foerster nähere sich hier mehr der Erziehungsmethode Christi. Pastor Pfeiffer (Berlin) erkennt an, daß Foerster Luther noch gar nicht kenne, was er damit entschuldigt, daß Foerster aus dem Heidentum zum Christentum komme. Auch stehe Foerster stark unter dem Einfluß der amerikanischen Pädagogik, aber man könne auch von Amerika etwas lernen. Von Foerster könne man lernen, wie man auf die große Masse wirken könne. Pastor Roth (Groß-Posen) meinte, man dürfe Foerster nicht bloß mit

1) S. Mitteilungen des Ev. Erziehungsamtes der Inneren Mission Nr. 4. Nov. 1917. 5. Jahrg. S.37—52.



Einem (sc. Luther) vergleichen, man müsse ihn mit den heutigen pädagogischen Richtungen vergleichen, da gewinne Foerster ein anderes An- und Aussehen. Auch sei er nicht Dogmatiker, sondern Ethiker, nicht Theologe, sondern Philosoph und richtiger Psycholog. Daher könne er gar nicht theozentrisch, sondern nur anthropozentrisch sein. Er stehe auf den Schultern Euckens. Er sei ein Vertreter des ethischen Idealismus. Luther als Pädagog kenne das Wort von der Rechtfertigung nicht. Pastor Jahn (Züllichow) gibt zu, daß Foerster heute mit Recht ein bischen in Mißkredit gekommen sei, aber man habe ihm viel zu danken. Alle Pädagogen, denen wir was zu verdanken hätten, seien voll Schattenseiten gewesen, Rousseau, Pestalozzi, Fröbel und auch Foerster. Das sei so echt menschlich, bei allen Menschen seien ihm die Schattenseiten die liebsten. Bei Foerster störe sein Pazifismus und der Mangel an Humor und sein Amerikanismus. Aber seine Bücher wollten sie sich nicht nehmen lassen, die Kritik von Büchsel sei einmal ganz gut gewesen. Schulrat Eberhard (Greiz) weist auf Kesselers („Pädagogische Charakterköpfe“) Urteil über Foerster hin, der ihm orthodoxe Dogmatik und Christentum orthodoxer Observanz vorwerfe, aber mit Unrecht. Denn Foerster sei von Dogmatik und Schriftgelehrtentum himmelweit entfernt, ebenso von Luthers Pädagogik. Aber es zeige sich in seinen Schriften eine steigende Wertung des Protestantismus. Auch müsse man den eigentümlichen Entwicklungsgang Foersters aus Heidentum und moderner Zerfahrenheit ins Auge fassen, dann verstehe man, daß er Luther bisher nicht näher getreten sei. Übrigens bestehen zwischen Luther und Foerster viele Beziehungen und überraschende Stimmungsgemeinschaften, was man sehen werde, wenn wir erst einmal eine wirkliche Darstellung der Pädagogik Luthers besäßen, die bis heute fehle. Büchsel bemerkte im Schlußwort, er erkenne vieles an Foerster an, seine feinsinnige psychologische Anknüpfung an die Psyche der Jugend, aber er bleibt dabei, Foersters Pädagogik der Selbstachtung ohne



einen starken Gottesbegriff berge große Gefahr in sich, der Gegensatz zwischen Christentum und Idealismus sei nicht so begriffen, wie er tatsächlich vorliege. Foerster werde von religiös Fernstehenden für orthodox gehalten, infolge der von Foerster beliebten etwas irreführenden Ausdrucksweise. Er brauche die alten biblischen Ausdrücke, aber oft symbolisierend mit Gänsefüßchen und so wandlen sie sich unter seinen Händen immer wieder nach der idealistischen Seite hin. Auch der Vorsitzende erklärte bei aller Anerkennung für Foerster, daß die Grundlagen, auf denen Foerster stehe, den unseren (sc. evangelischen) nicht entsprechen.

Will man also eine bündige Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis von Foersters Pädagogik zum Christentum, so muß man Büchsel beistimmend sagen: Den Geist des Evangeliums weder im Sinne des Katholizismus noch des Protestantismus hat Foerster, wie es scheint, nicht ganz erfaßt. Ob die schillernde Ausdrucksweise Foersters bei ihm auf Rechnung von Unklarheit oder Absicht zu setzen ist, muß unentschieden bleiben. Aber wie dem sein mag, Foerster kann weder in christlichen noch in pädagogischen Dingen ein verlässiger Führer sein. Was gut ist bei ihm, haben katholische und protestantische Pädagogen längst vor ihm und schlicht und einfach ohne den für Foerster charakteristischen Phrasenschwall gesagt. Das Neue aber, was er bringt, meist importiertes Auslandsgut — Foerster ist nirgends originell — ist entweder bedenklich oder undurchführbar oder undeutsch.

Würzburg. Prof. Stölzle.



XLIX.

Subjektive und objektive nationale Benotung.

Ein Wesensmerkmal unserer Zeit ist das gesteigerte nationale Bewußtsein, dessen aggressiv sich geltend machende Ausartung der Radikalnationalismus darstellt. Nicht national gesinnt zu sein gilt als todeswürdiges Verbrechen, hypernational und nationalstolz zu sein als eine Tugend und ein Verdienst. Es genügt nicht mehr, seine Nation zu lieben und zu schätzen, es wird gefordert dieselbe wegen ihrer seltenen Vorzüge und einzig dastehenden Eigenschaften über alle übrigen Nationen zu erheben.

Man ist in der Beurteilung der eigenen Nation Richter und Sachverständiger in eigener Sache. Man ignoriert, bewußt oder unbewußt, den fundamentalen Satz, daß niemand sein eigener Richter sein, daß niemand sich selbst benoten oder qualifizieren kann. Bei jeder Einschätzung einer Person muß mindestens eine zweite Person vorhanden sein. Der Schüler erhält seine geistige und moralische Qualifikation vom Lehrer, der Lehrer von der hiezu auserwählten Prüfungskommission, der Beamte und Offizier von seinem Vorgesetzten; dem Prozeßführenden und dem Angeklagten wird das Urteil durch den Richter auf Grund der Aussagen der Zeugen und Akten gesprochen, usw. Immer sind es Außenstehende, in höherer Stellung Befindliche, die über Einzelne oder eine Summe von Personen eine Note abgeben oder ein Urteil fällen.

Was von der Einzelpersönlichkeit gilt, das gilt auch von der Gesamtpersönlichkeit, das gilt auch von Familie, Sippe, Volksstamm und Nation. Auch hier muß eine objektive Qualifikation von Außenstehenden kommen und besitzt eine Selbstqualifikation wenig oder nur subjektiven Wert.

I.

1. Kein Schüler, haben wir oben bemerkt, kann sich selbst eine Note erteilen oder ein Zeugnis ausstellen. Das



ist ein allbekannter und allen einleuchtender elementarer und Erfahrungssatz. Ein hochtalentierter Schüler wird indes, wenn auch nicht im einzelnen so doch im ganzen, im Klaren sein, ob seine Leistungen, ob seine abgelieferten Prüfungsarbeiten eine gute oder schlechte Qualifikation verdienen, während ein unbegabter weder seine noch die Arbeit anderer Schüler wird annähernd zu taxieren vermögen. Während der Tage seiner Reifeprüfung versicherte uns einst ein schwachbegabter Gymnasiast an jedem Abende, daß seine Prüfungsarbeiten „sehr gut" ausgefallen seien; das Schlußresultat war ein Durchfall in fast allen Lehrgegenständen.

Was jedem Menschen im Hinblicke auf seine ehemalige Rolle als Schüler einleuchtet, das leuchtet den meisten nicht ein in Hinsicht auf ihre Stellung als Glied einer Nation. Hier ist die Selbstbenotung gang und gäbe. Hier ist es eine moralische Pflicht, die eigene Nation oder den eigenen Volksstamm stets mit Note I zu qualifizieren; ein Vergehen oder Verbrechen, Schwächen des Volkes aufzuzählen und Fehler anzustreichen. Nur begabte, ruhige und besonnene Volksgenossen erheben sich zu dem Standpunkte — ähnlich wie der hochtalentierte Schüler über seine Leistungen —, daß die Liebe zu der eigenen Nation nicht Blindheit gegen ihre Fehler und nicht das Recht der Kritik derselben ausschließt.

Nationale Selbstbenotung ist subjektiv-wertlose Benotung bei den prinzipiellen Lobrednern der Nation. Sie ist aber auch keine wahrhaft objektive Notenerteilung bei jenen besonnenen Geistern, welche durch den Vergleich der eigenen Volksgenossen mit den fremden zu einem richtigen Urteile zu gelangen suchen. In jedem Falle aber ist, trotz aller maßlosen Befehdung, die sie erdulden müssen, das ehrliche Wollen jener Geister anzuerkennen: der Versuch zu einer einigermaßen wahren und gerechten Kennzeichnung des Volkes oder Stammes, dem sie seit ihrer Geburt angehören, zu gelangen.

Die subjektive Beurteilung des Volkes geht indes nicht



vom Volke als solchem, sondern von seinen nationalen und radikalnationalen Stimmführern und der ihnen dienstbaren Presse, und zum großen Teile auch von der Schule aus. Auch unsere Kriegsliteratur leistete — im Gegensatz zu dem an der Front stehenden Deutschland — in dieser subjektiven, in dieser Selbsteinschätzung Großes. Wenn man Tiraden liest wie: „Nur der deutsche Gedanke macht eine Rechtsgemeinde der Völker möglich," „Die deutsche Heeresverfassung ist ein Stück wahrhafter deutscher Demokratie," „Das Wort [unserer Dichter und Philosophen] wird Fleisch im deutschen Volke. Der Gedanke des deutschen Idealismus will die Seele des deutschen Volkes werden", so kann diese gewollte Selbsttäuschung dem nüchternen Beobachter nur ein Lächeln, wie man es gegen Kinder hat, abzwingen. Oder wenn man gar vernehmen muß, daß es infolge des Krieges wieder ein „wirklich deutsches Volk" gibt, so könnte diese Mißhandlung der ganzen deutschen Vergangenheit und unserer deutschen Väter zu einer Entrüstung Anlaß geben, wenn Unwissenheit und Voreingenommenheit eine solche Entrüstung rechtfertigen würden.

Daß die deutsche Schule seit 1870/71 nicht bloß den Patriotismus, sondern noch mehr den Nationalismus im Sinne des nationalen Selbstlobes pflegen muß, ist selbstverständlich. In einem Plakate mit der Überschrift: „Zehn Stücke, die der große Krieg von 1914 unserem Volke bringen soll" und das lange die Schulsäle Bayerns zierte, war rühmend die Rede von dem „sittlichen Ernste" und dem „hohen Pflichtbewußtsein" des deutschen Volkes, von „unserem friedlichen, gebildeten und menschenfreundlichen Volke", von „unserem herrlichen Volke" usw. „Es ist unglaublich", konstatiert Dr. Fr. W. Foerster[1]), was man in dieser Beziehung der deutschen Schuljugend an manchen Zentren des Nationalismus zugemutet hat. Als ob das unablässig lärmende Karussellfahren um die Würde und Herrlichkeit der

1) Die deutsche Jugend und der Weltkrieg. 3. Aufl. Leipzig 1916. S. 133.



eigenen Nation irgend einen bildenden Wert habe und nicht vielmehr die Seele veröden müsse, trotz aller Romantik, mit der man die Kahlheit dieses nationalen Ichkultus verhüllt hat."

2. Ein altes Sprichwort sagt: Selbstliebe macht blind; und eine Variation desselben lautet: Selbstsucht macht immer dumm. „Wo ein Volk in bloßer nationaler Selbstsucht und Selbstgefälligkeit schwelgt und aufgeht und kein höheres Wort mehr kennt als „völkisch", da steigert und sanktioniert der kollektive Egoismus auch alle private Kulturlosigkeit und Unverträglichkeit, und das Ende ist, daß der allertiefste „völkische" Gehalt selber garnicht mehr zur Entfaltung kommt: es herrschen dann nur noch die groben Empfindungen und Stoßkräfte vor, die dem elementaren menschlichen Daseinskampf angehören." [1])

Die subjektive Glorifizierung und Überschätzung der eigenen Nation führt nicht nur zur kulturellen und Gedankenarmut, sondern auch zu einer gefährlichen Unterschätzung aller übrigen Nationen. Das machte und macht sich in verhängnisvoller Weise insbesondere in Österreich fühlbar. Als Dr. Albert Schäffle Ende der sechziger Jahre als Hochschullehrer nach Wien kam, nahm er das Vorurteil der damals politisch herrschenden Deutschen von der Minderwertigkeit der Nichtdeutschen, der „interessanten" Nationalitäten, als ethisches und ethnisches Dogma in sich auf. Nach kurzen Jahren jedoch, besonders in seiner Stellung als Handelsminister, mußte er sich überzeugen, daß die slavischen Völker politisch befähigte Köpfe und Staatsmänner aufweisen konnten, wie sie den völlig in parteilicher und nationaler Politik und Fehde aufgehenden Deutschen — es war damals die Blütezeit der liberalen „Verfassungspartei" — mangelten.[2])

---

1) Dr. Fr. W. Foerster, Das österreichische Problem vom ethischen und staatspädagogischen Standpunkte. 2. Aufl. Wien 1916. S. 25.

2) Vergl. Dr. Alb. E. F. Schäffle, Aus meinem Leben, Berlin 1904, Bd. I. [Unter den slavisch-österreichischen Staatsmännern, die Schäffle hervorhebt, sind besonders zu nennen: Palacky, Rieger, Graf Heinrich Clam-Martinic und Prazak.]

Man hatte in jener Zeit und später in Österreich die ersten staatsmännisch denkenden Geister kalt gestellt, um die Geschicke des Kaiserreichs einzelnen engherzigen und unfähigen Parteipolitikern anzuvertrauen, die nur den einen Vorzug der deutschen Sprachangehörigkeit hatten.

Alle nationale Selbstverherrlichung verbunden mit Ausfällen auf die Nachbarnationen oder mit geringschätziger Behandlung derselben schädigt die Nation selbst und den Staat, welchen sie bewohnt. Was die Irredenta, was der magyarische Chauvinismus und der heute in der Krisis des nationalen Fieberdeliriums befindliche tschechische Radikalnationalismus Österreich, dem Staate und seinen Nationen Wunden geschlagen, läßt sich mit Zahlen nicht ermessen. Was ferner das offen mit dem Landesverrat drohende österreichische Alldeutschtum an der Donaumonarchie gesündigt, was die reichsdeutschen Alldeutschen ihrem Reiche für Verlegenheiten und Schwierigkeiten bereitet, wird eine Geschichte der nationalen Parteien einst publizieren. Das deutsche Volk hat in seiner Masse bis heute keine Ahnung, „was seit vielen Jahren alle die alldeutschen und nationalistischen Artikel und Reden unserem Volke im Ausland geschadet, wie sie die anderen Nationen gegen uns mobil gemacht, die Neutralen mit Mißtrauen und Ärger erfüllt haben".[1])

Wie die nationale Überhebung und Überschätzung der eigenen Nation, so schadet die Stammesüberhebung oder der Stammesdünkel dem eigenen Stamme. Die Überhebung eines Stammes über die übrigen Stämme desselben Volkes und die angestrebte Hegemonie muß naturgemäß Abneigung, Erbitterung, andauernden Haß hervorrufen. Das alte Griechenland liefert hiefür ein stets warnendes Beispiel. Der die Führung beanspruchende Stamm muß besonders dann den Haß der übrigen Stämme wecken und steigern, wenn ihm die angeborene Kunst der Menschenbehandlung mangelt, wenn er die abstoßenden Stammeseigenschaften nicht zu verhüllen versteht, sondern sie im Gegenteil als angeborene

1) Dr. Fr. W. Foerster, Die deutsche Jugend, S. 158.



Vorzüge betrachtet und bei jeder Gelegenheit in aggressiver Weise zur Schau trägt. Wenn eine große Nation, die im Auslande beliebt war, in der Folge fast alle Sympathie verliert, wenn in weiterer Folge schwere politische und wirtschaftliche Schädigungen sich fühlbar machen, so lag und liegt die Ursache nicht selten darin, daß der im Inneren die politische und kulturelle Führung beanspruchende, aber der Menschenkenntnis und Menschenbehandlung unkundige Stamm auch im Verkehr mit den außenstehenden Nationen die leitende Rolle sich zueignet. Die sich hieraus entwickelnde Unbeliebtheit der ganzen Nation wird dann, subjektiv, einzig im Vorurteile und Hasse des Auslandes[1]) gesucht, während die Ursache zum großen Teile in der eigenen Nation: in den brüsken Manieren und abstoßenden Eigenschaften des sich vordrängenden Bruchteiles derselben liegt.

3. Mit der Stammesüberhebung eines Teiles geht parallel der Chauvinismus eines ganzen Volkes. Dieser stellt sich als die subjektivste, die krankhafte Einschätzung der Nation dar. Der als Chauvinismus sich äußernde gesteigerte Nationalismus gelangt in oft kurzer Zeit bis zur Anbetung, zur Vergötterung des eigenen Volkes. Er schafft sich nicht nur nationale Götzen, er macht die Nation selbst zum Gotte[2]) und er endet zuletzt, wenn ihn nicht schwere Schicksalsschläge zur Besinnung bringen, in politischen Delirien und in den lähmenden Anfällen des nationalen Paroxysmus.

1) Man gebe sich doch nicht der naiven Meinung hin, daß die seit vierzig Jahren sich geltend machende Unbeliebtheit der Deutschen im Auslande ganz von selbst sich gebildet habe oder sich einzig durch die ausländische Hetzpresse erklären lasse. Wir wissen diese Hetze und Verläumdung voll zu würdigen; wir bemerken aber jene Unbeliebtheit auch dort, wo der Einfluß der Presse mangelt und wo die Aufrichtung des Deutschen Reiches zu keiner politischen Rivalität Veranlassung gab.

2) Die in Cincinnati erscheinende „Western Christian Advocate" schrieb am 27. Juni 1917: „Amerika ist Christus!" Denn: „Demokratie ist Christentum als Staatsverfassung. Demokratie ist Christus als Prophet der allgemeinen Brüderschaft der Menschen. . . . Amerika ist Christentum im Kampfe gegen die Dienstbarkeit des Imperialismus," usw. — —



„Mit der Abkehr der Völker von den ewigen Regeln der Kirche, wie sie sich vom 16. Jahrhundert an vollzog", schreibt ein mit E. K. W. zeichnender Autor,[1]) „nahm die nationale Selbstüberhebung immer krassere Formen an und gedieh in ihrer Weiterentwicklung schließlich zur Weltkatastrophe. . . . . Die letzte Phase der Entwicklung des Chauvinismus, deren Wesensinhalt das Abschwenken vieler Katholiken in den Strom der Zeit ausmachte, hat die Welt erst vollkommen reif für den Krieg gemacht." Er ist, als Abfall von dem mit nationaler Engherzigkeit und nationalem Hochmute unvereinbaren historischen Christentume, eine direkte Ursache des Völkerkampfes geworden.

Der Chauvinismus ist dem Worte und dem äußeren Wesen nach ein Erzeugnis der aus der politischen Kinderstube selten herauskommenden warmblütigen Nachkommen der Gallier. Einer seiner ersten Versuche war die Schaffung einer nationalen, gallikanischen Kirche, deren Konsequenz ein nationaler Glaube gewesen wäre. Nationaler Ichkultus und der Kultus der „Grande Nation" gehören zu seinem Wesen. Selbst der sonst so demütige französische Klerus ist von diesem nationalen Wesen und Wahn erfüllt: „Erst chauvinistischer „Patriot", dann Priester oder Christ und zuletzt Mensch, das ist sicher nicht die richtige Reihenfolge." [2]) Daß das französische Volk das erste der Welt ist, das ist für den französischen Bürger ein selbstverständlicher ethnischer und politischer Lehrsatz, über dem sie große wirtschaftliche Aufgaben vergessen und die Ausbeutung und Übertölpelung des Volkes durch einen internationalen Ring von Finanzleuten übersehen.

Neben dem französischen Volke ist das Magyarentum am reichsten mit chauvinistischen Ideen und Allüren behaftet. Daß es zum Herrscher über alle Nationalitäten jenseits der Leitha berufen ist, bedarf für es keinen Beweises, denn diese

1) Petrus-Blätter 7. Jahrg., S. 22 f.

2) A. M. Weiß O. Pr., Lebens- und Gewissensfragen der Gegenwart. Freiburg i. Br. 1911. Bd. 2, S. 252.

Nationalitäten sind nach dem Ausspruch seines Nationalgötzen L. Kossuth nur „Horden". Ein magyarisches Sprichwort lautet: „Ein Mehlbrei ist keine Speise, ein Schiebkarren kein Wagen und ein Slave kein Mensch." Daß Ungarn das vorzüglichste Land der Welt ist, ist ebenso feststehend: „Extra Hungariam non est vita, et si est, non est ita!" Der magyarische Chauvinismus hat heute alle gebildeten Schichten des Volkes und auch den Klerus ergriffen.

Nahezu gleichbedeutend mit dem über subjektive Auffassungen nicht hinausgelangenden Chauvinismus ist der Radikalnationalismus. Dr. W. Haidegger, selbst dem Nationalismus erhebliche Konzessionen machend, charakterisiert ersteren folgendermaßen:[1])

„Der Radikalnationalismus züchtet in seiner Nation geflissentlich Hochmut und Selbstüberhebung, was er aber berechtigtes und pflichtgemäßes Nationalbewußtsein nennt. Dadurch wird die Nation in einen gewissen nationalen Paroxysmus hineingejagt, der richtige Standpunkt zur Beurteilung der tatsächlichen nationalen Kräfteverhältnisse geht verloren. Der nationale Chauvinismus ist höchst empfindlich gegen wirkliche oder vermeintliche Beleidigungen, aber sehr fruchtbar und leichtsinnig in Provokationen anderer Nationen. Die fremden Nationen aber, deren Haß man mutwillig heraufbeschworen, deren Gerechtigkeitsgefühl man beharrlich verletzt, deren Nationalgefühl man herausgefordert, schließen sich endlich zu gemeinsamer Abwehr zusammen, ja gehen vereint zum Angriff über, um den gemeinsamen Peiniger zu züchtigen und zu Boden zu werfen. So erging es schließlich den Franzosen unter Napoleon I., so wäre es beinahe den Deutschen Österreichs ergangen, welche es bitter büßen müssen, daß während der langen deutsch-liberalen Herrschaft die Tschechen, die Slovenen, die Kroaten so mutwillig an die Wand gedrückt wurden."

Wie der Radikalnationalismus „beim eigenen Volke nur Gutes sehen will", sagt in einem trefflichen Aufsatze Universitätsprofessor Dr. Schmidlin,[2]) „so erblickt er beim

1) Der nationale Gedanke im Lichte des Christentums. 2. Aufl. Brixen 1902. S. 119.

2) Abrüstung der Geister. (Histor.-polit. Blätter Bd. 160, S. 668 f.)

Gegner nur Schlechtes; wie er dort durch Dick und Dünn nur lobt und verteidigt, so verdammt und bekämpft er hier alles. Diese Erkenntnis setzt er auch in Entschlüsse und Gefühle um: nicht zufrieden mit dem mörderischen Kampfe auf den Kriegsschauplätzen, haßt er seelisch glühend den Feind, und zwar nicht nur kollektiv Volk und Staat, sondern auch jeden einzelnen Bürger desselben. Ja er wird unduldsam gegen alle, die nicht soweit gehen wollen wie er, und klagt sie un- oder gar antipatriotischer Gesinnung an. So verschwindet jedes objektive Augenmaß in uferlosem Fanatismus."

II.

1. Die subjektive, gefühlsmäßige Beurteilung der Nation und der nationalen Eigenschaften ist heute die alleinherrschende, die **objektive**, verstandesmäßige die Ausnahme. Letzterer zu ihrem Rechte und zu ihrer Verbreitung zu helfen sollte die Aufgabe aller besonnenen und denkenden Elemente jedes Volkes bilden. Denn die objektive, gerechte, vorurteilsfreie Qualifikation der mit uns lebenden Völker ist eine der wesentlichsten Voraussetzungen eines dauernden Völkerfriedens.

Ein objektives Urteil über eine Nation muß entweder von gerecht denkenden Gliedern einer anderen Nation, oder von geistigen und sachlichen, über der Nation stehenden Mächten erfolgen. Dieser objektiven Beurteilung nachzustreben, uns von den Auffassungen und Äußerungen national überhitzter Köpfe zu emanzipieren, soll insbesondere dem im allgemeinen leidenschaftslosen **deutschen** Volke eine Gewissenssache sein.

Wir kennen die fremden Nationen **im allgemeinen** nur durch deren **Presse**, die „Produzentin" der öffentlichen Meinung, und betrachten, als Konsumenten derselben, die Anschauungen und Forderungen dieser Presse als Ideen und Wünsche der Nation. Daß diese unsere Annahme zum großen Teile eine irrige und vor allem eine oberflächige ist, haben Tatsachen und Vorgänge wiederholt bewiesen. Die eingehendste Lektüre der ausländischen Presse, die ausnahmslos einen parteipolitisch-einseitigen Faktor darstellt, genügt nicht, uns über die



Geistes- und Gefühlsverfassung und das Kulturniveau einer Nation verläßig zu belehren; viel eher vermag dieses die gründliche Kenntnis der Hauptliteraturwerke eines Volkes.

Das verläßigste Mittel, uns eine objektive Anschauung über eine Nation zu bilden, ist der lange *persönliche Verkehr* mit derselben: Man muß Monate und vielfach Jahre lang unter dem Volke, über das man ein wahres, giltiges Urteil fällen und begründen will, gelebt und mit allen seinen Schichten verkehrt haben. Eine flüchtige Berührung gibt nicht einmal ein flüchtiges Bild. So wissen Reisende, welche auf einige Tage Italien besuchten und hiebei nur das internationale Reisepublikum und das Hotelpersonal und vielleicht noch ein paar Bettler und Hausierer kennen lernten, vielfach nur von den schlechten Eigenschaften der Italiener zu berichten, während Personen, die Jahre lang in Italien lebten, ein ganz anderes und vorteilhafteres Bild von der italienischen Nation zeichnen und insbesondere von dem anziehenden Wesen, der körperlichen und moralischen Gesundheit des Landvolkes zu berichten wissen.

Mit dem langen Verkehre mit einer fremden und fremdsprachigen Nation muß sich das ehrliche Bestreben des Sichhineindenkens in die Gedankenwelt und des Sichhineinfühlens in die Gefühlswelt dieser Nation verbinden. An diesem Hineinfühlen, an der Vertiefung in die Eigenart fremder politischer und kultureller Lebensbedingungen fehlt es wie dem Ausländer so auch dem Deutschen und speziell dem Nord- und Neudeutschen. Staatssekretär Dernburg hat letzteres öffentlich als eine Ursache der Unbeliebtheit der Deutschen in Südamerika bezeichnet. Diese Unfähigkeit bestimmter Kreise im Verständnisse und in der Behandlung des Auslandes machte sich auch gegenüber Österreich und der Schweiz[1]) und im gegenwärtigen Kriege besonders gegenüber den *Vereinigten Staaten* Nordamerikas geltend.

1) Dieser Unfähigkeit gab gegenüber der Schweiz besonders Graf Hoensbroech Ausdruck, der in einem Briefe an die „Neue Züricher Ztg." den Leitern der deutsch-schweizerischen Presse die heftigsten Vorwürfe machte, daß sie nicht den Mut hätten Deutsche



Das deutsche Volk hatte fast ausnahmslos keine Vorstellung von der Denkweise der amerikanischen „Nation" und setzte irrtümlicherweise seine Art des Denkens auch bei der nordamerikanischen Gesellschaft voraus. Es benotete diese Gesellschaft zu gut und zugleich grundfalsch. „Wie wenig ahnten wir doch", schreibt der deutsche Austauschprofessor Eugen Kühnemann,[1]) „von der Tiefe der Kluft, die zwischen Volk und Volk befestigt ist und vor allem zwischen allem deutschsprechenden und allem englischsprechenden Wesen flammt! Wir wußten nichts von dem jahrzehntelangen oder vielmehr seit Anbeginn angelegten Unverstehen der beiden Wesensarten." „Unsere Auslandsbeamten leben in der Mehrzahl noch ganz in den alten Vorstellungen des Obrigkeitsstaates"[2]) und begreifen ein nichtbureaukratisiertes Staatswesen wie das amerikanische schwer. Es war uns vielleicht theoretisch, nicht aber tatsächlich bekannt, daß Amerika außerhalb der Gedankenwelt des europäischen Festlandes steht.

Amerika ist zur Stufe des geschulten Denkens nicht emporgestiegen, es lebt politisch in Gefühlen. Seine öffentliche Meinung ist durchtränkt mit englischen Auffassungen, eingeengt durch die Inselhaftigkeit des englischen Verstandes; das gefühlsmäßig urteilende Volk ist, wie Kühnemann sagt,[3]) „ebenso hysterisch wie sentimental". Das Schlagwort und die Phrase haben nirgends auf Erden eine größere Macht als in Amerika. Für objektive Werte und Begriffe, für wirkliches Recht fehlt dem Amerikaner das Verständnis. Er nimmt das Recht „im Sinne eines Inbegriffes von angenommenen und festgesetzten Sätzen".[4]) Dem amerikanischen Volke fehlt, im tiefen Gegensatze zu den alten abendländischen Völkern, ein höheres Ideal; „der Genius Amerikas ist ein mechanischer Genius."[5]) Es kennt auch in Wahrheit kein

zu sein . . . „Nach dem Kriege wird die Zeit kommen, wo wir Deutsche das entsprechende Wort für die deutsch-schweizerische Presse finden werden." —

1) Deutschland und Amerika. 2. Abdruck. München 1917. S. 19.
2) Ebenda S. 49. 3) Ebenda S. 102.
4) Ebenda S. 72. 5) Ebenda S. 103.

freiheitliches Ideal, da „der Volkswille diesen Staat nicht bestimmt. Amerika ist weit davon entfernt, ein Freistaat zu sein.“ [1])

2. Goethe sagt irgendwo: wer eine fremde Sprache nicht kenne, kenne auch nicht seine eigene. Ähnlich kann man behaupten: wer sich keine eingehende Kenntnis einer zweiten Nation angeeignet hat, versteht das Wesen seines eigenen Volkes nicht. Nun ist es aber nur einer kleinen Minorität unserer Stammesgenossen gegeben, sich eine genaue Kenntnis eines anderen Stammes oder Volkes anzueignen. Es bleibt der Majorität nur ein Mittel, zu einer einigermaßen objektiven Betrachtung und Schätzung des eigenen Volkes zu gelangen, und das ist die unparteiisch dargestellte Geschichte, an deren erster Stelle die Kulturgeschichte steht.

Die Geschichte, soferne sie unter dem Gestirne der Wahrheit geschrieben ist, tritt uns als objektiv urteilende Macht und Gestalt gegenüber. Die Geschichte in ihrer Gesamtheit gibt uns einen Einblick in die Entstehung und Entwicklung, in den Charakter, die geistigen und physischen Kräfte und in die Kulturarbeit der Nationen; sie gleicht einem auf einem fortlaufenden Friese dargestellten Gemälde voll Leben und Bewegung, voll von Kontrasten in Farbe und Form, voll anziehender und abstoßender Einzelbilder.

Die Gesamtgeschichte liefert uns so eine Zeichnung und Kolorierung der Eigenart der Völker. Die Geschichte, aber nicht die Geschichtsbaumeisterei, und auch nicht die nur einen dem Verfasser sympathischen Zeitabschnitt behandelnde Geschichte. Niemals auch die Geschichte von radikalnationalen Geschichtsschreibern, welche die Überspannung ihres nationalen Bewußtseins auch auf ihren Geschichtsblättern zum Ausdruck bringen. Heißblütige Geschichtslehrer wie Wolfgang Menzel, Johannes Scherr u. a. mögen ein ehrliches Wollen zu ihren Arbeiten mitbringen, aber sie vermögen das sie umspinnende Netz subjektiver Voreingenommenheit nicht zu zerreißen und

1) Ebenda S. 99.



ihre Geschichte besitzt darum nur subjektiven Wert: den Wert eines verzeichneten und dem Originale unähnlichen Porträts.

Zwei mitteleuropäische Volksstämme sind es vor allem, denen vorab durch einen durch Jahrzehnte hindurch in einseitigster Weise dozierten Geschichtsunterricht die gerechte Würdigung anderer Stämme und die objektive Einschätzung ihres eigenen Stammes fast zur Unmöglichkeit gemacht wurde. Wir finden an den Schulen Ungarns einen geschichtlichen Unterricht, der im Wesen nur die Geschichte des herrschenden Stammes kennt. Der ungarische Geschichtsunterricht, schreibt ein Kenner der Verhältnisse,[1]) „besteht nicht nur in einer Verherrlichung des Magyarismus, sondern er bezieht sich in einseitigster Weise nur auf die Geschichte des Landes .... Die „Geschichte Österreichs" wird als ein „Teil der Weltgeschichte" betrachtet und behandelt."

Eine ganz einschneidende Rolle haben Geschichtsschreibung und Geschichtsunterricht auch in der Erziehung des preußischen Volkes gespielt. Das spezifische Wesen und die spezifische Auffassungsweise des Preußentums ist in diesem Unterrichte nicht zum geringen Teil begründet. Wenn Preußens Volk bisher fast ganz im Staatszwecke und dem damit verbundenen Berufe Preußens aufging, wenn es als ausgesprochenes Staatsvolk nur von den alten Römern und den modernen Japanern[2]) übertroffen wurde, wenn auch die

1) Histor.-polit. Blätter Bd. 108, S. 523.

2) Vergl. Franz Blei, Menschliche Betrachtungen zur Politik, München 1916, S. 120 u. 236. — Man ist infolge des erhöhten Einflusses, welchen das norddeutsche Hochschullehrer- und Literatentum seit der Gründung des Deutschen Reiches gewonnen, dahin gekommen, Preußentum und Deutschtum vollständig zu identifizieren und den Staat Friedrichs des Großen zum Wesen des deutschen Staates und Volkes zu machen. So schreibt, als Folge dieser geschichtlichen Einengung, E. Kühnemann in seiner oben zitierten, an Hyperbeln reichen Schrift (S. 47): „Der alte deutsche Staat war ein Staat der Beamten und Offiziere. Unsere Könige, unsere Beamten und Offiziere hatten ihn geschaffen." Weiter kann man in der Verkennung des alten deutschen Wesens und der deutschen Geschichte kaum gehen.



westelbischen, die stets deutschen Volksstämme Preußens einen großen Prozentsatz von ihrer ehemaligen deutschen Eigenart eingebüßt und sich alle, als Staatsvolk[1]), von dem freieren Deutschland abgesondert haben, dann war es wieder die Schule und die dort vorgetragene Geschichte, welches dieses Ergebnis ermöglicht hat. Namentlich waren es Ranke und Sybel, welche ihren nationalen und öden Machtkultus in die preußische Geschichte hineintrugen und dadurch nicht nur ihren objektiven Gehalt einschränkten, sondern sie direkt undeutsch färbten. Über der Behandlung der Geschichte des preußischen Nationalstaates wird die mittelalterlich-deutsche Geschichte völlig in den Hintergrund gedrängt und die große übernationale Mission des alten deutschen Kaisertums gänzlich übergangen.

Nur eine im objektivem Sinne, im lebendigen Gerechtigkeitsgefühle und im Gefühle der Verantwortung vor der ewigen Wahrheit vorgetragene Geschichte[2]) führt zur Selbsterkenntnis, zur Kenntnis und gerechten Würdigung der eigenen Nation. Nur sie wird auch den fremden Nationen gerecht und läßt sie uns im klaren, durch Partei- und Nationalleidenschaft nicht getrübten Lichte erscheinen. Eine solche Geschichte versöhnt und erhebt, während eine gefärbte und entstellte der Einseitigkeit, der Überhebung oder dem Hasse

1) Während das mittelalterliche deutsche Volk das Volk der freien gesellschaftlichen Entwicklung und Bildungen war, ist das preußische Volk das Staatsvolk in höchster Ausbildung. Es ist die subjektivste aller subjektiv-geschichtlichen Meinungen, dieser Gestaltung das Epitheton „deutsch" beizulegen, und nicht mit Unrecht schreibt Fr. W. Foerster: „In Sache der bürgerlichen Freiheit hat England für die ganze Menschheit Unvergängliches geleistet, und diese Leistung ist weit germanischer, entspricht dem ältesten deutschen Geiste jedenfalls weit mehr als eine gewisse verschlossene und ängstliche Seite des preußischen Staatsgeistes . . ." (England in H. St. Chamberlains Beleuchtung. Ein Protest. München 1917, S. 9).

2) Auch hier gilt das Wort Görres: „Die Wahrheit bemänteln wissen wollen, das ist jederzeit die schlechteste Politik und jetzt am meisten, ja sogar gefährlich wegen ihrer Unlauterkeit, und ganz unhaltbar überdem. Ich stimme überall für die frische grüne Wahrheit ohne alle Furcht." (Gesammelte Briefe I, 314).



der Nation stets neue Nahrung zuführt. Der chauvinistische, tendenziöse und wahrheitswidrige Geschichtsunterricht der französischen Schule war in den letzten Jahrzehnten eines der wirksamsten Mittel zur Schürung des antideutschen Hasses und des langweiligen Revanchegeschreis nicht nur bei den politischen Kindern, sondern auch bei den ersten Geistern der Nation.

3. Nur der leidenschaftslose und christlich geregelte Nationalismus ist zu einer objektiven Benotung der Nationen fähig. Nur der Mensch, welcher sich zu einem übernationalen und höheren, zu einem christlichen Standpunkte zu erschwingen vermag, wird die geschichtliche Entwicklung und das mannigfaltige Wesen all der Völker, die Gott auf die Erde gestellt, in Wahrheit zu würdigen, Licht und Schatten gerecht zu verteilen verstehen. Mag der Nationalismus eine Domäne des Gefühls bleiben, der Übernationalismus wird stets an Verstand und Vernunft appellieren; er wird mit Recht den ihn ablehnenden Geistern, und seien es die Gefeierten eines Volkes, Wahrheit und Vernünftigkeit aberkennen und Chauvinismus und Radikalnationalismus als geistige Dekadenz der Nation erklären.[1])

Den nationalen Hochmut und die Überspannung des nationalen Bewußtseins ablehnend, glauben wir deutsch zu sein mit jeder Faser unseres Wesens. Nicht allein persönliche, d. h. subjektive Überzeugungen sind es, die diesem unseren Glauben eine Begründung geben, sondern ebenso außer uns liegende reale Gründe und Ursachen. Aufgewachsen in einem vom Verkehre lange wenig berührten Landesteile, der die alten und mittelalterlich-deutschen Traditionen, insbesondere auf sozialem und religiösem Gebiete, bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts treu bewahrte, einer alten deutschen,

1) „Wenn eine Nation alle ihre plastisch-politische Kraft verloren hat, dann bleibt ihr dieses Letzte: ein zum Nationalismus übertriebenes Nationalgefühl, das heißt Politik der Gasse, bei der jeder aus der bloßen Tatsache heraus, daß er zu der Nation gehört, schon ein Held und aller anderen Aufgaben entbunden ist.“ (Franz Blei, A. a. O. S. 337).

kunsthandwerklich tätigen Familie entsprossen und durch Jahrzehnte unberührt von einer antideutschen Auffassungsweise und abgeschlossen gegenüber einer undeutschen Umgebung, lassen wir uns unsere unverfälschte deutsche Art von keinem an Äußerlichkeiten haftenden und die deutsche Vergangenheit in hochmütiger Unwissenheit ignorierenden Radikalnationalismus in Frage stellen. Aber dieses Deutschtum, das bei uns wie bei unseren deutschen Vätern stets ein duldsames[1]) war, hat uns später nie gehindert, mit Angehörigen der romanischen und slavischen Rasse in ein freundschaftliches Verhältnis und in brieflichen Gedankenaustausch zu treten und dankbar empfundene geistige Anregung aus diesem Verkehre zu ziehen. Aber wir haben hiebei so viel natürlichen Takt besessen, niemals von den Vorzügen der eigenen Nation zu sprechen und nie eine kulturelle, militärische usw. Rückständigkeit der nichtdeutschen Nationen zu behaupten. Ein aggressives und hochmütiges Deutschtum widerspricht dem ganzen alten, gemütvollen deutschen Wesen, es ist nicht nur krankhaft national, sondern auch antinational. Es ist wie unfähig zum Verständnisse der eigenen, so auch unfähig zum Verständnisse einer fremden Nation. Es ist nicht ein Friedensbringer, sondern ein Friedensstörer.

Der europäische Friede ist in einer der ersten Linien abhängig von der Entspannung des überspannten nationalen Bewußtseins und von dem ehrlichen Streben nach gegenseitigem Verständnisse und nach brüderlicher Versöhnung der

---

1) Ich kenne „nichts Undeutscheres . .“, schreibt C. E. Jarcke, „als jenes (hochmütige und unduldsame) Pseudodeutschtum, welches in Jahn und Arndt seine Stifter und seine Koryphäen verehrt . . . Hoffärtige Selbstüberhebung, eitle, sich geckenhaft bespiegelnde Ruhmredigkeit, — andere verdrängender Nationalegoismus — lauter Eigenschaften, die den Franzosen, in roherer Form den Engländer und in der allerverletzendsten und widerlichsten Gestalt den gebildeten, durch westlichen Einfluß zivilisierten Russen auszeichnen, diese mangeln uns, als Nation, völlig und absolut, ja es liegt sogar in der Abwesenheit dieser wenig rühmlichen Qualitäten ein uns wesentlich unterscheidender Zug der deutschen Volkstümlichkeit.“ (Prinzipienfragen. Paderborn 1854. S. 449.)

Nationen. Die Völker müssen aus dem Taumel der nationalen Wahnideen zur Selbstbestimmung und zur Selbsterkenntnis gelangen; sie müssen sich wieder in ihren gegenseitigen Beziehungen auf christlich-übernationalen Boden stellen und erkennen, daß die Nation nicht das Höchste ist. Wie über der Nation die Menschheit und über der Menschheit Gott steht, so steht über dem nationalen Gedanken der menschliche Gedanke und über dem menschlichen Gedanken der göttliche Gedanke. Vor den Nationen war die Menschheit und vor der Menschheit Gott.

Wie der Mensch nur so viel wert ist, als er in den Augen Gottes gilt, so hat auch eine Nation nur den Wert, den Gott ihr zuerkennt. Sie ist wie der Einzelmensch ein Geschöpf Gottes; und wie sich für den Einzelnen das demütige Wort, das der Verfasser der „Nachfolge Christi" in deren drittem Buche niedergeschrieben, ziemt, so auch, in wenig veränderter Form, für die Völker: „Was ist alles Fleisch vor deinem Angesichte? Kann der Ton sich rühmen gegen den Töpfer? (Js. 29, 16). Wie kann ein Volk in Ruhmredigkeit sich erheben, dessen Herz in Wahrheit Gott unterworfen ist? Die ganze Welt wird eine Nation nicht hochmütig machen, welche die Wahrheit sich unterworfen hat. Die Völker vergehen mit dem Schall ihrer Worte und mit den Posaunenstößen ihres Ruhmes; aber die Wahrheit des Herrn bleibt in Ewigkeit (Ps. 116, 2)."

Nur der christliche Glaube besitzt die Macht die nationalen Gefühle zu regeln, die Nationen mit einem ewig unveränderlichen Maße zu messen und die künstlichen Barrieren hinwegzuräumen, welche die dem Christentum entfremdeten Völker errichtet. Finden die Völker und ihre Führer den Weg zu den verlassenen christlichen Altären und zu dem einen und einigenden Christengotte wieder zurück, dann wird der ersehnte Friede ein dauernder und kein den Haß und das Elend des Krieges fortsetzender Scheinfriede sein.

R. F. X. H.

L.

Die Rache des Großorientes.

Die Leser werden sich an meine Mitteilungen erinnern, die ich im vergangenen Jahre über die internationale Freimaurerversammlung in Paris gemacht habe. Serbische und italienische Vertreter hatten sich auf einer Mittellinie für ihre gegenseitigen Ansprüche auf dem Balkan geeinigt, und diese bemerkenswerte Verbrüderung in die Selbstbestimmung der zwar verschacherten, aber noch nicht eroberten Provinzen durch Volksabstimmung verankert. Dieses Abkommen war — wie jetzt wohl zweifellos feststeht — durch hämische französische „Freunde" in die Öffentlichkeit geschleudert worden und der Zorn des „verratenen" Italien fegte den Großmeister Ettore Ferrari von seiner gutbezahlten Stelle hinweg. Nur langsam glätteten sich die Wogen der öffentlichen Entrüstung in Italien; aber endlich kam doch die Stunde, daß die Freimaurerei es wagen konnte, die Welt mit der Wahl des anrüchigsten aller italienischen Maurer, des Ernesto Nathan, zu überraschen.

Früher schon hatte er diese Stelle eingenommen, mußte aber weichen, als seine nicht zu überbietende Rohheit der Angriffe gegen Papst und Kirche sich mit einer täglich stärker werdenden Deutschfeindlichkeit paarte. Dann geschah, was man nie für möglich hätte halten sollen: die Quiriten bestellten ihn sich durch ihre gesetzlichen, aber bestochenen Vertreter im Stadtratssaale des Kapitols zum Bürgermeister. Das Hervorstechendste seiner mehrjährigen Amtsführung waren seine Reden jeweils am 20. September an der Bresche der Porta Pia, in denen er den Katholizismus und alle seine Diener in so geschickter und reichlicher Weise mit Schmutz bewarf, daß man sehen konnte, wie ungemein vertraut er in der Handhabung dieser appetitlichen Sache war. Daß ihm die Übung von früher her nicht fehlte, bezeugen seine zahlreichen Erlasse, die er als Großmeister d a l l a V a l l e d e l T e v e r e erließ.

In dem Augenblicke, als die italienische Front nicht nur ans Wanken, sondern sogar ans Laufen gekommen war, sah die wegen Paris so schrecklich verprügelte Freimaurerei Italiens die Stunde der Wiedervergeltung und Rache gekommen. Wenn es sich auch nur um Irrealitäten handelt, der Großorient wollte seine Gedanken und Grundsätze, die er in Paris vertreten hatte, ungestraft in Italien verkünden. Darum ging und geht es ihm. Die Sache ist mit ungemein großer Schlauheit und Geschicklichkeit eingeleitet worden und eine willenlose Tschechenkreatur muß zunächst als der treibende Teil ihren Namen hergeben. Für die staatsrechtlichen Theorien der italienischen Maurer einerseits und für den unauslöschlichen Haß gegen Habsburg andrerseits bieten die Vorgänge einen Beleg, der für die Geschichte Italiens von Bedeutung und für die Zukunft der Beziehungen der Habsburger Monarchie zum früheren treulosen Bundesgenossen wesentlich mitbestimmend und deswegen nicht übergangen werden darf.

* * *

Läuft da in Italien ein Franz Hlavacek herum, der böhmisch-slovakische Legionen zum Kampf gegen Österreich wie saures Bier rechts und links anbietet. Nicht als ob etwa das Menschenmaterial für solche Legionen bei unseren Feinden fehlte! Ganz im Gegenteil. Der ehemalige Privatdozent für Soziologie an der tschechischen Universität in Prag, Dr. Eduard Benesch, hat in zwei Schriften ausführliche Nachricht darüber gegeben. An die Franzosen wendet er sich mit dem Büchlein: Détruisez l'Autriche-Hongrie! und für England ist die Schrift bestimmt, die den Titel führt: Bohemia's Case for Independence.

Mit einer nur die tschechischen gebildeten Hoch- und Landesverräter auszeichnenden Verworfenheit prahlt er mit den zum Teil verführten Regimentern, die mit Sack und Pack, die tschechischen Offiziere meist mit eingeschlossen, zum Feinde übergegangen sind. Alle über die tschechischen Regimenter, die sich weigerten zu marschieren, verhängten Strafen waren ganz erfolglos. Bei der ersten sich bietenden Gelegen-

heit brachen sie den Fahneneid und gingen zu den Russen und Serben über. Mit Stolz nennt Benesch das 11., 28., 35., 36. und 88. Regiment, die in globo überliefen. Allerdings wurde das letztgenannte Regiment von preußischer Garde und ungarischen Honveds fast ganz zusammengeschossen, als es die Gräben verließ, um auszurücken.

Von den etwa 600000 Tschecho-Slowaken, die bis Anfang des Jahres 1916 unter den Fahnen standen, sind nach der Berechnung des Verfassers ungefähr 350000 Mann zu den Russen und Serben übergegangen. Aber diese Verräter sind auf dem Balkan oder in Rußland, wo sie ein wenig beneidenswertes Dasein genießen. Der vorgenannte Franz Hlavacek kann also mit diesen Mannschaften seine Legionen für Italien nicht bilden. Es kommen dafür die nur in Amerika und bei den Westmächten vorhaudenen früheren Auswanderer in Frage. Und deren Zahl ist im Verhältnis zur Großspurigkeit des Legionengründers so gering, daß man sich wundern muß, wie der italienische Großorient für seine Pläne einen solchen Köder auswerfen kann.

Der sehr ehrenwerte Franz Hlavacek wird nun in Il Corriere della Sera, ein Blatt, das vom Großorient für die Ausbrütung seiner politischen Ziele bestimmt wurde und das sich mit Vergnügen dazu hergegeben hat, als „böhmischer Gesandter beim italienischen Volke" bezeichnet werden. Um die Aufmachung ist man im Palazzo Giustiniani bekanntlich nie verlegen gewesen. Dieses Böhmen Anerbieten solle, müsse die italienische Regierung annehmen, um dadurch die heiße Bruderliebe, die Italien und Böhmen verbinde, zum Ausdruck zu bringen. Man könnte das für einen schlechten Scherz ansehen, wenn man sich an die wutschnaubenden Aufsätze erinnert, mit denen das genannte Mailänder Blatt über alle Slaven hergefallen ist, die zur Adria drängen. Da es sich aber um Pläne handelt, die vom Großorient ausgehen, so wird auf das kurze Gedächtnis der Zeitungsleser gerechnet und man tut so, als ob nie ein Streitfall zwischen den Brudervölkern gewesen wäre. Denn die Tschechen

34*



und Slovaken sind jeder Zeit mit allem Nachdruck für die serbischen und ingoslavischen Ansprüche in den „unerlösten" Provinzen eingetreten, so daß man keinen Unterschied zwischen diesen Nationen machen darf.

Aber es kommt noch viel, viel besser.

Nachdem ein erster Aufsatz die öffentliche Meinung einigermaßen durch die vorgenannten, weitläufig auseinander gesetzten und mit unvergleichlicher Wärme vorgetragenen Gedanken vorbereitet hatte, folgte zwei Tage später, am 16. Januar, ein Riesenaufsatz unter dem Titel: L'Italia ed i popoli oppressi dagli Absburgo.

Mit einem Mute, der nach dem Wüten der italienischen Presse gegen die Freimaurer wegen der Pariser Versammlung wahrhaft in Erstaunen setzen muß, schreibt die Loge dort wörtlich: „Es gibt Gefühlsfragen, die — wenn wir von dem unvermeidlichen Apologeten des Bärenfelles absehen — im Jahre 1914 eine ungeheure Bedeutung hatten, die aber im Jahre 1918 alle Tage an Wert verlieren." Just in dem Augenblick, in dem die Presse sich auf das Bitterste beklagt, daß Lloyd George und Wilson längst nicht alle Ansprüche Italiens auf Gebietszuwachs als berechtigt anerkannt hätten, wird diese Leuchtpistole abgeschossen. Man ist über solche Kühnheit, ja Frechheit, einfach sprachlos. Und in Italien regt sich kein Mensch, der daran Anstoß nähme. Die wieder allmächtige Loge hat das Stichwort ausgegeben, und Italien schweigt!

Auf dieser Grundlage stehend wird nun folgender Plan entwickelt: Wenn wir Österreich-Ungarn zertrümmern wollen — und das ist eine Lebensnotwendigkeit für Italien —, müssen wir zunächst die Vorliebe für Österreich, die eine europäische Krankheit ist und die jetzt auch Wilson, den nur mäßig Unterrichteten, ergriffen hat, zerstören. Alles Mitleid mit diesem Henker unserer unerlösten Brüder muß ausgerottet werden. Um einen jeglichen Rückfall in diese Krankheit zu verhüten, ist es eine unabweisbare Notwendigkeit, daß wir zweitens einen Staatenblock schaffen, der unsere Stellung sowohl wie die gesammten Geschicke des balkanischen Orientes



beschützt und stützt. So erstaunlich es auf den ersten Blick auch erscheinen mag, wir vertreten den Gedanken, daß alle Fremdvölker unter Habsburgs Szepter sich frei machen und zu einem Bunde zusammenschließen müssen. Eine Verbrüderung Italiens mit diesem Bunde stößt, „wenn man sich auf große und erhabene Gesichtspunkte einläßt, auf keine ernsthaften Hindernisse". „Die Wünsche der Böhmen und der Rumänen sind zu den unseren nicht gegensätzlich. Die Zukunft Polens muß uns mehr, als wir es sagen können, teuer sein, wenn wir wollen, daß im Osten nach dem Kriege kein Chaos sei, sowie daß eine bemerkenswerte staatliche Macht sich bilde, die wenigstens zum Teil jene Gleichgewichtsaufgabe übernehme, die Rußland damals übernommen hatte... Viel schwieriger ist natürlich unsere Verständigung mit den Serben und den Jugoslaven. Aber in diesem Punkte muß man klaren Verstand und festen Willen haben. Ohne eine volle, aufrichtige und dauernde Verständigung zwischen Italien und der anderen adriatischen Macht wird der Ausbau des Blockes der habsburgischen Nationen scheitern. Der Streit zwischen Italienern und Jugoslaven hat diese Vereinigung bisher unmöglich gemacht und daraus haben Österreich und Deutschland den meisten Nutzen gezogen. Ein österreichfeindlicher Aufruf aller habsburgischen Nationalitäten ohne Italien hätte nur halbe Bedeutung und gäbe den Vorbehalten Wilsons Recht."

In diesem verstiegenen Stile, der von allen gesunden Völkervereinigungen in heroischer Weise absieht, geht es noch eine Weile weiter, bloß um theoretisch zu erweisen, daß das Pariser Techtelmechtel mit den Serben eine patriotische Tat gewesen sei.

Animam salvare glauben die Freimaurer aber doch zu müssen. Sie begegnen darum den Einwürfen der Gegner mit einer Erörterung, die zu den endlosen Opfern Italiens in diesem Kriegr noch neue hinzufügen soll: „Das Ergebnis dieser Übereinkunft wäre so gewaltig, daß, wenn man nicht engherzig und verbohrt ist, ein jeder die etwaigen Opfer, die jedem der beiden Teile dadurch auferlegt würden, als



erträglich ansehen müsse.“ Das besagt mit anderen Worten: Um das Vergnügen genießen zu können, Österreich kurz und klein zu schlagen, müssen wir, von Südtirol etwa abgesehen, alle anderen „unerlösten“ Gebiete den Jugoslaven überlassen, wie wir das mittelbar schon in Paris mit den Serben ausgemacht hatten. Der Großorient bestätigt das durch die Sätze, die sich gegen Schluß finden: „Für die Jugoslaven darf es nicht schwer sein unsere besonderen Notwendigkeiten des Gefühls und des Daseins zu verstehen, für uns darf es nicht schwer sein zu verstehen, daß unsere Zukunft nur dann fest und sicher sein wird, wenn wir freigebig, großmütig dem jungen Volke, mit dem wir auf den Alpen und am Adriatischen Meere zusammenstoßen, den Weg der Zukunft eröffnet haben.“

Ne pereant, seien diese Pläne, diese Worte, diese Demagogie des Volksbetruges hier festgehalten. Sie kennzeichnen die ganze innere Verlogenheit der Kreise, die alles das ausgeheckt haben, und der Zeitung, die sich zu diesem, vom italienischen Standpunkte aus schmutzigen Geschäfte hergegeben hat. p. m. b.

LI.

Die Staatsauffassung der Engländer

hat von jeher auch in Deutschland ihre Bewunderer gefunden. Der ungeteilte Beifall, der ihr nicht nur von Politikern, sondern auch von Staatsrechtslehrern oft zu teil wurde, läßt sich aber in der Hauptsache aus dem Umstande erklären, daß die meisten unserer Forscher über das englische Staatsideal es unterlassen haben auf den das englische Staatswesen beherrschenden Dualismus hinzuweisen. Das Verdienst, diesen Dualismus gebührend betont und dadurch der Beurteilung des englischen Staatsideals neue Wege gewiesen zu haben, gebührt dem Göttinger Staatsrechtslehrer Prof. Julius Hatschek (Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden, Band VIII, Heft 5, Teubner,

Leipzig). Er unterscheidet zwischen dem inneren und dem äußeren Staatsideal der Engländer.

Das innere Staatsideal kennzeichnet sich im Gegensatze zu der die Verwirklichung der politischen Freiheit innerhalb der das Staatswesen bildenden Genossenschaft bezweckenden deutschen Staatsauffassung im wesentlichen durch ein ausgedehntes, potenziertes Wahlrecht des einzelnen englischen Staatsbürgers, durch das er einen solchen Einfluß auf die Staatsregierung gewinnt, daß diese sein jeweiliges Geschöpf ist. Dieser Unterschied zwischen beiden Staatsauffassungen beruht auf Gründen historischer und staatsphilosophischer Natur: Wilhelm der Eroberer hat die Genossenschaftsidee in England zertrümmert, den lokalen Genossenschaftsgeist gegen den Feudalismus genutzt und nur eine große Genossenschaft, die des Staats, anerkannt. Dieser entwickelt sich zum Polizeistaat, wird aber durch die beiden Revolutionen überwunden, die das System des Selfgouvernement einführen, wo der große Grundbesitz im Parlament herrscht. Seit den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts wird die Parlamentsregierung eingeführt: alles richtet sich darauf an dieser Parlamentsherrschaft teilzunehmen; eine Selbstverwaltung im modernen Sinne wird nicht geschaffen. Diese historische Entwicklung wurde durch politische und soziale Theorien gefördert: zum Unterschiede vom lutherischen Staatsideal besteht das Calvins im politischen Individualismus: Freiheitsrechte für den Einzelnen, Volkssouveränität für das Ganze. Insbesondere haben die Methodisten das allgemeine Schema für die Entfaltung jeglicher politischen Tätigkeit in England verbreitet durch das Streben nach weitgehendem Wahlrechte der einzelnen Distrikte und Zentralrepräsentation zur Kontrolle. Endlich war maßgebend der Einfluß der utilitaristischen Rechtsphilosophie von Bentham und John Stuart Mill. Die in der neuesten Zeit hervorgetretenen Ansätze zum Staatssozialismus ändern nichts an dieser Tatsache, da dieser nicht wie in Deutschland auf genossenschaftlicher Grundlage beruht, sondern bloß als politisches Programm in die Erscheinung tritt und Wirkung ausübt.

Diesem inneren Staatsideal des politischen Individualismus ist das äußere Staatsideal unähnlich. Dieses repräsentiert den



Gedanken des Polizeistaats, der gegenüber anderen freien Nationen in aller Schärfe durch die Regierung in der sog. „Freiheit der Meere" hervortritt. Grundlage dieses Ideals ist die englische Seepolizei und das englische Seekriegsrecht, das sich in Abweichung von den Grundsätzen des Völkerrechts durchaus selbständig und eigenartig entwickelt hat. In England, das mit seinen großen und kleinen Kolonien, mit seinen Kohlenstationen und Handelsniederlassungen einer einzigen großen Stadt gleicht, ist bis auf den heutigen Tag die lehnsrechtliche Vorstellung des Herrenverbandes im Verhältnis des englischen Mutterlandes zu seinen Kolonien trotz des den letzteren zum Teil tatsächlich gewährten Rechtes der Selbstverwaltung als öffentlich-rechtlicher Grundsatz erhalten geblieben. Da es aber für das nun einmal bestehende Verhältnis von Kolonien zum Mutterland unbedingt erforderlich ist, daß England nach seinem freiem Belieben unter Ausschluß dritter Staaten das Recht der alleinigen, unbeschränkten Herrschaft über die Meere ausüben darf, muß dem Feinde die Möglichkeit des freien Gebrauchs der Meere genommen werden. Zwar steht England grundsätzlich auf dem Boden der Pariser Seerechtsdeklaration, aber deren Sätze werden von England in einer seinen Bedürfnissen angepaßten Weise ausgelegt und dementsprechend auch gehandhabt. Das zeigt sich insbesondere in der abweichenden Auffassung der Blockade („de facto" und „de jure") und der Konterbande, indem England absolute Freilisten nicht anerkennt und Veränderungen der Konterbandelisten aus Gründen der Zweckmäßigkeit auch während eines Krieges grundsätzlich zuläßt. Dadurch wird das englische Konterbanderecht ausschließlich zur Seepolizei. Daraus folgt, daß für dieses äußere britische Staatsideal zur See für andere Staaten als souveräne, gleichgeordnete Persönlichkeiten kein Raum ist.

So stehen das äußere und das innere Staatsideal der Engländer unvermittelt neben einander: dort die Unfreiheit der übrigen Nationen im Verhältnis zu England, hier die durch den Individualismus getragene, politische Freiheit des Engländers.

Mülhausen i. E. Dr. Julian Kraehling.



Anzeigen.

Verantwortliche Redaktion: Geh. Hofrat Dr. Georg M. Jochner. München. Sendlingerstr. 61.
Hübschmann'sche Buchdruckerei, H. Schröbl, k. b. Hoflieferant in München.

Inhalt
des
siebenten Heftes.

Seite

XLV. Rekatholisierungsbestrebungen gegenüber den Universitäten Würzburg und München unter der Regierung König Ludwigs I. . 513
Von Anton Doeberl.

XLVI. Friedrich Wilhelm Weber in seiner dichterischen Entwicklung 527
Von Eduard Arens (Aachen).

XLVII. Joseph von Ägypten und Aseneth . . . 540
Von F. X. Kiefl.

XLVIII. F. W. Foersters Pädagogik und ihre Stellung zum Christentum 548
Von Prof. Stölzle.

XLIX. Subjektive und objektive nationale Benotung 560

L. Die Rache des Großorientes 577

LI. Die Staatsauffassung der Engländer . 582

Ausgegeben am 1. April 1918.



161[8]

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Georg Jochner.

(Gegründet von Joseph und Guido Görres.)

Hunderteinundsechzigster Band.

Achtes Heft.

München 1918.
In Kommission von Theodor Riedels Buchhandlung.

Von dieser Zeitschrift erscheint am 1. und 16. jeden Monats ein Heft in Großoktav. Man abonniert in München in der Expedition dieser Blätter (Josephspitalstr. 17, Hübschmannsche [H. Schröbl] Buchdr.).

Im übrigen sind die Historisch-politischen Blätter

halbjährlich zu 9 Mark

durch die Post zu beziehen.

Den buchhändlerischen Vertrieb hat Theodor Riedels Buchhandlung in München Residenzstraße 25 übernommen.

Inserate werden mit **1 Mark** die Petitzeile oder deren Raum, Beilagen nach Übereinkommen berechnet.

Herabgesetzter Preis: Von den ersten hundert Bänden kostet, soweit der Vorrat reicht, der einzelne Band nunmehr **4 Mark** der Jahrgang 8 **Mark** im Buchhandel.

Preis des Einzelheftes Mk. 1.— mit Ausnahme des ersten Heftes des 141. Bandes, welches Mk. 3.— kostet.

Die Administration der Histor.-polit. Blätter.



LII.

Recht und Moral.

Die moderne Rechtswissenschaft behauptet, daß die Rechtsordnung und die moralische Ordnung zwei ganz fremden Sphären angehören, die sich zwar kreuzen und schneiden, aber in keiner irgendwie gearteten Abhängigkeit von einander stehen. Diese Anschauung baut auf der römischen, besser orientalisch-despotischen Staatsidee auf, gegen die in nachwirkender Erinnerung an die verlorene arische Unverderbtheit das unbewußt klagende Wort fiel: Non omne, quod licet, honestum. In Wahrheit ist jedoch weder Religion und Moral, noch Moral und Recht zu trennen. Denn, wenn die Moral nicht aus der Religion aufwächst, verliert sie ihre allgemein verbindliche Kraft, wird zur wandelbaren Milieu-Sitte, an der jeder einzelne deutelt, sofern ihn nicht brutale Gewalt oder die Suggestion der öffentlichen Meinung daran hindert. Bald wird dann die Sitte des Volkes zur schmählichsten Unsitte, der sich willig alle beugen. Das Recht aber, das den Boden der Moral verläßt und außerhalb ihres Kreises weiterbaut, wird zum drakonischen, abstrakten Staatswillen ohne konkrete Grundlage, in der es wurzeln kann, es verbittert und vermag in letzter Linie nur mit der Faust in Geltung erhalten werden.

Die arischen Nordlandsvölker, die der Süden anzog, kannten als kriegerische Nomaden voll Freiheitskraft und Ungebundenheit kein Gesetzesrecht als Ausfluß irgend einer



gesetzgebenden Gewalt. Ihre Sitte und Gewohnheit bedeutete für sie auch ihr Recht, dem sich willig alle unterwarfen, da es eben nicht im Widerspruch stand mit ihrem eigenen Fühlen, Denken und Handeln. Es war keine absolute Sittlichkeit, kein absolutes Recht, aber es war doch ein Abglanz der urewigen Offenbarungssittlichkeit, des urewigen Offenbarungsrechtes, des echten Naturrechtes. Es war eine noch ganz lebhafte Erinnerung daran, weil die Kriegsfahrten im rauhen Norden in den ungebundenen Wanderern die südliche Entartung, Schlaffheit und Sinnlichkeit der Seßhaften nicht aufkommen ließen, vielmehr in den Besten und Edelsten die Ahnung erhielten, daß aus Schuld und Sünde und Unklarheit doch noch einmal eine Erlösung erretten könnte. Von diesen Erinnerungen zehrte das Gewissen, diese Ahnungen stärkten es, so daß es doch nicht so ganz vom Triebleben verschlungen werden konnte wie bei den Müßiggängern im Süden. Unter solchem Einfluß konnte sich keine triebhafte Zügellosigkeit um jeden Preis aufrecken, die Idee von Freiheit und Autorität blieb vielmehr gewahrt, wenn auch nicht in ganzer Klarheit. In diesem Sinne verstanden, ist auch das Wort des finnischen Reitermarsches wahr: Och frihet gar ut fran den ljungande pol (Und die Freiheit geht aus vom blitzenden Pol d. h. von Norden). In diesem Sinne, aber nicht in jenem der modernen blaublonden Rassenzüchter, in deren Vorstellung sich das germanische Ideal ganz mit Recht leuchtend von der romanischen Dekadenz abhebt, die aber nicht sehen, daß die altarische Lebensweisheit eben zu dieser Entartung führen muß, weil sie schon die Keime in sich trägt, daß jeder einseitige Rassenstandpunkt von einem über den Rassen stehenden Ideal überwunden werden muß. Wenn wir im folgenden öfters die Auserlesenheit, die edlen Kräfte des Germanentums anerkennen, so muß immer die vorgebrachte Einschränkung wiederholt werden.

Als die Südarier, Griechen und Römer Staaten gründeten, wuchs aus ihrer Sitte, ihrem Gewohnheitsrecht organisch



das Gesetzesrecht auf, das die Beziehungen der Einzelnen untereinander sowie zum Staatsganzen regelte. Noch immer aber nährte sich das neue Privat- und Staatsrecht von der Sittlichkeit und erst, als sich die griechische, später die römische Staatsidee am Orientalismus versehrte, erst als beide Nationen durch ihre Siege über Perser und Punier übermütig geworden und doch so demütig vor den Sitten und Rechten der Besiegten, erst als sie vom Imperialismus zu träumen begannen und der Staatsautorität daher despotische Gewalt über die Nachbarn einräumen mußten, erst dadurch trennten sich Recht und Sitte. Das Recht verließ seinen Mutterboden in den Seelen und wurde so zum Phantom, das in den Himmel baut und so lange Stein auf Stein fügt, bis die Nebelgebilde es nicht mehr tragen können und es aus Wolkenherrlichkeit zur Erde stürzt und zerbricht.

Hier zeigt es sich aufs deutlichste, daß die Völker nicht befriedigt sind, wenn sie einem wandelbaren, aus eigenem Triebleben geschöpften Rechte leben, das bei anderen Völkern und zu anderen Zeiten einem entgegengesetzten Rechte weichen muß. Tief in ihnen lebt die Sehnsucht nach einem unwandelbaren, allgemeinen Recht für die ganze Menschheit, das zugleich mit der Aufsicht über die eigene, oft für den Augenblick so angenehme Willkür den edelsten Kern der Völker, ihr Gewissen, rettet. Zugleich aber lehrt uns die Antike, daß aus eigenem die Völker diese ihre Sehnsucht nie stillen können, daß im Gegenteile alle Versuche sie zu sättigen verkehrt bleiben müssen und nur die Gier noch mehr stacheln, also nicht zum gewollten Resultat führen können. Solange die Arier wanderten, kam ihnen bei ihrer wechselvollen, harten Lebensschule die Kluft nicht so sehr zum Bewußtsein, die trotz allem ihre Lebenswirklichkeit vom Ideal trennte, ihre Natürlichkeit von der Übernatur schied. Erst als sie seßhaft wurden, Staaten gründeten und mit vielen anders gearteten Völkern in Berührung kamen, mußten sie erkennen, daß ihr Recht und ihre Sitte keineswegs allgemein menschlichen Ursprungs seien, daß sich beide vielmehr nach den Zonen



änderten. Und nun hatten sie in ihrer Jugendkraft nur mehr den Wunsch ihre Sitte und ihr Recht zu allgemeinen Werten zu erheben, vor denen auch die anderen Völker knien müßten. Da sie diesen Versuch wegen ihrer Unklarheit über sich selbst nur verkehrt anpacken konnten, da sie nicht wußten, wie sich Ideen durchsetzen müßten, da sie glaubten, rohe Gewalt könne ihre Überzeugung den anderen aufpressen, da sie also das Recht der anderen schwer verletzten und brachen, so zeigt sich hier nur wieder, wie jede Rechtsverletzung zuerst den Verletzer selbst schädigt, dem Verletzten aber sogar nützen kann, wenn er die ihn treffende Unbill richtig versteht und zur eigenen Erkenntnis benützt. Die Geschichte beweist zur Genüge, daß unterdrückte Völker sich oft schnell regenerierten, wenn sie ihrer Selbstbestimmung beraubt wurden, daß geknebelte Ideen erst recht aufblühen, daß aber Gewalthaber und Tyrannen sich nicht nur in ihrem Charakter gegen Recht und Unrecht abstumpften, sondern durch ihre Taktik geradezu die Kräfte inspirierten, die dann später ihren Sturz herbeiführten. Auch hier verlor der Staat auf den Bahnen des Welteroberers alle klare Übersicht über Recht und Unrecht. Was ihm Vorteil brachte, ihm angenehm dünkte, schien ihm Recht zu sein. So konnten Griechen und Römer zwar über ihre Vorgänger in der Weltherrschaft triumphieren, mußten aber, um dies auf dem Wege der Gewalt zu erzwingen, alle ihre Kräfte konzentrieren und mußten dadurch den Bürgern Rechte kürzen und ihnen neue Pflichten aufbürden, ja schließlich ein ganz neues egoistisches Eigenrecht aufstellen, das den Staat zu einem brutal entschlossenen Ganzen zusammenschmieden könnte. So entstand ein diskreditiertes Gesetzesrecht, das sich in gar vielen Beziehungen vom Boden der Moral emanzipierte und aller Moral schon dadurch Hohn sprach, indem es den Staat zum Selbstzweck stempelte, dem alles erlaubt sei. Werden aber die Gewohnheiten der Einzelnen um des Ganzen willen brüsk ignoriert, stellt der Staat gegenüber den anderen Staaten seine eigene Moral der Rücksichtslosigkeit auf, dann



ist es auf die Dauer unmöglich innerhalb des Staates eine bessere Sitte zu erhalten, von den Bürgern das genaue Gegenteil von dem zu fordern, was dem Staate angesichts seiner Nachbarn beliebt. Die neue Staatsmoral verunstaltet rückwirkend ganz natürlich auch die Sitten und ehedem reinen Gewohnheiten der Einzelnen. Allerdings behauptet der Staat, er habe auf dem Wege des Eroberers nicht die Zeit zu warten, bis sich aus der Sitte seiner Bürger ein so stahlhartes Recht entwickle, wie er es benötige, er müsse vorgreifen und neue diktatorische Normen schaffen um sich gegenüber den anderen Staaten durchzusetzen, auch wenn diese neueren Normen der bisher usuellen Sittlichkeit zuwiderlaufen sollten. Keine Staatsgewalt darf sich aber dann wundern, wenn aus dem Widerspruch zwischen der Staatsbrutalität nach außen und der von demselben Staat geforderten Rücksicht auf sich und auf die anderen Bürger jene Gesetzesmaschen entstehen, durch welche die Unehrbarkeit durchschlüpfen kann ohne die Gesetze anzutasten. Anfangs wird wohl die Gesellschaft solchen Rechtsbruch, der das Staatsgesetz, weil er in ihm zu Hause, umgeht und nur gegen die öffentliche Moral verstößt, nicht minder ächten, so lange eben die Erinnerungen an die Vergangenheit lebendig genug nachwirken. Im Laufe der Zeit wird sich aber die Staatsmoral des Staatsrechtes im Völkerleben auf die persönliche Moral im Privatleben übertragen, der Bürger wird am Beispiel des Ganzen erkennen, was ihm noch an Weltgeschicklichkeit fehlt, und eine neue, der Staatsmoral analoge Privatmoral wird sich durchringen, bis kein Funken der früheren, veralteten Moral mehr durch das Dunkel leuchtet, bis die Zeit reift für den Zusammenbruch, bis der ganze Körper so zersetzt ist, daß ein neues aufstrebendes Volk, jung und kräftig, dem noch Moral und Recht identisch, nachwachsen kann und den Ermüdeten, Verendenden ablösen muß. Tatsächlich lehrt die Geschichte der Antike, daß ein Volk das andere abgelöst, daß aber der Sieger immer wieder das Gift getrunken, das der Besiegte ihm mit letzter Kraft



in goldenem, ziseliertem Kelch gereicht. Nur die Germanen hat eine neue, über den Rassen schwebende Idee vor dem gleichen Schicksal bewahrt, wenigstens auf Jahrhunderte ganz bewahrt und, als dann die Brutalität und Zersetzung doch Eingang fand, wenigstens Teile von ihnen bewahrt.

Trotzdem die antike Welt in praktischem Erleben allen Verständigen so abschreckende Beispiele gab, trotzdem hielt sich die moderne Menschheit, aus edlerem Holz geschnitzt, fähig die längst mißlungenen Versuche neu zu wiederholen. Fast schien das Werk der Kirche gelungen, fast schien die ursprüngliche germanische Idee von Sitte und Recht, Autorität und Freiheit, geläutert und geklärt durch christliche Grundsatzklarheit, auf dem Wege friedlicher, kultureller Durchdringung zum absoluten Völkerwerk zu werden, da schlich sich der orientalische Bazillus auf Umwegen in neuer Vermummung ein. Die unselige Rezeption des römisch-semitischen Händlerrechtes, die parallel lief mit der Trennung von Natur und Übernatur in Renaissance-Reformation, tilgte in kurzem die mühevolle Arbeit von Jahrhunderten.

Das Mittelalter bedeutete für die spröden, ungeschlachten Völker Europas die Erziehung zur ersten Kulturstufe. Die urwüchsigen Germanen und Slaven und die durch frisches Blut erneuerten Romanen waren einzugliedern in eine universelle Gemeinschaft, in der das Recht des einen auch das Recht des anderen bedeuten sollte und beider Recht das der Gemeinschaft. Sie waren zu erziehen, ihre Derbheit zu beschneiden und so waren sie vorzubereiten für Riesenkulturleistungen. Die beste Erziehungsarbeit ist jedoch die den Zögling zur Selbsterkenntnis anzuleiten und ihn zu lehren, sich selbst zu erziehen und doch der führenden, organisierenden Autorität der Erziehers nicht zu entschlüpfen. So beschäftigte sich das Mittelalter vorzüglich damit in sich hineinzuleuchten, vergaß ganz auf die Äußerlichkeiten des Lebens, sorgte nur für die Seele, da dieser Sorge auch alle anderen Zugaben versprochen wurden, nicht nur in dem Sinne, daß dem Seelsorger auch alle Weltfragen recht gelingen, sondern auch in



dem weiteren Verstande, daß ein Volk, das sich zuerst um die Seele sorgt, nicht nur heute alles andere dazu erhält, vielmehr dadurch die Grundlagen legt für jede weitere materielle Kulturentwicklung. Nur derjenige, der sich selbst klar geworden, der ganz zu sich selbst gekommen, kann einer Gemeinschaft etwas Wertvolles bieten. Nur derjenige, der weiß, was er sich zutrauen darf, was er leisten kann, nur der sich selbst genau kennt, kann es wagen andere zu belehren, zu führen, Schöpfer und Gestalter zu werden. Nur derjenige, der auf Grund dieser Selbsterkenntnis an sich selbst arbeitet, sich losringt aus den Krallengriffen des Stofflichen, kann dann von erhöhter Stelle aus an die Durchgeistigung und Belebung des Stoffes herantreten. Die großzügige materielle Kultur der Technik und der Wissenschaft braucht den Unterbau realistischer Seelenkenntnis, sonst verschlingt sie ihren Meister und macht ihn zu ihrer Puppe. Schon gar aber bedarf die Kunst des menschlichen Zusammenlebens unter den Staaten und innerhalb der Staaten der Selbsterkenntnis, weil eben das Wesen dieser Kunst darin besteht sich ganz in den anderen zu versenken und ihm nachzufühlen.

Diese Weisheiten wollte das Mittelalter die Menschheit lehren. Darum verschmähte es diese Zeit auch den Völkern Gesetzesrecht vorzustellen, Rechte des Kaisers oder einer gesetzgebenden Versammlung, darum stand selbst das gekrönte Haupt unter dem Rechte. Man ließ unter dem Einfluß der die Seelen erneuernden christlichen Moral die Gewohnheiten des Volkes adeliger werden, sich ausreifen zum Gewohnheitsrecht, das nicht aufgeschrieben werden mußte, sondern im christgeklärten Gewissen zusammen mit dem Moralkodex eingeprägt war. Organisch konnte daraus dann das Staatsrecht hervorgehen. Schon zeigten sich da und dort Symptome dafür, daß die Zeit nicht mehr ferne, da das ungeschriebene, in den Herzen zu lesende Gewohnheitsrecht gesammelt und wissenschaftlich verarbeitet werden mußte, so im Sachsen- und im sogenannten Schwabenspiegel, als diese



Entwicklung jäh durch eine Katastrophe unerhörter Art unterbrochen wurde.

Es gab unter den Völkern stets Stimmen, die unzufrieden blieben mit dem langsamen Tempo, das die führende Kirche mit den Völkern einschlug. Sie spotteten über das unwürdige Gängeln und erinnerten sich mit Stolz einer Zeit, die äußerlich viel glänzender dastand, die namentlich auch ein wissenschaftlich durchgebildetes, unangreifbares Recht besaß, aus einem Guß, ratio scripta. Kräftezuschuß aus dem despotischen, händlerischen Osten gab diesen Nörglern und Lobsängern einer faulen Vergangenheit den Mut, auf eigene Verantwortung vom sicheren Grund abzustoßen und allein auf Wolkengebilden in schwankender Luft weiterzubauen, die noch Zögernden aber durch ihr Sirenenlocken mitzureißen. Die modernste Zeit bis zum Weltkrieg beweist, wohin diese Selbstherrlichkeit geführt. Aller Stolz von heute, Technik und Luxus, Wissenschaft und Recht, Parlamentarismus und Volkssouveränität sind auf zitternden Grundlagen gebaut, für all das scheint der Mensch noch unreif zu sein, die einzig gesnnde Vorbedingung Selbsterkenntnis, Selbstzucht und Selbsterziehung zu fehlen. Sicher hätte auch ein organisch weitergeführtes Mittelalter der Menschheit die heute mit Recht gerühmten Errungenschaften bescheert, vielleicht in viel kürzerer Zeit, da ihr die vielen Kriegskatastrophen erspart geblieben wären. Aber die so erstandene moderne Zeit wäre doch grundverschieden gewesen von der unsrigen, die in Renaissance-Reformation wurzelt. Der Mensch wäre wirklich Herr seiner Werke geworden, nicht aber Sklave einer selbsterzeugten Maschine, Helote des selbstgestanzten Goldes.

Heute hat sich das Spiel der Antike zwischen dem absteigenden Herrenvolk und dem aufklimmenden längst auf alle Völker übertragen. Jede Nation will herrschen und ihr Recht anderen aufzwingen. Der Weltkrieg ist das Resultat der Staatsrechte und Volksrechte, die sich aller Pflichten gegen die Übernatur entledigt und sich aus den lästigen Banden der Moral heraus gestellt hat. Der Weltkrieg

ist die Antwort auf die vagen Versuche an Stelle der kirchlichen Katholizität die Sehnsucht der Menschheit nach allgemeinen, klaren Prinzipien, nur natürliche Surrogate einzuschmuggeln. Die Wiederholung des altheidnischen Imperialismus ist genau so ad absurdum geführt wie der schlappe und durch Lebensunkenntnis optimistische Kosmopolitismus abstrakter Rationalisten, die von einem verschwommenen Naturrecht träumten, das auch ohne Weltautorität zum Leben erwachen könne, das aber in Wahrheit dann doch nur eine Legalisierung des Trieblebens bedeutet.

Das „Πάντα ῥεῖ" im Rechtsleben hat den Subjektivismus ermöglicht, der das Recht in Grenzschranken sperrt, dem das Völkerrecht nur eine Stundung des Krieges bedeutet, bis die Rüstungen perfekt, für den die Gewalt ultima ratio bedeutet und der logischer Weise mit der Zerfleischung der Völker endet. Und innerhalb der Völker? Die nackte Gier, die Sittenverwilderung, der schamlose Wucher sprechen zu deutliche Worte. Nur die Gewalt verhindert, daß sich innerhalb der Staaten das Spiel der Staaten untereinander wiederhole. Wo die Gewalt versagt, folgt dem Weltkrieg die soziale Revolution.

Wenn je einmal, so kann nur unter solchen Geschehnissen die Einsicht tagen, daß es ein unwandelbares, ewiges Menschheitsrecht geben müsse. Der Verworfenste sehnt sich ja noch darnach, wenn er auch seine Sehnsucht falsch betätigt, aber je mehr er sinkt und je tiefer er sich seinen Launen und den Zufälligkeiten des Lebens versklavt fühlt, desto mehr verlangt er nach einem absoluten Wert, nach dem Punkt über der Welt, auf dem fußend man die Welt bewegen kann. Je mehr die Gesunkenen die starke, die errettende Hand ersehnen, desto lebhafter empfinden sie ihre eigene Ohnmacht, ihr eigenes Unvermögen sich selbst zu helfen, desto klarer sehen sie, daß eine Weltautorität bestehen müsse, die für alles Absolute bürgt, die das Völkerrecht bewacht, die über den Staaten steht und so erst die Staaten von ihrem, sie selbst am meisten belastenden Gewaltindivi-



dualismus befreit. Nur so kann der moderne Staat vom fixen Wahn genesen, daß das Recht des Nachbarn sein eigenes Unrecht sein müsse. Nur so werden seine Bürger von dem zwingenden Beispiel ihres Staates befreit, nur so wird auch innerhalb der Staaten die Rechtsordnung wieder hergestellt. Diese Rechtsordnung aber entspringt der moralischen Ordnung, ist nur der Ausdruck für die prägnantesten Pflichten gegen Gott, den Nächsten und die Gemeinschaft. Wo Kirche und Staat zu schwach sind ihr Recht zu erzwingen, dort ist alleiniges Gebiet der Moral. Aber, alles, was Recht, ist auch Moral. Die Rechtsordnung ist der engere Kreis, den die moralische Ordnung einschließt. Eine Rechtsordnung, die statt dessen auf der Nützlichkeit oder dem Staatsvorteil aufbaut, führt zur Anarchie. E. K. W.

LIII.

Ein Leben im Dienste der Kunst.

Von Joseph Schlecht.

Am 9. Februar ward in dem schönen, vom Steinkreuz Loy Herings überragten Friedhof zu Eichstätt ein Künstler zur letzten Ruhe bestattet, der durch seine sinnigen Zeichnungen und gemütvollen Bilder aus dem Kinderleben bei Alt und Jung bekannt und geschätzt war: Joseph Kiener, Professor für Zeichnen und Modellieren am K. Gymnasium daselbst, der geistesverwandte Freund der Schriftstellerin Emmy Giehrl (Tante Emmy).

Mitten im vollen Schaffen hatte den kräftigen Mann eine tückische Lungenentzündung am Weihnachtsabend des verflossenen Jahres auf das Krankenlager geworfen, das ihm zum Sterbebett wurde. Ein tiefgläubiger Christ empfing er mit rührender Andacht die letzten Tröstungen der Kirche



und hatte das Glück zwei Stunden vor seinem Hinscheiden noch einmal die heilige Wegzehrung zu empfangen. So ist er in Liebe vereint mit seinem Heilande sanft hinübergeschlummert in jenes Reich der Engel und Heiligen, dem er so oft seine frommen Bilder gewidmet hatte.

Durch langjährige Freundschaft dem edlen Künstler verbunden, eilte ich an seine Bahre und konnte von ihm noch Abschied nehmen, ehe der schlichte Holzsarg das, was sterblich an ihm war, den Blicken entzog. Noch im Tode war er der schöne, kräftige Mann mit der hohen Stirn und den buschigen Augenbraunen, der Adlernase und den blitzenden Zähnen; aber das Haar war ergraut, das sinnige glanzvolle Auge erloschen, das Antlitz zeigte die Spuren der schweren tückischen Krankheit, die den Sechzigjährigen so rasch gebrochen hatte. Des Todes Friede lag auf den Zügen des Entschlafenen; er hatte ausgerungen.

Dann haben wir ihn im langen Trauerzuge zum Familiengrabe in der Künstlerecke des Eichstätter Friedhofs geleitet, wo sein Schwiegervater, der Historienmaler Alois Süßmayer, wo die alten Eichstätter Meister Pedetti und Gabrieli bestattet sind.

In das gleiche Grab hatten sie acht Tage vorher die gleichalterige, seelenverwandte treue Gattin, Frau Thekla Riener, gebettet. Wochenlang hatte sie den erkrankten Mann gepflegt und Tag und Nacht hindurch seiner treu gewartet, ohne sich Ruhe zu gönnen, bis sie selber vor Schwäche umsank und rascher eine Beute des Todes wurde als der heißgeliebte Gatte. Am 30. Januar ist sie in die ewigen Wohnungen eingegangen, am 7. Februar folgte ihr der Lebensgefährte nach. Es war ein so schöner, festgeknüpfter, in heiliger Liebe gegründeter Ehebund, meinte der Geistliche am Grabe, daß eines ohne das andere nicht hätte leben können. Nun umschließt die beiden Gatten eine Gruft, über die Freundschaft und Liebe mitten im kalten Winter Blumen und Kränze gelegt haben — diese Kinder des Frühlings, die uns vom neuen Leben und der Auferstehung künden.



Groß war die Teilnahme aus allen Schichten der Bevölkerung. Die drei Lehranstalten, in deren Dienste Joseph Kiener seine besten Kräfte verzehrt hatte: Gymnasium, Lehrerseminar und Realschule, gaben ihm das letzte Geleite, die Beamtenschaft, das Domkapitel, selbst der verehrungswürdige greise Bischof von Eichstätt folgten im Leichenzug. Auch manch schönes bedeutsames Wort von der Hoheit der Kunst und treuerfüllter Lebenspflicht ward an diesem Grabe gesprochen; aber nichts hat mich so gerührt als die kleinen Büblein, die ungerufen neben dem Sarge herliefen, und keine Rede hat mich so ergriffen als die wenigen Worte, womit ein Schüler der zweiten Klasse seine Blumen niederlegte: „Wir danken Dir für alles, was Du uns gelehrt und geschenkt hast, Gott gebe Dir die ewige Ruhe und eine fröhliche Auferstehung!"

Kieners Leben verlief in ruhigen Bahnen. Zu Schwarzenfeld, wo sein Vater gräflich Holnsteinscher Guts- und Rentenverwalter war, am 21. Juli 1856 geboren, war er ein biederer, aufrechter Oberpfälzer und blieb sein Leben lang mit der Heimat innig verwachsen. Darum ist seine Kunst so bodenständig und hat bei aller Tiefe des Gemütes männliche Kraft. Seine fröhliche Kindheit verlebte er in Schwarzenfeld, dann kam er in die Präparandenschule nach Regensburg und in das Schullehrerseminar nach Eichstätt. Denn er wollte Volksschullehrer werden. Als dieses Ziel 1875 erreicht war, erfolgte die erste Anstellung als Schulgehilfe in Pempfling und Waldmünchen. Er liebte die Kinder, hatte Verständnis für ihre Seele und ein hohes Verantwortungsgefühl gegenüber seinem Beruf. Sein Sichhineinleben in das kindliche Empfinden und Denken nahm bildliche Formen an: er beobachtete und belauschte die kleinen Knirpse, die in den Bänken saßen, in der Schule, zu Hause und bei ihren Spielen, er warf die fröhlichen Mädel, die sich im Ringelreihen drehten, mit flüchtigen Strichen auf das Papier; mit dem Skizzenbuch in der Hand ging er hinaus in die Wiesen und Auen, Felder und Wälder und — zeichnete, was sich dem

Auge darbot. Er wollte Künstler werden. Das kostete Opfer. „Die Schönheit ist eine harte Despotin“, schrieb er später einmal, „aber um ihretwillen trägt man gar manches Lebensungemach. Es gab damals wenige, die mich verstanden und mein Unternehmen gut hießen, aber mein väterlicher Freund, der Hauptlehrer Königer in Waldmünchen, ermunterte mich dazu.“ Es folgten bittere, entbehrungsreiche Jahre auf der Kunstgewerbeschule und dem Polytechnikum, dann an der Akademie der bildenden Künste, versüßt durch den angeregten freundschaftlichen Verkehr mit Gleichstrebenden, wie Buchner, Sand, Samberger und Stuck, denen er die Treue bewahrt hat, mochten ihre Lebenspfade später auch nach ganz entgegengesetzten Richtungen hin verlaufen.

In jenen sieben mageren Jahren, von denen Kiener oft humorvoll erzählte, nahm sich Frau Emmy Giehrl in mütterlicher Weise des armen Kunstjüngers an und dieser hat ihr zeitlebens eine unbegrenzte Verehrung und Dankbarkeit gezollt, er ist der verständige Illustrator ihrer reizenden Kinderbücher geworden. Wohl hatte er 1882 die Prüfung für das Zeichnungslehramt mit bestem Erfolge bestanden, aber die staatliche Anstellung ließ noch jahrelang auf sich warten. Frau Giehrl empfahl den begabten, aber allzu bescheidenen jungen Mann an ihren Verleger Ludwig Auer in Donauwörth, der ihm Aufträge zu Illustrationen für die von ihm herausgegebenen Familienblätter, besonders für den „Schutzengel“ und die „Monika“, erteilte. Zahllos sind die herzigen Bildchen, die er in jenen Jahren entworfen und die uns das deutsche Haus, die christliche Familie, das Kinderleben in Freud und Leid immer wieder von einer neuen Seite zeigen. Selbst eine innerliche, tiefreligiöse Natur zeigte er sich auch Stoffen aus der heiligen Geschichte gewachsen. Sein Zukunftstraum war sich ganz der Malerei und zwar der religiösen Malerei zu widmen. Schon als Kind malte er, wie er mir erzählte, am liebsten Heilige und Szenen aus dem Leben Mariä und dem Leiden Christi. Noch im letzten Jahre seines Lebens hat Kiener für die

„Monika“ Passionsszenen entworfen, in denen der Geist Albrecht Dürers weht. Sie gehören mit zum besten und tiefsten, was sein Stift geschaffen hat, und ich wünschte, sie lägen in jeder Kapelle zum Betrachten auf an Stelle der geschmacklosen, oft unsinnigen und abergläubischen Schriften, die man dort für den Beter, der auf einen Augenblick Einkehr hält, mitunter auf den Bänken liegen sieht.

Schließlich siedelte Kiener ganz nach Donauwörth über und trat zu dem Leiter des dortigen Cassianeums und den Herausgebern der Auer'schen Zeitschriften in ein recht gemütliches Freundschaftsverhältnis, sodaß diese den stets heiteren Künstler ungern scheiden sahen, als 1889 seine Ernennung zum Kgl. Zeichenlehrer an der Lehrerbildungsanstalt und am humanistischen Gymnasium in Eichstätt erfolgte. Eines schönen Tages tauchte der liebe Freund in meiner geräumigen Kaplanswohnung bei St. Waldburga auf und blieb bei mir, bis er sich einen eigenen Herd gründete. Als mich im Herbst dieses Jahres meine Studien nach Rom riefen, schuf er sich ein behagliches eigenes Heim und vermählte sich mit der fast gleichaltrigen, geistesverwandten, einzigen Tochter seines Vorgängers, des begabten Historienmalers Alois Süßmayer, der einst mit Schraudolph in München, Speyer und Gran gemalt hatte und zu den letzten Epigonen der Nazarenerschule gehörte.

„Nun kommt die Zeit heran, die Dich nach Rom und mich in den Ehestand führt“, schrieb Kiener am 17. Sept. 1889, „am nächsten Dienstag ist die feierliche Hochzeit, zuvor beichten und kommunizieren wir in der Kapuzinerkirche. Vergiß nicht, an genanntem Tage eine hl. Messe zu lesen, auch wenn Du schon auf der Reise sein solltest, und bete recht innig für mich und meine liebe Thekla, auf daß Gott uns segne und wir recht glücklich werden.“ Die beiden Gatten haben sich wohl verstanden und innig geliebt und als ihr Bund im Mai 1891 mit einem Sohne gesegnet wurde, haben sie alles daran gesetzt, um ihm eine gediegene, echtchristliche Erziehung zu geben. „Die Nachfolge Christi



ist ein schönes Buch und wir lesen fleißig darin", heißt es in einem Brief vom 29. Dezember 1903, „um uns an den Betrachtungen zu erbauen. Die letzten Kapitel über das allerheiligste Altarssakrament hat meine Frau während der Weihnachtstage unserm Hansl vorgelesen, es sind schöne Betrachtungen, ganz geeignet zur Vorbereitung auf den großen Tag der ersten hl. Kommunion." Frau Thekla war eine sehr sorgsame und tüchtige Hausfrau, die über dem idealen Streben und geistigen Weiterbilden die prosaische Wirklichkeit nie vergaß. „Schon in meinen Schulmädeljahren", schrieb sie mir 1899, „zählte ich einen stillen Festtag und ein neues, schönes Buch dazu zu meinen vergnügtesten Tagen. Freilich sind die Feiertage in späteren Zeiten, wenn man einmal Hausfrau und Mutter geworden ist, nicht immer auch Ruhetage und gar oft gelingt es unsereinem selbst da nicht, ein stilles Stündchen für Herz und Geist erquickende Lektüre zu gewinnen. Da haben es die Männer schon zehn Mal schöner!" Und doch fand sie noch Zeit, an den künstlerischen Arbeiten des Lebensgefährten fördernden Anteil zu nehmen. Zu so mancher Kinderszene, zu kurzen Erzählungen und Märlein hat Frau Thekla die Erklärung, meist in hübschen Versen, verfaßt.

Freilich drückte auf den jungen Künstler die Last des Amtes und die schwere Pflichterfüllung von 24 Unterrichtsstunden; denn er wollte seine Schüler fördern nicht bloß im Zeichnen und in der Beobachtung der Naturschönheit, sondern in ihnen Liebe und Interesse für die Werke der Kunst und für alles Hohe und Schöne wecken. Dankbar hat im Namen derselben ein junger Kunsthistoriker im feldgrauen Gewande, der Lazaretgeistliche Dr. Bayer, an seinem Grabe es ausgesprochen, wie tief er die jungen Gemüter zu packen verstand und wieviel ihm dieselben verdankten. Eine Fülle von Bildern, eine Welt von Gedanken lebte in ihm, und er fand so wenig Zeit sie auszusprechen. Die besten Stunden des Tages gehörten dem Unterrichte in den Schulen; wenn er den Stift in die Hand nehmen konnte,

war das Auge schon matt, die Hand schon müde, der Geist schon abgespannt. „Gesund sein und schaffen können, ich kenne nichts Schöneres“, äußerte er öfter als einmal, aber seine Nerven litten doch mit der Zeit unter der Doppelaufgabe, zumal da er seine Lehrstunden Jahre hindurch, wie er sarkastisch zu äußern pflegte, „mit Musikbegleitung“ geben mußte, weil zugleich mit dem Zeichnungsunterricht auch die Musikstunden und zwar in allen Räumen, die den Zeichnungssaal umgaben, abgehalten wurden. Dazu kamen oft sehr laute Proben im untern Stockwerk für die Kirchenmusik und die vorzubereitenden Konzerte. Während Kiener seine Schüler mit voller Hingabe in die Gesetze der Projektionslehre, von der er auch einen Leitfaden verfaßte, einzuführen sich bestrebte und die Studenten seine Ausführungen mit Aufmerksamkeit verfolgten, schmetterten in feierlicher Wucht ein Gloria oder ein Schlußchor mit Orchesterbegleitung dazwischen. Allmählich gelang es ihm hier Wandlung zu schaffen und noch glücklicher fühlte er sich, als endlich im Jahre 1908 seine Aufgabe auf den Zeichenunterricht am Kgl. Gymnasium in Eichstätt beschränkt und für das Schullehrerseminar eine eigene Kraft aufgestellt wurde. Freilich brachte dafür der Krieg wieder dreifache Last, indem er auch Stunden an der Lehrerbildungsanstalt und an der Realschule übernehmen mußte und dieser ist er erlegen.

Alle freie Zeit, die leider so karg bemessen war, gehörte der Kunstübung. Da wurde gezeichnet, gemalt, geätzt, studiert und gelesen und vor allem immer und immer wieder nach der Natur skizziert. Es kamen Aufträge auf Bücherillustrationen aus Regensburg, Köln, Einsiedeln, Wien u. s. w., die er gerne annahm und mit der größten Gewissenhaftigkeit vorbereitete und ausführte, und manchmal auch auf Gemälde für Kirchen, die im Bezirk gelegen waren. Ein schönes Altarblatt hat er für eine Landkirche in der Nähe von Eichstätt gemalt, dann aber solche Aufträge von sich gewiesen — sie lagen ihm nicht. Im Verkehr mit dem zu früh dahingegangenen kunstsinnigen Domvikar Adalbert Ebner,

mit dem vielerfahrenen priesterlichen Künstler Pfarrer Mutzl in Enkering, mit Domkapitular Herb und Professor Freiherrn von Lochner und vielen anderen Gleichgesinnten gewann er immer neue Anregung und Abspannung nach angestrengter Arbeit. Im Jahre 1895 machte er mit mir eine Reise nach Ober- und Mittelitalien, wo ihn besonders die großen Venezianer Meister und die Ferraresen fesselten, in Bologna weilte er tagelang vor den unsterblichen Werken eines Francia und Raffael. Von da an ist ihm eine heiße Sehnsucht nach dem Lande der großen Maler geblieben, wozu sich die stille Entsagung gesellte auf das Glück selbst ein bedeutender Maler zu werden. Schon im Jahre 1891 schreibt er:

„Ich zeichnete eine Madonna von Fiesole und zwei heilige Franziskaner, die sich zur Rechten und Linken befinden. Du wirst lachen und Dir denken: Kiener und Fiesole, wie reimt sich das zusammen? Ich nahm mir auch vor, oben genannte Madonna in throno zu malen; ich fing an, aber schon nach zwei Tagen sollte meine stille, traute Arbeit wieder durch andere Aufträge unterbrochen werden.' Ich sehe bestimmt, daß der liebe Gott nicht will, daß ich male, und so füge ich mich denn in mein Schicksal, wenngleich es mich oft recht hart ankommt. Dieses stille, unbefriedigte Sehnen, dieser ungestillte Drang läßt mich zu keinem Genuß der irdischen Freuden kommen, und so vergeht die Zeit in fortwährenden moralischen Katern. . . . Deinem Wunsch entsprechend, sende ich Dir einige Zeichnungen von mir, damit Du sie den Herren von der Gesellschaft für christliche Kunst zeigen kannst. Aber mein Gott, ich getraue mich nicht mehr recht vor kritische Künstleraugen. Die Künstler machen doch so und soviele Studien zu Händen, Füßchen, Köpfchen, Draperie, studieren jeden Tag wirkliche Akte, und ich Armer muß jetzt schon wieder acht Tage hindurch Zeichentabellen für das Gymnasium herstellen, eine Arbeit, die in lauter geraden Linien vor sich geht, und sonst findet sich auch keine Gelegenheit das richtige Öl für mein Lämpchen zu finden. . . . Nun, das ist so ein stilles Lamento, das sich bald gewöhnt

und mit der Zeit verstummen wird. Am schwersten fällt es mir, in das wirkliche Sein des Alltags mich hinein zu finden. Meine Phantasie malt mir Bilder vor, die mich oft ganz unglücklich machen, daß ich sie nicht ausführen kann, und doch wird der liebe Gott wissen, warum dies alles gerade so sein muß. Und darum wird es gleich am besten sein, schön geduldig und zufrieden zu bleiben."

Kiener richtete sich, um ungestört arbeiten zu können, zuerst auf einem alten unbewohnten Stadtmauerturm, dann in einem entlegenen Gartenhaus neben dem Gottesacker ein Atelier ein, wo er die nötige Ruhe und Sammlung für seine Kompositionen fand. „Die ganze Stadt bin ich abgelaufen, um ein Zimmer zu finden, das gutes Licht zum Zeichnen und Malen hat, und nichts habe ich auftreiben können. Mit jedem Tag wird mein Drang zur Arbeit größer, und ich fühle mich nicht glücklich, wenn ich nicht komponieren oder nach der Natur studieren kann. Ohne Nordlicht läßt sich aber dies nicht machen" schreibt er mir im März 1890 nach Rom in einem Briefe, den er mit köstlichen, humorvollen Zeichnungen verziert hat.

Im historischen Verein Eichstätt, dessen Vorstandschaft er seit 1892 angehörte, konnte man seinen Stift gar wohl brauchen und er hat mit der selbstlosen Hingabe, die ein schöner Charakterzug an ihm war, bald römische Altertümer abgezeichnet, bald reizende Vignetten und Bildchen für das Sammelblatt, bald humorvolle Szenen für die Kneipzeitung „Sammelsurium" entworfen. Je länger er in Eichstätt weilte, desto besser gefiel es ihm dort, und von der Möglichkeit, die sich ihm darbot nach größeren Städten wie Regensburg und München überzusiedeln, machte er keinen Gebrauch. Aber in den Ferien kam er gerne nach der Kunsthauptstadt Deutschlands, besuchte die Ausstellungen, saß stundenlang vor den alten Meistern in den Sammlungen und wanderte von einem Atelier ins andere um zu sehen, was die alten Bekannten, die Samberger und Stuck, und die neuen Freunde Busch, Fugel, Schleibner, Waderé und



andere schufen. Der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst gehörte er seit ihrer Begründung als eifriges Mitglied an und hatte die größte Teilnahme für ihre Veranstaltungen und Unternehmungen. Als ich auf ihre Veranlassung hin 1901 das mit großem Beifall aufgenommene Werk „Eichstätts Kunst" herausgab, schmückte es seine Feder mit wertvollen Zeichnungen. Wie gerne hätte er nicht nur als Mitstrebender, sondern auch als Mitschaffender dieser Künstlerschar sich beigesellt! Aber zu großen Vorwürfen fehlte die Zeit und die nötige Ruhe und die vielen Aufträge rein zeichnerischer Natur lähmten ihm die Schwingen. „Die Zeichnerei nach dem Dutzend habe ich jetzt satt, da aus derselben keine innere Befriedigung kommt. Ich werde jetzt längere Zeit auf Nebenverdienst verzichten und mehr studieren" meinte er am 20. Februar 1895.

In dieser Stimmung schreibt er am Ende des arbeitsreichen Jahres 1898: „Je mehr ich mit der Feder zeichne, desto weniger wollen meine Hände folgen, Schriftzüge zu machen, und da ich in letzter Zeit sehr viel gezeichnet, brachte ich kein Brieflein zustande, so oft ich auch an Dich dachte und mit dankbaren Gefühlen alle Deine lieben und freundlichen Grüße, die Du sandtest, erwidern wollte. Sei mir daher nicht böse und verzeihe mir mein langes Stillschweigen. Ich habe inzwischen die Bilder zu dem Märchenbuch „Am Wichtelborn" fertig gemacht und ich danke Gott, daß sie auch den Beifall des Verlegers gefunden haben. Es war eine reine Hetzarbeit. Dadurch, daß ich für die Schule, namentlich im Linearzeichnen, jede Stunde vorbereiten muß, bleibt mir wenig Zeit zu künstlerischer Arbeit und was ich während der Ferien gelernt, kann im Schuljahr schön langsam wieder verduften. Ob ich wohl wieder Illustrationsaufträge übernehme? Ich glaube nicht mehr, obwohl ich das bescheidene Honorar für meine Familie und meine idealen Bedürfnisse, besonders für meine Bücher, recht gut brauchen kann. Es drängt mich aber zu künstlerischem Schaffen, und ich will sehen, was ich in Zukunft alles treiben werde. Zunächst habe ich noch einen Auftrag



von den Vätern (der „Ewigen Anbetung") in Bozen zu erledigen."

Und so drängte ein Auftrag den andern. Den Vorsatz, den Kiener hier niederschrieb, hat er wohl dutzendmal gefaßt, aber nie ausgeführt. Darum ist selbst unter seinen Zeichnungen manches Mittelgut geblieben und unter seinen Bildern nur weniges voll ausgereifte Frucht geworden. Niemand fühlte dies so tief als der Künstler selber, der unter der Last des Lehrberufes und unter der Hast des Schaffens zu keiner inneren Sammlung, nicht einmal zur körperlichem Ruhe kommen konnte. „Du glaubst nicht, was es Schreckliches ist, nach Brot schaffen zu müssen, wie dies das Nervenleben zu Grunde richtet; ich habe es genugsam gekostet . . . Nur wenn der Künstler sorgenlos in die Zukunft schauen kann, vermag er, frei von drückenden Fesseln, ideal zu schaffen. Es gehört ein Charakter dazu, in der Not dem Höchsten zu dienen." So schrieb er am 5. Juni 1894. Später erlangten die Zeichnungslehrer in Bayern Pensionsberechtigung, damit war die Zukunft seiner Familie sichergestellt.

In den Ferien boten Landaufenthalt und Fußwanderungen in den Bergen Erholung für die überarbeiteten, gequälten Nerven. So haben wir 1903 schöne Ferientage zusammen mit den nun auch hinübergegangenen Freunden Domkapitular Franz Xaver Herb und Professor Heinrich Maria Gietl in der Umgebung von Garmisch verlebt. Früher hielt er sich gerne mit seiner Familie in Rott am Inn auf, wo sein Anstaltsvorstand, der ihm sehr gewogene Oberstudienrat Dr. von Orterer, und die Seinigen die Ferienzeit verbrachten. Vor allem aber wurde „gekneippt". So sehr Kiener den Alkohol verachtetete und nicht einmal als Medizin gelten ließ, so begeistert sang er das hohe Lied vom Pfarrer Kneipp. Oft weilte er in Wörishofen, wandte die Kur an, durchstreifte die Umgebung, suchte deren landschaftliche und künstlerische Schönheiten auf und kam stets gekräftigt und angeregt nach Hause zurück. Mitunter gabs freilich auch einen kleinen Ärger.



„Ja die Kunst!“ klagt er am 25. August 1904; „Es wird einem oft recht weh ums Herz, nicht etwa wenn man die Ausstellung der Sezession besucht“ (über die ich mir kritische Bemerkungen erlaubt hatte), „nein, wenn man Kirchen besucht. War da auch hier eine so nette, stimmungsvolle Klosterkirche, in der man so recht beten konnte. Nun ist durch Anbringung von modernen Glasgemälden im Jugendstil alle Stimmung fort, alle Wirkung der schöngeschnitzten, in Braun und Gold gehaltenen Barokaltäre dahin, überall lagert der grüne Glasfensterton, der namentlich dem Gold allen Glanz nimmt und alle malerische Wirkung totschlägt. ‚Es ist ein wahrer Jammer‘, würde Orterer sagen. Die Glasmalereien haben schon so viel verdorben, und es scheint, daß auch die jüngste bayerische Ministerialentschließung betreffend Anbringung von Glasgemälden in Zopf- und Barokkirchen noch nicht viel geholfen hat. Mich dauern die guten frommen Wohltäter, die auf diese Weise durch ihre Stiftungen so viel zur Verrohung und Verwilderung des Stilgefühls beitragen. Wie viel besser hätten sie ihr Opfergeld für Schöneres verwenden können!“

In den letzten Jahren kam der begeisterte Naturfreund wenig mehr über das stille Altmühltal und seine Umgebung hinaus. Der Krieg verleidete das Reisen. Aber gerne streifte er in Begleitung eines Freundes auf den Höhen des Frankenjura, suchte die versteckten Dörfer und malerischen Städtchen des alten Hochstifts auf und fand in den schattigen Buchenwäldern des Tales Ruhe für seine müden Nerven. Da ward gezeichnet und gemalt und Mappe um Mappe gefüllt und schließlich sogar mit Hilfe von Oberstudienrat Dr. Englert, dem Nachfolger Orterers, und Professor Dr. Freiherrn von Lochner in Eichstätt, eine „Vereinigung der Kunstfreunde“ begründet, die den Mittelpunkt für alle künstlerischen Bestrebungen in der kleinen, ehrwürdigen Bischofsstadt bildete und sehr viel zur Hebung des geistigen und geselligen Lebens beitrug. Sie konnte sich im vergangenen Jahre mit einer Ausstellung der Arbeiten ihrer Mitglieder an die große Öffentlichkeit wagen, die von allen Seiten Anerkennung und Auf-



munterung fand. In ihr gelangte das Lebenswerk Kieners in seinen mannigfachen Erzeugnissen und wertvollsten Schöpfungen zum ersten Mal zur sicheren Geltung.

Ob er es wohl ahnte, daß für ihn der Tag zur Reige ging? Vor Jahresfrist überraschte er mich mit einem kleinen Ölbild, das den kreuztragenden Heiland darstellt, voll rührender Innigkeit in der Ausprägung des tiefsten Seelenschmerzes. Ich verstand den Gruß: der Maler selber war ein Kreuzträger geworden und folgte gottergeben seinem großen Vorbild nach. Schwere Leiden und Sorgen waren über ihn gekommen: eine langwierige Krankheit seines einzigen Sohnes, die ihn an des Grabes Rand gebracht hatte, dazu die Entbehrungen des schrecklichen Krieges, unter denen er nicht minder als seine treue, mitfühlende Gattin litt. Und doch verstand er es noch, mit heiterer Seele, dem Kinde gleich, das unter Tränen lächelt, köstliche, frische Schattenrisse voll sonnigen Humors aufs Papier zu bringen, die durch den „Schutzengel" und durch Ansichtspostkarten weiteste Verbreitung fanden. Am 9. Dezember erhielt ich den letzten Brief von seiner Hand. In heiterem Frohsinn plauderte er: „Trotz allem Kriegselend ist das geistige Leben in Eichstätt noch frisch wie in der Friedenszeit. Dieser Tage hörte ich herrliche Vorträge von P. Lohmann. Der Historische Verein hält seine Versammlungen im Vereinslokal der Gesellschaft „Kasino", wo es sehr heimelig ist. Mir hat die Graphische Sammlung in München einige Radierungen abgekauft, was mich veranlaßt, dieser Kunstbetätigung wieder mehr nachzukommen. Es ist das Zeichnen immer noch die möglichste und dankbarste Art, mich künstlerisch betätigen zu können." Wie ein vorausschauender Seher spricht er noch einmal von seiner geliebten Kunst und drückt die gute Hoffnung aus: „Es wird die Zeit nach dem Krieg keine ungünstige für die Kunst werden, da doch Deutschland Sieger bleiben wird, und wir in freudiger Zuversicht auch in dieser Beziehung der Zukunft entgegensehen können."

Gott gebe, daß dies Wort bald Wahrheit werde! Ist



es aber einmal in Erfüllung gegangen, dann wird unser Volk auch dankbar derer gedenken, die mit hellen, reinen Augen nach den Sternen geschaut und das verlorene Paradies in unschuldvollen Kinderherzen gesucht und gefunden haben. Einer der besten dieser Art war Joseph Kiener. „Der Herr schenke ihm den ewigen Frieden und eine fröhliche Auferstehung!“ hallt es aus der Künstlerecke des schönen Eichstätter Friedhofes zurück.

LIV.

Philippa Pearsalle.

Eine Droste-Erinnerung.

Von Thekla Schneider.

Kostbarer als Denkmale von Erz und Stein sind Worte, welche bedeutende Menschen über Zeitgenossen gesprochen oder geschrieben haben. Was Michelangelo über Vittoria Colonna, Dante über Beatrice gesagt, hat diese Frauen berühmter gemacht als alle ihre Bilder von Künstlerhand. Annette von Droste war auch der Zauberstab in die Hand gegeben Namen der Nachwelt zu überliefern und sie mit einer Gloriole zu umweben.

Wer würde noch Philippa Pearsalles gedenken, wenn nicht die Dichterin eines Tages, in ihrer stillen Turmstube auf der Meersburg die Feder eingetaucht und die Verse niedergeschrieben hätte:

„Um dich, Philippa, spielt das Licht,
Dich hat der Morgenhauch umgeben,
Du bist ein liebes Traumgesicht
Am Horizont von meinem Leben.“

Nein, niemand würde ihrer mehr gedenken als vielleicht ein kleines Kirchlein in der Schweiz, wo in der Ecke an zwei Altarbildern, die sie gemalt, der Name der Künstlerin steht. So aber taucht, wenn wir obige Verse lesen, aus der grauen



Vergangenheit ein gar liebliches Bild von dieser Freundin vor uns auf, und wenn es auch nicht zu vergleichen ist mit den hochragenden Gestalten der Renaissance, welche in das Leben von Dante und Michelangelo Licht und Wärme getragen, so zählte die Freundschaft mit Philippa doch zu den Blumen, die am Lebens- und Leidensweg der Dichterin erblühten und sie mit ihren Farben und ihrem Dufte erquickt haben. Wenigen, den allerwenigsten ist aber näheres über sie bekannt und da alles, was mit Annette von Droste-Hülshoff zusammenhängt, Anspruch darauf machen kann Interesse zu erwecken, dürfte es sich lohnen Mitteilungen, die noch aus dem Munde der letzten Nichte der Dichterin stammen, zu veröffentlichen.

Der englische Baron Pearsalle zog von England nach Deutschland und ließ sich mit seiner Frau und drei Kindern, einer Tochter, einem Sohne Anton und noch einer Tochter, Philippa genannt, in Karlsruhe nieder. Sie verkehrten viel am badischen Hof. In Folge zu großartiger Lebensführung verschlechterten sich die Verhältnisse und trennte sich Pearsalle von seiner Frau, die als 15jähriges Mädchen ihn geheiratet hatte. Sie wohnte nach ihrer Trennung in einem Kloster in Straßburg und soll dort katholisch geworden sein. Pearsalles älteste Tochter, welche sehr schön war, verliebte sich in Dr. Stanope, den Attaché des englischen Gesandten, und entfloh mit ihm nach Paris. Nach all diesen Schicksalsschlägen trieb es Baron Pearsalle aus der großen Welt fort in die Stille der Natur. Er siedelte sich am schwäbischen Meere an, indem er das über Rorschach gelegene Schlößchen Wartensee kaufte. Dort lebte er allein mit seiner Tochter Philippa.

Durch Vermittlung von einem sehr gebildeten, ausgezeichneten Manne, namens Flinkh, welcher in Karlsruhe den Sohn Anton unterrichtete, jetzt aber als Oberlehrer am Schullehrerseminar in Meersburg angestellt war, lernte Baron Pearsalle den Freiherrn Josef von Laßberg kennen und kamen die Familien sich nahe. Annette v. Droste,



welche, wie bekannt, immer wieder bei ihren Geschwistern Laßberg auf dem alten Felsenschlosse, der Meersburg, weilte, war in diese Beziehungen mitverwoben. Philippa fand ungeheures Gefallen an der Dichterin und fühlte sich sehr zu ihr hingezogen. Umgekehrt war es ebenso der Fall, wiewohl die Engländerin noch in der ersten Jugend sich befand, während Annette schon die vierziger Jahre überschritten hatte.

Es sind wohl selten von einer Freundin so rückhaltlos und neidlos die Vorzüge ihrer jüngeren Genossin anerkannt worden, wie es in dem Gedichte „Philippa" der Fall ist, mit dem Annette dieser Freundschaft ein Denkmal gesetzt hat. Dasselbe atmet geradezu eine entzückende Resignation.

So vornehm in den Hintergrund treten und sich bescheiden konnte nur eine durch und durch edle, geläuterte Persönlichkeit.

Die Freundinnen besuchten sich häufig, bald für kürzer, bald für länger. Annette brachte einmal acht Tage in Wartensee zu und Philippa war oft noch länger auf der Meersburg. Ein Zimmer im östlichen Flügel wurde ihr eingeräumt. Die Dichterin verbrachte dort besonders gern mit ihr die Abende. Sie sprachen dann englisch miteinander und musizierten. Philippa besaß nämlich eine wundervolle Altstimme. Jedermann hörte gerne zu, wenn sie sang. Außerdem zeichnete und malte sie sehr schön, weshalb sie von ihrem Vater die Erlaubnis erhielt nach Augsburg zu gehen und sich zur Künstlerin auszubilden. Der Maler Hundertpfund dort wurde ihr Lehrer.

Durch ein Nervenfieber, an dem Philippa erkrankte, wurden die Studien unterbrochen. Man brachte sie ins Spital zur Pflege und hier kam sie der katholischen Kirche näher, so daß sie zu ihr übertrat. Nach Wartensee zurückgekehrt, widmete sie sich ganz ihrer Kunst. Sie porträtierte, malte aber auch viele andere schöne Bilder. Mit Vorliebe widmete sie sich der religiösen Malerei. In der Kirche zu Jona am Züricher See befinden sich zwei Altargemälde von ihr.

Baron Pearsalle, der ein bedeutender Musiker war, hatte ein Graduale komponiert, daß er dem Kloster Einsiedeln widmete. Zu der ersten Aufführung desselben reiste er dahin, begleitet von seiner Tochter Philippa und dem Zwillingspaar Hildegard und Hildegunde von Laßberg. Als Baron Pearsalle starb, wurde er in der Gruft der Schloßkapelle von Wartensee beigesetzt.

Um ihre Vermögensverhältnisse zu ordnen, war Philippa gezwungen nach England zu reisen. Mr. Hughes, welcher Rechtsanwalt war, ging ihr dabei an die Hand. Als die Geschäfte beendet waren, hatte er sein Herz an sie verloren und warb um Philippas Liebe. Sie willigte ein, denn sie hatte den Mann schätzen und lieben gelernt. Sie ließen sich in England trauen und kamen als glückliches Paar an den Bodensee, um in Schloß Wartensee ihr Heim aufzuschlagen.

Anton aber, der Bruder, welcher verschwenderisch und prachtliebend war, hatte das Besitztum in sehr luxuriöser Weise renovieren lassen. Die Decken und Wände waren mit kostbarem Stuck verziert, die Zimmer alle neu eingerichtet worden. Die Kosten aber dafür überstiegen die Verhältnisse der Besitzer. Ihre Mittel reichten zur Bezahlung nicht aus. Die Gläubiger klagten und es kam zu einem furchtbaren Bankerott. Alles wurde verkauft, selbst Philippas schöne kostbare Bildergalerie kam unter den Hammer. Sie selbst stand mit ihrem Gemahl heimat- und beinah ganz mittellos da.

Auf der Meersburg fanden sie liebevolle Aufnahme. Frau von Laßberg, welche inzwischen ihren Gatten verloren und Witwe geworden war, richtete dem unglücklichen Ehepaar einige Zimmer im östlichen Flügel des Schlosses ein. Anfangs nahmen sie an den Mahlzeiten der Familie teil, später aber führten sie eigenen Haushalt, wozu Frau von Laßberg ihnen eine Küche und alles Nötige zur Verfügung stellte.

Baron Pearsalle hatte vor seinem Tode seine Frau



wieder zu sich genommen. Nach der Katastrophe fand dieselbe eine Zuflucht in Herrschberg bei Fürstin Salm. Dort starb sie und liegt in der Nähe auf dem Kirchhof begraben. Philippa ging mit ihrem Gatten später wieder nach England zurück und hat dort auch jedenfalls ihr Grab gefunden, weit, weit weg von Annette, welche, wie ja bekannt, auf dem stillen Gottesacker von Meersburg ruht.

LV.

Zum Charakterbilde des hl. Benedikt.

Von P. Daniel Feuling O. S. B.

Dem Verehrer des hl. Benedikt und dem Freunde des Benediktinerordens brachten die letzten Tage des vergangenen Jahres 1917 eine überaus wertvolle Gabe: das Charakterbild, das Ildefons Herwegen, der Abt von Maria Laach, mit Feinsinn und Liebe entworfen und in vornehmer Fassung der Öffentlichkeit übergeben hat.[1])

Es ist keine leichte Aufgabe ein Charakterbild des hl. Benedikt zu zeichnen, das geschichtlich treu ist, Natur und Übernatur harmonisch berücksichtigt und auch Verstand und Gemüt in gleicher Weise befriedigt. Der Grund der Schwierigkeit liegt in der großen Spärlichkeit der zur Verfügung stehenden Quellen. Für unsere Kenntnis des hl. Benedikt sind wir ausschließlich auf zwei nicht eben umfangreiche Schriften angewiesen: auf das „Leben“ des Heiligen im zweiten Buche der Dialoge des hl. Gregor d. Gr.[2]) und

1) Der heilige Benedikt. Ein Charakterbild gezeichnet von Ildefons Herwegen, Abt von Maria Laach. Düsseldorf, Schwann. — Das Buch ist mit sieben Vollbildern und anderem künstlerischen Schmucke von einem Mitgliede der Laacher Abtei, dem Br. Notker Becker, ausgestattet.

2) Dialogorum S. Gregorii Papae lib. II (Migne Pat. lat. 66, 126 ff.). Übersetzt und (ohne historisch-kritische Absichten.



auf das Regelbuch des hl. Benedikt selbst.[1]) Gregors Dialoge verfolgen erbauliche Zwecke; sie erzählen fast nur von Wundern, die dem hl. Gregor von Schülern und Nachfolgern Benedikts berichtet worden waren. Diese Wunderberichte „tragen alle Vorzüge gregorianischer Erzählungskunst an sich; für die Erkenntnis der Persönlichkeit des großen Mönchsvaters aber sind sie eher ein feingewebter Schleier“ (Herwegen, Vorwort). Die Regel des hl. Benedikt kommt für ein Charakterbild natürlich nur insofern in Betracht, als sich eben im geistigen Werke die innere Art des Urhebers offenbart. Das ist nun allerdings hier in hervorragendem Maße der Fall. Gregor hat selbst (Dial. II 36) darauf hingewiesen, wo er nicht nur die Lehrweisheit, Maßhaltung und lichtvolle Sprache der Regel hervorhebt, sondern ausdrücklich betont, daß sich sein Wandel aus der Regel erkennen lasse, „da ja der heilige Mann unmöglich anders lehren konnte, als er selber lebte“.

Abt Herwegen hat seine Aufgabe glücklich gelöst. Was er uns in seinem Buche bietet, ist die reife Frucht einer langjährigen ebenso verständnis- als liebevollen Beschäftigung mit der ernst-milden Gestalt des hl. Gesetzgebers von Monte Cassino. Alles, was für das Gelingen des Unternehmens erforderlich war, hat der Verfasser zu seiner Arbeit heran-

---

rein erbaulich) erläutert von Abt Benedikt Sauter, Der hl. Vater Benedikt nach St. Gregor d. Gr.“ (Freiburg, Herder 1904); der lateinische Text des 2. Buches der Dialoge ist als Anhang beigegeben.

1) Sancti Benedicti Regula Monachorum. Die wertvollste und mit ihren Prolegomena, Quellenangaben, kritischen und praktischen Anhängen und Indices am besten verwertbare Ausgabe ist die editio critico-practica des gelehrten englischen Benediktinerabtes Cuthbert Butler (Freiburg, Herder 1912). — Eine den kritischen Text Butlers zugrundelegende Übersetzung der Regel, durch Einleitung und Anmerkungen erläutert, bietet P. Bihlmeyer O. S. B. in der „Bibliothek der Kirchenväter“ (Bd. 20, Kempten, Kösel 1914), sowie in nochmaliger Umarbeitung in einer kleinen Ausgabe ohne Anmerkungen (Beuron, Kunstverlag 1916).

gebracht: gute historische Schulung, große Vertrautheit mit der Geschichte des älteren Mönchtums sowie mit der für das Verständnis St. Benedikts wichtigen Rechtsgeschichte, tiefe Einblicke in Wesen, Entwicklung und Bedeutung der altchristlichen Liturgie und Frömmigkeit, genaue Bekanntschaft mit den Schauplätzen des Reisens und Wirkens des Heiligen, dazu Verehrung und Liebe für die Person des großen Ordensstifters und Hingebung an dessen Ideale, nicht zu vergessen die persönliche, praktische Lebenserfahrung als Mönch und als Abt.

Von den sieben Kapiteln des Buches schildern die beiden ersten (Der Einsiedler; der Lehrmeister) das langsame Heranreifen des Heiligen, das Emporwachsen zur vollen geistig-sittlichen Klarheit und Kraft. Wertvolle Andeutungen, die Butler[1]) über die innere Entwicklung der aszetisch-monastischen Auffassungen Benedikts gegeben hat, sind hier in trefflicher Weise benützt und in selbständiger Weiterführung der ganzen Darstellung zugrunde gelegt worden. Noch nie ist uns der hl. Benedikt in seinem inneren Wachsen und Werden so feinsinnig geschildert, noch nie ist aus einer Fülle von welt- und kirchengeschichtlicher Anschauung heraus die Voraussetzung und der Hintergrund dieses Wachsens und Werdens, der Einfluß der sabinischen Stammesart und die Einwirkung der weltlichen und kirchlichen Zeitverhältnisse auf Richtung und Entfaltung dieses ernsten und frühreifen Geistes so lebendig und psychologisch klar gezeichnet worden wie hier. Abt Herwegen läßt uns besser als bisher verstehen, wie unter dem Eindrucke des ausschweifenden Lebens so vieler Altersgenossen und wohl auch unter dem Einflusse der traurigen kirchlichen Verhältnisse zur Zeit des acacianischen Schismas bei dem jungen Studenten der Rechtswissenschaft in Rom der Entschluß reift sich dem Dienste Gottes und der Kirche zu widmen, wie er dann in dem entlegenen

1) The Lausiac History of Palladius (Texts and Studies VI, Cambridge, University Press 1898) 251 f.

Enfide gleich zahlreichen anderen höher strebenden Männern bei der Bischofs- oder Pfarrkirche des hl. Petrus weilt, um wohl (nach Herwegens Deutung) dortselbst bei einem bewährten Lehrer die kirchliche Wissenschaft zu erlernen, bis er schließlich durch den Ruhm seines ersten Wunders die Bewunderung Aller erfährt und, dadurch erschreckt, auch diese christlich-geistliche Umgebung verläßt um sich hinfort in der Einöde von Subiaco als Einsiedler zu verbergen, mehr darnach verlangend für Gott in Mühsal sich zu plagen als sich vom Glücke des Lebens erheben zu lassen (Dial. II 1). Jahrelang wohnt er in seiner felsigen Höhle, ganz dem Gebete und der Abtötung lebend, nur dem Mönche Romanus bekannt. Aber dies eremitische Leben sollte für ihn nur eine Vorschule für späteres Wirken sein. Denn während das rein aszetisch-beschauliche Einsiedlerleben sonst wohl als Endziel, als oberste Stufe im Vollkommenheitsstreben der Mönche galt, wozu der eine und andere nach einem langen, erprobten Klosterleben schließlich überging[1]), sehen wir Benedikt in umgekehrter Weise aus dem Einsiedlerleben langsam in das Coenobitentum hineinwachsen, indem er sich nach manchen ernsten Erfahrungen dazu entschließt, Schüler anzunehmen und mit ihnen eine rasch anwachsende Mönchsgemeinde zu bilden, die bald aus zwölf kleinen Klöstern besteht und wohl als ein Mittelglied zwischen dem Eremiten- und dem Coenobitentum aufgefaßt werden muß.

Aber auch hiermit hat die Entwicklung noch nicht ihren Abschluß erreicht. Als nach längerer Zeit unser Heiliger genötigt wird Subiaco zu verlassen, zeigt es sich bei der Errichtung eines neuen Klosters auf dem Monte Cassino, daß seine Gedanken und Pläne allmählich über die Verhältnisse und Möglichkeiten der Mönchskolonie von Subiaco hinausgewachsen waren, und nun gestaltet er sein eigenes und seiner Mönche Leben endgiltig in jener charakteristischen

1) Vgl. Cassian, Institutiones V, 36; Collationes VIII, 4; 6; Regula S. Benedicti c. 1.

Weise, wie sie durch das Gesetz seiner Regel für alle kommenden Zeiten beschrieben und lebendig erhalten ist. Die Eigenart dieses nun eigentlich „benediktinischen" Lebens[1]) weiß Herwegen in den drei folgenden Kapiteln, die vom Abte, vom Vater und vom Gesetzgeber handeln, lichtvoll zu schildern, indem er die Verfassung des neuen klösterlichen Verbandes, den Geist dieser sittlich-religiösen Gemeinschaft und den Inhalt und Quellgrund ihres Lebens darstellt. In der Ordnung des äußeren Lebens wie in der Anweisung für das geistliche Streben der Mönche, in der Regelung der inneren Klosterverfassung wie in der liturgischen Gesetzgebung Benedikts: überall weist der Verfasser dieselben großen Züge nach, die das ganze Werk des Heiligen auszeichnen: „eine ideale Höhe der Auffassung, gepaart mit liebevollem Verständnis für die praktischen Bedürfnisse der Menschenseele; ehrfurchtsvolle Übernahme der Leistungen der Vorzeit, ohne jedoch vor nützlichen Neuerungen zurückzuschrecken" (S. 99).

Lassen schon die bisher erwähnten Abschnitte des Buches stets neue Blicke in das Seelenleben des großen Ordensstifters tun, so tritt das Persönliche mit aller Entschiedenheit in den beiden letzten Kapiteln hervor. Das eine derselben zeigt, vor allem auf Grund der zerstreuten Angaben der Vita, wie der Heilige, der ja nur Mönch war, doch in mannigfaltige Beziehungen zu Kirche und Welt trat und „Allen Alles" wurde. Das Schlußkapitel (Der Heilige) entfaltet sodann Benedikts Charakteristik im engeren Sinne des Wortes. Hier versteht es Herwegen in meisterlicher Verwertung der Regel (denn auf sie baut sich dies letzte Kapitel fast ausschließlich auf) die herrliche Persönlichkeit Benedikts in ihrer inneren Einheitlichkeit und Geschlossenheit, in ihrer harmonischen Verbindung von Natur und Übernatur zur

1) Über die Bedeutung der von Benedikt vollzogenen Umwälzung vergleiche man die sachgemäßen Darlegungen bei Butler, The Lausiac History of Palladius 251—256.

Anschauung zu bringen und so ein Heiligenbild zu zeichnen, das gerade uns Menschen des 20. Jahrhunderts Bedeutsames und Tiefes zu sagen hat. In überraschender Weise sind dem Inhalte und Ausdrucke der Regel zunächst die natürlichen Voraussetzungen dieses eigenartigen Heiligenlebens, die Anlagen Benedikts nach der Seite des Verstandes, des Willens und des Gemütes, sowie seine angeborene echt römische Vornehmheit und Festigkeit abgelauscht. Dann lernen wir die übernatürliche Seite im Leben des heiligen Mannes kennen: wie er für Christus lebt und leidet und wirkt, wie Christus zu dienen und Christus zu lieben sein höchstes, sein einziges Streben ist für sich und die Seinen, wie das Licht des Glaubens, durch beharrliches Studium der Schrift und der Väter genährt, ihn ganz durchdringt und auch sein römisches Herz mit Wärme erfüllt und das Harte, ja Eiserne seines Willens erweicht, das Heftige und Rasche fortschreitend zügelt. So verstehen wir dann den Frieden, der in dieser Heiligengestalt sich ausprägt, jene Abgeklärtheit des Geistes und Ausgeglichenheit des Gemütes, jene Seelenharmonie, die Benedikt auszeichnet und in seiner Regel sich allenthalben widerspiegelt und die die Frucht eines vertieften Glaubens und einer sich selbst vergessenden, hingebenden Liebe ist. Gerade diese edle Ruhe und vornehme Maßhaltung in der Frömmigkeit und Heiligkeit bringt uns modernen Menschen St. Benedikt so nahe. Manch einer, der durch Herwegens Buch und weiter dann durch ein ernstes Versenken in die Regel mit Benedikt in innere Beziehung tritt, wird empfinden, daß hier, im Erzvater des abendländischen Mönchtums, ein Ideal verwirklicht ist, bei dem wir, die wir vielfach unter einer gewissen Einseitigkeit oder Verschwommenheit des inneren Lebens gelitten haben, Erquickung, Stärkung, Erneuerung unserer Religiosität und unseres sittlichen Strebens zu finden vermögen. Für viele unserer Zeitgenossen wird ein geistiger Anschluß an Benedikts Vorbild und Ideal gerade inmitten des Weltgetriebes zum unschätzbaren Segen werden. Was ihn zur Höhe der Heiligkeit geführt hat: seine im Regelbuch

niedergelegte schlichte, ungekünstelte und maßvolle Aszese und die innige, sinnige Pflege der kirchlichen Liturgie kommt dem tiefsten Sehnen gar vieler Gemüter entgegen, die bei neueren Richtungen des geistlichen Lebens trotz guten und besten Willens nicht fanden, was ihnen not tat. Abt Herwegens Buch scheint uns vorzüglich geeignet zu sein in dieser Richtung anregend zu wirken und dadurch in nicht geringem Maße Gutes zu stiften.

Im einzelnen enthält das gedankenvolle Buch recht vieles, was besonderer Beachtung wert ist. Nur auf ganz weniges sei ausdrücklich verwiesen. Die kurze Analyse der Regel (S. 95 f.) weist trefflich den einheitlichen Aufbau des monastischen Gesetzbuches nach.[1]) — Sehr lehrreich sind die wenigen Seiten über die lectio divina, die „heilige Lesung" (104 ff.). Hier wird kurz und bündig die Stellung Benedikts zur Bildung und Wissenschaft geschildert. Gewisse Ansichten über den angeblich bildungsfeindlichen Charakter des Heiligen werden schon durch den Hinweis erledigt, daß Benedikt Schreibtafel und Griffel für jeden Mönch ebenso unentbehrlich erachtete wie Kleider, Schuhe und Strümpfe, und daß er bei seinen Jüngern eine Neigung zum Eigenbesitz in erster Linie in Bezug auf Bücher und Schreibzeug befürchtete. Welch hohe Schätzung geistiger Arbeit dem Mönchsvater eigen war, erhellt — wie Herwegen ausführt — besonders aus der bedeutenden Stellung, die er der „heiligen Lesung" einräumt; dabei ist der Hinweis nicht vergessen, daß diese Lesung tiefgründiges Schriftstudium ebensowohl umfaßte wie einfachste aszetische Lektüre. Die noch keineswegs abgeschlossene Quellenforschung zur Regel gibt uns sodann mehr als eine bloße Ahnung von dem hingebenden Fleiße, mit dem Benedikt selbst dem Studium von Schrift und Vätern oblag — mit

1) Vgl. P. Matthäus Rothenhäusler O. S. B., „Über Anlage und Quellen der Regel des hl. Benedikt" in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige. Bd. 38 (1917) 1—15.

Hilfe von Butlers Quellenangaben zu den einzelnen Kapiteln seiner Regelausgabe kann jedermann sich ein Bild davon machen, wie Benedikts Geist in Schrift und Vätern geradezu lebte und webte, und in der kleinen Studie von P. Bruno Albers O. S. B. über das Scienter nescius, sapienter indoctus des hl. Gregor)[1] sind Butlers Angaben noch in beachtenswerter Weise ergänzt. Vorzüglich ist die im Zusammenhang mit dieser Frage gegebene Charakterisierung der literarischen Eigenart Benedikts (S. 107 f.). Über die Bedeutung der Regel für die Entwicklung der Wissenschaft in den nachfolgenden Zeiten wird treffend bemerkt, daß Benedikts „heilige Lesung" „später, vor allem auf germanischem Boden, die Hüterin der antiken Wissenschaft und die Mutter nicht nur der Theologie, sondern der gesamten Geisteskultur des Mittelalters" geworden ist (S. 108).

Geschichtsphilosophisch bewertet Abt Herwegen das Lebenswerk des hl. Benedikt folgendermaßen: „Die eigentliche Bedeutung Benedikts und seine überragende Stellung in der gesamten Mönchsgeschichte liegt in der zielbewußten Klarheit und Kraft, mit der er es vermochte, das Mönchstum auf den Boden des römischen Herrschaftsgedankens zu stellen und doch das höchste christliche Ideal der Gottvereinigung in seiner Reinheit unversehrt zu bewahren" (S. 98). Zur Aufgabe, die die Vorsehung ihm zugewiesen hatte, schreibt Herwegen: „Er sollte das orientalische Mönchtum den Anlagen und dem Geiste des Abendlandes anpassen, hellenisches Sinnen in römische Tatkraft umsetzen" (S. 150). Und über die Art und Weise, wie Benedikt diese Aufgabe gelöst hat, sagt der Verfasser: „Aus einer Anleitung zum Leben der Beschauung hat er ein Gesetz für eine auf den Dienst Gottes verpflichtete Berufsgenossenschaft mit patriarchalischer, aber fest umschriebener Verfassung, eine Schule des sittlichen

1) Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, Bd. 36 (1915) 535–542. Vgl. den angeführten Aufsatz von Rothenhäusler S. 15—17.

Strebens, ein Leben der Tat gemacht. Durch diese Einstellung des Mönchtums auf konkrete Ziele hat er dem Abendlande die großen, tiefen, ewigen Gedanken des Orients gerettet und lebensfähig gemacht. Darin besteht seine Bedeutung" (S. 152). „Sollen wir aber den hl. Benedikt im Zusammenhang der Weltgeschichte mit einem Worte kennzeichnen, so dürfen wir sagen: er war der letzte Römer. Nicht nur hat er in der Endkatastrophe des Weltreiches in seltener Reinheit den echten Römergeist verkörpert, er hat auch das Schifflein gezimmert und die Bootsleute gebildet, die den Nachlaß der Antike durch die Sintflut der Völkerwanderung in erster Reihe hinüberretten halfen in die neuanbrechende Zeit. Er selbst hatte schon Fühlung genommen mit der germanischen Welt. In seinen Jüngern ist er ein Vater und Lehrmeister der Germanen, ein Begründer der deutschen Kultur geworden" (S. 154).

Mit dem Vorausgehenden haben wir ein flüchtiges Bild von dem Inhalte des schönen Buches gegeben. Mit welchem Fleiße und welcher Gewissenhaftigkeit es gearbeitet ist, weiß wohl nur derjenige ganz zu ermessen, der mit den Quellen, zumal mit dem Texte der Regel, bis ins Letzte und Einzelne vertraut ist. Abt Herwegen hat darauf verzichtet seinem Buche die Quellennachweise beizugeben. Wir haben das fast bedauert, weil so der mit der Regel nicht oder nur wenig bekannte Leser nicht einmal ahnen wird, wie unmittelbar und beständig der Verfasser aus jenem herrlichen Gesetzbuche schöpft, wie innig und zart gerade seine schönsten Seiten an Benedikts goldene Worte sich anschließen und wie sehr der Heilige es selber ist, der in dem vorliegenden Buche von sich zu uns spricht.

Wenn wir nun statt kritischer Bemerkungen noch einige ergänzende Gedanken beifügen dürfen, so möchten wir vor allem dies hervorheben: Gerade dem letzten und schönsten Kapitel, das Benedikt als den Heiligen schildert, hätten wir noch eine reichere Entfaltung, einen weiteren Ausbau, eine größere Fülle gewünscht. Den Stoff dazu würde die Regel



in hinreichendem Maße liefern. Wir erinnern an das 7. Kapitel von den Stufen der Demut. Dieses längste Kapitel der Regel offenbart ja in ganz besonderer Art und Weise Benedikts Auffassung vom Wege zur Heiligkeit und zu Gott. Beispielsweise gewährt die vierte Stufe der Demut (vom Gehorsam auch bei erschwerenden Umständen, bei Widerlichkeiten, ja inmitten von zugefügter Unbill) tiefe Einblicke in Benedikts Seelenleben und Heiligkeitsstreben, wie kaum eine andere Seite der Regel. Der ganze Ton dieser Seite, die wuchtige Gedrängtheit der Gedanken, der tiefgläubige Affekt, der diese Worte durchflutet, die gewaltige Steigerung des Idealismus, der von Satz zu Satz zu immer reineren übernatürlichen Höhen emporführt, und dabei die geradezu auffällige Selbständigkeit der ganzen Stelle, zu der sich so gut wie gar keine Quellen angeben lassen: dies alles erweist gerade diese vierte Stufe der Demut als den Ausdruck ureigensten Erlebens und Erleidens des Heiligen und läßt uns damit ahnen, welche Stellung in seinem geistlichen Lebenskampfe das Leiden und Überwinden um Gottes und Christi willen gehabt haben muß. Oder um auf einen anderen Abschnitt der Regel hinzuweisen: was der Heilige im 68. Kapitel vom Gehorsam bei sehr schweren oder gar unmöglichen Aufträgen schreibt, zeigt eine solche Vereinigung des höchsten übernatürlichen Idealismus mit dem praktischsten natürlichen Sinne, eine solche Kraft des Gottvertrauens und zugleich eine solche Maßhaltung in der Formulierung der Forderung wie auch in der Motivierung des gegebenen Rates (und nicht Gebotes), daß man auch von hier aus fruchtbare Schlüsse auf Benedikts heiliges Innenleben, auf seinen gottinnigen Wandel und sein erleuchtetes Lehren ziehen kann, Schlüsse, die das von Abt Herwegen gezeichnete Bild in etwa zu bereichern geeignet sein dürften.

Noch auf etwas anderes möchten wir die Aufmerksamkeit lenken. Das eben erwähnte Kapitel von den unmöglich scheinenden Aufträgen gehört zu dem Nachtrage, den St. Benedikt, wohl in den letzten Jahren seines langen und

reichen Lebens, zur früher schon abgeschlossenen Regel verfaßt hat. Ursprünglich bildete, wie heute noch klar erkennbar ist, Kap. 66 den Schluß der Regel. Später hat dann St. Benedikt, wohl nach und nach, noch sieben Kapitel hinzugefügt. Diese sieben Kapitel nun geben uns bei aufmerksamer Betrachtung deutliche Fingerzeige, um jenen Nachweis der inneren Entwicklung des Heiligen und seines monastischen Ideals, den wir an Herwegens Buch als besonders wertvoll hervorgehoben haben, noch um eine Stufe weiter zu führen. Charakeristisch ist gleich das erste Kapitel des Nachtrags, das von den Brüdern handelt, die auf Reisen geschickt werden. Während das ursprüngliche Schlußkapitel gerade noch hervorgehoben hatte, daß das Verweilen der Mönche außerhalb der Mauern des Klosters nach Möglichkeit vermieden werden solle, spricht nun auf einmal das erwähnte erste Kapitel des Nachtrags (Kap. 67 der Regel) von den Reisen der Brüder in einer Weise, die einen gewissen Wandel in der Auffassung und im Verhalten des Heiligen kund macht. Reisen der Mönche sind offenbar häufiger geworden, sind keine Seltenheit mehr. Denn jederzeit soll beim Schlußgebete des Gottesdienstes aller Abwesenden gedacht werden. Es werden genaue liturgische Vorschriften gegeben, wie die (ausziehenden und) heimkehrenden Brüder sich beim Gottesdienste in das Gebet ihrer Mitbrüder empfehlen sollen. Es kommt dem hl. Benedikt jetzt weniger darauf an, die Tätigkeit außerhalb des Klosters zu unterbinden, als vielmehr sie in den Rahmen des Gehorsams gegen den Abt zu bringen. Läßt sich aus alledem nicht erkennen, daß im Laufe der Zeit die Beziehungen des Klosters zu Welt und Kirche immer reicher, immer lebensvoller und tatkräftiger geworden sind? Müssen wir nicht vermuten, daß beispielsweise jene seelsorglichen Betätigungen, die uns die Dialoge sowohl für Benedikt selber (c. 8; c. 19) als auch für seine Jünger (c. 19) verbürgen, vom Heiligen höher und höher geschätzt und darum entsprechend berücksichtigt wurden? Und kündet sich nicht damit noch bei Lebzeiten Benedikts und im Texte



seiner Regel die weitausgreifende, weltumwandelnde Tätigkeit an, die nach wenigen Jahrzehnten durch Gregors d. Gr. Autorität den Jüngern des großen Ordensvaters übertragen wurde?

Von den sechs anderen Kapiteln des Nachtrags handeln zwei (c. 69. u. 70) von gewissen, offenbar allmählich hervorgetretenen Gefahren für den lebendigen Gehorsam und die brüderliche Eintracht im Kloster. Die vier übrigen Kapitel aber enthalten in solch charakteristischer Weise eine Ergänzung der Regel gerade nach der Seite des hohen, reifen Ideals, daß wir sicherlich keine willkürliche Annahme machen, wenn wir sagen, Benedikts Geist und Gesinnung offenbarten sich hier in ihrer letzten, durch unermüdliches Ringen und Streben aufs äußerste geläuterten Form und Vollendung. Von Kap. 68 (über die unmöglichen Aufträge) haben wir schon gesprochen. Kap. 71 bringt köstliche Worte über das „Gut des Gehorsams", das alle nicht bloß dem Abte, sondern auch sich gegenseitig darbringen sollen in der sicheren Überzeugung, daß sie auf dem Pfade des Gehorsams zu Gott gelangen. Das folgende Kap. 72 entwirft sodann jenes herrliche, in seiner Schlichtheit hinreißend wirkende Bild vom guten Eifer, den die Mönche mit feurigster Liebe üben sollen, ein Bild, das in unnachahmlicher Weise die Schönheit des ernst erfaßten Vollkommenheitslebens im Kloster vor Augen stellt, ohne doch auch nur im geringsten den praktisch-nüchternen Wirklichkeitssinn vermissen zu lassen, den Benedikt wie überall so auch in diesen Nachtragskapiteln auf Schritt und Tritt kundtut. Und als letztes Kapitel des Nachtrags und damit der ganzen Regel lesen wir die Seite, in der Benedikts schöne Seele ihre ganze Bescheidenheit und Demut entfaltet und zugleich mit den abschließenden Worten für die edler strebenden Jünger den Weg zur höchsten Vollkommenheit und Weisheit bezeichnet. Und da fragen wir nun: spricht nicht aus der Gesamtheit dieser Kapitel des Nachtrags in mannigfaltiger Art und mit vollendetem Nachdruck der Geist jener caritas perfecta, der vollkommenen



Liebe, die der hl. Benedikt am Schlusse des 7. Kapitels als Frucht der vollkommenen Demut verheißen, die er jetzt, zur Zeit, da er den Nachtrag schrieb, in höherem Maße noch als früher verwirklicht hatte, und von der er nun, am Schlusse seines von Gott gesegneten Lebens, mit gesteigerter Kraft und mit verdoppelter geistiger Freude spricht?[1])

Indem wir diese bescheidenen Bemerkungen dem Urteile des hochwürdigsten Herrn Verfassers unterbreiten, nehmen wir Abschied von dem geist- und herzerquickenden Buche, dem wir eine große Verbreitung wünschen und das gewiß ebensoviele Freunde als verständige Leser zählen wird. Es ist ein herrliches Buch, nicht nur durch die Größe des Mannes, dem es geweiht ist, sondern auch durch die Schönheit der dargebotenen Gedanken und die Feinheit des Stiles, durch die ganze, gemessene Art der Darstellung, die dem behandelten Gegenstande so glücklich entspricht. Es ist ein Buch, dessen Lektüre in jeder empfänglichen Seele mächtig nachklingen wird. Wo aber könnte und sollte dieser Nachklang stärker und wirksamer sein, als in jenen, für die der Abt von Maria Laach dieses Charakterbild in erster Linie geschrieben hat, in St. Benedikts Söhnen, denen er auch als tiefbedeutsamen, mahnenden Abschiedsgruß in Form eines

1) Während in den rund 2100 Zeilen der ursprünglichen Regel (nach Butlers Ausgabe) das Wort caritas im ganzen zehnmal vorkommt, findet es sich in den bloß 114 Zeilen des Nachtrags viermal, also verhältnismäßig ungleich häufiger: doch wohl eine Bestätigung des im Texte ausgesprochenen Gedankens. — Ganz ähnliche Ergebnisse gewinnt man, wenn man die 66 ersten mit den 7 letzten Kapiteln hinsichtlich der Verwertung der Superlative vergleicht. Jene 66 Kapitel enthalten außer einigen wenigen Superlativen, die auf Rangordnung und andere äußere Dinge gehen, im ganzen 4 Superlative mißbilligender Art und nur 3 (5) Superlative, die den Zweck haben, zu positivem geistigem Streben anzueifern oder ein Ideal auszudrücken. Dem gegenüber weist der Nachtrag 2 abweisende und — in den beiden letzten Kapiteln — 4 anspornende bezw. dem Ideale und der Demut Ausdruck verleihende Superlative auf: gewiß eine beachtenswerte Tatsache.

klassisch gefaßten Nachwortes zuruft: — „Möchten die Wesenszüge im Bilde des hl. Benedikt: die starke, seelenverklärende Christusliebe, die gemessene, edle Form der Antike und das tiefe Empfinden für die sehnenden Notwendigkeiten der Zeit auch in der anhebenden neuen Weltepoche das unveräußerliche Erbgut seiner Jünger bleiben."

LIV.

„Böhmische Fragen".

Unter dieser Aufschrift wurden im zweiten und dritten Hefte der „Hist.-polit. Blätter" vom Jahre 1918 vier Artikel veröffentlicht, deren erster, „Vom tschechischen katholischen Klerus", allgemeines Ärgernis bei den böhmischen Lesern und Entrüstungskundgebungen in öffentlichen Tagesblättern veranlaßte. Im Interesse der Wahrheit und des Rufes des böhmischen Klerus sowie der Wahrung der Wertschätzung eines so hervorragenden katholischen Organs übergibt der Unterzeichnete auf vielseitiges Verlangen der löbl. Schriftleitung folgende Berichtigung mit dem höflichen Ersuchen um deren Veröffentlichung.

Es ist durchaus unrichtig, daß es „eine ganze Reihe tschechischer katholischer Priester gibt, die es mit ihrer Stellung als Priester und Seelsorger sehr ernst nehmen, die aber doch entweder ein Bild von Jan Hus über dem Schreibtisch oder im Eßzimmer hängen haben, andere ein solches in ihrem Schreibtisch versteckt halten und es öfter mit unverkennbarer Liebe und Hinneigung betrachten". Wahr ist das gerade Gegenteil, daß es keinen einzigen solchen Priester gibt, der — wie unmittelbar aus diesen in allen Teilen unrichtigen Behauptungen gefolgert wird — „soweit verblendet werden konnte, daß er Jan Hus gewissermaßen als seinen neuen Heiland anschaue". Und wenn sich der Eine oder der Andere

finden sollte, so hört er auch in der öffentlichen Meinung auf, „ein katholischer Priester zu sein, der es mit der Seelsorge ernst nimmt". Von der Wertschätzung der nationalen und literarischen Bedeutung des Jan Hus urteilt der tschechische Klerus ähnlich wie der deutsche über die Luthers für das deutsche Volkstum. Das ist für jeden Freund der Wahrheit ersichtlich aus den neuesten Werken über Hus (Mistr Jan Hus von Dr. J. Sedlák, Prag 1915) und über Luther (Grisar, Luther bei Herder 1911) und ist für jeden Kenner des böhmischen Klerus notorisch. Aber darum handelt es sich nicht, sondern um die „Anschauung des tschechischen Klerus, mit welcher er in Hus seinen neuen Heiland (!) sieht". Wenn sich der Berichterstatter für diese Behauptung auf „einen erfahrenen Priester" als seinen Gewährsmann beruft und auf seine eigenen Erfahrungen im Collegium Bohemicum zu Rom, so mache ich die Erfahrung meines vierzigjährigen Priesterberufes in den Diözesen Leitmeritz und Prag geltend, wovon ich sechs Jahre in der Seelsorge zubrachte und während der übrigen als Theologieprofessor und gleichzeitig als Priesterseminardirektor und aktiver Konsistorialrat Gelegenheit hatte, verläßliche Erfahrungen unter dem tschechischen und deutschen Klerus zu machen, nachdem ich im Collegium Germanicum zu Rom meine philologisch-theologischen Studien absolviert und meine priesterliche Erziehung genossen habe.

Letzteres führe ich an gegen die ganz unqualifizierbare Verleumdung der Priesterseminare in Böhmen seitens des Berichterstatters, der behauptet, daß „es heute nur wenige tschechische Priesteramtskandidaten gibt, die nicht schon ganz von dem Gifte des nationalen Wahnwitzes, der jeglicher Vernunft Hohn spricht, durchseucht worden sind, weshalb die kommende Reihe der jungen Priester kaum geeignet sein soll, das Volk zur Mäßigung zurückzuführen". Mein Urteil ist von dieser „Seuche", die der Berichterstatter sogar „im böhmischen Kolleg in Rom seit Jahren zu beachten Gelegenheit gehabt zu haben" behauptet, nicht angesteckt worden und nehme



ich daher das Recht in Anspruch, der Verschleppung einer solchen Verleumdungsseuche aus Böhmen nach Deutschland entgegenzutreten.

Neben seinem anonymen Gewährsmann führt unser anonymer Berichterstatter für seine Behauptungen auch „den schlagendsten Beleg" aus einer Rede des agrarischen Abgeordneten und katholischen Ordenspriesters Zahradnik an, den er irrtümlich an die Spitze eines Prämonstratenserstiftes stellt. Die beweiskräftige Stelle lautet: „Es tut uns leid, daß der Papst unser (der Tschechen) vergessen hat; er hat bloß die Polen genannt; er beruft jetzt die irischen Bischöfe nach Rom, aber von unserem Volke weiß er nichts. Wir werden auch ohne fremde Hilfe zu unserem Rechte kommen. Die Tschechen verlangen den selbständigen Staat mit den Abzeichen der Souveränität."

Mit Recht wird der Gegensatz hervorgehoben, der in der Würdigung der Friedensarbeit des Papstes seitens zweier Sozialdemokraten und des nationaldeutschen Abgeordneten Dr. Sylvester liegt gegenüber dessen Herabwürdigung durch die angeführten Worte des katholischen Ordenspriesters P. Zahradnik. Dasselbe geschah aber auch in der gesamten tschechischen katholischen Presse mit noch schärferen Ausdrücken. Vom tschechischen Klerus, vom hohen und vom niederen, hörte ich bei jeder Besprechung des bedauernswerten Vorfalls dieselbe Verurteilung meist mit der beigefügten Motivierung: Man muß die Popularitätshascherei des agrarischen Abgeordneten Zahradnik kennen und wissen, daß er sich deshalb von dem radikalen Flügel der Agrarpartei gern als Sturmbock mißbrauchen läßt. — Er ist einer der wenigen (2—3) und nicht „zahlreichen tschechischen katholischen Priester der Agrarpartei", welch letztere überdies sehr zahlreiche pflichtbewußte und glaubenstreue Katholiken zu ihren Mitgliedern zählt. Wo bleibt also die Logik bei dieser Beweisführung (ab uno ad omnes)? P. Zahradnik nimmt eine Ausnahmstellung dem übrigen böhmischen Klerus gegenüber und auch zu seinen Ordens-

brüdern ein, an deren Spitze er stehen wollte, aber nicht konnte. Solche Ausnahmen hat auch der deutsche Klerus.

Was der Verfasser des Artikels, außer allem Zusammenhang mit der Gesinnung des tschechischen Klerus, über die Kultur des böhmischen Volkes sagt, verdient keine Erwiderung, da der Inhalt eine absolute Unkenntnis verrät. Ich verweise ihn zur Information an den kunstsinnigen Abt P. Alban Schachleitner, der an der Spitze einer zahlreichen Klostergemeinde Beuroner, meist reichsdeutscher Mönche, eine der ältesten Kulturstätten des böhmischen Volkes, das Kloster Emaus („Na Slovanech") bewohnt. Für die vorgebrachten ehrenrührigen Behauptungen gegen den tschechischen Klerus verlange ich von ihm kompetente Zeugen zu nennen und logische Beweise zu führen.

Zu dem Schlußsatze des Artikels: „Die kommende Reihe der jungen Priester wird kaum geeignet sein, das Volk zur Mäßigung zurückzuführen" konstatiere ich folgendes: Es ist eine notorische Tatsache, daß die höher gebildeten Kreise des böhmischen Volkes eine größere Aversion gegen die Hierarchie der katholischen Kirche und deren Oberhaupt den römischen Papst an den Tag legen als es bei den betreffenden, von der modernen Denkweise allgemein beherrschten Intelligenzkreisen anderer katholischer Völker der Fall ist. Der Grund hievon liegt erstens in dem antikatholischen Ferment, welches die Häresien des Hussitismus und des Protestantismus, bei der vielfach mehr äußerlich als innerlich durchgeführten Gegenreformation, im geistigen Leben des Volkes zurückließen. Dann aber nährt und verstärkt diese antikatholische Gesinnung eine besondere Tragik des böhmischen Volkes, der zufolge es für fremde Sünden büßen muß. Es ist eine historische Tatsache, daß die Rebellion i. J. 1618 gegen den rechtmäßigen König Ferdinand II. und die Wahl des Winterkönigs Friedrich von der Pfalz (1619) ein Treuebruch des auf seine Macht und seine Vorrechte eifersüchtigen böhmischen Feudaladels war. Und dennoch lastete die strafende Hand der Herrscher auch nach der Hinrichtung

oder Verbannung des Adels schwer und ununterbrochen auf dem ganzen Volke, dessen Leben unter Kaiser Josef II. schon für erstickt angesehen wurde, so daß man die altehrwürdige königliche Prager Burg am Hradschin in eine Kaserne verwandeln wollte und alle Heiligtümer und Monumente altböhmischer Geschichte zerfallen ließ. Die höchsten und reich dotierten kirchlichen Hierarchiestellen wurden an Deutsche vergeben, welche die Sprache des Volkes oft gar nicht oder nur ungenügend redeten, für die national-kulturellen Bedürfnisse desselben kein Verständnis und kein Gefühl und daher auch keine fördernde Teilnahme zeigten, politisch als Exponenten der Kirchenpolizei der volksfremden Regierungen Wiens vom Volke angesehen wurden. Dasselbe gilt vom Adel, der in Böhmen im Besitze der konfiszierten Güter des ehemaligen Nationaladels ist.

Es liegt daher nahe, daß die in Folge der Häresien der katholischen Kirche entfremdete Volksseele, namentlich die der Intelligenz, die zeitlichen Repräsentanten der Kirche mit dieser Kirche verwechselte und die Antipathien und Anklagen gegen die ersteren auf die letztere übertrug. Dabei übersahen die Wiener Regierungen, daß eine ähnliche Übertragung der Reaktion gegen ihren Druck auf die Dynastie selbst stattfinden würde. Ein Volk ohne Einfluß eigenen Nationaladels und einer in seinem nationalen Lebensgrund wurzelnden Hierarchie bleibt auf Selbsthilfe angewiesen und sein Existenzkampf unter dem Einfluß der modernen Ideen wird zu einem Kampfe der Demokratie gegen die volksfremden Elemente. Die Sanierung dieser überlebten Verhältnisse, die Restituierung der politischen Rechte an das Volk und der Freiheit der Kirche gehört zu den Grundbedingungen der Wiederverjüngung Österreichs und niemand braucht besorgt zu sein, ob „die kommende Reihe der jungen (tschechischen) Priester geeignet sein wird, das Volk zur Mäßigung zurückzuführen". Msgr. Dr. Franz Korbac, k. k. Univ.-Prof. in Prag.

LVII.

Der Friede mit Rußland.

Am 16. März hat der Moskauer Sowjetkongreß den deutsch-russischen Friedensvertrag ratifiziert. Der Austausch der Ratifikationsurkunden wurde am 29. März im Auswärtigen Amt zu Berlin zwischen dem stellvertretenden Staatssekretär Frhrn. von dem Bussche-Haddenhausen und dem russischen Sondergesandten P. Petrow vollzogen. Mit diesem Separatfriedensschluß ist Rußland von seinen Verbündeten abgefallen und aus der Reihe der kriegführenden Staaten ausgeschieden.

„Rußland verhandelt über einen Sonderfrieden; es läßt seine Verbündeten im Stich; die russische Demokratie löst sich los von den Demokratien des Westens", mit diesen Worten charakterisierte der in London wohnende russische Journalist Farbmann im „Manchester Guardian" vom 13. Dezember 1917 noch vor dem Waffenstillstand die Lage.[1]) Wenn Rußland jetzt aus dem Krieg ausscheidet, so geschehe es, „nachdem es nicht nur seine ganze organisierte Kraft bis zur letzten Unze zum Opfer gebracht hat, sondern nicht minder fast alle glänzenden Freiheitsaussichten, die sich ihm durch die Revolution eröffnet hatten". Der Londoner Vertrag vom September 1914, der einen Sonderfrieden ausschließt, sei im Geiste schon durch Rußlands Verbündete verletzt worden, ehe die Bolschewiki begannen, ihn durch die Tat zu verletzen. Der Vertrag verlange nicht von einem niedergebrochenen und besiegten Verbündeten, daß er einfach den Kampf fortsetzen soll; weit dringender sei sein Begehr an die übrigen Verbündeten, dem notleidenden Teil zu Hilfe zu eilen, um ihn wiederaufzurichten, selbst auf Kosten des eigenen Interesses. Rußland habe seine Pflicht bis ans Ende erfüllt. Statt ihm zu helfen, verlangten Rußlands Verbündete seine

1) Abgedruckt in Nr. 1230 der Köln. Ztg. vom 29. Dez. 1917.



Hilfe. Sie peitschten es von neuem in den Krieg hinein, wo Staatsmänner und Kenner wußten, daß es erschöpft und abgehetzt war. Als Kerenski, niedergedrückt zur tiefsten Tiefe der Verzweiflung, der ganzen Welt zuschrie, daß Rußland eine Atempause haben müsse, daß es abgekämpft sei, da betrachteten die Westmächte ihn als Verräter oder Irrsinnigen. Kerenski hätte dies schon früher verkünden müssen; denn als er sprach, war Rußland nicht nur abgekämpft, sondern wand sich bereits im Todeszucken. Dann kam die jämmerliche Pilgerschaft der Westmächte nach Rußland, um das Wahngebilde eines Sonderfriedens zu zerstören. Man beleidigte die russische Demokratie mit diesem „grotesken Verdacht“. Sie hatte nicht den leisesten Gedanken an einen Sonderfrieden gehegt, der im Widerspruch zu ihren Zielen stand. Feierliche Ableugnungen und Einsprüche wurden auf jede Weise kundgegeben, durch die russische Regierung, durch die Arbeiter- und Heeresausschüsse. Befriedigt kehrten die Sendboten heim und verkündeten ihren Völkern: Trauet Rußland, alles ist in Ordnung. Aber sie mißachteten die andere Seite der Sache, daß Rußland, obwohl es keinen Sonderfrieden wollte, doch des Friedens bedurfte. Die öffentliche Meinung in den Westländern wurde in den falschen Glauben gewiegt, daß Rußland den Krieg fortsetzen könne und wolle. Rußlands Verlangen nach Durchsicht der Kriegsziele wurde abgelehnt und die Stockholmer Konferenz der Sozialisten verhindert. Am allerschlimmsten war, daß man Rußland aufs neue in den Krieg hinein peitschte und die Botschafter eine sofortige Offensive verlangten. Sie war das unglücklichste Unternehmen seit der Revolution. Ihre Ziele waren politisch, sie widersprachen jeder weisen Strategie. Das Ergebnis war nach einem Anfangserfolg eine lange Kette von Niederlagen. Der letzte Stoß wurde Rußland gegeben durch die Anstachelung Kornilows zur Gegenrevolution und Militärdiktatur. So wuchs der Bolschewikismus heran. Volk und Heer, die an sich nicht bolschewikistisch sein können, seien nur zu bereit, ihnen zu folgen, „weil sie wissen, daß Rußland den sofortigen Frieden braucht und kein anderer Weg dahin führt“.



Diese Ausführungen eines beteiligten Sachkundigen, welche nach allem, was man in dieser hier geschilderten Entwicklungszeit erfahren hat, zutreffend sind, charakterisieren präzis die Lage: ein durch das deutsche Schwert besiegtes, der inneren Auflösung zugetriebenes, durch die Schuld seiner Verbündeten zu Boden geworfenes Land mußte so rasch wie möglich Frieden haben. Da die Entente zur Revision der Kriegsziele nicht zu haben war und jedweden Schritt zu Friedensverhandlungen ablehnte, schlossen die Bolschewiki notgedrungen den Sonderfrieden mit den Mittelmächten.

Der sozialistische Abgeordnete Dr. David bemerkte im Deutschen Reichstag: „Die Bolschewiki waren die einzige Partei, welche das Programm des sofortigen Friedens, wenn nicht mit, dann gegen die Entente aufgestellt haben. In Rußland haben sie durch dieses Versprechen die Mehrheit hinter sich gebracht. Mit der internationalen proletarischen Revolution hätten sie in Rußland keinen Hund hinter dem Ofen hervorgelockt.“[1]) Diese Sachlage hat die Ententediplomatie völlig verkannt. Sie hat den Zusammenbruch Rußlands mit verschuldet und den Ententestaaten die Situation bereitet, in der es für sie jetzt um Kopf und Kragen geht.

Der russische Delegierte Petrow, welcher die offizielle Mitteilung von der Ratifikation des Friedensvertrags durch den Moskauer Sowjetkongreß in Berlin überreicht hat, bestätigte die Anschauung des deutschen Sozialistenführers.

Er äußerte in einer Unterredung mit Hans Vorst[2]): Auf dem Kongreß waren, abgesehen von 17 Pateilosen und 16 Anarchisten, nur Sozialisten vertreten. Alle Parteien, mit Ausnahme der Bolschewiki, sprachen sich gegen die Ratifikation des Vertrages aus, und zwar die verschiedenen Richtungen der Menschewiki ebenso wie das sozialrevolutionäre Zentrum (die Partei Tschernows) und die linken Sozialrevolutionäre. Von den bürgerlichen Parteien, die auf dem Kongreß nicht vertreten

1) Sitzung vom 20. Februar 1918.

2) „Berliner Tageblatt“ Nr. 157 vom 26. März 1918.

waren, ist es selbstverständlich, daß sie gegen diesen Vertrag sind. Bei den linken Sozialrevolutionären, die bisher neben den Bolschewiki Regierungspartei waren und eine Anzahl Sitze im Rate der Volkskommissare inne hatten, waren die Meinungen gespalten, schließlich stimmte die Fraktion geschlossen gegen die Ratifikation des Vertrags. Die linken Sozialrevolutionäre scheiden wahrscheinlich aus dem Rate der Volkskommissare aus, doch bleiben sie auch fernerhin im Zentralexekutivausschuß der Sowjets und werden nicht in grundsätzliche Opposition gegen den Rat der Volkskommissare eintreten. Die vom Sowjetkongreß beschlossene Resolution verschweigt nicht, daß der Kongreß diesen Frieden als einen „schweren, gewaltsamen Frieden" betrachtet, der aber angenommen werden muß, weil Rußland keine Armee mehr besitzt, und die Kräfte des Volkes durch den Krieg aufs äußerste erschöpft sind. Auch den Bolschewiki sei es nicht leicht gefallen, den Frieden von Brest-Litowsk anzuerkennen. Sie nahmen die „harten Friedensbedingungen" an, weil es aus sozialen und wirtschaftlichen Gründen nötig sei, weil es eine Notwendigkeit war, um die Resultate der russischen Revolution zu retten. Die Bolschewiki würden nichts tun, was den Friedensvertrag umstoßen könnte. „Im Gegenteil, sie sind unbedingt für den Frieden, sie haben die Verantwortung dafür vom Volk übernommen und sind entschlossen, seine Bedingungen genau einzuhalten". Die russische Regierung sei überzeugt, daß das deutsche Volk keinerlei Interesse daran hat, sich in die inneren Angelegenheiten Rußlands einzumischen; im Gegenteil wiesen die Interessen des deutschen wie des russischen Volkes sie „unbedingt auf gute gegenseitige Beziehungen hin".

Warum bezeichnen die Russen den Frieden von Brest-Litowsk als einen „schweren, gewaltsamen Frieden?" Petrow sagte darüber: „Das russische Volk wünscht den Frieden, verlangt nichts für sich selbst und hat zuerst den Grundsatz „keine Annexionen und Kontributionen" zur Staatsmaxime erhoben. Das russische Volk kann aber auch auf der Gegenseite keine Annexionen billigen und betrachtet die im Frieden

von Brest stipulierte Loslösung der Randgebiete von Rußland als eine Annexion."

Um das Bild noch abzurunden, sei auf eine charakteristische Auslassung des Hauptorganes der deutschen Sozialdemokratie verwiesen. Demselben seien folgende Sätze einer längeren Ausführung entnommen:[1])

„Der wichtigste treibende Faktor der Auflösung Rußlands lag nicht außen, sondern innen, und wir können in der bolschewistischen Politik keineswegs Prinzipienfestigkeit, sondern viel eher die stärkste Inkonsequenz entdecken. Im Gegensatz zur streng zusammenfassenden zentralistischen Politik der französischen Revolution vernachlässigte der Bolschewismus zunächst in geradezu grotesker Weise alle russischen Einheitsinteressen, und erst später, als er erkannte, was er angerichtet hatte, entwickelte er mit krampfhafter Heftigkeit eine Art von bolschewistischem Zentralismus, indem er Finnland, die Ukraine usw. mit unzureichenden Machtmitteln unter die Herrschaft der Arbeiter- und Soldatenräte zu stellen suchte. Mittlerweile war der Auflösungsprozeß viel zu weit vorgeschritten. An das Gesamtinteresse der im russischen Reiche lebenden Bevölkerung konnte der Bolschewismus aus Gründen des „Prinzips" nicht appellieren, und zu einer proletarischen Klassenherrschaft, die alle Teile des Reiches unter dem gleichen Banner vereinigte, war die wirtschaftliche Entwicklung längst noch nicht reif." Der Bolschewismus „stellte sich blind gegen die Tatsache, daß es noch andere Klassen gibt als die Arbeiter, daß diese Klassen noch immer reale Machtfaktoren sind und daß das Bewußtsein nationaler und staatlicher Zusammengehörigkeit eben auch eine politische Realität ist, die man mit den schönsten Prinzipien nicht aus der Welt schafft." Der Bolschewismus habe „seine Rolle als Welterlöser ausgespielt, nachdem ihm eine sozialistische Regierung (in der Ukraine) zuvorgekommen ist."

Diese Charakteristik der Lage in Rußland wird von russischer sozialistischer Seite bestätigt. Ein Schreiben des

1) „Vorwärts" Nr. 41 vom 10. Februar 1918.



bekannten russischen Sozialisten Axelrod an den holländischen Sozialistenführer Troelstra[1]) gibt ein Darstellung über das Emporkommen der Bolschewiki und des von ihnen ausgeübten Terrors, welche Bekanntes bestätigt:

Die gewaltsame Machtergreifung der Bolschewiki geschah durch eine militärische Verschwörung am 25. Oktober. Die Arbeitermassen nahmen keinen direkten Anteil an der Revolte, aber sie sympathisierten mit ihr, weil sie den demagogischen Versprechungen über Frieden und soziale Revolution Glauben schenkten. Die Bolschewiki waren noch nicht imstande, die Reichsverwaltung ihrem Willen zu unterwerfen, die Beamten, Städte, Semstwos, ganze Distrikte lehnen die Gemeinsamkeit mit den Bolschewiki ab. Die Abwesenheit einer wirklichen Staatsgewalt führe unentrinnbar zu einem Zerfall des Landes in einzelne und einander feindlich gegenüberstehende Provinzen. Die Diktatur der Bolschewiki bahne nur der Gegenrevolution den Weg.

Über die monarchistische Auffassung der Lage sei kurz ein Kronzeuge aus älterer Zeit angeführt. Es ist Kuropatkin, der frühere russische Kriegsminister und Führer der russischen Armee im Krieg gegen Japan im Jahre 1905. Er sagt in seinem Rechenschaftsbericht über diesen Feldzug: „Unzweifelhaft hat die allgemeine Wehrpflicht unser Soldatenmaterial der Masse nach in moralischer Hinsicht verbessert und gehoben, aber bei dem niedrigen Kulturstand des einzelnen Mannes bei uns fällt es schwer, ihm einen Begriff von Disziplin zu geben. Der Glaube an Gott, die Hingebung an den Zaren, die Liebe zum Vaterlande tragen auch heute noch dazu bei, den Soldaten fest in die Truppe einzufügen und ihn zu einem tapferen und gehorsamen Krieger zu machen, aber diese Gefühle sind in der letzten Zeit stark erschüttert und gewaltsam aus dem Herzen des russischen Mannes gerissen worden."[2]) Wie zutreffend das war, hat

1) Veröffentlicht im Nr. 54 des „Vorwärts" vom 23. Februar 1918.

2) Zitiert in „Folgerungen aus dem Weltkrieg" von General Freiherrn v. Freytag-Loringhoven, S. 26.

der jähe Sturz des Zarentums gezeigt. Verblichen ist die Auffassung, die allgemein in Europa gehegt wurde, daß das Zarentum und die russische Staatskirche Stand halten würden gegen den Umsturz. Volk und Armee waren der Revolution völlig zugänglich geworden, sodaß alles aus den Fugen gegangen ist und das in jahrhundertelangen Kämpfen aufgebaute russische Reich, das ein in sich geschlossenes, alle Naturschätze der Erde in sich bergendes, durch sein kontinentales Gefüge an Festigkeit Großbritannien übertreffendes Weltreich war, in Trümmer ging.

Das hier in diesen Äußerungen und Urteilen erscheinende Spiegelbild der Entwicklung und der Zustände Rußlands ergibt eine höchst unsichere Lage, die noch dadurch verschärft wird, daß Bolschewiken wie Trotzky-Bornstein, Radek-Sobelsohn, Hernemsky und Genossen die Provinzstädte durchziehen zur Aufreizung gegen den „Schandfrieden“ und einen Aufstand „gegen die deutschen Kapitalisten“ zu organisieren suchen. Trotzky fordert zur Neubildung einer Armee auf und predigt den „Krieg gegen die Räuber und gegen die Imperialisten“. So wird die Zerrissenheit Rußlands nur noch verschärft.

Die Behandlung des Friedensantrags mit Rußland hatte in der deutschen sozialistischen Presse einen lebhaften Meinungsstreit geweckt, in dem die Auffassungen kunterbunt durcheinander wirbelten. Die Fränkische Tagespost in Nürnberg ruft aus: „Wie würde ein deutscher Sozialdemokrat vor fünf Jahren als ein Utopist verlacht worden sein, der behauptet hätte, daß in der deutschen Sozialdemokratie der Friedensschluß mit Rußland und was aus diesem Friedensschluß herausdestiliert werden soll, gebilligt werden könnte.“ [1]) In der Münchener Post [2]) äußerte der sozialdemokratische Schriftsteller Paul Kampfmeyer, die Zustimmung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion zu diesem Friedensschluß

1) Nr. 61 vom 13. März 1918.

2) Nr. 54 vom 5. März 1918.



würde den Bruch mit der seit Kriegsbeginn in allen Fraktionsbeschlüssen und Parteikundgebungen betätigten sozialdemokratischen Friedenspolitik bedeuten. Die sozialistische Unterstützung des Gewaltfriedens müßte die Grundlage des Verständigungsfriedens überhaupt erschüttern. Kampfmeyer gab später im „Vorwärts" auch noch ein anderes Motiv an: Das Votum der Sozialdemokratie für einen „Gewaltfrieden" könnte die letzten Reste der international-sozialistischen Friedensbewegung in Schutt und Trümmer begraben. Der „Vorwärts" selbst überließ es der Sozialistenfraktion den Weg selbst zu wählen.

So hat die Fraktion der Mehrheitssozialisten ein Kompromiß zwischen den widersprechenden Ansichten in den eigenen Reihen geschlossen und im Reichstag sich der Abstimmung über den russischen Friedensvertrag vom 22. März enthalten.

Der Redner der sozialistischen Mehrheitsfraktion Dr. David nannte bei der Besprechung im Deutschen Reichstag[1]) den Frieden mit Rußland einen „ausgesprochenen Gewaltfrieden". Die Lostrennung der Fremdstämmigen von Rußland hätten wir durch „Verständigung" mit der bolschewistischen Regierung erreichen und das „Risiko" auf uns nehmen sollen, statt daß von uns „gefordert" wurde, daß die Russen die Selbstbestimmung der Randvölker als bereits „vollzogene Tatsache" anerkennen müssen; die Bolschewiken konnten den Verlust der fremdstämmigen Randgebiete nicht als „die Tat der preußischen Militärgewalt" hinnehmen, weil er nicht in einer „Form" geschah, daß die „demokratischen Grundsätze" gewahrt wurden. Der Fraktionsvorsitzende Scheidemann gab später[2]) eine kurze Fraktionserklärung ab, in der gesagt ist: Das sozialdemokratische Ziel, durch einen wahrhaften, auf Verständigung gegründeten Völkerfrieden für die Zukunft die Anwendung kriegerischer Gewalt auszuschließen, werde durch den russischen Friedensvertrag nicht

1) In der ersten Lesung am 18. März 1918.
2) In der zweiten Lesung am 22. März 1918.

erreicht. Man habe den Verzicht Rußlands auf die Randvölker „von vornherein verlangt". Das nannte Scheidemann „Machtpolitik", welche der Forderung einer dauernden Beruhigung der Verhältnisse und einer engen Freundschaft zwischen dem deutschen und russischen Volke nicht gerecht werde. Das demokratische Selbstbestimmungsrecht sieht Scheidemann nicht gewahrt. Mit wesentlichen Teilen des Inhalts und mit der Art des „Zustandekommens des Vertrags, bei dem der Reichstag ausgeschlossen war", sei seine Fraktion nicht einverstanden. Logischer Weise hätte also die Sozialdemokratie gegen den Friedensvertrag stimmen müssen. Das tat sie jedoch nicht. Denn Scheidemann erklärte: „Da aber durch diesen Vertrag der Kriegszustand im Osten tatsächlich beendet wird, wollen wir ihn auch nicht ablehnen. Aus diesen Erwägungen werden wir uns der Abstimmung enthalten."

Der Sprecher der Radikalsozialisten Haase erklärte nach Scheidemann, seine Fraktion werde nur von einem Gefühl beherrscht, dem der „Schande, daß unserem östlichen Nachbar rücksichtslos ein Schwertfriede aufgezwungen worden ist". Von den Radikalsozialisten braucht man nicht weiter zu reden; das ist eine Verranntheit, mit der nicht zu rechten ist. Die sozialistischen Wähler von Niederbarnim, wo der verstorbene Aufführer der Radikalsozialisten Stadthagen 1912 mit 92,000 Stimmen gewählt war, haben auf solche geistigen Exzesse die richtige Antwort gegeben, indem sie bei der jüngsten Ersatzwahl (Stichwahl am 26. März) den Radikalsozialisten durchfallen ließen und einen Mehrheitssozialisten wählten.

Aber auch die Haltung der Mehrheitssozialisten ist nichts weniger denn imponierend. Nach dem ersten Teil der Begründung hätte die Sozialdemokratie, wie betont, gegen den Vertrag stimmen müssen, nach dem zweiten Teil (Beendigung des Kriegszustandes im Osten durch den Vertrag) dafür. In dieser Alternative setzte sich die Sozialdemokratie zwischen zwei Stühle und enthielt sich der Abstimmung. Der erste Teil der Begründung ist ganz unhaltbar, denn da



werden nur formelle Einwände gemacht, die den Kern der Sache nicht treffen. Wegen der Form kann man eine Sache, die man an sich will, nicht scheitern lassen. Gegen die Loslösung der Randvölker, die nach der ganzen Struktur der Zustände in Rußland unvermeidlich war und die auch ohne Eingreifen der Mittelmächte gekommen wäre, haben die Sozialdemokraten insoferne nichts einzuwenden, als sie durch Vorgänge in Rußland bedingt und nicht aufzuhalten war. Sie haben ja schon für den Frieden mit der Ukraine gestimmt und damit deren Losreißung von Rußland gebilligt. Man hätte, so meinen sie, statt darüber im Friedensvertrag den Zwang festzusetzen, sich mit den Bolschewiki gütig einigen und selbst das Risiko, daß nichts zustande kommen würde, auf sich nehmen sollen. Durch die oben beigebrachten Belege aus dem revolutionären Lager selbst wie auch durch das früher geschilderte Verhalten der russischen Unterhändler in Brest-Litowsk ist erwiesen, daß eine solche staatspolitische Handlungsweise ausgeschlossen war. Wäre die deutsche Reichsleitung solche Wege gegangen, dann hätte sie die im Osten errungenen Erfolge nicht nur gefährdet, sondern völlig preisgegeben. Das Risiko, der Güte der Bolschewiki die Ordnung in Osteuropa zu überlassen, konnte nicht übernommen werden. Die Bolschewiki führten die Selbstbestimmung der Völker bis zur Loslösung von Rußland im Munde, bekämpften sie aber mit der Waffe in der Hand; sie wollten außerdem von Rußland aus Europa revolutionieren. Da konnten die Mittelmächte nicht mehr mit Verhandlungen nach sozialdemokratischen Wünschen etwas ausrichten, sondern nur durch resolutes Zugreifen. Mag man das „Gewaltfrieden", „Schwertfrieden", „Annexionen" oder sonstwie es nennen, es ist lediglich die Erfüllung realpolitischen Zwangs in den bestehenden Verhältnissen und die Selbstsicherung Mitteleuropas. Der linksliberale Abgeordnete Dr. Naumann hat im Reichstag[1]) gegenüber

1) Am 22. März 1918.

Dr. David sehr treffend bemerkt, irgendwo müsse eine Grenze für die anarchistischen Zustände im Osten gezogen sein, die geeignet sei, die dort noch lange dauernde Revolution von weiterem Vordringen abzuhalten. Man könne den Ländern, die unter unsere Okkupation sich gestellt sahen, nicht auch noch zumuten, das Bolschewikifieber zu ertragen. Es ist nicht ohne Interesse, diese Argumentation gerade von linksliberaler Seite zu vernehmen. Dazu kommen die weltpolitischen Erwägungen, daß, wenn die Abtrennung der Randstaaten nicht mit der Hilfe und in Anlehnung an die Mittelmächte erfolgt wäre, das eine förmliche Einladung für England, Amerika und Japan gewesen wäre, zuerst dort sich festzusetzen und die Dinge nach ihren Interessen zu gestalten.

Der Abgeordnete Gröber (Zentrum) hat gegen Scheidemann mit vollendeter Ruhe und ganzer Klarheit im Reichstag[1]) die Lage präzisiert:

Es handle sich nicht um die Frage, ob ein Verständigungsfriede erreicht sei, sondern darum, ob auf andere Weise der Friede zu erlangen war. Wenn man den Frieden mit Rußland nicht einen Verständigungsfrieden nennen dürfe, so seien nicht unsere Unterhändler daran schuld, sondern die Bolschewiki. „Die Friedensverhandlungen nach einem so schweren Kampf sind nicht ein Spiel und eine Art akademischer Doktordissertation, wo man philosophische und politische Begriffe behandeln kann. Es handelt sich um eine sehr ernste Arbeit. Und wenn ein Teil nicht mehr den moralischen Mut besitzt, seine Niederlage und deren Konsequenzen anzuerkennen, so muß ihm die andere Seite zu Hilfe kommen und genau die Richtlinien vorzeichnen, die er für sein Verhalten innezuhalten hat. Das ist geschehen. So sind wir zum Frieden gekommen." Gröber wies darauf hin, daß nur die Abtrennung der Randstaaten, die schon vor dem Friedensvertrag so gut wie erfolgt war, vertraglich festgelegt ist. Damit ist das Recht der Selbstbestimmung aner=

1) Am 22. März 1918.



kannt. Wenn diese Staaten sich Deutschland angliedern, so ist es ihr gutes Recht. Das geht Rußland gar nichts an und kein Mensch hat dazu etwas zu sagen.

Die sozialistische Anerkennung, daß der Friede mit Rußland den Kriegszustand im Osten tatsächlich beendigt, hätte so nach allem logischerweise dazu führen müssen, formelle Bedenken zurückzustellen und für den Friedensvertrag zu stimmen. Warum es nicht geschehen ist, liegt auf der Hand: aus inner-parteipolitischen Erwägungen, um den dem Friedensvertrag mit Rußland abgeneigten Teilen der Sozialdemokratie entgegen zu kommen, und aus Rücksicht auf die internationale Sozialdemokratie. Das könnte auch solche Staatsmänner belehren, welche noch im Wahn befangen sind, man könne mit der Sozialdemokratie dauernd deutschnationale Politik treiben.

Das Verhalten der Sozialdemokratie beweist aber noch etwas anderes, nämlich, daß ihre Forderung, es hätte vor Vertragsschluß der Reichstag hinzugezogen werden müssen, abgesehen von der verfassungsmäßigen Lage, praktisch gar nicht durchzuführen war. Es wäre, um mit Dr. Naumann zu reden, der „Klub für Weltanschauungen künftiger Generationen“, der in Brest-Litowsk tagte, in den Reichstag verpflanzt werden. Wenn man fortgefahren hätte, nach den Rezepten der Sozialisten zu arbeiten, dann wäre der Friede mit Rußland vielleicht jetzt noch nicht fertig und die deutsche Armee wäre noch heute im Osten festgelegt.

LVIII.

Die größte Schlacht der Weltgeschichte.

Riesengroß, unfaßbar, fast für menschliches Denken, unbegreiflich für das Fühlen des Menschenherzens ist der Kampf auf Frankreichs blutgedrängtem Boden am 21. März entbrannt. In einem Schreiben[1]), mit welchem Kaiser Wilhelm dem Feldmarschall v. Hindenburg das nur einmal, an Blücher nach der Schlacht von Waterloo, verliehene Eiserne Kreuz mit goldenen Strahlen widmet, spricht der Kaiser von der „größten Schlacht der Weltgeschichte", und König Ludwig erklärt, daß wir jetzt den „Sieg endlich und endgiltig erringen werden, welcher uns einen Frieden erringen wird, der unseren Erwartungen und den großen Opfern, die wir gebracht haben, entspricht."[2]) In seinem Dankschreiben auf den Glückwunsch des Reichstags-Vizepräsidenten Dr. Paasche sagt Feldmarschall v. Hindenburg,[3]) die Feinde dürfen nicht glauben, daß die neuen Blutopfer umsonst gebracht seien. „Mit der Armee weiß ich, daß der Reichstag diesen Wunsch der Tapferen hier vorn, der besten Söhne des Volkes, versteht und auch seinerseits für einen kraftvollen deutschen Frieden eintreten wird, der allein uns fortan vor einem Kriege bewahren kann." Das sind Worte, nicht blos an das deutsche Volk gerichtet, sondern an alle kriegführenden Staaten. Die Größe des weltgeschichtlichen Ringens und seine Bedeutung tritt in ihnen vor aller Augen. Mit verhaltenem Atem, in der straffsten Spannung verfolgen die Völker Europas, verfolgen alle Kulturstaaten des Erdkreises die gewaltigen Schlachthandlungen in Nordfrank-

---

1) Vom 24. März 1918.

2) Am 26. März, bei Eröffnung der Luftkriegsbeute-Ausstellung in München.

3) Vom 1. April 1918.

reich, die über das Schicksal Europas entscheiden und die Weltpolitik in neue Bahnen führen soll. Weltbegebenheiten, wie sie gleich weittragend die Geschichte nicht kennt, werden jetzt in das Buch der Menschheit eingetragen.

Der jetzt dahin rasende Entscheidungskampf hätte vermieden werden können. Die Mittelmächte haben oft und oft dem feindlichen Ausland das Anerbieten gemacht, in Friedensverhandlungen unter loyalen Bedingungen einzutreten. Reichskanzler Graf Hertling und Minister Graf Czernin haben immer wieder aufs neue und unverdrossen Friedensgespräche geführt und dafür eine förmliche „Methode des Dialogs über den Kanal und den Ozean", wie der Kanzler am 25. Februar im Reichstag sich ausdrückte, ausgebildet. Es hat nicht geholfen. Warnend wandte sich Graf Hertling am Schlusse dieser seiner Reichstagsrede „vor der größten schicksalschweren Entscheidung" noch einmal an die Feinde, den Stimmen der Vernunft und der Menschlichkeit Gehör zu geben. Auch das war in den Wind gesprochen. Wiederum, noch bevor das Ungewitter losbrach, erhob Reichskanzler Graf Hertling am 18. März im Reichstag seine Stimme. Er stellte fest: „Noch zeigt sich in den Staaten der Entente nicht die geringste Neigung von dem furchtbaren Kriegshandwerk abzustehen, noch immer scheinen sie den Willen zu verfolgen, bis zu unserer Vernichtung." An diese erneute Feststellung des unabänderlichen Kriegswillens der Feinde knüpfte dann Graf Hertling die denkwürdigen Worte:

„Wir werden darüber den Mut nicht verlieren. Wir sind auf alles gefaßt. Wir sind bereit, weitere schwere Opfer zu bringen. Gott, der uns bisher geholfen hat, wird uns auch weiter helfen. Wir vertrauen auf unsere gerechte Sache, wir vertrauen auf unser unvergleichliches Heer, seine herrlichen Führer, seine heldenmütigen Kämpfer, wir vertrauen auf unser tapferes standhaftes Volk. Die Verantwortung aber für all das Blutvergießen wird auf die Häupter derer fallen, die in frivoler Verstocktheit der Stimme des Friedens nicht Gehör geben".



Auch der österreichisch-ungarische Minister des Äußern Graf Czernin hat in einer Rede[1]) diese Verantwortung der Feinde betont: „Gott ist mein Zeuge, daß wir alles versuchten, was möglich war, um die neue Offensive zu verhindern. Die Entente hat nicht gewollt.“ In der Deutschen Tageszeitung sagt Graf Reventlow, ihm gehe „dieses Bethmann-Hollwegisch zu nennende Pathos auf die Nerven.“ Das ist eine Redewendung aus dem Wortschatz der Gewaltpolitik, die einen recht schlechten Eindruck macht. Graf Czernin hat das Nämliche gesagt, was Graf Hertling ausgedrückt hatte. Ein seine Verantwortung in so schwerer Zeit festhaltender Staatsmann kann garnicht anders reden und handeln. Ein Privatpolitiker tut sich ungleich leichter, allein auch er sollte Rücksicht nehmen auf das Volksempfinden im Deutschen Reich wie in den anderen Teilen der Koalition, in denen die Geschlossenheit der Anschauungen nicht durch peremtorische Redensarten und gewaltpolitische Denkprozesse herbeigeführt werden kann.

Graf Czernin hat in seiner Wiener Rede eine großes Aufsehen erregende Eröffnung gemacht, die in den Bereich der staatsmännischen Verantwortlichkeit gehört. Er teilte mit: „Herr Clemenceau hat einige Zeit vor Beginn der Westoffensive bei mir angefragt, ob ich zu Verhandlungen bereit sei und auf welcher Grundlage. Ich habe sofort im Einvernehmen mit Berlin geantwortet, daß ich hiezu bereit sei und gegen Frankreich kein Friedenshindernis erkennen könne als den Wunsch Frankreichs nach Elsaß-Lothringen. Es wurde aus Paris erwidert, auf dieser Grundlage sei nicht zu verhandeln. Daraufhin gab es keine Wahl mehr.“

Das hat in Paris, London und Newyork gewirkt wie der Steinwurf in einen Bienenkorb. Clemenceau erklärte sofort, als ihm bei der Rückkehr von der Front am 3. April

1) Gehalten am 2. April vor der Obmännerkonferenz des Wiener Gemeinderats.

davon Kenntnis gegeben wurde, „das hat Graf Czernin gelogen“. So berichtete die „Agence Havas“.

Die Ableugnung machte schon deßhalb keinen Eindruck, weil der in allen Listen bewanderte „Tiger“ Clemenceau nicht den Ruf besonders entwickelter Wahrheitsliebe besitzt und weil ein Staatsmann von der Bedeutung des Grafen Czernin nicht in das Blaue hinein redet. Seine Mitteilung war zudem so bestimmt, daß ein Zweifel nicht begründet erscheinen konnte.

Auf Clemenceaus Ableugnung hin regnete es Erklärungen von beiden Seiten. Auch frühere französische Minister und schließlich noch Kaiser Karl von Österreich wurden hineingezogen und äußerten sich vor der Öffentlichkeit.

Das Ergebnis der Erklärungen, die in diesem Zusammenhang nicht näher angeführt werden sollen, kann kurz festgestellt werden. Es sind zwei Phasen von Besprechungen (Freiburg) zu unterscheiden. In der ersten, die vor der Amtszeit Clemenceaus liegt, wurde Juli 1917 der persönliche Freund des Kaisers von Österreich Graf Revertera von einer neutralen Persönlichkeit im Namen der französischen Regierung aufgefordert mitzuteilen, ob er in der Lage wäre, Eröffnungen dieser Regierung an jene Österreich-Ungarns entgegenzunehmen. Damals war Ribot französischer Ministerpräsident und Painlevé Kriegsminister. Der letztere erklärt jetzt, Graf Revertera habe durch Vermittelung eines Schweizers zu wiederholten Malen darauf gedrungen, eine private Unterredung mit einem entfernten Vetter von ihm, dem Major Graf Armand in der Nachrichten(Spionage)-Abteilung des französischen Generalstabs, zu erhalten. Von Wien aus wird jedoch versichert, daß die Wahl der französischen Persönlichkeit ohne jedes Zutun des Grafen Revertera und zu dessen völliger Überraschung erfolgt ist. Ob die neutrale Persönlichkeit aus sich heraus im Auftrag der französischen Regierung zu handeln vorgab, oder ob sie einen solchen Auftrag wirklich hatte, tut nichts zur Sache. Dem öster-

reichischen Amte gegenüber wurde jedenfalls ein offizieller Auftrag seitens der französischen Regierung angegeben, was ja auch angesichts des Zwecks der Anfreundung ganz natürlich war. Die Besprechung fand nach Weisung des Wiener Auswärtigen Amtes statt, am 7. August 1917. Graf Armand richtete in derselben an den Grafen Revertera die Anfrage, ob mit Frankreich und Österreich-Ungarn Besprechungen möglich wären. Daraus geht hervor, daß die Initiative zu dieser Anknüpfung von amtlicher französischer Seite ausgegangen ist. Graf Revertera berichtete nach Wien, worauf nach den eingetroffenen Weisungen Graf Revertera am 22. und 23. August in Besprechungen mit dem Grafen Armand eintrat und zwar mit der Anfrage nach den Grundlagen für die Herbeiführung eines allgemeinen Friedens. Graf Armand reiste nach Paris zur Berichterstattung ab, die Gegenfrage hatte die Besprechungen sofort ergebnislos beendigt. Man hatte Österreich-Ungarn zum Bruch seines Bündnisses mit Deutschland verlocken wollen. Das war nicht gelungen.

Inzwischen wurde Ribot gestürzt und Kriegsminister Painlevé wurde Ministerpräsident, Barthou Minister des Äußern. Unter ihnen fanden keine Verhandlungen statt.

Am 17. November 1917 löste das Ministerium Clemenceau das Ministerium Painlevé ab. Darauf folgte die zweite Phase der Freiburger Besprechungen. Clemenceau sagt jetzt, er habe die angeknüpften Verhandlungen nicht unterbrechen wollen und können. Er schützt vor, daß Besprechungen imgange waren, daß er sie somit als ständige Einrichtung vorgefunden habe. Allein Barthou, der vor dem Amtsantritt Clemenceaus das Auswärtige Amt leitete, erklärte am 5. April 1918 vor dem Kammerausschuß, er habe von der ganzen Sache nicht die geringste Ahnung, und Painlevé sagte aus, er habe bis zum 13. November 1917, dem Tag des Rücktritts seines Ministeriums, keine Kenntnis davon gehabt, daß eine weitere Zusammenkunft stattgefunden; mit jenen Augustbesprechungen habe es sein Bewenden gehabt.



Clemenceau ist also von den kompetenten französischen Beurteilern der Lüge überführt.

Clemenceau nahm seine Zuflucht zu einer weiteren Unwahrheit. Er sagte, Kaiser Karl habe Friedensanerbietungen unter Preisgabe von Elsaß-Lothringen gemacht. Unterm 11. April 1918 richtete daraufhin Kaiser Karl an den Kaiser Wilhelm ein Telegramm, worin er Clemenceaus Behauptung, der Kaiser habe irgendwelche „gerechte Rückeroberungsansprüche Frankreichs auf Elsaß-Lothringen" anerkannt, als eine „völlig unwahre und falsche Behauptung" erklärt und sagt, Clemenceau suche, in die „Enge getrieben, dem Lügennetz, in das er sich selbst verstrickt hat, zu entrinnen, indem er immer mehr Unwahrheiten anhäuft". Kaiser Karl verkündet ferner, unter Berufung auf die Mitwirkung der österreichisch-ungarischen Artillerie in den jetzigen Schlachten in Frankreich, es bedürfe keines Beweises, „daß ich für deine Provinzen genau so kämpfe und auch ferner zu kämpfen bereit bin, als gelte es meine eigenen Länder zu verteidigen". Das hohe Lied der Bundestreue und treuer Waffenbrüderschaft! Von Clemenceau aber wird jetzt von offiziöser österreichischer Seite gesagt, daß man sich bei künftigen Friedensverhandlungen nicht mit ihm an den Tisch setzen werde.

Die „Neue freie Presse"[1]) hat nicht Unrecht mit der Ansicht, daß es sich bei Clemenceau nicht um ein „diplomatisches Abtasten" allein handelt, wie es schon so oft in neutralen Ländern versucht worden ist, sondern um einen amtlichen Schritt, dessen Bedeutung vor allem darin liegt, daß die Verbündeten der Weststaaten, also Italien, Serbien und Rumänien von Frankreich nichts zu erwarten haben, wenn es sein eigenes Kriegsziel Elsaß-Lothringen erreicht. Wer sich in Wien nach den Grundlagen des Friedens erkundigt, muß wissen, daß Graf Czernin nicht antworten werde, er sei bereit, Trient, Triest, Istrien, Dalmatien, Bosnien und die Herzegowina von Österreich abzutrennen, um Frankreichs Bundesgenossen zu befriedigen.

1) Nr. 19254 vom 8. April 1918.

Noch bevor die Aufklärung aus Wien vorlag, schrieb der „Vorwärts",[1]) da der Abbruch der Verhandlungen wegen Elsaß-Lothringen erfolgt sei, gebe es kein Wort, das stark genug sei, um die Verblendung der französischen Regierungspolitik zu verurteilen.

Die Angelegenheit hat aber doch noch eine andere Seite und darum klingt auch eine Genfer Meldung, die Mitteilung Czernins habe in französischen parlamentarischen Kreisen wie eine Bombè eingeschlagen, durchaus glaubhaft.

Der französische Ministerpräsident Clemenceau hat durch dieses sein Verhalten der Lage einen klärenden Ausdruck gegeben. Das ermattete, mit dem Aufwand der letzten Volkskraft kämpfende Frankreich zeigte hier zum erstenmal Neigung zu Verhandlungen. Es hatte das Bedürfnis die Zahl seiner Feinde zu verringern, versuchte Österreich-Ungarn aus dem Vierbunde loszulösen und Deutschland zu isolieren. Gescheitert ist es an der Bundestreue des Kaiserstaates an der Donau. „Die Treue an der Donau ist nicht geringer als die deutsche Treue", sagte Czernin in seiner Wiener Rede. Es war nichts anderes zu erwarten und es wäre merkwürdig gewesen, wenn Clemenceau nicht im vorhinein sich dessen bewußt gewesen wäre, daß, was Wilson nicht fertig brachte und nicht die Entente im Ganzen, auch ihm nicht gelingen werde. Darum darf man vielleicht den Versuch Clemenceaus weiter spannen und ihn als den ersten Schritt Frankreichs ansehen, auf dem Umweg über Österreich-Ungarn an Deutschland heranzukommen. Die Rückgabe von Elsaß-Lothringen an Frankreich würde dieses wohl sofort an den Friedenstisch heranbringen, um weitere Opfer zu vermeiden, die den Ruin des Landes noch ruinöser gestalten. Allein das siegreiche Deutschland läßt seinen rechtmäßigen Besitz sich nicht schmälern und treibt keine Selbstverstümmelung. Darin sind alle Faktoren und alle Parteien in Deutschland bis auf die Unabhängigen Sozialisten einig.

1) Nr. 91 vom 3. April 1918.

So ist denn die Sachlage erneut festgestellt für Herrscher und Völker. Gott schütze Deutschland und den alten habsburgischen Staat, auf daß sie dem guten Recht zum Siege verhelfen und im letzten heißen Kampfe einen gesicherten Frieden erkämpfen für die Ruhe und Ordnung in Europa.

LIX.

Kürzere Besprechung.

H. F. Singer, Der blaue Montag, eine kulturgeschichtliche und soziale Studie. Mainz 1917. Druck und Verlag: Druckerei Lehrlingshaus. 112 S. 8⁰.

Der Verfasser hat in Bd. 157 und 158 dieser Blätter interessante Teilergebnisse seiner mühevollen Studien über die Geschichte des „blauen Montags" veröffentlicht, die dem Leser wohl noch in bester Erinnerung geblieben sind. Er besprach dort den Ursprung des blauen Montags, sowie dessen Deutung, eine Frage, die der einwandfreien Klärung noch harrt, und endlich wie es kam, daß den Gesellen zuerst ein bescheidener Teil des Montags, dann der halbe und schließlich der ganze Tag und zwar gerade der Montag freigegeben wurde. Diese drei Abhandlungen kehren in erweiterter Form in der vorliegenden Schrift wieder, welche nunmehr auch die Weiterentwicklung und Entartung, die Herrschaft und das Erlöschen der merkwürdigen Kulturerscheinung zur Darstellung bringt. Mit der Entartung des Handwerks entartet auch die Einrichtung des guten Montags, der in seinem Kern zweifelsohne ein berechtigtes Stück gesunder Sozialpolitik und Volkshygiene enthielt.

1672 bezw. 1726 erfolgte ein Reichsgutachten, das sich mit Abstellung der Mißbräuche im Gesellenwesen darunter des blauen Montags befaßte, aber keine einschneidende Wirkung erzielte. Nach vielem Hin und Her und erfolglosen Versuchen einzelner Staaten erging endlich im Jahre 1772 ein Reichsedikt, das die Abstellung des blauen Montags bezweckte.. So schnell aber war der blaue Montag nicht auszutilgen. Erst die individualistische Freiwirtschaft und mit ihr das Ende der Zünfte und der Gesellenverbände, die Herrschaft der Industrie und der Maschine mit ihrem Stück- und Taglohn, aber auch die moderne gewerbliche und soziale Gesetzgebung „haben die Lust am blauen Montag so sehr herabgemindert, daß er seinen offiziellen Charakter und den Rest seines ehrlichen Namens vollständig verlor".



Anzeigen.

Verantwortliche Redaktion: Geh. Hofrat Dr. Georg M. Jochner. München. Sendlingerstr. 61.
Hübschmann'sche Buchdruckerei, H. Schrödl, k. b. Hoflieferant in München.

Inhalt
des
achten Heftes.

Seite

LII. Recht und Moral 585

LIII. Ein Leben im Dienste der Kunst . . 594
Von Joseph Schlecht.

LIV. Philippa Pearsalle 607
Eine Droste-Erinnerung.
Von Thekla Schneider.

LV. Zum Charakterbilde des hl. Benedikt . 611
Von P. Daniel Feuling O. S. B.

LVI. „Böhmische Fragen“ 624
Von Msgr. Dr. Franz Kordac, k. k. Universitätsprofessor in Prag.

LVII. Der Friede mit Rußland . . . 629

LVIII. Die größte Schlacht der Weltgeschichte . 640

LIX. Kürzere Besprechung 648
H. F. Singer, Der blaue Montag.

Ausgegeben am 16. April 1918.

161⁹

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Georg Jochner.

(Gegründet von Joseph und Guido Görres.)

Hunderteinundsechzigster Band.

Neuntes Heft.

München 1918.
In Kommission von Theodor Riedels Buchhandlung.



Von dieser Zeitschrift erscheint am 1. und 16. jeden Monats ein Heft in Großoktav. Man abonniert in München in der Expedition dieser Blätter (Josephspitalstr. 17, Hübschmannsche [H. Schröbl] Buchdr.).

Im übrigen sind die Historisch-politischen Blätter

halbjährlich zu 9 Mark

durch die Post zu beziehen.

Den buchhändlerischen Vertrieb hat Theodor Riebels Buchhandlung in München Residenzstraße 25, übernommen.

Inserate werden mit 1 Mark die Petitzeile oder deren Raum, Beilagen nach Übereinkommen berechnet.

Herabgesetzter Preis: Von den ersten hundert Bänden kostet, soweit der Vorrat reicht, der einzelne Band nunmehr 4 Mark der Jahrgang 8 Mark im Buchhandel.

Preis des Einzelheftes Mk. 1.— mit Ausnahme des ersten Heftes des 141. Bandes, welches Mk. 3.— kostet.

Die Administration der Histor.-polit. Blätter.



Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1918. 161. Band. Neuntes Heft.

Inhalt: Die blutige Revision der Ideen und Tatsachen. XI. — Johann Reichard. Ein Sittenbild aus der Zeit der Hexenverfolgungen. Von Hirschmann. — Friedrich Wilhelm Weber in seiner dichterischen Entwicklung II. Von Eduard Arens (Aachen). — Sofie Görres. Vom ehemaligen Chefredakteur des Wiener „Vaterland". — Wer hat die Friedensnote des Papstes inspiriert? — Die preußische Wahlrechtsreform. Von Dr. Hermann Dimmler, München. — Kürzere Besprechung: Ernst Roloff, Lexikon der Pädagogik.



LX.

Die blutige Revision der Ideen und Tatsachen.[1]

XI.

Infolge der geistigen Depression, welche seit dem Unglück der Glaubensspaltung wie ein Alpdruck stets zunehmender Gottverlassenheit auf den Völkern liegt, ist es mit der allmählich immer mehr fortschreitenden Ausschaltung des Papstes und seiner Kirche aus dem Rate der Völker für die Weisheit der göttlichen Weltregierung immer schwieriger geworden, sich im Kampf mit der Weltklugheit und ihren Wortführern Gehör zu verschaffen. Kein Wunder, wenn bereits hundert Jahre nach dem großen Abfall ein Diplomat sich verwundert dahin äußerte, er hätte nie gedacht, daß die Welt mit so wenig Weisheit regiert werden könne, wenn er sich nicht selbst davon überzeugt haben würde. Was würde dieser Staatsmann erst gesagt haben, wenn er die politischen Irrfahrten der Revolutionsperiode erlebt haben würde, wo man im stolzen Wahn, die Mahnworte des Papstes verachten zu dürfen und die Führung der göttlichen Vorsehung entbehren zu können, sich der Meinung hingab, der Welt sei am besten dann geholfen, wenn das Höchstmaß ausgesuchter Torheit zur obersten Regierungsmaxime erhoben werden würde.

Das war ja ohne Zweifel die Proklamierung der sogenannten Menschenrechte von 1789, womit man in der

---

1) S. Bd. 160 S. 763 ff.

Mitternachtsstunde der neuzeitlichen Geschichte alle Himmelslichter ausgelöscht hat um beim Fackelschein des Lichtes der Aufklärung für die Gottesrechte eine Begräbnisfeier erster Klasse zu veranstalten.

Die Unglückseligen, welche einige hundert Jahre früher das Christentum dadurch fördern zu können glaubten, daß sie einen Teil seiner Anhänger vom Papst und seiner Kirche losrissen, hätte man allenfalls noch Minimalisten des Glaubens nennen können; sie wollten, indem sie mit ihren zwischen Gott und Welt geteilten Wünschen immer mehr einem gewissen Nullpunkt geistig religiöser Verirrung sich näherten, die Völker keineswegs von Gott und Christus losreißen; die konstitutionellen Fanatiker hingegen, welche 1789 den Gott der Offenbarung abgedankt haben, um mit dem höchsten Wesen ihrer subjektiven Einbildung sich selbst und die absolute Willkür des souveränen Volkswillens auf den Thron der Weltherrschaft zu setzen, waren Maximalisten des Unglaubens und gänzlich gottvergessenen Wahnsinns.

Oberflächliche Geister, welche bei dieser unheilvollen Verirrung weniger zu den Betrügern als zu den Betrogenen gehörten, mochten im scheinbar ganz harmlosen Wortlaut schöner Redensarten von Menschlichkeit und Freiheit, womit diese frohe Botschaft einer grundstürzenden Weltumgestaltung sich einzuschmeicheln wußte, eine Erneuerung oder vielleicht gar eine Verbesserung des Christentums erblicken; in Wirklichkeit wurde durch dieses neue Evangelium die Religion des Welterlösers in ihren Grundfesten erschüttert und ins gerade Gegenteil ihres Wesens zu einem Zerrbild umgestempelt, dessen sich alle Heiden, Juden und Türken geschämt haben würden. Hervorgegangen aus jener Geistesverwüstung, welche der skeptische Agnostizismus und der seichte Rationalismus seit mehr als einem Menschenalter in weiten Kreisen angerichtet hatten, war dieses Kulturprogramm ganz und gar ein Kind seiner Zeit und eine Frucht vom verbotenen Baum der Erkenntnis, wo der gefallene Mensch seine Freude daran



findet in unverhüllter Nacktheit mit der Schlange amüsante Unterredungen zu halten.

Nach den Kraftsprüchen seiner großsprecherischen Verheißungen schien an diesem Dokument der konstitutionellen Willkür alles Licht und Leben zu sein — in Wahrheit war es ein Instrument des Todes und eine verschleierte Hinrichtungsmaschine, welche durch die seelenmörderische Gottesfeindschaft, die sie verstohlens in sich barg, nur tödliche Wirkungen hervorbringen konnte. Durch den Geist der grundsätzlichen Gottlosigkeit, welcher die Zweifler und Agnostiker der Vernunftkritik und die geistigen Urheber der Menschenrechte durchdrungen hatte, war, wie Heine treffend bemerkt hat, lang vor dem Königsmörder Robespierre nicht bloß in England und Frankreich sondern auch in Deutschland Gott selbst in unzähligen Geistern hingerichtet worden. Sollte der Mensch selbst, ausgerüstet mit unumschränkter Machtvollkommenheit, zur Alleinherrschaft in der Weltregierung berufen werden, dann durfte der Gott der Offenbarung in keiner Weise über ihm und neben ihm geduldet werden.

Der Gottmensch hatte, weil er als bester aller Menschen erkennen mußte, was in der anima naturaliter christiana an edlen Keimen und an verdorbenen Instinkten alles enthalten ist, das Erlösungswerk seiner Wahrheit und Gnade an zwei Hauptstützpunkte der natürlichen Erkenntnis und Erfahrung angeknüpft, an das vernünftige Gottesbewußsein und an die unleugbar feststehende und selbst von den Heiden anerkannte Tatsache, daß der Mensch, wie er zur Welt kommt, nicht ist, wie er sein soll. Die Vernunftkritiker und Agnostiker der Aufklärung erkannten gar wohl, daß mit diesen beiden Grundtatsachen der Vernunft und des Glaubens das ganze Christentum steht und fällt. Als Geister der Verneinung mußten sie der Frage, ob der Mensch zufolge seiner gottähnlichen, aber trotzdem verdorbenen Natur einer übernatürlichen Belehrung fähig und einer Erlösung bedürftig sei, als Antwort ein doppeltes Nein entgegensetzen.



Das haben sie auch wirklich getan; es war aber nichts weniger als der Wille zur Wahrheit, was sie dabei leitete.

Mit einem doppelten Faustschlag ins Angesicht der Vernunft und Erfahrung setzten sie als Apostel der angeblich voraussetzungslosen Denkfreiheit an den Anfang ihrer Forschung eine Negation, wie sie radikaler kaum gedacht werden kann; wie in der doppelten Behauptung des ersten Lügners: Eritis sicut dii und Nequaquam moriemini! war in diesem πρωτον ψευδος bereits die letzte Konsequenz der grundsätzlichen Gottlosigkeit enthalten! Nichts ist wahr! Alles ist erlaubt!

So wurde 1789 auf dem Grund der durch die neuere Philosophie erzeugten Geistesverwirrung mit der Erklärung der Menschenrechte die Fahne erhoben für eine Freiheit, welche der Freiheit des Evangeliums direkt entgegengesetzt war: was im Menschen groß und edel ist, wurde entwertet, was in ihm gemein und niedrig ist, wurde legalisiert und zur vollen Gleichberechtigung mit der Tugend und Gerechtigkeit erhoben. Der Gottmensch hatte die Menschheit von der Sünde erlöst, jetzt sollte der Menschgott die Erlösten durch die Sünde selbst von der Erlösung befreien und so sich selbst erlösen. Zwar konnte auch die große Abfallsbewegung des 16. Jahrhunderts in gewissem Sinne ein zweiter Sündenfall genannt werden; auch damals hatte man den bedenklichen Liebhabereien des gefallenen Menschen, der sich nur ungern den göttlichen Geboten unterwirft, sehr weitgehende Konzessionen gemacht; man hatte den von Gott gepflanzten Lebensbaum der Kirche mit Vorliebe jener Früchte zu berauben gesucht, welche hauptsächlich dazu von Gott verordnet sind den zu jeder Eitelkeit geneigten Menschen gegen Irrtum und Sünde zu schützen, man hatte darum, um den betörten Nachläufern der Stammeltern möglichst viel freien Spielraum für ihre Torheit zu schaffen, die feindlichen Angriffe besonders darauf gerichtet mit dem unfehlbaren Lehramt der Kirche die Schutzmauer der göttlichen Wahrheit umzustürzen und die priesterliche Amtsgewalt der Buße und des Opfers zu beseitigen, in



welchen der Erlöser die wirksamste Gegenwehr gegen das Verderben der Erbsünde vorgesehen hatte.

Das alles war den Fanatikern der Menschenrechte nicht Sündenfall und Freiheit genug. Der Mensch sollte in vollem Umfang in die Rechte des alten Adam eingesetzt und als Mensch der Sünde rehabilitiert und auf den Thron der Weltherrschaft erhoben werden.

Das konnte nur geschehen, wenn der Gott der Offenbarung gänzlich abgedankt und dafür ein höchstes Wesen auf den Altar erhoben wurde, welches dem Menschen fürs Denken und Wünschen, fürs Wollen und Handeln volle Freiheit ließ, ein höchstes Wesen, mit welchem sich der Mensch eventuell völlig indentifizieren konnte, ein höchstes Wesen, welches sich in der Zeit der absoluten konstitutionellen Willkür allen Wandlungen des Zeitgeistes anpassen ließ. Damit nichts im Wege stände, nach Umständen den Menschen selbst als höchstes Wesen auf den Thronaltar des Vaterlandes zu erheben, lag nichts näher als den Menschen, wie er von Natur aus zur Welt kommt, für gänzlich schuld- und fehlerfrei zu halten; ein solcher Mensch hat nicht nötig, durch eine übernatürliche Belehrung und Erziehung etwas an sich verbessern zu lassen, das besorgen Rousseau und Konsorten, die mit ihrer Pädagogik im Stande sind jeden Emil aus einem Wildfang in einen Idealmenschen der freireligiösen Humanität zu verwandeln.

Dieser Idealmensch, wie die moderne Welt ihn für ihre Zwecke braucht, bringt als erstes aller Menschenrechte das Recht zur Sünde mit zur Welt und das vornehmste aller seiner Naturrechte ist das Recht zur allergrößten Sünde, die es für einen Menschen gibt und geben kann, das Recht zur absoluten und zügellosen Denkfreiheit oder zum geistigen Selbstmord. Die hl. Schrift nennt den himmelschreienden Frevel der Selbstvernichtung der Vernunft und des Geistes Unglauben — die moderne Welt hat für dieses Attentat, den Menschen, der nur durch das Zeichen seiner gottähnlichen Persönlichkeit den Namen eines Menschen verdient, im Namen



der reinen Menschlichkeit in einen Unmenschen zu verwandeln, der eher einem Tier oder einem Dämon gleichsieht als einem Wesen, das vernünftig und persönlich ist, allerlei schöne Namen erfunden. In jüngster Zeit hat eine Zeitschrift der Loge, die sich „Der unsichtbare Tempel“ nennt, einen Aufruf an die freigeistige Studentenschaft erlassen und als Beweis ihrer Kraft besonders den Mut hervorgehoben, mit der sie sich zur „Problematik der Erkenntnis“[1]) bekennt. Ja, mit geballter Faust die Hand gegen Gott zu erheben, wie der Unglaube es tut, um mit einem Schlag Gott und die Seele zugleich tödlich zu treffen, dazu gehört eine größere Verwegenheit als die des ersten Mörders war, wie er zum Brudermord die Keule ergriff.

Es wird vielfach allzuwenig beachtet, daß der Geist des Unglaubens und der Skepsis, welcher hinter den scheinbar christlichen Redensarten der Menschenrechte gleich einer giftigen Schlange sich verbirgt, schlechthin gottfeindlich und geisttötend ist. Man könnte die unglückselige Geschichtsperiode, welche mit diesem menschenmörderischen Kulturprogramm eingeleitet wurde, mit vollem Recht das Zeitalter der antichristlichen Weltverbesserung nennen, in welchem der gottlose Versuch unternommen wurde die Welt glauben zu machen, daß die Früchte des Segens und des Friedens, die nur am Lebensbaum des Kreuzes gedeihen, auch am verbotenen Baum der Erkenntnis und der bösen Lust geerntet werden können. Um der Welt einen dauernden Frieden zu geben, könne man die drei Weltlaster der Hoffart, Habgier und Sinnlichkeit ungestört fortwuchern lassen, die Welt genüge sich mit den Mitteln ihrer fortgeschrittenen Wissenschaft vollkommen, um sich durch ihre pelagianische Laienpädagogik selbst zu erziehen und selbst zu erlösen. Überaus fromme und salbungsvolle Sprüche von der vitalen Immanenz der Gefühle und vom kategorischen Imperativ konnten in den

1) Siehe die von den Brüdern Horneffer herausgegebene Monatsschrift zur Sammlung der Geister 2. Jahrgang, 12. Heft, S. 590.



blöden Kreisen derer, die nicht alle werden, leicht den Glauben erwecken, mit dem höchsten Wesen der Humanitätsreligion sei ein vollgültiger Ersatz gefunden für das Christentum der Bibel und der Offenbarung.

Nun, wie verhält es sich in Wahrheit mit diesem Ersatzchristentum?

Wenn zur Zeit vielfach behauptet wird, das Christentum habe Bankerott gemacht, welches Christentum trifft der entsetzliche Vorwurf das Weltunglück des jetzigen Krieges nicht blos nicht verhindert, sondern direkt verursacht zu haben?

Die moderne Welt schwört, wenn sie etwas beweisen will, mehr auf die Tatsachen der Erfahrung als auf die Prinzipien, welche das Geistesleben und die Naturerscheinungen innerlich tragen und beherrschen. Sehe man sich also das liberale Modechristentum der Logenhumanität etwas näher an im Lichte der Erfahrungen, die damit seit mehr als hundert Jahren gemacht worden sind.

Die vielgerühmte Wissenschaft hat wahrlich nichts versäumt, ihren Liebling, den Wildfang Emil, nach allen Regeln ihrer Kunst an Zucht und Ordnung zu gewöhnen und auf jene Höhe rein menschlicher Bildung empor zu heben, welche für einen Menschen der Menschenrechte sich geziemt. Mit welchem Erfolg? Kaum waren ihm alle Fesseln irgend welcher klerikalen Einschränkung abgenommen, wurde er sofort ein blutdürstendes Ungeheuer und über Löwen und Tiger der entsetzlichste der Schrecken. Sehr begreiflich. Die Seelenverwüstung, welche den Greueln der französischen Revolution vorausgegangen war, mußte sich so notwendig auf die Außenwelt übertragen, so gewiß der geistige Tod stets auch den leiblichen zur Folge hat. Der Lockruf des ersten Mörders und Lügners: Ihr werdet nicht sterben! ändert daran nichts.

Das Mordinstrument der Menschenrechte schloß gleich der todbringenden Frucht des verbotenen Baumes die geistige und leibliche Vernichtung des Menschen so notwendig in sich, so gewiß der Geist des Unglaubens, der es innerlich durch-



drang, ein Gesetz des Todes und nicht des Lebens ist. Die Welt staunte und entsetzte sich, wie sie einerseits vom neuen Christentum der Humanitätsreligion so viel schöne Worte zu hören bekam von Freiheit und Menschlichkeit und nebenher so viel Blut fließen sah bei einem Volke, das sich durch die Gesetzgebung seiner hochgepriesenen Menschenrechte buchstäblich selbst zu einem langsamen und grausamen Martertod verurteilt — zuerst durch Selbstverstümmelung, als es durch Aufhebung der alten Ständeordnung sich seiner werktätigen Organe beraubte und sich selbst sozusagen Hände und Füße abschlug, durch die Ermordung des Königs sich enthauptete, durch Beraubung der Kirche und der Emigranten sich ausplünderte, um sich zuletzt durch das Gesetz gegen die Verdächtigen und durch die Bewaffnung der Besitzlosen gegen die Besitzenden selbst abzuschlachten mit dem Bolschewiki-Ruf Dantons: Jedem Sanskulotten eine Flinte!

Das alles war nach dem, was zur Vorbereitung an seelenmörderischer Arbeit glaubensloser Freidenker vorausgegangen war, durchaus nicht zu verwundern — es konnte gar nicht anders sein, es mußte so kommen. Wie man von Disteln keine Feigen ernten kann, so kann vom verbotenen Baum der problematischen Erkenntnis nur Schlimmes, aber gar nichts Gutes kommen trotz aller schönen Worte im Gleichklang mit dem Lockruf der Schlange: Ihr werdet sein wie die Götter! Dieser Baum wird nie ein Christbaum der Wahrheit werden, so reich und glänzend ihn auch die geheimen . . . Brüder mit schöngefärbten Scheinfrüchten ihrer Freiheit und Menschlichkeit schmücken mögen. Es gibt kein Surrogat für göttliche Wahrheit und Gnade; kein Rousseau und kein Dittes wird am Wildling Emil Edelfrüchte wahrer Tugend erzielen, so lange man es verschmäht die Heilmittel des Gottmenschen in Anwendung zu bringen. Die hl. Schrift redet, wenn sie von der Sünde spricht und ihren Folgen, stets nur wie von einem Geheimnis und kennt gegen dieses Geheimnis der Bosheit nur ein einziges Mittel zur wirksamen Abwehr und Heilung und dieses Mittel ist auch ein



über den Bereich der Natur weit hinausragendes Geheimnis des Glaubens, nämlich der Gottmensch selbst mit der ganzen Fülle seiner Wahrheit und Gnade, sofern er das Licht der Welt ist und das Opferlamm zur Vergebung der Sünden. Es gibt keine Gemeinschaft zwischen Christus und Belial, der Lebensbaum des Glaubens und der Baum des Todes und des Unglaubens stehen sich wie Licht und Finsternis unvereinbar gegenüber.

Dafür war bereits vor hundert Jahren der blutige Verlauf und Mißerfolg der Revolution ein Menetekel und ein Tatsachenbeweis, der jedem vernünftig Denkenden genügen konnte, wenn er guten Willens war.

Es gab aber leider damals in aller Welt gar viele, die nicht guten Willens waren. Für sie blieb der Geist der grundsätzlichen Gottlosigkeit, welche der Proklamation der Menschenrechte zu grunde lag, fürs ganze 19. Jahrhundert das Kulturprogramm der Zukunft. Sie verstanden die Warnung der göttlichen Vorsehung nicht: Discite jam moniti! Hätten sie diese Warnung verstanden, dann hätte die Geschichte der Neuzeit einen ganz anderen Verlauf genommen. Dann wäre in der Zeit der Konstitutionen die Gesetzgebung nicht eine Schleppträgerin der Schwärmerei und des Schwindels geworden.

Gesetze sollten von Rechts wegen besser sein als die Menschen sind und sind auch tatsächlich überall dort besser gewesen, wo in der Gesetzgebung etwas zur Geltung kam, was über Menschenwillkür und Menschenweisheit erhaben ist. Das kann aber dort nicht der Fall sein, wo die erste Gesetzestafel des Dekalogs losgetrennt ist von der zweiten, weil der Mensch in seiner Rechtsbetätigung in jeder Weise frei und unabhängig sein und eine göttliche Sanktion für seine gesetzgeberischen Akte in keiner Weise anerkennen will. Der Mensch der Menschenrechte kennt keinen Gott der Offenbarung und keinen Dekalog, er kennt nur ein höchstes Wesen seiner eigenen subjektiven Willkür, und dieses höchste Wesen ist zufolge der Immanenz der Gefühle nicht verschieden vom



eigenen Ich — so ist dieser Mensch in der glücklichen Lage, sich sein Recht im sogenannten Rechtsstaat mit absoluter Machtvollkommenheit selbst zu machen und alle seine Rechtsverhältnisse konstitutionell so zu gestalten, wie er's eben wünscht und braucht zufolge seiner wandelbaren Natur im Wechsel der Zeit. Er steht also legislatorisch auf einem Boden, wo die Gerechtigkeit zwar immer gesucht, aber nie gefunden werden kann, wo Recht und Gesetz sich zu einander verhalten wie zwei unglückliche Ehegatten, die einander nicht leiden können und höchstens unter höflichen Redensarten einander mit einem gewissen erzwungenen Anstand sich begegnen.

Wie sollen in einem Rechtsstaat dieser Art die Gesetze besser sein als die Menschen sind? Vielleicht deshalb, weil ein solches Gemeinwesen nicht blos Rechtsstaat sondern auch Kulturstaat heißt, weil ihm gemäß seiner Aufgabe sich einzig nur ums irdische Diesseits zu kümmern die Möglichkeit gegeben ist um so mehr dafür zu sorgen, die Welt in ein Schlaraffenland des Reichtums und der Lust und in einen Himmel auf Erden umzuwandeln, je weniger er sich um das zu kümmern braucht, was Gottes ist? Das höchste Wesen, das in ihm ist, wird ihm in diesem Bestreben, seiner Lust und Neigung zu folgen, sicherlich nicht hinderlich, sondern nur förderlich sein.

Zweck und Aufgabe eines Kulturstaates im Sinne der modernen Weltanschauung ist es nicht, die unersättlichen Begierden zu zügeln und die Tatkraft der Kulturfanatiker mit dem kulturfeindlichen und klerikalen Hinweis auf die Märchen der Bibel zu lähmen, welche sich erlaubt, ihre Gläubigen vom Tränental der Welt auf einen Himmel im Jenseits hinzuweisen. Fort mit diesen Grillen! Der moderne Mensch macht sich im Modernismus sein Christentum selbst durch die vitale Immanenz seiner religiösen Gefühle und aus diesen darf die Begierlichkeit der Sinnenlust nicht ausgeschlossen werden. Nach der modern zugeschnittenen Gefühlsreligion ist die Welt selbst ein Himmelreich mit unbegrenzten



Möglichkeiten, durch Besitz und Genuß nicht blos glücklich und zufrieden sondern vollkommen glückselig zu werden; auch ist der Staat eben dazu ein Kulturstaat, namentlich jetzt zur Zeit der Dampferlinien und Eisenbahnen, wo der Mensch in der Lage ist die Arme seiner unersättlichen Begierden nach den Schätzen der ganzen Welt auszustrecken. Was könnte auch im Wege stehen die arme, notdürftig mit Feldfrüchten fürs tägliche Brod ausgestattete Heimat mit Großstädten zu übervölkern und neben jedem Babylon nach dem Vorbild der Doppelweltstadt Brooklyn-New-York ein Ninive zu bauen? Oder sollte es gefährlich sein im Drang der kapitalistischen Habgier den Industrialismus zum Industrialissimus zu steigern?

Das war im 19. Jahrhundert der esprit des lois, die Umkehrung des Christentums ins Gegenteil, die Legalisierung alles dessen, was man früher Erbsünde genannt hat, jetzt aber Modernismus heißt, eine Aussöhnung des Christentums mit dem Geiste der Welt, eine Gemeinschaft Christi mit Belial, was nach der heiligen Schrift eine Unmöglichkeit ist.

Wenn jetzt dieses Talmichristentum mit allen Fetzen jener Ausschmückung, womit die Evangelisten der Satanskirche gleich einer Modedame es aufgeputzt haben, entlarvt und gebrandmarkt am Schandpfahl der Geschichte hängt, zum Leidwesen der großen Weltbruderschaft der Loge — die römische Kirche, die Hüterin der ewigen Wahrheit und der göttlichen Gnade trägt keine Schuld an diesem Bankerott. Derselbe Papst, der sterbend bei Ausbruch des Krieges den Zusammenbruch der Freimauerei vorausgesehen hat, ist es auch gewesen, der in seinem Syllabus gegen den Modernismus die Sekte aller Sekten und die Zusammenfassung aller Lügen, die jemals von falschen Propheten ersonnen worden sind, als das bezeichnet hat, was sie in Wahrheit ist. Derselbe Pius X. ist es auch gewesen, der in seiner ersten Enzyklika dem Geist der falschen Gesetzgebung die Bitte des Psalmisten entgegenhält: Pone legislatorem super eos ut sciant, quia homines sunt. Treffender



könnte das Verdammungsurteil der gottlosen Gesetzgebung der Menschenrechte kaum ausgedrückt werden. Menschen ohne Glauben und Gottesfurcht, die gar nicht wissen, was ein Mensch eigentlich ist, sind gänzlich unfähig und inkompetent Gesetze zu geben, die für Menschen bestimmt sind.

Der göttliche Gesetzgeber, der sich Christus nennt, hat wahrlich weit besser erkannt, was alles im Menschen ist und womit ihm geholfen werden kann, als der geistreiche Erfinder der vitalen Immanenz. Weit entfernt sich selbst erziehen und erlösen zu können, ist dem Menschen, so lange er lebt, eine göttliche Einwirkung nötig um sich gegen die in ihm selbst wurzelnde Gefahr des Irrtums und der Sünde zu schützen. Gerade das, was der Heiland gegen diese doppelte Gefahr Geheimnisvolles und Göttliches verordnet hat, das Lehramt und Priesteramt der Kirche, das die Neuerer als überflüssig über Bord geworfen haben, ist Kern und Stern des ganzen Christentums. Es durfte gegen ein Übel, das gleich einer chronischen Krankheit nie zur Ruhe kommt und rastet, nicht an Mitteln und Einrichtungen der Buße und des Opfers fehlen, die jeden Sterblichen von der Wiege bis zum Grabe begleiten und ihn durch die Sonntagspflicht und Osterpflicht beständig zur Buße und Besserung mahnen und in der Nähe des guten Hirten festhalten. Diejenigen, welche glauben, der Priester stehe einer unmittelbaren Verbindung des Christen mit Christus hindernd im Wege, haben keine Idee davon, wie notwendig für die sündige Welt ein ununterbrochen fortdauerndes Opfer der versöhnenden Genugtuung ist.

Auch das wuchernde Unkraut der Erbsünde, deren Wirkung sich von einer Geschichtsperiode zur andern in stets wachsender Stärke vergrößert, ist eine furchtbare Sache, eine vitale Immanenz, aus der sich nichts weniger als erfreuliche Emanationen fürs religiöse Leben ergeben. Diese Immanenz umschließt in ihrem Schoß Dissonanzen und Gegensätze, die äußerst gefährlich werden können. Wie sich Merkur und Venus der begehrlichen Affekte der Konkupiszenz bedienen,



um alle Schätze und Genüsse der Welt in massenhafter Anhäufung zu konzentrieren und zu sammeln, so kann auch Mars aus der Tiefe dieser Immanenz die iraszibien Reize mit Haß und Neid und Zorn zum Aufruhr bringen und alle Machtmittel seiner eisernen Gewalt aus den Erzgruben der ganzen Welt herbeiholen zu einer Zerstörungsarbeit, welche die Kulturarbeit aller Jahrhunderte ums Zehnfache übersteigt. Auch der Militarismus kann in einen entsetzlichen Superlativ sich verwandeln und zum Militarissimus werden.

In solcher Weise hat die vitale oder vielmehr vitiale Immanenz, die der Glaube Erbsünde nennt, im Zusammenwirken mit dem Geiste der Gesetzgebung des 19. Jahrhunderts in Europa gleich einer geistigen Influenza ansteckend gewirkt und selbst in den noch monarchischen Staaten unsägliches Unheil angerichtet. Allenthalben hat sich unter dem Einfluß dieser Gesetzgebung das öffentliche Leben der Entartung des gefallenen Menschen, statt derselben entgegenzuwirken, gleichförmig gestaltet, ja noch mehr, überall dort, wo dieser Einfluß im Volk keinen Widerstand und keine Gegenwirkung fand, wo die Freimaurerei wie z. B. in Frankreich und Italien zur vollen Macht gelangte, da wurde die Korruption des entarteten Menschen mehr befördert als behindert, weil die Gesetze vielfach schlimmer wurden als die Masse der Durchschnittsmenschen selbst. Der verderbliche Einfluß jener Toleranz, mit welcher der moderne Rechts- und Kulturstaat den menschlichen Schwächen und Leidenschaften schmeichelt, wird noch bedeutend erhöht durch die Intoleranz, mit welcher er als atheistischer Intelligenzstaat dem einzig wahren Gott und seiner Offenbarung gegenübersteht. Was die vitale Immanenz nicht fertig bringt, jene trübe Quelle, aus der mit einziger Ausnahme der katholischen Weltkirche alle falschen Religionen und Sekten hervorgegangen sind, das vollendet die Problematik der Erkenntnis oder die zügellose Denkfreiheit des Unglaubens, welche das meisterhaft versteht, den geisttötenden Frevel ihrer grundsätzlichen Gottlosigkeit hinter dem Deckmantel frommer Redensarten zu verbergen. Sie will nicht



gottlos und atheistisch sein, sie will nicht durch offene Gottesleugnung und Gotteslästerung mißfallen wie ein Fuhrknecht, der ein Kruzifix mit rohen Beschimpfungen besudelt und deshalb für das Strafgesetz faßbar ist. Man kann auch in einer feineren Form ein Gottesleugner und Gotteslästerer sein und damit viel gefährlicher auf den Geist weiter Kreise und ganzer Völker einwirken. Man legt sich fürs wissenschaftliche Denken Grundsätze zurecht, Dogmen der Verneinung, deren Spitze sich einzig nur gegen den Gott der Offenbarung richtet und für jedes andere höchste Wesen volle Freiheit läßt — so kann man alle falschen Götter mit frommer Innigkeit verehren und am wahren Gott mit vornehmer Geringschätzung und Verachtung vorbeigehen. Das ist so die Art der agnostischen Skepsis, welche nicht bloß auf Dutzenden von Lehrkanzeln das große Wort führt und ihre Anhänger in der Gelehrtenwelt nach tausenden zählt. Die Zahl derjenigen, die irgend ein höchstes Wesen ihrer eigenen Erfindung anbeten um den wahren Gott ignorieren zu können, ist Legion.

In einer Welt, in welcher nichts positive Geltung haben soll, was nicht innerhalb der Grenzen der Sinneswahrnehmung auf der Oberfläche schwimmt, ist ein Gott der Geheimnisse, der neben den Mächtigen der Welt und den Größen der Wissenschaft auch ein Reich besitzen will und sogar ein sichtbares Oberhaupt für dieses Reich, absolut nicht zu brauchen. Ein solcher Gott und ein solches Reich darf in keiner Weise geduldet werden; er gehört, weil er den Anspruch macht der einzig wahre Gott zu sein, mit all seinen göttlichen Dingen dorthin, wo das Ding an sich wegen seiner unerreichbaren Unerforschlichkeit vor der freien Forschung sich verstecken muß. Er ist und bleibt unwiderruflich ausgewiesen aus dem Reich des Fürsten dieser Welt, aus dem Reiche der Sichtbarkeit. Kein Modernisteneid darf die Freunde der göttlichen Wahrheit schützen gegen ein Verbannungsdekret, welches die heimlich verschworenen Eidgenossen der Denkfreiheit zu dem Zweck erlassen haben um

in der Welt radikal aufzuräumen mit allem, was übernatürlich, göttlich und geheimnisvoll ist. Zwar ist der Mensch und seine geistig unsterbliche Persönlichkeit selbst ein Geheimnis — aber für den Menschen der Menschenrechte kann es und darf es solche Dinge keinesfalls geben. Keine Offenbarung, kein Reich Gottes, keinen Papst, kein unfehlbares Lehramt, kein Priestertum! Der Klerikalismus ist das Übel aller Übel und der Feind dieser Welt! Welche Anmaßung die Menschheit von der Sünde erlösen zu wollen in einer Welt, die längst gelernt hat sich selbst zu erlösen und von allen ihren Übeln dadurch zu befreien, daß sie die Sünde selbst, die Ursache aller Übel, zum obersten Kulturprinzip erhebt mit der Freiheit, welche keinem Menschen das Recht verweigert der Schlange mehr Glauben zu schenken als Gott.

Für eine Wissenschaft, welche sich mit ihrem kategorischen Imperativ der großen Aufgabe gewachsen fühlt, das ganze sogenannte Gotteswerk der Weltschöpfung und Erlösung selbstschöpferisch umzubilden und neuzugestalten, kann es nicht schwer sein im System ihres neuen Christentums für alles Ersatz zu schaffen, was mit dem Sturz des alten Christentums in Wegfall kommt. Für den Papst und sein unfehlbares Lehramt kann die Spruchweisheit der problematischen Erkenntnis von den Kathedern der Hochschulen aus die Führnng der Geister übernehmen, für den Klerikalismus der römischen Priesterschaft kann das Laienpriestertum der Loge in die Schranken treten um überall dem Radikalismus zum Siege zu verhelfen; für den Gott der Offenbarung kann ein höchstes Wesen gute Dienste leisten, in welchem die Gottesidee mit dem souveränen Menschengeist und mit dem Staatsbegriff in eins zusammenfällt. Das macht sich um so leichter, weil der Gottesbegriff zu einer Zeit, wo die Weltanschauungsfragen wie ephemere Wolkenbildungen von den Luftströmungen der öffentlichen Meinung hin- und hergewirbelt werden, sich in nichts unterscheidet von dem bildsamen Stoff, aus dem die Heiden ihre Götzenbilder schufen.



So macht sich die moderne Zeit mit absoluter Willkür nicht blos ihre Gesetze selbst, sondern auch den Geist, der sie beseelt, und dieser Geist ist es auch, der die Formen seiner Verwirklichung selbst hervorbringt, wie er sie für seine Zwecke wünscht und braucht.

Ob zum Besten der Menschheit oder zum Verderben derselben?

Was soll aus einem Volke werden, welches von den radikalen Brüdern der Loge, die in den Schulen des Unglaubens und des geistigen Todes den Pesthauch der absoluten Denkfreiheit in sich aufgenommen haben, wie von ebenso vielen bösen Geistern besessen ist? Was soll aus einer Volksgemeinschaft werden, welche nicht aus väterlichen Freunden der Wahrheit und aus willig folgsamen Kindern des Glaubens, sondern nur noch aus haßerfüllten Betrügern und Betrogenen besteht? Welche Elemente werden dort an die Spitze der Regierung gelangen, wo die Männer des Glaubens und der Ordnung, der Gottesfurcht und Sittenstrenge eine latente Gefahr sind für den Staat? Wie wird sich in einem solchen Lande die Volksvertretung zusammensetzen, wo sich, je mehr der Geist der Korruption um sich greift, der Kreis für den Linksblock immer mehr erweitern muß? Wo das Bestreben vorherrscht der zügellosen Freiheit immer mehr Raum zu schaffen, um die Hände nach den Früchten des verbotenen Baumes auszustrecken, da empfiehlt es sich, das Wahlrecht weit über die Grenze der Mündigkeit auf das unreife Alter der Flegeljahre auszudehnen. Die berufenen Männer der Ordnung mögen dann sehen, wie sie als rari nantes in gurgite vasto im Sturm wütender Wahlkämpfe der Gefahr entgehen verschlungen zu werden.

Was mag dabei zuletzt herauskommen? Die Wissenschaft ist nach Marx und Darwin mit der Antwort auf diese Frage längst fertig. Durch die Machtentscheidungen des Daseinskampfes müssen in der Menschenwelt ebenso wie in der Tierwelt die Dinge von einer Geschichtsperiode zur andern



von minder vollkommenen zu höheren Stufen der Kultur sich verbessern.

Gott im Himmel! Das 19. Jahrhundert lieferte dafür einen ganz anderen Beweis.

Würde jemand den Versuch machen ein historisches Gesamtbild der Evolutionen zu entwerfen, mit welchen Europa von seinen Weltverbesserern im letzten Säkulum beglückt worden ist, das gäbe eine ergötzliche Geschichte. Er bräuchte nichts zu erfinden, er dürfte nur die Tatsachen reden lassen und zeigen, wie sich im Zeitalter der konstitutionellen Experimente mit dem Gottesbegriff auch jenes höchste Wesen, das man Staat nennt, allmählich gemausert hat und wie sich in gleichem Tempo alle Verhältnisse verschlimmert haben, je mehr die Marktschreier der öffentlichen Meinung mit großen Verheissungen sich zu übertrumpfen trachteten — das gäbe ein System von Absurditäten und einen Roman von Lächerlichkeiten, gegen den die ritterlichen Abenteuer eines Sancho Pansa weit zurücktreten müßten. Zur Zeit hat, wie es scheint, die politische und wirtschaftliche Entwicklung den höchsten Grad jener Vollkommenheit erreicht, der von Menschen der Menschenrechte überhaupt erreicht werden kann. In Rußland verleiht sich der nächstbeste Bolschewikijüngling auf Grund dieser Rechte selbst das aktive und passive Wahlrecht, nimmt eine Flinte und setzt sich als höchstes Wesen auf den Sitz der Weisheit um Gesetze zu geben, obwohl er weder lesen noch schreiben kann. Ganz dasselbe gestatten sich, wenn auch in anderer Weise, die Kriegsrechtsdiktatoren in London und Paris: sie verwandeln sich kurzerhand aus Demokraten in Autokraten und schicken die gesamte Masse ihrer Wähler in den Tod. Ist das nicht ein Hohn auf das Prinzip der Majorität? Was heißt Majorität? Die Majorität setzt sich in der Zeit der Menschenrechte nicht bloß aus Menschen zusammen, sondern auch aus Pulver und Blei, Wasser und Geld — wer dieses besitzt, ist im Besitze der Macht und hat die Majorität.



Wer an der modernen Weltweisheit und an der Vollkommenheit ihrer Weltverbesserung noch zweifeln wollte, der richte seine Blicke nach der Wüste von Flandern. Dort kann er durch den grausamsten Erfahrungsbeweis, den die Geschichte des Unglaubens jemals erlebt hat, sich überzeugen, was das Ersatzchristentum der Freimaurerei mit seiner Humanitätsreligion zu leisten vermag. Mit grimmiger Schadenfreude haben dort vor einem Jahrzehnt jene Brüder der reinen Menschlichkeit, welche ihren Bruder Ferrer beglückwünschten zu der Kulturmission, mit welcher er sich berufen fühlte Kirchen und Klöster zu zerstören, unsern Herrgott depossediert und das Eigentumsrecht der Gotteshäuser den Gemeinden übertragen: so durfte fortan der Heiland der Welt, nachdem er in seinem eigenen Lande heimatslos geworden, nur mehr wie ein Fremdling in der Miete wohnen, solange ein Bürgermeister es gestattet. Nun liegen dort die Kathedralen und Kirchen in Trümmer, aber auch die Städte und Dörfer — auch deren Bewohner sind mit dem verlassenen Heiland heimatlos geworden und irren als Flüchtlinge im Lande umher. Nicht ganz mit Unrecht. Infolge der Verwüstungen, welche der Unglaube angerichtet hatte, ist Gott dort schon lange in den Herzen heimatlos gewesen — das Elend der äußern Heimatlosigkeit und Friedlosigkeit ist nur eine Folge der innern. Nach dem Recht der Menschenrechte kann jener Gott, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, keine bleibende Ruhestätte auf Erden haben unter Menschen, die von einer Heimat im Grunde nichts wissen wollen; in einer Welt, welche dem Gottesglauben und der Himmelhoffnung fremd geworden ist, müssen die süßen Worte des Friedens und der Heimat gänzlich bedeutungslose Begriffe werden. Für Menschen, welche sich wie der verlorene Sohn von der Zucht und Ordnung des Vaterhauses losgesagt haben, welche auf den besseren Teil ihrer Erbschaft, auf ihre übernatürlichen Kindschaftsrechte Verzicht geleistet haben, kann es weder einen Frieden noch eine Heimat geben — ihr Los ist am Ende ihrer unstäten Wan-

derungen, wenn sie auch den Teil ihrer natürlichen Vermögensansprüche im Dienst der Wollust vergeudet haben, unausbleiblich das Sklavenjoch eines harten Herrn, dem sie sich verschrieben haben.

Blickt man jetzt aus den Abgründen der Verzweiflung, welche mit den Schrecken des Weltkrieges sich geöffnet haben, zurück auf die planmäßige Arbeit der Zerstörung, mit welcher der Sektengeist seit Jahrhunderten die Grundlagen der christlichen Weltordnung und des Völkerfriedens erschüttert hat, dann weiß man auch, was von der paradoxen Behauptung zu halten ist, das Christentum sei bankerott geworden. Nein, der Unglaube und die Feinde des Christentums haben sich nicht blos insolvent und unfähig erwiesen ihre Versprechungen einzulösen; sie sind völlig außer Stand der Welt etwas anderes als Unheil zu bringen, denn die Sünde macht elend die Völker.

Jeder Menschenfreund, der die Passionsgeschichte der Menschheit und der Christenheit kennt, muß ein überaus trauriges Verhängnis darin erblicken, daß bei Beginn der Neuzeit, da mehr als je Ursache gewesen wäre die unruhig gewordenen Geister zu zügeln, alle Schranken zerbrochen und alle Fesseln gelöst worden sind.

Eben damals befanden sich die Völker Europas in einem Zustand des Taumels und träumerischer Überschwänglichkeit, welche das Schlimmste für sie befürchten ließ, umso mehr, weil man beim Hineinstürmen in die dunkle Zukunft Gefahren und Versuchungen entgegenging, wie sie seit der Versuchung Israels in der Wüste kaum jemals einer heranwachsenden Generation bevorstanden.

Nicht mehr bloß auf einem Auge blind wie nach der Reformation, nachdem die Sehkraft des Glaubens schwach geworden, nein auf beiden Augen, dem der Vernunft und des Glaubens geblendet, stand der Mensch der Menschenrechte wie ein sinnloses aus der Haft in die freie Wildnis entlaufenes Tier vor einer neuen Zeit einer Natur gegenüber, die eben im Begriffe stand all ihre Geheimnisse offen



zu legen und dem Menschen ihre verborgenen Schätze und Reize zu zeigen, um ihn mit der ganzen Allgewalt ihrer magischen Anziehungskraft zu umarmen und zu fesseln. Wird er, wenn er, von der Strömung ergriffen, sich weit weg von der Heimat hinausgetrieben sieht in die weite Welt, sich der Natur gegenüber als Geist und Person zu behaupten vermögen, nachdem er den letzten Rettungsgürtel zum Schutz seiner seelischen Integrität wie eine Fessel von sich geworfen hat?

Leider ist die moderne Welt der an sie herantretenden Versuchung größtenteils erlegen. Es hat ihr, wie sich mit den Fortschritten der Naturwissenschaft und Technik der Ausblick auf die Herrlichkeit der Welt immer mehr erweiterte, wie sich mit der wachsenden Ausdehnung der Verkehrslinien die Erwerbsmöglichkeit zur Ansammlung von Reichtümern und Glücksgütern immer mehr vergrößerte, an der nötigen Besonnenheit und an jener maßvollen Ruhe gefehlt, wie sie nur Christen eigen ist, denen mit der heilsamen Zucht der von Gott verordneten kirchlichen Leitung die Kraft des lebendigen Glaubens nicht verloren gegangen ist. Daran fehlte es, diese Zucht und Kraft war seit Jahrhunderten erschüttert und gelähmt. Die zur Warnung auf dem Weg aufgestellten Haltsignale, die Feuersäulen von Moskau und Paris vom Jahre 1812 und 1870, wurden ebensowenig beachtet wie die Protestkundgebungen des Vaters der Christenheit. Statt den Weg der Gottvergessenheit zu verlassen, wurde sinnlos auf der Bahn der Empörung gegen Christus und Kirche, gegen Gott und den Statthalter seines Reiches vorwärts gestürmt, als ob man einer neuen Sündflut nicht etwa den Weg verlegen, sondern durch Niederreißung aller Dämme und Schutzbauten freie Bahn schaffen wollte.

Was im 19. Jahrhundert auf allen Gebieten, in den Parlamenten und in der Presse, in den Hörsälen der Geisteswissenschaften und in der Pädagogik, im Geschäftsleben und in der Politik gegen den gesunden Menschenverstand gefrevelt worden ist, spottet jeder Beschreibung. So mußte zuletzt



ein Zustand eintreten ähnlich dem in den Tagen der Sündflut, von dem es heißt: die Erde ist samt der Menschheit ein Opfer der in ihr liegenden Perversität geworden und ganz vom Weg abgekommen. (Gen. 6, 11.)

Wenn die Welt vielleicht wieder einmal vernünftig werden wird, dann wird man von dem so hoch gefeierten 19. Jahrhundert, in welchem die Freiheit der Menschenrechte sich durchweg bis zum Superlativ des menschenmöglichen Wahnsinns gesteigert hat, nicht mehr wie von einer Zeit des Lichtes und der Aufklärung, sondern von einer Schwindelperiode der Torheit und grausamen Selbsttäuschung sprechen, über welche man nicht mit Unrecht die sarkastischen Spottverse Boileaus als Motto setzen könnte (8. Satire):

„De tous les animaux qui s'élèvent dans l'air,
Qui marchent sur la terre, ou nagent dans la mer,
De Paris au Pérou, du Japon jusqu'à Rome,
Le plus sot animal, à mon avis, c'est l'homme."

LXI.

Johann Reichard.

Ein Sittenbild aus der Zeit der Hexenverfolgungen.

Zu den bedauerswertesten Opfern der Hexenverfolgungen in Eichstätt unter dem Fürstbischofe Johann Christoph von Westerstetten 1612—1636 gehört ohne Zweifel Johann Reichard. Nach den Angaben Riezlers wäre derselbe Jesuit und Pfarrer bei U. L. Frau in Ingolstadt gewesen.[1]) Duhr stellte mit Recht beide Behauptungen in Abrede, indem er sich auf Aktenstücke im Reichsarchive zu München berief, in

1) Riezler, Geschichte der Hexenprozesse in Bayern Stuttgart 1896. S. 221. In der einschlägigen Zeit wirkten als Pfarrer zur Schönen U. L. Frau in Ingolstadt: Johann Hylzius von Landshut 1600—1606; Mag. Konrad Agrikola 1606—1616; Johann Hueber 1616—1635.



welchen Reichard als „gewester Stadtpfarrer in Eichstätt“ bezeichnet werde.[1]) Die Verwirrung scheint von Sax ausgegangen zu sein, der ihn nach 18jähriger Tätigkeit im Seminare zu Eichstätt als Pfarrer nach Ingolstadt wandern läßt.[2]) Den richtigen Tatbestand hätte aber Sax unschwer bei Suttner finden können, der in seiner Geschichte des bischöflichen Seminars in Eichstätt mit Recht bemerkt, daß man auf Empfehlung des Regens Friedrich Staphylus dem Professor Joh. Reichard „die Pfarrei zu U. L. Fr. im neuen Kollegiatstifte“ übergab;[3]) an der Liebfrauenkirche zu Ingolstadt bestand aber kein Kollegiatstift, sondern nur in Eichstätt, das im Gegensatz zum Domstift das „neue Stift“ oder Pfarrstift U. L. Frau genannt wurde, da es 1316 gegründet worden war.

Die Prozeßakten gegen Reichard finden sich im bischöflichen Ordinariatsarchive zu Eichstätt[4]); eine Abschrift fertigte im Jahre 1836 Josef Brems, welche Eigentum des Stadtmagistrats Eichstätt ist;[5]) der Kodex 214, 2° der Universitätsbibliothek in München enthält fol. 59—83 einen Teil der Verhandlungen, allerdings unter Weglassung der Namen, allein die Zeitangaben, die Klagepunkte, die Aussagen, wie sie in diesem Manuskripte, das nach Riezler in Eichstätt unter Bischof Johann Christoph zur Belehrung für Hexenmeister angefertigt worden und 1657 in das Jesuitenkolleg

1) Duhr, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge. Freiburg 1907—1913, II, 2, 488 A. 2.

2) Sax, Die Bischöfe und Reichsfürsten von Eichstätt. Landshut 1884. S. 481 A. 1.

3) Suttner, Geschichte des bischöflichen Seminars in Eichstätt 1859. S. 50. Staphylus, ein Sohn des Konvertiten Friederich Staphylus, bestellte 1617 Joh. Reichard und Dr. Georg Baumgartner zu Vollstreckern seines letzten Willens. (Staphyli Protocolla IX, 134 im bischöflichen Ordinariatsarchiv zu Eichstätt); er starb den 29. August 1617 im Kloster zu Ottobeuren, wohin er sich im Dezember 1615 zurückgezogen hatte. (Strauß, Viri insignes p. 407.)

4) Bischöfl. Ordinariatsarchiv Eichstätt Fach 176.

5) Brems Abschriften IV Bändchen.

nach Ingolstadt gekommen ist, enthalten sind, treffen vollständig auf Reichard zu: „Protocollum eines Priesters, so ratione imputati incestus, dann des höchst verderblichen Lasters der Hexerei ad custodiam subindeque ad capturam et torturam gezogen, den 6. 7^{bris} 1624." Die Verhandlungen vom 14., 16. und 23. September 1624 werden eingehend aufgeführt, ebenso die 40 Fragen, welche am 29. April 1625 an den Verhafteten gestellt wurden; schließlich wird berichtet, wie R. den 11. Juni 1625 in das Amtshaus geführt und das Examen mit ihm vorgenommen wurde, zuerst von H. Vicario und Officiali, im Beisein der weltlichen Räte, welche als Malefiz-Commissäre abgeordnet waren, dann haben der H. Vicarius und Official beiden weltlichen Commissariis die Gewalt gegeben, den R. zu befragen. Da R. nichts eingestanden bezüglich Verfehlungen mit der Tochter, so haben H. Vicarius und Officialis protestiert, daß sie vor Gott entschuldigt wollen sein, wenn R. in seiner Halsstarrigkeit verharre, daß schärfer gegen ihn verfahren werden müßte, daß er zur Tortur geführt würde. Damit schließen die Eintragungen des Münchener Kodex.

An der Hand des erwähnten Prozeßaktes soll in Kürze Reichhards Lebensgang dargestellt werden. Johann Reichard wurde 1573 in Wemding bei Nördlingen von bürgerlichen Eltern geboren; die Mutter Barbara wurde 1609 wegen Hexerei hingerichtet,[1]) während der Vater ein Jahr darnach das Zeitliche segnete. Der Sohn besuchte bis in das 16. Lebensjahr die Schule seiner Vaterstadt, bezog dann die Universität Ingolstadt, woselbst er die Magisterwürde erlangte, nachdem er bei Gregor von Valentia Theologie gehört hatte. Im Jahre 1596 erlangte er die Professur der Humanität an dem Schaumbergischen Diözesanseminare zu Eichstätt, übernahm 1599 die Stelle eines Vizepräses an der Seite des vielbeschäftigten Offizials und Regens Friedrich

1) Vergl. Schneid im Oberbayerischen Archive Band 57 (München 1913) S. 163—164.

Staphylus. Nachdem Reichard in Augsburg zu Anfang des Jahres 1600 die Priesterweihe empfangen, da in Eichstätt die Pest herrschte, erlangte er zuerst die achte Präbende am Willibaldschore, dann im Jahre 1602 die Spitalpfarrei, und endlich im April 1617 die Stadtpfarrei zu U. L. Frau in Eichstätt, welche er bis 1625 inne hatte; in diesem Jahre wurde er derselben entsetzt, weil er wegen Verfehlungen gegen die standesgemäße Keuschheit und wegen Teilnahme an Hexenwerken angeklagt worden war.

Wohl hatte das Konzil von Trient heilsame Reformdekrete erlassen, aber die Erneuerung des klerikalen Lebens, die sittliche Hebung des Volkes war in die Diözese des hl. Willibald noch nicht zum Durchbruche gekommen.

Als im März 1593 der päpstliche Nuntius Hieronymus Graf von Portia nach Eichstätt kam um mit dem Bischof Kaspar von Seckendorf zu verhandeln, der eines unlauteren Verkehrs beschuldigt worden war, sah er sich veranlaßt die Behauptung, der Priesterkonkubinat sei keine schwere Sünde, aus dem kanonischen Rechte zu widerlegen. Auf der Reise hatte man dem Stellvertreter des Papstes gesagt: Die Frauenspersonen wollen in Eichstätt lieber mit Geistlichen ein ungebundenes Leben führen als sich ehrbar verheiraten.[1]) Wie sehr in weltlichen Kreisen der Bischofstadt eheliche Treue und jungfräuliche Ehrbarkeit abhanden gekommen waren, erhellt in krassester Weise aus dem „Urphedt Buech De Anno 1603".[2]) Aus diesem Sumpfe sittlicher Verworfenheit und zügelloser Begierlichkeit erwuchs jene todbringende Pflanze, welche man „Hexerei" nannte. Die sogenannten Hexenwerke waren in erster Linie Unzuchtssünden, welche von Personen beiderlei

1) Katholik, Mainz 1914, 364.

2) Dieses kulturgeschichtlich äußerst wertvolle Urfehdebuch der Stadt verwahrt das bischöfliche Ordinariat Eichstätt, es enthält von 1603 bis 20. August 1627 die Urteile des Stadtgerichtes Eichstätt über Urfehden und Urgichten; mit letzterem Worte werden ausschließlich die Geständnisse der Hexen bezeichnet.

Geschlechtes bei Fastnachtsbelustigungen und anderen Mummereien in schamlosester Weise begangen wurden.

Um sich den strafrechtlichen Folgen derartiger Ausschweifungen nach Möglichkeit zu entziehen, schoben liederliche Burschen und pflichtvergessene Ehemänner den Teufel vor und traurig genug — weltliche und geistliche Behörden, Juristen und Kanonisten glaubten an solch plumpe Verführungskünste und überlieferten die Opfer der zügellosesten Sinnlichkeit als Hexen der Folter und dem Feuertod.[1])

Die Bischöfe von Eichstätt besaßen seit 1305 das Halsgericht d. h. das Recht über Leben und Tod bei gewissen Verbrechen zu urteilen; doch mußte der Blutbann durch weltliche Richter ausgeübt werden. Als Kaiser Karl V. die peinliche Halsgerichtsordnung 1532 gab, fand dieselbe auch in Eichstätt Eingang, indem Bischof Martin von Schaumberg 1564 ergänzende Bestimmungen traf. Darnach war das Stadtgericht, welches aus fürstlichen Hofräten und bürgerlichen Geschwornen zusammengesetzt war, der ordentliche Richter in all jenen Gegenständen, welche auf Zauberei, Teufelsbündnisse, Abfall vom Glauben Bezug hatten. Die Verhaftungsmaßregeln, die „guten" und „peinlichen" Fragen d. h. die Untersuchungen über den Tatbestand, das Verhör mit Anwendung der Folter, die Formulierung des Urteils lagen vollständig in den Händen der weltlichen Juristen, die bürgerlichen Beisitzer spielten nur bei der Verkündigung des in der Hofkammer bereits formulierten Urteils eine bedeutungslose Rolle.[2])

1) Quellen und Studien zur Geschichte der Hexenprozesse, Ergänzungshefte für „Zeitschrift für Kulturgeschichte". Herausgegeben von Dr. Georg Steinhausen. Weimar 1898. 2. Heft S. 45—71. Leitschuh, Beiträge zur Geschichte des Hexenwesens in Franken. Bamberg 1883 S. 4.

2) Nach dem schon genannten Urfehdebuch von Eichstätt wurden innerhalb der Jahre 1603--1627 159 Personen beiderlei Geschlechts wegen Hexerei von dem weltlichen Gerichte verurteilt. Auch der rühmlichst bekannte Vorkämpfer gegen die Hexenbrände, der Jesuit



In die Hände dieses Gerichts fiel nun auch der Stadtpfarrer U. L. Frau in Eichstätt: Johann Reichard. Derselbe ward nämlich von mehreren Personen, welche wegen Hexerei prozessiert und vielfach schon hingerichtet worden waren, beschuldigt: 1. des Incestes, indem er mit seiner Haushälterin, Margaretha Hötzlerin, und mit deren Tochter Johanna, welche in der Stadt gemeiniglich „der heilige Geist" genannt wurde, in unerlaubten Umgange solle gestanden sein; 2. der Hexerei: er sei öfters bei Teufels- und Hexenzusammenkünften gesehen worden; 3. des Sakrilegiums, indem er zu derartigen Hexenfesten konsekrierte Hostien mitgebracht habe, denen sodann alle Unehre von den Anwesenden zugefügt worden.

Auf Grund dieser Denunziationen wurde Reichard am 6. September 1624 verhaftet und als Geistlicher vor eine gemischte Kommission, welche aus dem Generalvikare Adam Gerik und dem Offizial Wilhelm zum Acker einerseits, den weltlichen Richtern Lic. Haas und Magister Schwarzconz anderseits bestand, in dem alten Fürstenhofe gestellt. Der Angeklagte gestand sofort, daß er sich mit seiner Haushälterin, welche am 2. August 1624 beigefangen und den 26. Oktober desselben Jahres hingerichtet wurde, einer ehemaligen Kapitelskastnerin, vergangen habe[1]), leugnete aber mit aller Entschiedenheit, daß er je mit deren Tochter Johanna auch nur den mindesten unerlaubten Umgang gehabt habe. Um diesen Fragepunkt drehen sich vor allem die nachfolgenden langwierigen Verhöre, welche vom 12. bis 30. September 1624

Friedrich Spe betont in der „Cautio criminalis" (Augustae Vindelicorum 1731 p. 34), daß die „Malefiz-Kommissäre" oder Hexenrichter in Deutschland nur Laien waren.

1) Protokollum der Margaretha Hötzlerin . . . . im Reichsarchiv München: Eichstätter Hexenprozeßakten f. 45. Die Prozeßakten der Tochter Johanna Hötzlerin scheinen verschollen zu sein. Letztere ist hingerichtet worden 27. September 1624; in der Urgicht derselben im Urfehdebuch der Stadt Eichstätt S. 267 b findet sich keinerlei Hinweis auf Reichard, auch nicht in der Urgicht der Mutter S. 218.

vorgenommen wurden. Da ein Geständnis nicht erfolgte, so wurde Reichard den Winter über in Haft behalten und erst am 29. April 1625 wiederum ins Verhör genommen. Die 40 Fragen, welche von den Kommissären gestellt wurden, bewegten sich im gleichen Gleise wie im Vorjahre.

Am 11. Juni 1625 wurde der Angeklagte in das Amtshaus abgeführt und in das „gütliche Examen" genommen. Da aber trotz alles Zuredens ein Geständnis von Reichard nicht zu erlangen war, so übergaben die geistlichen Kommissäre unter Protest für alle Folgen denselben den weltlichen Richtern, welche zuerst mit den schärferern Rechtsmitteln drohten, wie sie in der Karolina gegenüber so hartnäckigen Personen angewendet werden durften, und schließlich sie auch zum Vollzuge brachten. Durch Meister Mathes (d. h. den Amtsknecht oder Löb) wurde der Stadtpfarrer einer körperlichen Untersuchung unterzogen, welche etliche verdächtige Zeichen am Leibe zu Tage förderte, als ob der böse Feind seine Klappen darein eingesetzt habe; in Beisein der weltlichen Richter wurde die Nadelprobe vorgenommen, es floß jedoch kein Blut. In der Folterkammer wurde sodann Reichard zu dem Zuge gebunden und allgemach über sich gezogen; auf sein Begehren wurde er auf den Stock herabgelassen, aber trotz aller Ermahnungen legte er kein Geständnis ab: er könnte wider sein Gewissen nichts sagen. Die Verhöre am 14., 16., 17., 21., 23. Juni verliefen ergebnislos, ebenso jene am 30. Juli, 11. und 22. August. Daher wurden, unter Protest der geistlichen Kommissäre am 13. September schärfere Mittel angewendet: Der Angeklagte wurde wieder in die Folterkammer und zum Zuge gebunden; allein Reichard hatte keine Antwort als summum jus, summa injuria! Als ihn am 18. September der Generalvikar befragte: Was er sich seit der Tortur bedacht? erklärte Reichard: Er habe es wohl empfunden und trage Sorge, er habe da sein Lebtag Kalender genug, allein er wolle doch allezeit in der Wahrheit bleiben: es geschehe ihm Unrecht! Und ein Jahr lang hören wir nichts mehr von dem bedauernswerten



Manne. Es scheint jedoch, daß er von nun ab milder behandelt und im Spitale untergebracht worden ist. Denn am 29. September 1626 wurde Reichard wieder in das Amtshaus geführt und neuerdings verhört.

In den ersten Tagen des Oktober 1626 wurde Reichard mit Sabina Pföringer, welche am 14. September 1626 wegen Verdachts der Hexerei verhaftet worden war, konfrontiert: sie habe ihn vor 10 Jahren, zuletzt vor 4 Jahren auf der Linswiese, auf der Schottenwiese bei teuflischen Tänzen und Mahlzeiten gesehen, wie er getanzt und gesprungen; bei dreimal habe er auch hl. Hostien in einem Fazenetlein (Tüchlein) mitgebracht, diese habe er mit Pfriemen und Nadeln gestupft, bis das hl. Blut herausgeflossen. Bisweilen sei er mit seiner Buhlteufelin auf die Seite gegangen. Ähnlich lauteten die Aussagen der Metzgersehefrau Barbara Appodecker, welche am 1. Oktober 1626 gefänglich eingezogen worden war.

Doch der Erfolg dieser Zeugenaussagen entsprach den Erwartungen der Richter nicht; daher wurde Reichard am 8. Oktober 1626 neuerdings gefoltert.

„Weil die guten Worte nichts gefruchtet, so ist er in währender Tortur etwas (wie man sagt) aufgeweckt und in drei Sprüngen heruntergeschnellt und nochmals stark ermahnt worden, doch vergebens. Daher wurden ihm die Beinschrauben angetan, das erste Mal etwas, hernach schärfer und zum dritten Male noch schärfer angeschraubt, inzwischen aber durch das Blut Christi zum Geständnisse getreulich angehalten worden, endlich sagte er: Soll ich's denn sagen? Weil er dann nichts gestehen wollte, ist er mit den Schrauben aufgezogen wiederum aufgeweckt und abermals in drei Sprüngen auf den Stock herabgelassen worden. Obwohl man ihn um Gotteswillen bat, er sollte doch seines Leibes schonen, ist er in seiner Halsstarrigkeit verharrt. Deshalb wurde er zum dritten Male aufgezogen und wiederum wohl aufgeweckt und nach zwei Schüttlungen, weil man ein Geständnis erhoffte, bald hernach heruntergelassen worden. Auf



langes Zureden hat der Gefolterte bemerkt: Er sei kein solcher Mann! Dann wurde er abgeführt und verwahrt.

Erst am 12. Juni 1627 wird dieses bedauernswerte Opfer einer verbohrten Justiz wieder genannt. Fürstbischof Johann Christoph hatte nämlich eine Kommission zusammenberufen, welche aus dem Weihbischofe Georg Rösch, dem Generalvikar Georg Prunner, dem Offiziale Wilhelm zum Acker, dem Hofprediger Georg Reismüller einerseits, dem Kanzler Dr. Kürcher, Baumgartner, Lic. Schwarzkonz, Dr. Kolb und Sekretär Gabler anderseits zusammengesetzt war, und derselben die Frage vorgelegt: Was soll mit Magister Reichard geschehen?

Man einigte sich auf folgende Punkte: 1) Reichard kann von dem starken Verdachte der Hexerei nicht losgesprochen werden, durch die Folter hat er sich hievon nicht losgemacht, sondern nur bewirkt, daß man nicht weiter vorgehe; 2) auf dem gewöhnlichen Wege kann nach so vielen Folterungen gegen ihn nicht mehr vorgegangen werden; 3) er kann aber auch nicht entlassen werden, sondern ist zur Buße entweder in ein Kloster zu verweisen oder in anständiger Haft zu behalten; 4) ein ernstliches Versprechen für sein Leben sei ihm unter einem fürstlichen Dekrete zu eröffnen, wenn er sich geständig zeigt, damit man den Kindern, welche allenfalls schlecht (d. h. wohl: ungiltig) getauft seien, Hilfe schaffe; 5) wenn er Berufung einlege, soll zuerst nach Rom geschrieben werden, um von dort für weiteres Vorgehen Instruktionen sich zu erholen.

Diese Beschlüsse erhielten sodann die Genehmigung des Fürstbischofs und es wurde dem Verhafteten Sicherheit des Lebens in Aussicht gestellt, falls er das Verbrechen, dessen er stark verdächtig sei, eingestehen würde; wenn er aber in seiner Halsstarrigkeit verharre, werde man der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen und ihn als obstinaten Häretiker verurteilen.

Reichard bedankte sich für diesen fürstlichen Gnadenerweis; erklärte aber, gegen sein Gewissen nichts eingestehen

zu können. Daraufhin scheint der unglückliche Stadtpfarrer im Gefängnisse behalten worden zu sein; denn am 31. März 1628 begaben sich der Generalvikar und der Offizial in das Amtshaus und ließen den „in Verhaft liegenden“ Magister Reichard vorrufen, um ihm zu eröffnen, daß das fürstliche Gnadendekret des Vorjahres aufgehoben werden soll, wenn er ein Bekenntnis ablehne.

Reichard bat um Gotteswillen: man solle ihn bei der Wahrheit bleiben lassen; so hoch er vor Gott, dem Allmächtigen, und vor seinem gnädigen Fürsten und Herrn die Wahrheit zu sagen schuldig sei: es geschehe ihm Unrecht!

Nach einer „schönen, getreuen Vermahnung“ wurde ihm die Aussage des Hans Penner[1]) vorgelesen, der den Magister einmal vor fünf oder sechs Jahren auf dem Kugelberge bei einer teuflischen Mahlzeit mit einem vornehmen, stattlichen Weibe gesehen haben wollte. Hiegegen bemerkte der Angeschuldigte: Penner sei ihm allezeit Feind gewesen. Auch die hingerichtete Stopflin habe ihn um Verzeihung bitten lassen: was sie getan, das habe sie tun müssen. Zudem sei auch die Angabe der Sabina Pföringer mit jenen der Stopflin und des Zeugwarten nicht in Einklang gestanden.

Am 26. Mai 1628 wurde Reichard abermals befragt, ob er nunmehr nicht zur Buße greifen und zum Geständnisse schreiten wolle? Lachend erwiderte er: er vermeine, er sei schon lange in der Buße gewesen; aber Gott wisse, daß er nichts Unrechtes sagen könne.

Hierauf wurde der Spitalmeister Hans Stieglitz, welcher am 12. Mai 1628 eingezogen worden war, dem Stadtpfarrer gegenüber gestellt, welcher zu berichten wußte: Un-

1) In den Denunziationen gegen den Domvikar Vogel findet sich die Angabe, daß Hans Penner, Bürgermeister, am 8. Oktober 1627 und Lorenz Bonschab, ebenfalls Bürgermeister, am 16. Dez. 1627 wegen Hexerei hingerichtet worden seien. (Akten des bischöfl. Ordinariats Eichstätt Fach 176.)



gefähr vor acht Jahren habe ich diesen Herrn Reichard bei einem teuflischen Tanze auf der Waschette tanzen sehen. Reichard stellte die Gegenfrage: Wer ist denn mehr dabei gewesen? O Herr Spitalmeister! tut euch selbst und mir auch nicht Unrecht! Stieglitz erwiderte: Was er gesagt, sei wahr und wollte er mit seinem Blute bekräftigen. Da der Spitalmeister von einem Unwohlsein plötzlich befallen wurde, so mußte das Verhör abgebrochen werden; auch Reichard sank nach der Abführung ohnmächtig zusammen. Stieglitz aber wurde schon am 27. Mai 1628 privatim hingerichtet.[1]) Am 28. November 1628 wurde nach dem Berichte des Malefizschreibers Jodokus Michael Sayler der „in Verhaft liegende Magister Reichard, gewester Stadtpfarrer allher zu Eichstätt ad examen erfordert" und ihm der gleichfalls verhaftete Bürgermeister Rehel gegenüber gestellt, der angab: er habe den Herrn Magister nur einmal vor 17 Jahren auf der Linswiese zur Herbstzeit nächtlicher Weile bei einer teuflischen Mahlzeit gesehen; der Spitalmeister, jüngsthin justifiziert, sei dem Herrn Reicharten auf der linken Seite gesessen; er selbst (Resel) habe sich nicht zu Tische gesetzt, sondern er habe aufgewartet, man habe aus silbernen Bechern getrunken. Herr Reichard sei gar lustig gewesen, sei auf einer Gabel dahin gefahren. Hiegegen bemerkte der Angeschuldigte nur: O Bürgermeister! beschwert euer Gewissen nicht!

Damit schließen die Akten des Prozesses gegen den

---

1) Im Protokoll des Prozesses gegen den 60jährigen Stieglitz heißt es: Freitag, den 12. Mai 1630 ist auf Consultation der H. Hofräte auf 17 Denunziationen der Spitalmeister beigefangen worden, dagegen liest man später: Erchtag, den 16. Mai 1628. Diese Jahreszahl ist die richtige. Denn zum Schlusse wird gesagt: Da der Spitalmeister plötzlich krank geworden, so wurde Freitag den 26. Mai in consilio aulico beschlossen, er soll zur Beicht und Buß gewiesen werden. Samstag den 27. Mai ist er privatim vom Leben zum Tode hingerichtet worden. Diese Daten sind nur richtig, wenn sie in das Jahr 1628 gesetzt werden. (Eichstätter Hexenprozesse im Reichsarchiv München F. 45.)

ehemaligen Stadtpfarrer Joh. Reichard in Eichstätt. Aus anderen Quellen fließen noch folgende Nachrichten.

Am 11. Februar 1631 forderte der Fürstbischof Johann Christoph von Westerstetten von den Malefizkommissären einen ausführlichen Bericht ab über den wegen Hexerei noch im Gefängnisse befindlichen Magister Reichard. Die Antwort lautete dahin: Aus dem Prozesse gehe hervor, daß sich M. Reichard mit N. fleischlich vermischt, dadurch seinesteils einen gräßlichen Ehebruch begangen, und obwohl M. Reichard dergleichen Unzucht mit ermelter N. eheleiblicher Tochter verübet zu haben wiederspricht, so ist dennoch der Bedacht ihm sehr zuwider. Die Tochter hat dies selbst ohngefragt angezeigt und darauf mit Anzeigung innerlicher Bekehrung verharrt und gestorben. Die Erklärungen Reichards seien nicht durchschlagend gewesen; acht Personen beschuldigten ihn der Hexerei.[1])

Während die Bischofsstadt zweimal von den schwedischen Soldaten gestürmt und geplündert wurde, saß Reichard im Kerker und mußte von der fürstlichen Hofkammer unterhalten werden, da seine wertvolle Habe zu Grunde gegangen war.[2]) Als die Zeiten wieder ruhiger geworden waren, hoffte der Schwergeprüfte die Freiheit wiedererlangen zu können; im Geistlichen Ratskollegium fand sein Bittgesuch günstige Aufnahme, aber in der Sitzung vom 23. Februar 1635 wußte hauptsächlich der Generalvikar Georg Motzel die Befreiung des unglücklichen Mannes zu hintertreiben; auch das nächste Jahr 1636 brachte keine Erlösung.[3])

Endlich am 20. November 1644 nahte der Erlöser in der Gestalt des Todes; auf dem Ostengottesacker fand der

---

1) Eichstätter Hexenakten im Reichsarchiv München F. 47.

2) Das Gold- und Silberzeug Reichards im Werte von 1800 fl. war auf Befehl des Dombekans im Archive des Kapitels in einer Kiste aufbewahrt und wurde dortselbst von den feindlichen Soldaten hinweggenommen: 23. Juli 1633. Protocollum omnium actorum Officii Vicariatus Gen. a Georgio Motzel tom I, 13 im bischöfl. Ordinariatsarchiv Eichstätt.

3) Motzel, Protocollum l. c. I, 146.

ehemalige Liebfrauenpfarrer seine letzte Ruhestätte.[1]) Sein Vermögen, vielleicht einstmals die Ursache der Denunziationen rachsüchtiger Pfarrkinder, wurde von dem Fürstbischofe Marquard II. dem Jesuitenkollegium in Eichstätt zugewiesen; es betrug ungefähr 1000 fl., in Hypothekbriefen auf landwirtschaftlichen Gütern sichergestellt.[2])

Welches Urteil werden wir nun über Reichard fällen? Von dem Laster der Hexerei werden wir ihn wohl unbedenklich freisprechen. Wie aber steht es mit dem Vorwurfe des Incestes, dessen ihn Johanna Hötzlerin, allerdings erst nach ihrer Verhaftung, beschuldigte? Reichard hat auch unter dem Drucke der härtesten Folterqualen, in den Leiden einer zwanzigjährigen Gefangenschaft, selbst bei der Zusicherung des Lebens seitens des Fürstbischofs, keinerlei Geständnis abgelegt, sich stets dieses Verbrechens unschuldig erklärt. Wollen wir ihn verurteilen? Aber ein schweres Bedenken erhebt sich: Warum hat Reichard, wie die Gerichtskommission 1627 selbst vermutete, niemals den Schutz des Kaisers angerufen? Unter allen Umständen hat der beklagenswerte Stadtpfarrer von Eichstätt einen unerschütterlichen Mut an den Tag gelegt und seine zugestandenen Fehltritte in schwerem Leid auf der Folter und im Kerker gesühnt und gebüßt!

Greding. Hirschmann.

1) Sterbematrikel der ehemaligen Liebfrauenpfarrei, jetzigen Dompfarrei Eichstätt zum J. 1644 S. 60: 1644, 20. Novembr. ob. ven. Dns. M. Joannes Reichardt annorum circa 67, quondam parochus hic Eystadii, per aliquot annos incarceratus, de magia et aliis suspectus, sed nihil, quantum mihi constat, juridice probatum. Der Eintrag ist von Pfarrer Albert Kotz 1636—1645 geschrieben.

2) Historia Collegii St. Eystadii fol. 47 b im bischöflichen Ordinariatsarchiv Eichstätt.



LXII.

Friedrich Wilhelm Weber in seiner dichterischen Entwicklung.

Von Eduard Arens (Aachen).

II.

„Dreizehnlinden“, für unseren Dichter die Quelle seines Ruhmes, darf noch einen besonderen Seitenblick fordern. In mancher Beurteilung ist es allgemach, wohl nicht ganz mit Unrecht, etwas zurückgetreten; aber die Forschung lehrt doch immer wieder, wie bedeutsam es in des Dichters Entwicklung eingreift und wie es seinerseits darin begründet ist. Wie das Epos in verhältnismäßig kurzer Frist (zwischen 1874 und 1877) geschaffen wurde, ist bekannt, und trotzdem ist es als Webers Lebenswerk zu bezeichnen. Seine Wurzeln reichen eben weit und tief in heimatliches, in jugendliches Erdreich. Das tritt jetzt noch deutlicher zu Tage, als schon Schwerings Biographie es hervorheben konnte.

Ähnlich wie bei Klopstock, regte sich früh in Weber Gedanke und Wunsch, Geschichte und Kultur seiner Heimat in einer großen Dichtung zu verherrlichen. Der erste Niederschlag solcher Ideen sind die 24 „Lieder von der Teutoburg“, die er vom Juni 1834 bis Ende 1835 in Greifswald niederschrieb. Zwar hat er später diese Lieder in Bausch und Bogen als leeres „Klingelspiel und Reimerei“ verworfen und dem Fidibus geweiht; aber, so unvollkommen sie in manchen Teilen noch sind, für Wachsen und Werden seiner Dichtung haben sie keinen geringen Wert. Eine ganze Reihe von ihnen wird uns jetzt zum ersten Mal bekannt. In der vereinfachten Nibelungenstrophe, teilweise im sogenannten Hildebrandston abgefaßt, auch sonst aufs stärkste von Uhland beeinflußt, versuchen sie (ähnlich wie dieser im Schwabenlande) im Lande der roten Erde die großen Geister der



Vergangenheit wachzurufen und in poetische Bilder zu bannen. Schon ist es die nächste Heimat des Dichters, die hier poetisch verklärt erscheint; schon redet Wald und Natur (wie in der Zwiesprache zwischen „Knabe und Eiche") zu des Dichters Herz. Aber noch hat er trotz der Fäden, die die einzelnen Bilder verbinden, die eine große Dichtung nicht gefunden: noch streift er wilden Fluges durch alle Jahrhunderte und führt uns von der Zeit der Teutoburger Schlacht (wovon der Titel entlehnt ist) bis zu Karl dem Großen, ja bis zum dreißigjährigen Kriege. Es mag dies zum Teil dadurch entschuldigt sein, daß die 24 Gedichte nicht so wie sie ziffernmäßig aufeinander folgen, sondern in willkürlicher Reihe entstanden sind. Aber schon tritt der große Franke in Gegensatz zum Sachsenherzog Wittekind, wenn freilich auch nicht so schroff wie später in „Dreizehnlinden". Schon zeigt sich die prophetische Seherin, die Waldfrau, und wir sehen, wie die weise Swanahild ihr Urbild in der Taziteischen Velleda hat, die aus dem Volke der Bataver zu den Cheruskern versetzt wird. Schon sehen wir die Mönche in emsiger Arbeit, in frommem Gebete. Ja, hier und da ertönen sogar schon Klagen gegen den Materialismus der Zeit, wie sie der Uhu in „Dreizehnlinden" zum Besten gibt. So, und in dieser Beschränkung, darf man die Lieder von der Teutoburg mit Recht als früheste Vorstudien zu „Dreizehnlinden" ansehen.

Doch noch wichtiger erscheint in dieser Hinsicht eine Romanze „Vom jungen Ritter", die am 1. März 1836 in Greifswald entstand. Zwar hatte bereits Schwering (a. a. O. 82ff.) einige schöne Strophen mitgeteilt, welche den Elfenzauber schildern; doch ging daraus nicht hervor, welche Bedeutung das Ganze für „Dreizehnlinden" hatte. Das können wir erst jetzt werten und — genießen. Denn offenbar ist diese Romanze das Erste, was dem jungen Dichter wirklich gelungen ist, und obwohl er auch hier noch auf Schillers und Uhlands Bahnen wandelt, so darf man doch den großen Fortschritt in Inhalt und Form anerkennen und die Er-

zählung als selbständiges Werk mit eigener Idee und eigenartiger Durchführung bezeichnen. Da man auch jetzt noch darauf angewiesen ist, den nicht ganz vollständigen Abdruck (bei Peters 88 ff.) durch die 8 Strophen bei Schwering (82 ff.) zu ergänzen, so sei die Dichtung hier nochmals ganz mitgeteilt. Um Raum zu sparen, setzen wir den Text, was auch metrisch richtig erscheint, in Langzeilen ab.

Vom jungen Ritter.

Will noch einmal meine Seele in ein stilles Ferngedenken,
In der fernen Kinderjahre Traum uud Wunder sich versenken.
Halbvergessene Gestalten dämmern auf in Nebelhelle,
Wie die mondbeglänzten Bilder einer öden Waldkapelle.
Und in meines Herzens Tiefen regt es sich wie leises Klingen,
Alte Träume, alte Lieder steigen auf mit Geisterschwingen.
Und die Mär vom jungen Ritter wandert mahnend durchs Gedächtnis,
Von der Mutter, der entfernten, mir ein trauriges Vermächtnis.

Fern im Walde steht die Feste, ihre wüsten Mauern fallen,
Einsam trauernd sitzt ein Jüngling in der Väter öden Hallen.
In des Grabes dunkelm Schoße schlummern alle seine Lieben,
Er des Namens letzter Sprosse, er allein ist übrig blieben.
Und des Himmels graue Wolken und des Berges rauhe Winde,
Wie sie kommen, wie sie gehen, sind sein einziges Gesinde.
Seine Freunde sind die Sterne, sind die traurigen Gedanken,
Die, wie Efeu seine Türme, melancholisch ihn umranken.
Und so hat er's stumm getragen lange Winterdämmerungen,
Bis des Lenzes klarer Aufruf freundlich ihm ins Herz geklungen.
„Mahnt es doch so laut und dringend, und ich will nicht länger säumen,
Nicht in müßiger Erschlaffung meiner Tage Lenz verträumen.
In die Ferne will ich fahren, will zum heil'gen Lande reiten,
Mit des Herren Huld und Gnade für des Königs Ruhm zu streiten.
Statt des Lorbeerkranzes will ich mir die Dornenkron' erkiesen
Und mein Herz hinüberretten nach dem ew'gen Paradiese.
Arger Trug ist unser Leben; selig, die das Heil'ge ahnen
Und zu seinem Dome wallen auf der Tugend steilen Bahnen."
Fromm und kühn hat er's beschlossen sich zu weihn des Himmels Frohne.
Und im Schild des Himmels Zeichen führt er Kreuz und Dornenkrone,
Einen Blick noch wirft er scheidend, wie er sitzet hoch zu Rosse,
Nach den Bergen, nach den Wäldern, nach dem alten düstern Schlosse.
„Lebet wohl, ihr grauen Türme, lebet wol, ihr öden Hallen,



Eure Zinnen mögen sinken, eure Mauern mögen fallen.
Auf die Grüfte meiner Väter stürzt wie Leichensteine nieder,
Meine Straßen gehen ferner und mich seht ihr nimmer wieder."
Und durch fremde Städt' und Länder treibt ihn fort ein frommes Sehnen,
Stiller ist sein Herz geworden, seltner fließen seine Tränen.
Aus des Himmels klarer Bläue ist's wie Trost auf ihn gesunken,
Und in duft'ger Waldesfrische hat er hohen Mut getrunken.
Ströme, welche mit ihm fließen, Wandervöglein mit den hellen,
Wunderlichen Reiseliedern sind ihm trauliche Gesellen.
Also fährt er in die Weite, Gram und Trauer sind vergessen,
Und von lust'gen Abenteuern träumt die Seele unterdessen.
Wie er einmal sinnend reitet, tritt auf stillen Wüstenwegen
Grau von Haaren, bleich von Wangen ihm ein Eremit entgegen.
Schwere Prüfung, lange Jahre hatten auf der Stirn, der trüben,
Mit des Schmerzes scharfem Griffel tiefe Weisheit eingeschrieben.
„Gott zum Gruß, du junger Recke! Ernstes Wort will ich dir sagen:
Siehst du dort des Zauberwaldes nebelgraue Berge ragen?
Wie ein Garten ist die Wildnis, freundlich ist sie anzuschauen;
Aber finst're Mächte hausen in dem tiefverborgnen Grauen.
Mancher, der das Ziel verloren und vergessen Kreuz und Sendung,
Hat gebüßt mit Leib und Seele seine traurige Verblendung."
Schnell erglühend spricht der Jüngling: „Dank dir, Alter, für die Lehre!
Öfter sangst du wohl die Metten, als du kämpftest mit dem Speere.
Ei, des frischen Heldentumes, ei der ritterlichen Zeiten,
Wo die jugendlichen Helden Abenteuer still umreiten!
Dank dir, Alter, für die Lehre, doch ich liebe die Gefahren.
Freier Mut und scharfe Klinge werden mich im Kampf bewahren."
Und er ruft es laut und sprenget grad hinaus zum Zauberwalde,
Und mit tränenfeuchtem Auge blickt ihm nach der weise Alte.
Vorwärtsstürmend fortgetrieben naht der junge Held den Grenzen,
Scheint ihm doch die Sonne klarer, frischer Baum und Strauch zu glänzen.
Angehaucht von linden Lüften, überwallt von Blütenregen,
Eilt er in des Waldes Tiefen auf gebahnten, breiten Wegen.
Und er hemmt des Rosses Schritte, und er neigt sein Ohr zu lauschen,
Wie von ferne nah und näher wunderbare Klänge rauschen.
Ist es jubelndes Frohlocken? sind es weiche Klagelieder?
Doch verhallend und verwehend fliehen die Gesänge wieder.
Nachzuziehn den süßen Tönen mahnet ihn das Herz gewaltsam,
Tiefer in des Waldes Mitte lockt und ruft es unaufhaltsam.
Horch! da klingt es aus den Tälern, schwebt und klingt es von den Hügeln,
Ihn umwebend, ihn umflüsternd leis und linde wie auf Flügeln.
Herzumstrickend, sinnbetörend klagt und girrt es aus den Zweigen:
Sind es Blumen, sind es Mädchen? die sich bergen, die sich zeigen?



Sind es weiße, weiche Arme, die ihn sanft vom Rosse ziehen,
Wo verschlungen Ros' und Myrte an geheimer Stelle blühen?
Sind es Lippen, die sich neigen, sind es glühende Korallen,
Sind es Lüftchen, sind es Locken, die auf ihn herunter wallen?
Elfen kommen und Sylphiden, duftgewebte Wunderwesen,
Die von seinen matten Gliedern leise Helm und Panzer lösen;
Die aus Blumenkelchen tauchend ihn umscherzen und umgaukeln,
Die mit seinem Schwerte spielen und auf seinem Schild sich schaukeln.
Nachtigallenchöre singen Wiegenlieder in den Büschen,
Träumerische Schlummerlieder lullt der Silberquell dazwischen.
Und des Jünglings Auge sinket, und in langen durst'gen Zügen
Trinkt er die willkommnen Töne, die sein müdes Haupt umwiegen.

Trüber scheint die Abendsonne durch die goldnen Blütenreiser,
Ferner ziehn die Nachtigallen, und die Quelle murmelt leiser.
Nebelduft umhüllt die Wildnis, jede Regung ist verklungen,
Über dem entschlafnen Jüngling ruhn des Waldes Dämmerungen.
Und die Sonne kehret wieder, und den lebenswarmen Schimmer
Strömt sie über Berg und Fluren, doch den Jüngling weckt sie nimmer.

Ob vielleicht nach späten Jahren ihn ein Priester segnend weihte?
Ob ein Ritter mit dem Schwerte ihn von seinem Bann befreite?
Ob die Liebe einer Jungfrau das geheime Wort entdeckte
Und durch allgewalt'gen Zauber ihn von langem Schlummer weckte?
Alles weiß ich nicht zu sagen, eins nur habe ich vernommen,
Daß er grau und lebensmüde sei zum heil'gen Land gekommen.

Das Mittelstück mit dem Elfenzauber erinnert stark an Uhlands Ballade „Harald". Auch hier umfassen und umschweben die Elfen den kühnen, ganz in Erz gepanzerten Helden mit seinen Kriegern. Während sie aber diese vom Rosse ziehen und der Waffen berauben, widersteht Harald ihren Lockungen. Als er jedoch vom kühlen Quell trinkt, sinkt er zu langem Schlafe nieder, und selbst Sturm und Ungewitter vermögen den Zauber nicht zu brechen. Es ist richtig, daß die Schilderung des Zauberwaldes bei Weber sinnfälliger ist als bei Uhland. Dem Urteil jedoch, daß bei diesem der Schluß weniger befriedige als bei Weber, vermag ich nicht beizustimmen; vielmehr verlangt die poetische Notwendigkeit, daß auch unser junger Ritter, weil er keck die Warnung verachtet, ebenso die Strafe des Übermutes leide.

Es ist eine schwache Lösung, ihn trotzdem, vom Banne gelöst, das heilige Land noch erreichen zu lassen. Aber von vornherein verfolgte Webers Stoff ausgesprochen moralische Absichten, während Uhlands reine Dichtung nichts weiter als eine irische Elfensage wundervoll ausführt.

Die Sage vom Jungen Ritter hatte die Mutter dem Knaben erzählt; wie bei so vielen anderen Dichtern, führt man ja auch bei Weber hauptsächlich auf ihren Einfluß und ihre Natur die „Lust zum Fabulieren" zurück, obwohl ihm auch der Vater, wie z. B. „Hans Höllenknecht" bezeugt, eine Menge Märchen und Sagen zu erzählen und seine Einbildungskraft zu befruchten wußte. Ob nun die vorliegende Sage, so wie der Dichter sie wiedergibt, nur auf der Erzählung der Mutter beruht oder auch andere (etwa literarische) Zutaten des Dichters selbst enthält, bleibe hier unerörtert. Aber daß im Ganzen und besonders im ersten Teile auch für „Dreizehnlinden" ein neuer frischer Quell erschlossen ist, liegt auf der Hand. Von Reimen, Wendungen, Gedanken, Motiven, die im Epos wieder auftauchen, sehe ich dabei ab. Die Anklänge, die Frl. Peters hervorhebt, ließen sich leicht vermehren und verstärken. Daß in unserer Romanze schon die Dreizehnlinden-Strophe erscheint, ist wichtig und bereits oben auf Lenau zurückgeführt worden. Wichtiger aber ist dies: der Held des späteren Epos tritt uns 1836 zwar unbenannt, aber lebendig umrissen mit festen Zügen entgegen. Wie Elmar, so haust der junge Ritter auf der Burg vereinsamt als letzter Sprosse seiner Ahnen, wie Elmar sehnt er sich in die Ferne nach mutigen Abenteuern, wie der Verfehmte zieht er hoch zu Rosse von dannen, den Abschiedsblick der Heimat zuwendend, ohne Hoffnung sie wiederzusehen. Das ist das Wesentliche; aber auch das Problem, das Erringen religiöser Befriedung, ist schon vorhanden, ja sogar eins der Mittel dahin zu gelangen ist wenigstens im Schlusse angedeutet: „ob die Liebe einer Jungfrau das geheime Wort entdeckte . . . ?" Daß es dem Pater Prior besser gelingt als dem greisen Eremiten, sei nur



nebenbei erwähnt. So dürfen wir sagen, als Weber volle vierzig Jahre später „Dreizehnlinden“ ausführte, traten, ihm selber vielleicht unbewußt, Farben und Figuren, Worte und Töne wieder vor seine Seele, die „lang er vergessen geglaubt“; da gestaltete er dichterische Träume seiner Jugendjahre. Freilich lag noch ein weiter Weg dazwischen, ein Aufstieg zur Höhe der Kunst, zugleich eine vertiefte Auffassung der Außenwelt. Nicht mehr bloße Phantasiebilder formt er jetzt, sondern Bilder geschichtlicher Wirklichkeit verklärt er durch den Zauber echter Poesie. Dazu hatte ihn eindringendes Studium des Mittelalters, Heimat und Landschaft, Versenkung in Mythologie und Glauben, Recht und Brauch und Sprache der Vorzeit befähigt.

Daß Weber auch zwischen 1836 und 1874 ernstliche Anläufe zu solcher Dichtung gemacht hat, ist nicht unwahrscheinlich; doch nur ein Fragment „Klosterruinen“ (Schwering 192, Peters 55 ff.), aus den Sechziger Jahren, weist schwache Berührungen mit „Dreizehnlinden“ oder vielmehr mit dem hier geschilderten Klosterleben auf. In die sechziger Jahre fällt aber auch seine stille Zurückgezogenheit auf Schloß Thienhausen, jener Siedelei am Wasserschlosse, die zum Sinnen und Träumen einlud. Scriptorum chorus omnis amat nemus et fugit urbes. Ein Frhr. von Haxthausen hatte ihm die Wohnstätte eingeräumt, und das freundschaftliche Verhältnis zu dieser Familie scheint mir nicht ohne Einfluß auf den Entschluß, sein großes Epos zu beginnen, gewesen zu sein. So fuhr der Dichter denn fort in langen Winternächten, getrosten Mutes, einsam Reim an Reim zu flechten. Jedenfalls ist diesem ritterlichen Geschlechte, das zum Uradel des Bistums Paderborn gehört, und seinem Besitz ein würdiges Denkmal in „Dreizehnlinden“ gesetzt. Ist doch der Habichtshof ganz wörtlich nichts anderes als Haxthausen, Bökendorf begegnet in der alten Form Bodinkthorpe (Dorf des Gaugrafen Bodo), und die nahe Abbenburg, der Stammsitz der Haxthausen, wird in den Versen kennzeichnend geschildert:

Wo die Brucht durch Schilf und Erlen rieselt und zum Drosselsange
Dunkle Runenlaute murmelt, lag der Hof am Hügelhange.

Elmar vom Habichtshofe aber trägt seinen Namen nach dem schönen, altdeutschen, in der Haxthausischen Familie ständig vertretenen Vornamen Elmerhaus.

Haben wir zuletzt einigen Vermutungen Raum gegeben, die sich nicht urkundlich erweisen lassen, so ist doch um so sicherer, daß Weber „Dreizehnlinden" aus Eigenem geschaffen und nicht bei Fremden starke Anleihen gemacht hat. „Es muß als ganz wesentlich hervorgehoben werden, daß durch dieses Gedicht (eben die Romanze vom Jungen Ritter) alle Versuche moderner Literaturhistoriker, Weber zu einem Nachahmer Scheffels, Kinkels, Tegnérs oder Tennysons machen zu wollen, vereitelt sind; denn 1836, als diese Romanze entstand, waren weder der „Trompeter von Säkkingen" noch „Otto der Schütz" erschienen und die Dichtungen des Schweden und des Engländers noch nicht bis zu Weber gedrungen." Dies von neuem erhärtet zu haben, ist der neuen Schrift aufs beste gelungen.

Freilich, wenn wir es mit Schwering und Peters ablehnen, F. W. Weber zu einem Scheffel-Nachahmer herabzudrücken, so werden wir es doch nicht so darstellen, als ob nun jeder Einfluß des „Trompeters" (1854) auf „Dreizehnlinden" (1878) auszuschalten wäre.[1]) Weber selbst hat seine Zugehörigkeit zur Scheffelschen Schule immer in Abrede gestellt und gegen die Behauptung, sein Uhu sei ein Plagiat an dem Kater Hiddigeigei, scharfe Verwahrung eingelegt. Trotzdem mag z. B. die Schilderung des Frühlings, mit dem beide Dichtungen beginnen, nicht rein zufällig sein, und was das Versmaß angeht, so waren die beiden ersten Gesänge zunächst in das bequeme Versgewand des reimlosen trochäischen Vierfüßlers gekleidet gewesen und erst bei der Umarbeitung wurde der Reimschmuck eingeführt, wodurch die Sprache einen gesteigerten Ausdruck, der Vers mehr

1) Vergl. zum Folgenden Schwering a. a. O. S. 261 ff.



Schwung und Klang erhielt.[1]) Indes schwerlich ging Weber dabei von Herders „Cid" aus, sondern gewiß von Scheffels „Trompeter"; dann aber griff er mit Recht zu dem ihm aus Lenau bekannten, durch eigene Übung seit der Jugendzeit vertrauten Versmaß, das er mit solcher Kraft und ohne Monotonie handhabt, die demselben so leicht anhaftet.

Einen Wunsch werden wohl alle Leser dieser Skizze teilen: daß uns möglichst bald, nach dem Kriege, eine Gesamtausgabe F. W. Webers beschert werde, die auch seine noch ungedruckten früheren Gedichte möglichst vollständig enthält und vielleicht auf chronologischer Anordnung beruhen darf. Erst dann läßt sich seine Lebensarbeit und seine dichterische Entwicklung überblicken, wie es recht und nötig ist.

LXIII.

Sofie Görres.

(Vom ehemaligen Chefredakteur des Wiener „Vaterland".)

Der ehrenden Aufforderung, den „Historisch-politischen Blättern" ein ungefähres Bild des literarischen Wirkens der am 8. Jänner in Wien verschiedenen Tochter Sofie des Gründers dieser Blätter zu senden, vermag ich selbstverständlich nur hinsichtlich ihrer mehrjährigen Mitarbeit beim „Vaterland" einigermaßen zu entsprechen, denn erst seit dieser Zeit hatte ich den Vorzug, mit ihr in regerem persönlichen Verkehr zu stehen. Es war also erst in verhältnismäßig späten Jahren, daß Sofie Görres Schriftstellerin geworden ist. Und meines Wissens ist sie es keineswegs mit vorbedachter Absicht geworden, schon gar nicht aus einer besonderen Vorliebe zur Schriftstellerei oder weil sie etwa durch Kenntnisse und Fähigkeiten sich speziell dazu berufen

1) Schwering a. a. O. 267.



gefühlt hätte. Weit entfernt von jeder Art von persönlicher Ambition! Die lag ebensowenig in ihrem Wesen wie in jenem ihres berühmten Großvaters, dessen hochsinnige Eigenschaften und markanten Gesichtszüge in ihr wieder aufgelebt zu sein schienen. Gewiß zeichnete sich Sofie Görres durch eine außergewöhnlich große, eine erstaunlich umfassende Bildung aus und zwar nicht blos in den wichtigsten Zweigen der Kunst und Literatur Deutschlands, Italiens, Frankreichs und Englands, man wurde im Verkehr auch bald darauf geführt, daß der berühmte Ludwig v. Arndts ihr Stiefvater gewesen und daß in dem Familienkreise, aus welchem sie hervorgewachsen, Männer wie Beda Weber, Lasaulx, Phillips, Biegeleben, Meysenbug rc. wie im eigenen Hause sich bewegt hatten. Der Antrieb zur schriftstellerischen Betätigung aber entsprang einem ganz anderen Grunde; derselbe ging aus ihren im edelsten Sinne konservativen Neigungen hervor, wie sie im schönen Wort des Dichters zum Ausdruck kommen: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut." Sofie Görres zählte zu jenen goldenen Charakteren, die an anderer Leute Not nicht gleichgiltig vorüberzugehen vermögen, sondern zur Linderung der Not sofort selber hilfsbereit, opferwillig und tatkräftig Hand anlegen. Aus solcher edelster Hilfsbereitschaft also hat Sofie Görres zur Feder gegriffen, dann aber allerdings dieselbe bis kurz vor ihrem Tode fortgeführt.

Die ersten Artikel, welche die Verewigte geschrieben, können kaum als schriftstellerische Tätigkeit bezeichnet werden, sie sind eher als Kundgebungen katholischer Vereinstätigkeit zu betrachten. Dem verewigten Kardinal Gruscha war daran gelegen die Auswirkung der (nichtpolitischen) katholischen Männer- und Frauenvereine Wiens auf gewisse Punkte hinzulenken. Es hatten sich zu Anfang des Jahrhunderts auch einige sehr beklagenswerte Duellaffären ereignet. Hier handelte es sich ebenfalls darum, die katholische Öffentlichkeit im Sinne des Oberhirten zu orientieren. Einer der Redakteure des „Vaterland", Herr Karl Koller,



widmete sich mit Vorliebe diesen Bestrebungen und fand dabei in Sofie Görres eine verständnisvolle und, wie sich bald zeigte, sehr gewandte Mitarbeiterin. So der Redaktion des „Vaterland" näher gekommen, übernahm Sofie Görres für dieses Blatt etwa im Jahre 1902 vorerst das Referat über bildende Kunst. Sie tat dies, weil sie bemerkt hatte, daß hier Not an Mann war. Diese Not steigerte sich aber bald darauf noch in bedeutendem Maße. In verhältnismäßig kurzer Zeit sanken vier Redakteure des „Vaterland" nacheinander ins Grab. Diese mußten während ihrer Krankheit suppliert und sollten dann definitiv ersetzt werden. Immer wieder also waren Aushilfen dringend notwendig. Und Sofie Görres, die zunehmenden Schwierigkeiten des katholischen Blattes gewahrend, verdoppelte und verdreifachte in selbstlosester Opferwilligkeit ihre Bemühungen, um dem Blatte diese Zeit der Not überwinden zu helfen. Begreiflicherweise verwuchs sie dabei förmlich mit den Aufgaben und Schicksalen des Blattes, dasselbe wurde sozusagen ihre eigene Angelegenheit. Wenn sie auch nicht förmlich an der täglichen Redaktion des Blattes teilnahm, so verging jetzt doch selten ein Tag, wo sie nicht in der Redaktion erschienen wäre, etwa um übernommene Arbeiten abzuliefern, um Korrekturen zu lesen oder um je nach Bedürfnis zu neuen Arbeiten sich zu erbieten. Oft bis in die Mitternachtsstunden hinein verbrachte sie in dieser Weise ihre Zeit in der Redaktion.

Das ging mehrere Jahre so fort. Auch wenn später die Schwierigkeiten des Blattes sich verminderten, blieb sie — bis etwa ins Jahr 1909 — doch nicht weniger eifrig bemüht zur Ergänzung und Vervollkommnung des Inhaltes des Blattes beizutragen, soviel in ihren Kräften stand. Sie unterließ auch nicht gelegentlich Verwandte und Bekannte in demselben Sinne zu interessieren, so daß man notwendig sagen muß, daß, wenn das „Vaterland" in jenen Jahren erheblich an Ansehen und Bedeutung gewonnen hat, Sofie Görres daran einen ganz wesentlichen Anteil hatte. In

jeder Weise, in allen Rubriken des Blattes, Politik und Volkswirtschaft natürlich ausgenommen, suchte sie, wenn es nötig schien, sich nützlich zu machen: im Theater, in Konzerten, in Bücher-Rezensionen, Kunstausstellungen, den damals üblichen Kunstwanderungen, Artikeln und Feuilletons von Gedenktagen usw.

Damit will aber nicht gesagt sein, daß die Tätigkeit etwa planlos auf die verschiedensten Gebiete zersplittert worden wäre. Für die Regel konzentrierte Sofie Görres ihre Aufmerksamkeit auf Kunst und Literatur. Die Leistungen und Richtungen der bildenden Kunst insbesondere zu verfolgen, war ihr auch persönliches Bedürfnis; da sie selber den Pinsel zu führen verstand, so hatte sie desto genaueres Verständnis auch dafür, wie viel in der Kunst nicht bloß auf die Gesetze der Ästhetik, sondern auch auf jene der Technik ankommt. Also war es ihr Bestreben in der Kunst jedesmal auch die Geheimnisse der Technik zu ergründen. Natürlich wurden ihre damaligen Kunstberichte so eine wahre Zierde des Blattes.

Und dasselbe Urteil muß auch in Betreff der Literatur ausgesprochen werden. Wenn auch Sofie Görres erst jetzt unter die Schriftsteller gegangen war, so bewegte sie sich dennoch hier ebenfalls auf einem ihr wohlbekannten Gebiete. Abgesehen von der schon erwähnten umfassenden allgemeinen Bildung, kam hier noch der besondere Umstand zur Geltung, daß sie bereits durch Jahre die Bibliothek des katholischen Damen-Lesevereins geleitet hatte, woraus sich von selbst eine ständige Berührung mit dem Büchermarkt und allen bemerkenswerteren Erscheinungen auf demselben ergab. Sie kannte demgemäß die Einrichtungen und Richtungen vieler heutigen Volksbibliotheken, so auch die Richtungen und das Getriebe aller größeren deutschsprachigen Verlagsgeschäfte und der beachtenswerteren zeitgenössischen Schriftsteller. Auch in diesen Beziehungen also konnten die Leser des Blattes stets eines so reifen und gediegenen Urteils sicher sein, wie es selbst Fachblätter nicht oft zu bieten vermögen.

Gesellte sich zur ungewöhnlichen Sachkenntnis noch, wie

es ja reichlich der Fall war, eine poetisch schwunghafte und von männlich-kraftvoller Überzeugung getragene Sprache, so konnten diese Artikel natürlich umso weniger bei Freund und Feind Eindruck und Wirkung verfehlen. Es kann deshalb resumierend nur nochmals wiederholt werden, daß unter diesen Umständen und auf diese Weise jene Jahre, die sich für das „Vaterland" als wahre Unglücksjahre angekündigt hatten, in mancher Hinsicht vielmehr zu Jahren der Blüte und des Glanzes sich gestaltet haben.

Neben und trotz dieser großen schriftstellerischen Tätigkeit hat Sofie Görres auch die katholischen Vereine, denen sie früher ihre Aufmerksamkeit zugewandt hatte, keineswegs aus dem Auge gelassen. Das gilt namentlich von den Wohltätigkeits-Vereinen. Und selbst von diesen Vereinen abgesehen, hatte sie immer Arme und Hilfsbedürftige um sich, vermittelte Stellen usw. Bei dieser caritativen Wirksamkeit kamen ihr allerdings ausgebreitete Beziehungen und Verbindungen mit Wohlhabenden, nicht zuletzt auch vielen aristokratischen Kreisen sehr zu statten. So wandelte sie wirklich immer auf den Wegen der Nächstenliebe.

Im Laufe und gegen Ende des Jahres 1907 war es gelungen die Verhältnisse des „Vaterland", das bisher Eigentum einer völlig freien, in keiner Weise juridisch gebundenen Vereinigung gewesen war, insofern wesentlich zu konsolidieren, als nun zur Erhaltung und Führung des Blattes ein kleinerer Kreis gleichgesinnter Männer zu einer in aller Form Rechtens konstituierten Gesellschaft sich zusammentat, womit auch eine teilweise Neuordnung der redaktionellen Verhältnisse verbunden war. Das Hauptmotiv, das Sofie Görres, wie vorhin dargestellt, zur so eifrigen Mitarbeit veranlaßt hatte, konnte also jetzt als entfallen gelten. Und inzwischen hatte sich auch eine andere literarische Angelegenheit immer näher gerückt: die Frage nach der Biographie ihres seligen Vaters, des Gründers der „Historisch-politischen Blätter". Gerade zum gefolgten Neujahr 1908 konnten diese Blätter das fünfzigjährige Jubiläum der Re-

daktionstätigkeit des Herrn Dr. Binder feiern, zu welcher Feier Sofie Görres aus ihren Erinnerungen selber den Festartikel geschrieben. Dr. Binder hatte es zugleich übernommen das Material zu einer solchen Biographie zu sammeln, zu ordnen und zum Drucke vorzubereiten. Wie nun diese Jubiläumsfeier beredt sagte, war Dr. Binder in den Jahren weit vorgerückt und manchmal schon hatte er über Schwächung des Augenlichts geklagt. Wie weit war es mit dieser Biographie? Und hatte sie, die Tochter, unter ihren Papieren nicht selbst noch manches ergänzende Material? Natürlich ja, mehr als sie bisher geglaubt hatte, und bei gelegentlichem Nachsuchen hatte sich auch manch Interessantes gefunden, beispielsweise über Jakob Balde und über dessen Beziehungen zu Hugo Grotius, von welch letzterem in der Redaktion des „Vaterland" selbstverständlich öfters die Rede war. Also wandte sich die literarische Tätigkeit jetzt, wesentlich geleitet von kindlicher Pietät, vornehmlich nach dieser Richtung. Im Verfolg dieser Arbeiten kam es zu der den Lesern bekannten Veröffentlichung eines Briefes Baldes an Grotius, welcher Brief die Vermutung, daß Grotius als Katholik gestorben, nahezu zur Gewißheit erhebt. Fast noch interessanter sind die Mitteilungen und Erklärungen über die anderen in Baldes Brief genannten oder mit denselben in Zusammenhang stehenden Personen, die den Artikel zu einem anschaulichen Zeitbild aus dem dreißigjährigen Krieg gestalten. Im Zusammenhang mit diesen Forschungen wurden dann die Studien auf Jakob Balde selbst ausgedehnt, dessen tiefsinnige religiöse Gedichte sie immer wieder zu Übersetzungsversuchen anreizten; war sie doch die Tochter des Balde gleichgestimmten Verfassers der „Marienlieder", wie in anderen Fällen in der Enkelin die Begeisterung und Kraft des Verfassers des „Athanasius" wieder erwacht zu sein schien.

Die Anteilnahme am „Gralbund" rc. kann und soll hier nur angedeutet werden.

Alljährlich im Hochsommer verbrachte Sofie Görres



einige Wochen bei Gräfin Györy in Perkata in Ungarn. Bevor sie aber im vorigen Jahre dahin abreiste, mußte ein kunsthistorischer Artikel für den „Glücksradkalender für Zeit und Ewigkeit" vollendet sein. Dieser Kalender ist vor 38 Jahren vom verstorbenen Prälaten Roller zugunsten des Katholischen Waisenhilfsvereins gegründet worden, ein hochbegabter leider zu früh dahingegangener Führich-Jünger hatte den äußeren Schmuck, bei Lebzeiten regelmäßig auch andere Illustrationen dafür gezeichnet und Sofie Görres hatte seit Jahren einen literarischen Beitrag zugesagt. Zwar hatte sie schon im Winter gekränkelt und sie selber riet auf ein Herzleiden, aber die erwähnte Zusage mußte unbedingt erfüllt werden und wurde es auch. Dieser anregende Artikel „Das illustrierte Buch im 16. und 17. Jahrhundert", wohl der letzte, den sie geschrieben, war ebenfalls ein Resultat der Balde-Studie. Nun in Ungarn hoffte Sofie Görres Erholung und Genesung zu finden. Es ist leider ganz anders gekommen. Das Übel verschlimmerte sich in Perkata neuerdings und zwar in dem Maße, daß sie nicht mehr allein die Rückreise anzutreten vermochte, sondern von Verwandten abgeholt werden mußte. Seitdem hat sie sich vom Krankenlager oder vielmehr Krankensessel, denn so verlangte es die Krankheit, nicht mehr zu erheben vermocht. Nach langen schweren, mit erbauend christlicher Geduld ertragenen Leiden und nach wiederholtem Empfang der hl. Sakramente ist sie am 8. Januar abends in ein besseres Jenseits hinübergeschlummert.

Die vorstehenden Zeilen konnten und sollten, wie schon im Eingang bemerkt, nur einen beschränkten Teil des Lebens und Wirkens der edlen Verstorbenen umfassen, ihr Inhalt ist also höchstens als ein Ausschnitt aus dem Ganzen zu werten. Erst eine vollständige Biographie könnte alle die geistigen und persönlichen Beziehungen und Verbindungen der Verstorbenen mit der katholischen Bewegung unserer Tage zur Darstellung bringen. Die Herstellung eines solchen Vollbildes muß einer berufeneren und kundigeren Seite

überlassen bleiben. Dieses Vollbild wird dann auch zeigen, daß und warum die sonst wohlzutreffenden Epitheta „geistreich“ usw. hier nicht Anwendung finden konnten. Sofie Görres war nicht blos geistreich, sie war vor allem ein Charakter, ein römisch-katholischer Charakter.

LXIV.

Wer hat die Friedensnote des Papstes inspiriert?

Die Frage ist vielfach aufgeworfen und namentlich in den Ententeländern leidenschaftlich erörtert worden. Natürlich mußte sie von den Mittelmächten ausgegangen sein, weshalb der Verband sie ablehnen und den Krieg weiter führen mußte. Die „Civiltà Cattolica“ warnt gewisse Kritiker und „einige durch die Kurzsichtigkeit ihres Nationalismus verblendete Katholiken“ vor diesem gefährlichen Spiel und hält ihnen vor Augen: „Den bisherigen Schaden hätte man vermeiden können, wenn Völker und Regierungen der beiden Lager rechtzeitig dem Rufe des Papstes gefolgt wären.“ Die berufene Antwort auf die gestellte Frage gibt Benedikt XV. selbst. In der Friedensnote heißt es in ganz genauer Übersetzung: Ohne politische Sonderabsichten, weder auf Anregung noch im Interesse einer der kriegführenden Parteien, einzig von dem Bewußtsein unserer höchsten Pflicht als gemeinsamer Vater der Gläubigen, von den unsere Vermittlung und unser friedenstiftendes Wort erflehenden Bitten unserer Kinder, ja von der Stimme der Menschlichkeit und Vernunft selbst geleitet, erheben wir unsere Stimme“[1]). Von wenigen berufs-

1) Neuerdings schreibt der „Osservatore Romano“: „Bei der internationalen Polemik in diesen Tagen glaubten einige italienische und auswärtige Zeitungen annehmen zu können, daß ähnliche Dokumente, wie jene, welche die Polemik hervorriefen, auch die päpstliche Botschaft vom 1. August 1917 veranlaßt hätten. Das Blatt weist eine derartige Ansicht zurück und

mäßigen Hetzern abgesehen hat es in Deutschland und Österreich niemand gegeben, der die Reinheit und Uneigennützigkeit des heiligen Vaters und sein aufrichtiges Streben nach Unparteilichkeit nicht anerkannt hätte.

Die Grazer „Tagespost" schreibt: „Das Papsttum mit seiner ungeheuren Erlebnisweite hat alle Skalen menschlichen Machtbewußtseins geübt, und wenn irgendwo, so muß im Vatikan ein starker, historisch erworbener und gewordener Sinn für politische Notwendigkeiten und politische Möglichkeiten vorhanden sein. Die Friedensnote, die Papst Benedikt nach langem Zuwarten an die vom Kriege gepeinigten Völker sendet, ist nicht das Zufallsprodukt einer fürstlichen Laune, keine verkappte Hilfeleistung für die Entente, wie die Wilsonschen Salbadereien; sie ist ein ernster, den materiellen wie moralischen Bedürfnissen der Menschheit entsprungener Appell an das schlafende Gewissen der Welt. Wo alles, was mächtig ist, im Kampfe liegt, ist keiner durch eine Jahrtausend alte Tradition berufener als der Papst, die tobende Menschheit zur Besinnung zu rufen und sie zu friedlicher Lösung ihrer Streitfragen aufzufordern. So und nicht anders muß die päpstliche Note grundsätzlich gewertet werden".

Die volle Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Heiligen Vaters in seinem ganzen Vorgehen und in seiner Auffassung der Dinge, seine Ausschaltung jedes Sonderinteresses und seine Ablehnung jeder einseitigen Anregung und jedes Eingehens auf die Sonderinteressen der einen oder anderen Seite: das alles schließt nicht aus, daß der heilige Vater zu seinem Friedensschritt verschiedene Anregungen erhalten und daß er durch seine Friedensnote in bestmöglicher Weise die beiderseitigen Sonderinteressen und die allgemeinen Menschheitsinteressen versöhnen und auf eine gemeinsame Linie zusammenführen wollte. Ob wirklich, wie die „Germania" behauptet, zwischen dem Papste und den verschiedenen Mächten

---

erklärt nochmals, daß die päpstliche Botschaft seinerzeit *ohne Einfluß irgendeiner der kriegführenden Parteien* aus der eigenen Initiative des Papstes entstanden ist.



der Abfassung der Friedensnote ein direkter Gedankenaustausch vorhergegangen ist oder ob sich der Papst mit den zahlreichen ihm aus allen Ländern zugekommenen Stimmungsberichten begnügt und für die Auswahl der aufzunehmenden Vorschläge auf einen Vergleich zwischen den vorausgegangenen beiderseitigen Kriegszielreden beschränkt hat, wie der „Osservatore Romano“ anzudeuten scheint, das wird sich schwer feststellen lassen. Wichtiger für die politische Luft, in der die Note entstand, ist eine Andeutung der ‚Civiltà Cattolica‘, in welcher es heißt: Die Diplomatie hat die päpstliche Note erwartet, vielleicht stillschweigend herbeigewünscht. Sie findet keinen Ausweg mehr als die Berufung an eine Einmischung moralischer Art seitens einer höher stehenden Autorität und damit an den Grundbegriff der Ehrlichkeit und Religion, der Gerechtigkeit und des Rechts, den sie bisher nur zu oft zu ihrem eigenen Schaden in Schule und Presse in allen Kulturländern mit liberalem Regiment verleugnet hat. Soweit die Civiltà. Es muß also doch auf beiden Seiten irgend eine Stimme zu einer wenigstens nicht direkt unfreundlichen Aufnahme einer Vermittlungsaktion des Papstes vorhanden gewesen sein und der Papst wird sowohl über diese Stimmung als auch über gewisse beiderseitige Friedensbedingungen unterrichtet gewesen sein. Daß die Mittelmächte jeden annehmbaren Friedensvorschlag von Seiten des Papstes gut aufnehmen würden, das war insbesondere seit der Friedensresolution des Deutschen Reichstages am 19. Juli 1917 für niemand ein Geheimnis. Aber welchen Anhaltspunkt hatte der Papst, auch auf Seiten des Verbandes den Boden für die wenigstens nicht unfreundliche Aufnahme einer Friedensaktion für vorbereitet zu halten?

In Frankreich erregte die Friedensnote auch unter den Katholiken einen solchen Widerspruch, daß man kaum annehmen kann, der heilige Vater habe sich von Frankreich für seine Friedensaktion irgend etwas versprochen. In einem eigenen Rundschreiben an seinen Klerus lehnte Kardinal de Cabrières von Montpellier in befremdenden Ausdrücken



die Papstnote geradezu ab. Es scheine ihm unmöglich die Mahnungen des Papstes mit ihrem Inhalt und ihrer Bedeutung zustimmend anzunehmen. Er glaubt sogar im Sinne des Papstes zu handeln, wenn er der Fortsetzung des Krieges bis zum Frieden das Wort redet. Demgegenüber führte Kardinal Gasparri in einem Briefe an Bischof Gibergues von Valence, der offenbar gleichlautend auch an andere französische Bischöfe geschickt wurde, des längeren aus: die Haltung der französischen Zeitungen im allgemeinen sei unerklärlich „denn, wenn im pästlichen Schreiben eine Nation besonders begünstigt worden ist, so ist das Belgien und Frankreich". Nachdem er die bekannten Punkte der Friedensnote durchgangen, schließt er: „Es ist somit klar, daß, wenn der päpstliche Aufruf in verschiedenen Punkten Frankreich begünstigt, er es in keinem verletzt, was darauf hoffen läßt, daß Frankreich, nachdem der erste wenig überlegte Eindruck vorüber sein wird, dem päpstlichen Akte eine gerechtere und günstigere Beurteilung wird zuteil werden lassen." Wenn hier von einer Begünstigung Frankreichs in den Friedensvorschlägen die Rede ist, so ist das in dem Sinne gemeint, daß schon der Verständigungsfriede als solcher und die hohen Gesichtspunkte, unter die der Papst ihn stellt, ganz von selbst vor allem dem in so mißlicher Lage befindlichen Frankreich zugute hätte kommen müssen. Bei dem geradezu krankhaften Hinstarren ganz Frankreichs auf Elsaß-Lothringen ist der Papst ebenfalls der französischen Schwäche soweit entgegengekommen als er nur konnte, indem er Elsaß-Lothringen wenigstens indirekt nennt, wo er von strittigen Fragen zwischen Deutschland und Frankreich spricht. Die Lösung der Frage ist dadurch keineswegs zuungunsten Deutschlands vorweggenommen. Die französischen Sonderinteressen macht sich also der Papst von dem Punkte an zu eigen, wo sie beginnen ein allgemeines Interesse der friedesuchenden Menschheit zu sein. Und in diesem Sinne haben zwar nicht die Franzosen den Papst, wohl aber der Papst sich selbst an französischen Zielen und Interessen „inspiriert", soweit deren Berücksich-



tigung nach seiner Ansicht eben im Interesse des allgemeinen Friedens gelegen ist. Ganz dasselbe kann man natürlich von jedem Land, auch von Deutschland und Österreich sagen.

Ein merkwürdiges Bild bietet hier, wie immer, das für seinen Raub fürchtende Italien. Als man hier von den Absichten des Papstes hörte, bedeutete, wie die gut unterrichteten „Neuen Zürcher Nachrichten“ mitteilen, die italienische Regierung auf Veranlassung einer bestimmten Seite dem Papste, sie werde jede päpstliche Friedenskundgebung als eine Aktion der Gegenregierung betrachten und könne in diesem Falle für die Sicherheit des Heiligen Stuhles keine Verantwortung übernehmen. Wie die „Berliner Zeitung am Mittag“ von besonderer Seite erfährt, ließen sich in Rom auch durchaus nicht chauvinistische Stimmen aus dem Verbandslager, sondern aufrichtige Friedensfreunde im abmahnenden Sinne vernehmen; man fürchtete, die Freimaurer würden den Pöbel gegen den Vatikan hetzen, um für die Friedensnote Rache zu nehmen; selbst für das Leben des Papstes war man nicht ohne Sorge. Zugleich hätten erregte Stimmen im Verband mit einer Spaltung in der Kirche gedroht, falls die Friedensnote nicht im Sinne des Verbandes ausfallen sollte. Als der Papst dennoch fest blieb und die Note erschien, wollten die Italiener, für die Italien die Welt zu sein scheint, darin eine Rettungsaktion des Vatikans zugunsten Österreichs vor dem drohenden Zusammenbruch unter den Schlägen der gloriosen Waffen Italiens sehen. Österreich, das wegen seiner inneren Schwierigkeiten unter dem Kriege am meisten zu leiden habe, wolle der Papst unbedingt als katholische Vormacht erhalten wissen.

Wie wenn die innere Lage Italiens und Frankreichs und selbst Englands nicht mindestens ebenso bedenklich wäre, wenn hier auch der Grund der Schwierigkeiten vielfach ein anderer ist; und dann hat doch auch England seine irische Frage! In Österreich hatte man jedenfalls sowohl über den italienischen Raubkrieg und die Waffenerfolge Italiens,



als auch über die eigene Lage etwas andere Ansichten und fand das, was die Italiener behaupteten, in der Papstnote nicht. Ja nicht wenige werden sich in Österreich eher gedacht haben: „Der Vatikan liegt nicht außer der Welt, und ein Hauch römischer Luft ist auch über das vatikanische Dokument dahingegangen." Andere italienische Stimmen wollten im Gegenteil wissen, die Note solle den Interessen Italiens dienen, von dessen heiligem Boden sie die Österreicher durch religiöse Bedenken ferne zu halten suche, weil in Italien der Sitz des Papstes sei. Das ist mit den Haaren herbeigezogen. Aber man begreift, daß der Papst, als ehrlicher Vermittler eines allgemeinen Friedens, Italien nicht mit realeren Geschenken dienen konnte. Sprach er den Grundsatz des annexionslosen Friedens aus — und er mußte es im Interesse Belgiens und Frankreichs tun —, so konnte er nicht Italien zu gefallen zugleich den entgegengesetzten Grundsatz gelten lassen. Aber man begreift, daß das in seinen Raubzielen bedrohte Italien durch die Papstnote am härtesten getroffen wurde und deshalb als „Inspirator" der Papstnote in keiner Weise in Betracht kommt.

Etwas anders liegen die Dinge mit England, dem politischen Haupte der Verbandsmacht, das seine Fäden nach allen Seiten zieht und, vorausschauend wie es ist, immer mindestens zwei Eisen im Feuer hat. Auf Grund der von ihm angenommenen italienischen Klausel des Londoner Vertrages hat es zwar, der Aufforderung Italiens folgend, die Beantwortung der Friedensnote abgelehnt; Wilson hat die Note schroff ablehnend beantwortet; Frankreich und Italien haben auf eine Antwort überhaupt verzichtet. Das beweist aber nicht, daß England von dem Plane des Papstes und von der ungefähren Richtung, in der sich seine Vorschläge bewegen würden, nichts gewußt und daß es dem Papste für diesen Fall nicht eine gewisse Hoffnung gemacht hätte. Eine solche Friedensnote konnte England für die Zwecke seiner diplomatischen Kriegführung nur willkommen sein. War es doch ein gutes Mittel, den Mittelmächten

durch die zu erwartenden Antwortnoten das Geheimnis ihrer Stellungnahme zu gewissen englischen Kriegszielen zu entlocken.

Schon mehrere Monate vor dem Erscheinen der Friedensnote erklärte, wie die „Frankfurter Zeitung" mitteilt, ein Diplomat: „Sie werden sehen, im Spätsommer, nach dem voraussichtlichen Scheitern der Westoffensive, und größere Fortschritte der Tauchboote vorausgesetzt, wird plötzlich aus irgend einem Winkel Europas ein Friedensvorschlag auftauchen, der von der englischen Presse unisono wütend beschimpft wird, während doch niemand anders der Urheber des Vorschlages sein wird, als die englische Regierung selbst." Aus dem Umstand, daß der englische Gesandte beim Vatikan sich ohne weiteres bereit finden ließ die Friedensnote in Empfang zu nehmen und an die anderen Verbandsmächte zu übermitteln und aus der verbindlichen Erklärung Englands, die Note einer gewissenhaften Prüfung zu unterziehen, hat man geschlossen, daß mit der englischen Regierung eine gewisse Fühlungnahme schon vorher stattgefunden hatte. Einen gewissen Einfluß, nicht auf den Inhalt der Note, sondern auf deren Erscheinen wird der Umstand ausgeübt haben, daß die von England eingenommene nicht ablehnende Haltung gegenüber dem Plane der Friedensnote den Heiligen Vater zur Ausführung seines Vorhabens ermuntert hat. Nur in diesem Sinne könnte ein Kern von Wahrheit in der Behauptung stecken, daß die englische Regierung der eigentliche „Urheber" dieses päpstlichen Schrittes sei. Insoferne kann man noch einen Schritt weiter gehen, daß der Heilige Vater, der natürlich sehr gut die englische Politik und ihre Ziele durchschaute, diese selbst wieder in besonderer Weise in seine eigene Rechnung einsetzte. Mochten die Beweggründe des englischen Verhaltens wie immer sein, dieses Verhalten selbst war dem Heiligen Vater wertvoll, weil es ihm die Möglichkeit gab einmal einen Friedensvorschlag, wie er ihn sich dachte und wovon er sich viel versprach, hinaus in die Welt zu senden. Dann aber hoffte er gewiß auch sowohl durch die der Note vorausgehende Fühlungnahme mit Eng-



land, mochte sie noch so lose sein, und auch durch den Inhalt der Note den starren Sinn Englands zu erweichen und für den Gedanken an Frieden empfänglicher zu machen. England hatte sich durch seine maßlosen Kriegsziele und seinen hartnäckigen Kriegswillen so weit vorgewagt, daß es schwer zurückkonnte, auch in dem Falle, wo alle seine Hoffnungen zu Wasser würden; England mußte das Gefährliche einer solchen Lage fühlen und der Papst, dem es noch weniger entging, baute ihm goldene Brücken. Diese Annahme ist der Schlüssel um sonst ziemlich rätselhafte Punkte und Umstände der Friedensnote zu erklären.

Es geht zu weit, wenn gewisse deutsche Zeitungen fanden, in der Friedensnote werde zwar die Herausgabe der deutschen Kolonien gefordert, sonst aber würden alle Opfer dem Vierbunde zugemutet, alle Vorteile dem Verbande zugewendet. Die Freiheit der Meere, ehrlich und im Sinne Deutschlands durchgeführt, wäre denn doch für Deutschland ein so großer Gewinn und für den englischen Stolz und die bisherige englische Seeherrschaft ein solches Opfer, daß es die deutschen Opfer aufwiegen würde. Die Herausgabe der Kolonien ist dann für die deutsche Auffassung auch ganz gewiß keine Kleinigkeit, sondern geradezu die Sicherung eines Lebensinteresses. Eine gewisse englische oder angelsächsische Färbung der Note könnte man versucht sein in den drei ersten Punkten zu sehen: Wiederherstellung der Herrschaft des Rechtes an Stelle der Gewalt, Abrüstung und Schiedsgerichtsbarkeit mit Zwangsbefugnissen. Berücksichtigt man auch den wesentlichen Umstand, daß dieselbe Forderung einen ganz anderen Klang und Sinn besitzt im Munde des nach ehrlicher Unparteilichkeit strebenden Papstes und im Munde eines hinterhältigen Verbandsdiplomaten oder gar Wilsons, so bleibt es doch wahr, daß diese Forderungen gerade dem uns so wenig sympathischen Repertorium pseudo-humanitärer Phrasen Wilsons entnommen sind.

Die Forderung nach Wiederherstellung der Herrschaft des Rechtes aber an Stelle der Gewalt klingt wie ein Echo



der schwülstigen Verbandsdeklamationen gegen den großen deutschen Rechtsbrecher, der die zivilisierte Welt in die Barbarei zurückführen will. Wohl tat unterdessen England fleißig das, was es Deutschland zu Unrecht vorwarf, aber es sagte das nicht, und in den Augen der Verbandsvölker ist der große Schuldige, dem man wieder die ersten Regeln des völkerrechtlichen Anstandes beibringen muß, Deutschland und Deutschland allein. Der Papst verlangt Abrüstung, und mit Recht, denn die Rüstungen waren schon vor dem Kriege so groß, daß sie die für kulturelle Ziele notwendigen Mittel zum großen Teile verschlangen; Deutschland hat sich auch zur Beteiligung an einer allgemeinen Abrüstung bereit erklärt. Der Verband aber wird in der päpstlichen Forderung nach Abstrüstung einzig und allein eine Bestätigung seines Anathems gegen den im geheimen so beneideten und so fleißig nachgeahmten „preußischen Militarismus“ sehen; der englische Marinismus ist ja was anders, er dient nicht Deutschland, sondern England, dem Gott die Herrschaft über die Meere verliehen, und zur Aufrechterhaltung dieser Seeherrschaft ist dieser Marinismus notwendig. Die Gebietsfragen, sowohl mit bezug auf das, was genannt ist, als auch mit bezug auf das, was nicht genannt ist, scheinen stark aus dem Verbandsgesichtswinkel gesehen, insoferne die Annexionslosigkeit naturgemäß dem militärisch im Nachteile befindlichen Verbande besonders zugute kommt, Belgien Deutschland abverlangt wird und selbst Elsaß-Lothringen und die österreichischen Gebiete mit italienischsprechender Bevölkerung wenigstens zur Diskussion gestellt werden. Die Schadloshaltung Belgiens ist ein wichtiges Interesse Englands; wenn Belgien nicht von Deutschland schadlos gehalten wird, muß nämlich England es selber tun, weil es dies mit Belgien, als es dasselbe zu der Militärkonvention verleitete, vertraglich ausgemacht hat. Das Schiedsgericht, das die neue Weltordnung krönen soll und das mit Zwangsbefugnis ausgestattet gedacht ist, war von Wilson in Übereinstimmung mit England als das wunderbare Werkzeug geplant, mit

welchem es ihnen ermöglicht werden sollte durch einfache Abstimmungen der „Kulturnationen", das heißt des Vielverbandes, in dem die paar Vierbundsvölker verschwinden würden, den Vierbund zu majorisieren und zu allem zu zwingen, was der Verband gegen ihn mit den Waffen durchzusetzen vergeblich sich bemüht hat.

In Wirklichkeit ist die englische Färbung der Friedensnote nur Schein. Die Engländer werden mindestens ebenso viel Deutsches darin finden als wir Englisches. Daß die schönen Worte im Munde des Papstes einen ganz anderen Sinn haben als im eigenen, das weiß am besten England. Jener Schein aber erklärt sich aus dem diplomatischen Zweck der Note. Der Papst wollte insbesondere das bis dahin in seinen Forderungen so maßlose England zu einer ungefähren Mitte zurück und dadurch mit den Mittelmächten zusammenführen. Die Note des Papstes war als der Anfang der neuen Geistesgemeinschaft zwischen den gar so weit auseinandergekommenen Nationen gedacht. Der Papst wollte die Diskussion eröffnen, die feindlichen Mächtegruppen sollten sie selbst weiterführen und seine Vorschläge „näher bestimmen und ergänzen". Der Papst stellt die „Gerechtigkeit", der er noch die Billigkeit zugesellt, an die Spitze seiner Ausführungen und leitet seine eigenen Grundforderungen von der Gerechtigkeit ab. Recht und Unrecht denkt sich aber der Papst keineswegs an der Elle des Verbandes gemessen, und die Mittelmächte haben es in der Hand alles für unannehmbar zu erklären und abzulehnen, was nach ihrer ehrlichen Überzeugung eine ungerechte oder unbillige Forderung an sie darstellen würde. Halten sie es für recht und billig, daß man Elsaß-Lothringen und Trient von der Tagesordnung absetze und sich statt dessen mit Ägypten beschäftige, daß man beim Kapitel „Aspirationen" nicht die der Italiener, sondern die der Ägypter, Inder und vor allem die der Iren als gerecht anerkenne, so steht ihnen die Note nicht im Wege: man will sie zu nichts Ungerechtem und Unbilligem zwingen und es steht in ihrer Hand, die einzelnen Vorschläge „näher



zu bestimmen und zu ergänzen". Auch die Annahme der Abrüstung und des schiedsgerichtlichen Verfahrens wird ihnen nicht unbesehen zugemutet; ihre Aufgabe ist es dem Vorschlag näher zu treten, ihn auf seine praktische Durchführbarkeit insbesondere vom Standpunkte der besonderen Interessen, die sie wahren müssen, zu prüfen und endlich nur dann und nur insoweit und in solcher Gestalt anzunehmen, wie sie es ohne Gefahr für ihre Sicherheit tun zu können glauben; ein politischer Selbstmord wird ihnen vom Papste nicht zugemutet. Kommt am grünen Verhandlungstisch die Sprache auf Trient oder Elsaß-Lothringen, so kann man die Herren der Gegenseite in der verbindlichsten Form darauf aufmerksam machen, daß der Papst in diesen Fragen von einem Entgegenkommen „innerhalb des Rahmen der Gerechtigkeit und Möglichkeit" spricht, die Wünsche nach fremdem Gut aber offenbar nicht gerecht sind und es für uns auch nicht möglich ist den Wunsch Italiens nach fremdem Gute dem Wunsch unserer eigenen Bevölkerung, daß wir das Unsrige behalten, vorzuziehen. Für Belgien verlangt der Papst wohl die „volle politische, militärische und wirtschaftliche Unabhängigkeit dieses Staates", es ist aber vielfach auf deutscher Seite der Zusatz übersehen worden: „gegenüber welcher Macht immer", also auch gegen England, das bekanntlich für die Zeit nach dem Kriege Belgien so fest als möglich an sich zu ketten sucht. Hat Deutschland am Ende des Krieges keine Sicherheit, daß Belgien tatsächlich von England unabhängig ist, so mutet ihm die Papstnote nicht zu, Belgien ganz aus der Hand zu lassen.

Obschon England die Friedensnote nicht mit einer Gegennote beantwortete und die englische Presse, geführt wie immer von Northcliffes „Times", sich ganz unbändig gebärdete, spann die englische Regierung doch, wie es nicht anders zu erwarten stand, in vorsichtiger Weise an dem Faden der Verständigung für den Fall des Unglücks. Das Geschrei der Presse konnte ihr nur recht sein und wurde von ihr in ihre Berechnungen einbezogen; erlaubte es ihr



doch jeden etwaigen Schritt der Annäherung als einen Akt außerordentlicher Großmut hinzustellen, den es sich von den Mittelmächten möglichst teuer erkaufen lassen wollte. In unmittelbarer Anlehnung an die Friedensnote selbst kommen diese Bestrebungen zum Ausdruck in einem Artikel der in einflußreichen Kreisen vielgelesenen „Westminster Gazette“, der zwar nach wie vor von der „Vernichtung des preußischen Geistes“ spricht und dessen Wesen in der Nichtanerkennung irgend eines Völkerrechtes sieht, der auch einem Wilsonschen Schiedsgerichte das Wort redet, das einem Majorisierungsinstrumente des Verbandes zuungunsten der Mittelmächte sehr ähnlich sieht; der jedoch auch und zwar zum ersten Male seit Ausbruch des Weltkrieges von der Möglichkeit einer Verständigung Deutschlands und Englands auf der Grundlage eines von beiden Teilen in gleicher Weise anzuerkennenden internationalen Rechtes spricht, wogegen die materiellen Gegensätze zwischen England und Deutschland als nicht unüberwindlich erklärt werden. Das Bemerkenswerteste an diesem Artikel ist, daß er an die Besprechung einer kurz vor Kriegsbeginn in England in deutscher Sprache ohne Angabe des Verfassers erschienenen Broschüre über eine Dauerverständigung mit England anknüpft, welche noch heute als von Herrn v. Kühlmann verfaßt oder inspiriert gilt.

Man kann also nicht sagen, die Papstnote sei von England angeregt, wohl aber daß der Papst in seiner Note auf England als das größte Hindernis des Friedens und zugleich die Vormacht des Verbandes in besonderer Weise zu wirken sucht. Wie jedoch die gleichzeitige politische Offensive auf die Mittelmächte, durch Versuche zur Infiltrierung des Revolutionsgedankens in Deutschland und in Österreich und durch die Versuche zu einer Absprengung Österreich-Ungarns von Deutschland, beweist, dachte England selbst in erster Linie daran die Papstnote als Vorspann für die Fortsetzung der eigenen leidenschaftlichen Kriegspolitik zu benützen. Die Bemühungen des Heiligen Vaters mußten unter solchen Umständen ihr nächstes Ziel, eine allgemeine

Selbstbesinnung der Völker herbeizuführen, verfehlen. Statt der Diplomaten mußten die Kanonen wieder zu Worte kommen.

Das Erscheinen der Friedensnote des Papstes wurde auch insofern mit dem Scheitern der Stockholmer Verhandlungen der Sozialdemokraten in Verbindung gebracht, daß man die Weigerung der Verbandsregierungen, den Stockholmern Pässe auszuliefern, auf die von ihnen erwartete Papstnote zurückführte. Der Verband sei der Ansicht gewesen, daß ein Vermittlungsvorschlag durch die welterfahrene Diplomatie des Vatikans und eine über den Völkern stehende Friedensmacht dem mehr oder weniger abenteuerlichen Ergebnis „einer Konferenz germanischer Färbung" in Stockholm vorzuziehen sei; daß man insbesondere keinen Grund habe die Macht der Internationale zu vergrößern und ihr durch Anerkennung ihrer diplomatischen Versuche gleichsam die Sanktionierung zu erteilen, worauf sie dann eines schönes Tages die so erlangte Macht gegen die Londoner Cityleute hätte wenden können. Man sieht, daß es sich hier um einen ganz indirekten Einfluß handelt, indem das Verlangen sich Stockholm vom Halse zu halten dem Verbande und insbesondere der englischen Regierung mit ein Grund war, sich gegen die erwartete Friedensnote weniger zu sträuben und dadurch den Papst zur Herausgabe derselben zu ermutigen.

Wenn der Papst selbst als einen der Beweggründe, die ihn zum Handeln bestimmten, die „Bitten seiner Kinder" nennt, so dürfte hier ganz besonders auch an die von Zürich ausgehenden Gemeinsamkeitsbestrebungen der Katholiken verschiedener Länder zu denken sein. Die am 28. Mai 1917 in Budapest von einem eifrigen Förderer dieser Bestrebungen, Prälat Gießwein, in einer Rede erwähnten Programmpunkte der „Haager Zentralorganisation für einen dauernden Frieden" decken sich zum großen Teile mit den Programmpunkten der Friedensnote.

Wie man aus diesen Ausführungen sieht, liegt gar kein



Grund vor, die päpstliche Friedensnote als von wem immer „inspiriert" und auf parteiische Interessen zugespitzt zu betrachten. Wohl ist das eine mehr im Sinne der einen, ein anderes mehr im Sinne der anderen Seite. Aber alles ist vom Papste unter dem höheren Gesichtspunkte eines praktisch möglichen Interessenausgleiches betrachtet, bei dem zugunsten des allgemeinen Friedens irgend welche Opfer von beiden Seiten unvermeidlich sind. Die praktische Bedeutung der Note für einen Verständigungsfrieden ist unterdessen durch den Gang der Kriegsereignisse zum großen Teil überholt.

P. S.

LXV.

Die preußische Wahlrechtsreform.

Von Dr. Hermann Dimmler, München.

Konservative Kreise sehen in der preußischen Wahlrechtsvorlage ein Bekenntnis zur Demokratie. Sie weisen darauf hin, daß es unlogisch ist die Menschen einfach nach Köpfen abzuzählen: Man soll sie nehmen wie sie sind, nach ihrer Wirksamkeit und Geltung in dem reichgegliederten Gesellschaftsorganismus. Professor Unold entwirft in der „München-Augsburger Abendzeitung" vom 2. Dezember 1917 ein Schema dieser Geltung, welches den Beamten und freien Berufen 65, der Landwirtschaft 130, der Industrie 175, dem Handel und Verkehr 110 Vertreter zuweist. In den drei letzgenannten Kategorien sollen die Mandate etwa hälftig auf die mehr führenden und die abhängigen Wirtschaftsexistenzen verteilt werden.

Mit einem solchen oder ähnlichen Schema wäre freilich eine ideale Lösung des Volksvertretungsproblems gegeben. Dieses Schema würde jedoch, solange die Vereins- und Koalitionsfreiheit nicht gewaltsam unterdrückt würde, die Gruppierung der Bevölkerung in Interessengruppen nach der Volkszahl nicht aufheben. Die Arbeitermassen würden



nach Festlegung dieses Schemas nicht aufhören, sich zu organisieren und die Zahl ihrer Arme bei der Geltendmachung ihrer Forderungen in die Wagschale zu werfen. Sie würden der offiziellen Volksvertretung eine nichtoffizielle entgegenstellen und mit dieser den Kampf gegen die übrige Gesellschaft aufnehmen. In gleicher Weise würden alle übrigen Berufsstände, deren Kopfzahl in dem offiziellen Parlamente nicht zur Geltung käme, verfahren. Der politische Interessenkampf würde aus dem Parlament in das Gebiet der Massenproteste, der Streiks und der Umsturzbestrebungen verlegt werden. Das theoretisch zurechtgerichtete, wohlproportionierte Parlament würde nicht den Interessenausgleich herbeiführen; es würde zu vollkommener Bedeutungslosigkeit herabsinken und den Gesellschaftsorganismus einem ungeregelten wilden und brutalen Machtkampf ausliefern. Das allgemeine und gleiche Wahlrecht ist nichts anderes als die ordnungsgemäße Form, in welcher das Versammlungs- und Koalitionsrecht sich politisch auswirkt. Man kann dieses Wahlrecht nicht methodisch umgestalten ohne die Organisationsfreiheit einer gleichen Umgestaltung zu unterziehen. Diese Organisationsfreiheit vermag jedoch niemand zu bauen. Sie ist das Produkt der gesteigerten Verkehrsmöglichkeiten. Man müßte die Fabrikräume schließen, die Tageszeitungen verbieten, die Eisenbahnen sistieren, Post und Telegraph stillegen, die allgemeine Schulbildung aufheben, wollte man in diesen Organisationsprozeß eingreifen. Die politische Organisation der Massen nach der Kopfzahl ist eine fest gegebene Tatsache, welche jeder politischen Erwägung vorausgeht. Man mag über die politische Leistungsfähigkeit dieser Massenorganisation denken wie man will; hinwegdenken kann man diese Massenorganisation nicht.

Der Versuch, dieselbe mit Gewalt zu unterdrücken, würde zu einem latenten oder offenen Bürgerkriege führen. Es bliebe nur der Weg, diese Massen zu freiwilliger Beschränkung ihrer zahlenmäßigen Übermacht auf gütlichem Wege zu überreden. Dieser Weg ist versperrt durch das



Ehrgefühl uud die subjektive Persönlichkeitseinschätzung des modernen Menschen. Der geringste Arbeiter würde den Vorschlag, daß er in Sachen der Politik nur halb so intelligent ist wie ein anderer, mit Entrüstung zurückweisen. Eine solche Frage ist gar nicht diskussionsfähig. Noch weniger Aussicht hätte man diesen Arbeiter zu bereden, seine eigenen materiellen Interessen nur mit dem halben Gewicht seiner materiellen Existenz zu vertreten. Das Parlament ist eine Interessenvertretung und das Interesse verficht man mit allen zu gebote stehenden Mitteln. Es ist eine vergebliche Mühe, die politische Bedeutung jedes einzelnen Staatsbürgers nach den Gesichtspunkten seiner Intelligenz und Wirtschaftskraft abzuschätzen. Denn kein einziger dieser Staatsbürger würde diese Einschätzung anerkennen. Die Schwierigkeit diese Anerkennung zu erzwingen würde bei allen Wirtschaftskategorien wiederkehren. Sie kann nur summarisch durch mechanische Gleichstellung aller behoben werden. Das allgemeine und gleiche Wahlrecht ist kein Bekenntnis zur Berechtigung und Leistungsfähigkeit der zahlenmäßigen Masse; es ist ein nicht zu umgehendes Verlegenheitsprodukt, diktiert durch das Unvermögen die Individualitäten nach ihrer wirklichen Geltung abzuschätzen.

Das auf dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht aufgebaute Parlament ist eine unvermeidliche politische Tatsache. Die tatsächliche politische Gewalt dieses Parlamentes ist viel geringer als man gemeiniglich annimmt. Es ist ein ungegliedertes Chaos von widerstrebenden, sich gegenseitig aufhebenden Intelligenzen und Interessen, das einer starken zielbewußten und gewandten Regierung den weitesten Spielraum offen läßt. Die Monarchie ist durch ein solches Parlament in keiner Weise gefährdet, wenn sie es nur versteht die schlecht organisierte unbeholfene Masse richtig zu leiten. Engste Fühlungnahme mit der Masse des Volkes selbst und mit den gewählten Vertretern ist Voraussetzung dieser Leitung. Sie schließt eine starke, selbstbewußte Politik und den Mut nicht aus, momentanen Volksströmungen energischen



Widerstand entgegenzusetzen. In dieser Fühlungnahme bei Festhaltung der Führung selbst liegt das angestrebte spezifisch deutsche parlamentarische System. Es ist in parlamentarischen Persönlichkeiten verkörpert, welche bei festgewurzelter monarchischer Überzeugung es verstehen das Vertrauen des Volkes zu gewinnen. Den jetzigen Reichskanzler dürfen wir als den Typus dieser Persönlichkeit ansprechen. Es wird Aufgabe der konservativen Kreise sein für den Nachwuchs zu sorgen. Die Zeiten, in denen man ohne ausschlaggebende Mitwirkung des Volkes regiert hat, sind durch den kulturellen und industriellen Fortschritt der Zeit überholt. Das Zeitalter des rein hörigen Volkes kehrt nicht wieder. Von der im gleichen Wahlrecht zum Ausdruck kommenden Mündigkeit des Volkes bis zur Volksautonomie ist jedoch noch ein weiter Weg. Auf diesem Wege liegt als unüberwindliches Hindernis die Schwerfälligkeit und Aktionsunfähigkeit der ungegliederten Masse. Das Volk ist führungsbedürftig. Diese Überzeugung gewinnt auch in extrem demokratischen Kreisen stetig an Boden. Es ist nicht ausgemacht, daß diese Führung dem nächsten besten Demagogen zufallen muß. Eine starke, selbstbewußte, von dem Glanze geschichtlicher Größe umstrahlte Monarchie hat viel günstigerere Aussichten diese Führung an sich zu ziehen.

LXVI.

Kürzere Besprechung.

Lexikon der Pädagogik von Ernst Roloff. 5. Bd.: Sulzer bis Zynismus. 1308 Spalten. Geb. ℳ 16.—.

Vor kurzem hat der Herdersche Verlag in Freiburg den fünften (Schluß) Band von Roloffs Lexikon der Pädagogik ausgegeben. Damit hat ein Werk, das gleich von Anfang an das regste Interesse aller auf dem Boden der christlichen Weltanschauung stehenden Kreise und darüber hinaus auf sich zog, seinen willkommenen Abschluß gefunden. 1902 erschien der erste





Band; er sah noch friedliche Zeiten. Auch die beiden folgenden Bände konnten unter gleich günstigen Zeitumständen der Öffentlichkeit übergeben werden. Anders der vierte Band. Während seiner Fertigstellung brach das Unwetter eines Weltkrieges herein und drohte alle Friedensarbeit zu verschlingen. Wird der Herausgeber bei den Mitarbeitern wie beim Verleger Unterstützung finden, um trotz Krieg die noch fehlenden zwei Bände auf den Büchermarkt zu bringen? Das war die große Frage. Und die Frage drängte sich um so mehr auf, als Freiburg nicht gar so weit von der französischen Grenze liegt und eine feindliche Invasion nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte.

Doch erwies sich diese Besorgnis, dank der Heldentaten der deutschen Krieger, glücklicherweise als grundlos. Freiburg blieb dem unmittelbaren Kriegstheater entrückt; daran vermochten auch die wiederholten Fliegerbesuche mit ihren ungemütlichen Bombenwürfen nichts zu ändern. Herausgeber wie Verleger konnten ihre friedliche und nur friedlichen Zwecken dienende Arbeit weiterführen und vollenden. Freilich gab es der Schwierigkeiten und Störungen viele und große, wie es bei der herrschenden ungeheuren Kriegsnot nicht anders zu erwarten stand, und wir dürfen es dem verdienten Herausgeber wohl glauben, wenn er am Schlusse seiner Vorrede zum fünften Band seufzend versichert: „Die Arbeit war schwer, und mehr als einmal wollte mir scheinen, daß meine schwachen Schultern sie nicht weiter tragen könnten. Mit Gottes Hilfe ist sie ungeachtet aller beispiellosen Zeitumstände glücklich zu Ende geführt worden." Dafür sei ihm wie auch dem Verleger gebührend Dank gesagt.

Was das für eine Arbeit war, die so schwer auf die Schultern des Herausgebers drückte, das läßt uns schon eine flüchtige Musterung des vorliegenden Schlußbandes einigermaßen ahnen. An die 300 Artikel waren noch abzuhandeln. Dafür die geeignetsten Autoren zu gewinnen und deren Arbeit rechtzeitig zur Verfügung zu haben, kostete schon nicht wenig Mühe und Geduld. Nun galt es aber im Interesse der inneren Einheit des ganzeu Werkes, das gesamte eingelieferte Material selbst noch einmal durchzuarbeiten, Wesentliches von Unwesentlichem

zu scheiden, zu ergänzen, was der Vollständigkeit wegen zu ergänzen war, aber auch zu kürzen, wenn Verweisung genügte oder der zu Gebote stehende Raum Einschränkung verlangte. Eine mühsame und heikle Arbeit, die nur der recht zu würdigen im Stande ist, der selbst mit Gleichem belastet ist. Aber Roloff wurde seiner Aufgabe vollauf gerecht; seine redaktionelle Leistung verdient uneingeschränkte Anerkennung, die ihm auch der schärfste Kritiker gewiß nicht versagen wird.

Roloffs Verdienst um die Fertigstellung des fünften Bandes ist übrigens damit nicht abgeschlossen. Von den 300 Artikeln hat Roloff eine stattliche Anzahl (über 30) selbst verfaßt und wahrlich nicht die unwichtigsten. Erwähnt seien nur die Biographien von Sulzer, Thaulow, Thomasius, Unhlig, Weise, Wessenberg, Wolf und die Abhandlungen: Übermensch, Überzeugung, Urteilskraft, Vererbung, Vertrauen, Volkstum, Vorbeugung, Luftfahrerschule. Alle diese Artikel zeugen von einer großen Vertrautheit mit den darin behandelten verschiedenartigen Thematen, die selbstverständlich ohne gründliches Studium und gewissenhafte Benützung der vorhandenen Literatur nicht gewonnen werden konnte.

Gleich den vier vorhergehenden Bänden hat sich auch der vorliegende Schlußband der „besonderen Mitwirkung" (wie es auf dem Titelblatte heißt) von Hofrat Professor Dr. Otto Willmann zu erfreuen. Elf Artikel entstammen seiner Feder und tragen alle das Gepräge tiefgründiger, abgeklärter Geistesarbeit, wie wir es bei dem gefeierten ehemaligen Lehrer der Prager Universität nicht anders gewohnt sind. Seine Abhandlungen über „Technik des Unterrichtes", „Unterrichten und Lehren", „Unterrichtsfreiheit", „Verbalismus", „Vielseitigkeit", „Wirklichkeitsunterricht", „Wechselbeziehungen der Lehrfächer" „Wissenschaftliche Pädagogik", alles Gedankengänge aus seiner berühmten „Didaktik" in neuer Beleuchtung, enthalten, trotz knapper Darlegung, eine Fülle theoretischer und praktischer Unterweisungen für die Schulung des Menschengeistes und in seinem „Thomas von Aquin" führt uns Willmann in die geistige Werkstatt eines der größten Denker aller Zeiten, des

„englischen Lehrers“ aus der mittelalterlichen Scholastik, und läßt uns schauen, was dieser gewaltige Geistesriese über die Fragen der Erziehung und des Unterrichtes gedacht und gelehrt hat. Auch dem Berliner Philosophen Adolf Trendelenburg und dem preußischen Regierungsrat Ludwig Wiese widmete Willmann eine Besprechung. Beide Männer haben sich um das deutsche Bildungswesen unstreitig manche Verdienste erworben und die ihnen gebührende Anerkennung durfte in Roloffs Lexikon nicht fehlen.

Leider müssen wir es uns versagen auf weitere Einzelheiten hier näher einzugehen. Nur das sei immer wieder betont, daß der fünfte Band an wissenschaftlichem Werte seinen vier Vorgängern in nichts nachsteht, daß das ganze schöne Werk mit seinen fünf stattlichen Bänden nach Aufbau und Inhalt eine harmonische Einheit darstellt nnd daß keine der vielen Fragen, die auf dem Gebiete des heutigen Erziehungs- und Unterrichtswesens aufgetaucht sind, übergangen wurde; sie alle haben eine sachgemäße, gründliche und klare, wenn auch mitunter knappe Beantwortung gefunden.

Eine willkommene Zugabe zum fünften Band bilden die in ca. 100 Spalten untergebrachten Nachträge, in denen namentlich der biographische Teil des Lexikons eine nicht unerhebliche Ergänzung (Althoff, Arndt, Auer, Boethius, Calvin, Cato, Mey und andere) gefunden haben. Auch verdient das „Namen- und Sachverzeichnis zu allen fünf Bänden“, mit dem der fünfte Band abschließt, die vollste Anerkennung. Es umfaßt nicht weniger als 60 Seiten mit je drei Spalten, ist mit einer minutiösen Genauigkeit zusammengestellt und gibt in dieser Zusammenstellung einen ungefähren Begriff von dem geradezu immensen Reichtum des Stoffes, der in dem Lexikon aufgestapelt ist.

So möge nun das herrliche Werk überall da Eingang finden, wofür es geschrieben ist, in den Kreisen derjenigen, die noch Sinn haben für eine ideale Auffassung des Christentums und Wert darauf legen, daß die kommenden Geschlechter zu Christus, dem Urquelle alles Glückes für Zeit und Ewigkeit, geführt werden: „denn es ist“, so rief einst der hl. Petrus, der erste Papst, seinen Widersachern im Hohen Rate zu, „kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, wodurch sie selig werden sollen“ (Apg. 4, 12).

Petry.

Anzeigen.

Verantwortliche Redaktion: Geh. Hofrat Dr. Georg M. Jochner. München. Sendlingerstr. 61.
Hübschmann'sche Buchdruckerei, H. Schröbl, k. b. Hoflieferant in München.

Inhalt
des
neunten Heftes.

Seite

LX. Die blutige Revision der Ideen und Tatsachen. XI. 649

LXI. Johann Reichard 669
Ein Sittenbild aus der Zeit der Hexenverfolgungen.
Von Hirschmann.

LXII. Friedrich Wilhelm Weber in seiner dichterischen Entwicklung. II. 682
Von Eduard Arens (Aachen).

LXIII. Sofie Görres 690
Vom ehemaligen Chefredakteur des Wiener „Vaterland".

LXIV. Wer hat die Friedensnote des Papstes inspiriert? 697

LXV. Die preußische Wahlrechtsreform . . . 710
Von Dr. Hermann Dimmler, München.

LXVI. Kürzere Besprechung 713
Ernst Roloff, Lexikon der Pädagogik.

Ausgegeben am 1. Mai 1918.



Geh. Rat Fröhlich

Riehmerstr. 4

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Georg Jochner.

(Gegründet von Joseph und Guido Görres.)

Hunderteinundsechzigster Band.

Zehntes Heft.

München 1918.
In Kommission von Theodor Riedels Buchhandlung.

Von dieser Zeitschrift erscheint am 1. und 16. jeden Monats ein Heft in Großoktav. Man abonniert in München in der Expedition dieser Blätter (Josephspitalstr. 17, Hübschmannsche [H. Schrödl] Buchdr.).

Im übrigen sind die Historisch-politischen Blätter

halbjährlich zu 9 Mark

durch die Post zu beziehen.

Den buchhändlerischen Vertrieb hat Theodor Riedels Buchhandlung in München Residenzstraße 25, übernommen.

Inserate werden mit 1 Mark die Petitzeile oder deren Raum, Beilagen nach Übereinkommen berechnet.

Herabgesetzter Preis: Von den ersten hundert Bänden kostet, soweit der Vorrat reicht, der einzelne Band nunmehr 4 Mark der Jahrgang 8 Mark im Buchhandel.

Preis des Einzelheftes Mk. 1.— mit Ausnahme des ersten Heftes des 141. Bandes, welches Mk. 8.— kostet.

Die Administration der Histor.-polit. Blätter.



LXVII.

Die epische Kultur Deutschlands in Vergangenheit und Gegenwart.

Von Dr. phil. Johannes Hönig.[1])

I.

Wenn wir annehmen, wir besäßen in der Gegenwart eine dichterische Kultur, so könnte diese nur eine dramatische oder theatralische Kultur genannt werden; man müßte denn gerade den Roman, der offenbar das wesentliche Kennzeichen des Schrifttums der Gegenwart ist und der ohne Zweifel in den letzten Jahrzehnten seine höchste bisherige Blüte erreicht hat, als den literarischen Kulturträger unserer Zeit betrachten. Im allgemeinen aber wird man, wenn man von dichterischer Kultur spricht, auch heute noch geneigt sein sie in einer der drei reinsten und vollendetsten dichterischen Kunstformen zu suchen, in Epik, Lyrik und Dramatik.

Eine ausgesprochen lyrische Kultur hat nur selten und auch dann nur auf verhältnismäßig kurze Zeit in der Weltliteratur bestanden. Die Lyrik ist mehr dichterische Begleiterscheinung als selbständiges Wesen einer ganzen Zeit. Denn weder zur Zeit der lyrischen Höchstleistung des Mittelalters in der französischen Troubadourpoesie und der deutschen Minnedichtung noch zu den Zeiten des größten aller Lyriker,

1) Wir möchten nicht verfehlen an dieser Stelle auf des verehrten Verfassers Sammlung von Kriegsgedichten hinzuweisen, welche im Verlage von Hellmann (Glogau und Leipzig) unter dem Titel „Auszug und Heimkehr" erschienen sind. Die Schriftleitung.



Goethe, bildet die Lyrik ausschlaggebend den dichterischen Grundzug. Neben Walther von der Vogelweide, „der Nachtigallen Meisterin“, glänzen, um nur in Deutschland zu bleiben, die Epiker Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg und der tiefsinnigste aller deutschen Epiker, Wolfram von Eschenbach. Und neben Goethe, der in sich selbst bei seiner alle überragenden lyrischen Vollendung doch auch achtbare Höhen dramatischen und epischen Schaffens vereinte, dazu noch in der Romandichtung den höchsten Gipfel seiner Zeit erstieg, steht die vorwiegend dramatische Gestalt Schillers.

Auch für die Gegenwart ist kein Lyriker zu nennen, der etwa zum literarischen Wahrzeichen unserer Zeit geworden wäre, wenigstens nicht in Deutschland. Denn mögen auch immerhin Emile Verhaeren und Paul Verlaine oder jener seit dem Kriegsbeginn in Deutschland mehr berüchtigte als berühmte Gabriele d'Annunzio für uns den literarischen Gesichtskreis des romanischen Auslandes überschauende eine wesentliche lyrische Offenbarung der Gegenwart bedeuten, so haben wir doch bei einer großen Zahl achtbarer lyrischer Begabungen in Deutschland keine einzelne und keine gesamte lyrische Erscheinung — von der jetzt schon fast verlaufenen Tagesflut der Kriegsgedichte abgesehen —, die uns berechtigte von einer lyrischen Kultur der Gegenwart zu sprechen. Sucht man überhaupt eine vorwiegend lyrische Kultur im deutschen Schrifttum, so wird man sie am ehesten in der deutschen Romantik finden.

Denn dichterische Kultur in dem weiten Umfang des Begriffes, den ich hier meine, bedeutet, daß nicht nur Erzeuger von Dichtungen vorhanden sind, wie ja gerade die Gegenwart an lyrischen Dichtern gewiß keinen Mangel leidet, sondern auch eine entsprechende Anzahl von genießenden Mit- und Nacherlebern, daß also nicht nur Bücher geschrieben, sondern daß sie auch von der Mehrzahl derer, die zu den Gebildeten gehören, gelesen werden. Machen wir aber einmal an uns selbst und denen, die wir kennen, eine Probe: in



einem der letzten Hefte der Zeitschrift „Hochland“ schreibt Max Fischer aus Heidelberg über einen neuen lyrischen Auswahlband Alfred Momberts.[1]) Die meisten Leser werden nicht wenig erstaunt sein, daß nach diesem Aufsatz Alfred Mombert und — Theodor Däubler die größten deutschen Lyriker der Gegenwart sind.

Gesetzt, es wäre so und jenes Urteil eines Zeitgenossen würde von der Nachwelt allgemein bestätigt werden, was hätte das für die dichterische Bildung unserer Zeit zu bedeuten? Jene eigentlich niederdrückende Wahrheit, daß sämtliche Gedichtbände unserer beiden größten Lyriker zusammen wohl kaum eine annähernd gleiche Auflagenzahl und noch viel, viel weniger Leser aufzuweisen haben als ein beliebiger Durchschnittsroman. Aber selbst wenn bekanntere, verbreitetere Namen lyrischer Dichter der letzten Jahre genannt werden, wie Detlev von Liliencron, Gustav Falke, Richard Dehmel, Rainer Maria Rilke, Richard Schaukal, Stefan George oder selbst Martin Greif, der eigentlich schon der literarischen Vergangenheit angehört, würden alle diese Namen ausreichen um den Eindruck zu erwecken, daß wir uns in einer vorwiegend lyrisch gerichteten Zeit befinden? Nein. Auch die in den letzten Jahren neu belebte Pflege des Volksliedes, die im „Zupfgeigenhansel“ einen literarischen Mittelpunkt hat, sie ist, ganz abgesehen davon, daß wir es hier fast mehr mit einem Wiederaufleben entschwundener Schönheit, aus der geschichtlichen Vorliebe unserer Zeit herausgeboren, als mit einer urwüchsigen Kunsterscheinung der Gegenwart zu tun haben — selbst diese Neubelebung ist zwar ein für viele reizvoller, aber kein wesentlicher literarischer Zug unserer Tage.

Die Nützlichkeitspoeterei vergangener Jahrhunderte, der handwerksmäßige Kunstbetrieb der Meistersinger, die eifernde, bei Katholiken wie Protestanten gleichermaßen heftige konfessionelle Zank- und Streitpoesie der Reformationszeit, die

---

1) Oktober 1917. „Musik der Welt“. S. 68 ff.

bald schwülstig überladene, bald ungenießbar trockene gelehrte Schul- und Hofpoesie der sogenannten schlesischen Dichterschulen liegen glücklich hinter uns, alles Strömungen, die sich in der Betrachtung der Nachwelt dadurch unvorteilhaft auszeichnen, daß es ihnen entweder nur um den Stoff oder nur um die Form und dazu meist eine fremde, von dem Mark des Volkstums noch nicht erfüllte Form, ging. Sie waren also von dem Wesen der Dichtung, die in einer harmonischen Vermählung von Stoff und Form durch das dichterische Erlebnis besteht, so weit entfernt, daß ihre eigentümlich lehrhafte Richtung als Maßstab für eine dichterische Kultur nicht in Frage kommt. Man wird sich also, wenn man nach vorbildlichen dichterischen Kulturen für die Gegenwart sucht, vor allem an die mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche Blütezeit halten müssen und da, wie eben gezeigt, die Lyrik mehr eine dichterische Begleit- als Eigenerscheinung ist, so kommen als die Hauptmerkmale dichterischer Kultur vorwiegend Epik und Dramatik in Betracht. Dabei lasse ich die Frage offen, ob es dem Roman als einer epischen Spielart, die sich wegen ihrer bequemen, leicht zugänglichen Form für die breite Masse empfiehlt, die in ihrer gewöhnlichen Erscheinung gewissermaßen die literarische Alltagskost anspruchsloser Seelen darstellt, trotz der unleugbaren formalen Höhe, die er und die Novelle in der Gegenwart erklommen haben, jemals gelingen wird auch für die Nachwelt kulturschaffend zu wirken. Soviel jedenfalls steht fest, daß sich die durch den Vers gebundene literarische Form des Epos bis jetzt in ihrer Einwirkung auf die Nachwelt stärker und in ihrer Widerstandskraft gegen die zerstörenden Mächte literarischer Formenwechsel lebendiger und zäher erwiesen hat als sämtliche Prosadichtung der Welt, einen Don Quichote und Wilhelm Meister nicht ausgenommen. Der Roman ist gewissermaßen die natürliche Abflachung zum Gipfel gestiegener Literaturen. Er war im Altertum ebenso vorhanden wie in der Gegenwart, aber was die Nachwelt von ihm behält, ist oft nicht viel mehr als ein litera-

rischer Name, wie ja der Wanderer, der sich vom Gebirge entfernt, je weiter er kommt, immer mehr nur Höhen, aber nicht die Täler erschaut. Natürlich muß dasselbe Gesetz der größeren Widerstandskraft der Form auch an dem in Versen geschriebenen Drama gegenüber dem in Prosa verfaßten für die Nachwelt lebenerhaltend wirken.

Sucht man nun in der Weltliteratur, soweit sie besonders die Entwicklung unserer deutschen Literatur beeinflußt hat, nach einer Parallelerscheinung zu unserer mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Blütezeit, so wird es keinen geeigneteren Vergleich geben als jene beiden Blütezeiten der griechischen Dichtung, die wir mit den Namen Homers und der drei großen Tragiker zu bezeichnen pflegen. Es stellt sich dabei auch heraus, daß der Vergleich nicht nur nach den äußeren Merkmalen, sondern auch nach den inneren Kulturbedingungen dieser großen Zeiten zutrifft. In Griechenland: Homer als der epische Vertreter einer religiös und völkisch zur Einheit geschlossenen großen Kultur — und von ihm getrennt durch eine Kluft religiöser, philosophischer und politischer Umgestaltungen die Tragiker Aischylos, Sophokles und Euripides und dazu der Vertreter der Komödie, Aristophanes, der an sich keinen Gegensatz, sondern nur die nötige Ergänzung zu dem Zeitbilde bedeutet. In Deutschland: die in der einheitlichen religiösen Grundlage des katholischen Mittelalters und der standesmäßigen Geschlossenheit des christlichen Rittertums festwurzelnden höfischen Epiker, daneben die großen deutschen Volksepen „Nibelungenlied“ und „Gudrun“ — und nun wieder von jener Zeit durch eine Umwälzung aller religiösen und staatlichen Verhältnisse getrennt, ebenfalls in einer Zeit, die keine einheitliche Weltanschauung mehr kennt wie jenes Griechenland der Perserkriege: Lessing, Goethe und Schiller mit ihren vorwiegend dramatisch gerichteten dichterischen Idealen.

Vielleicht läßt sich bei den andern Völkern, besonders den romanischen, die ihrem ganzen Wesen nach mehr ableitende als ursprüngliche, also mehr nachschaffende als selbst-



schöpfende Literaturgestalten sind und deshalb stärker in der Form als in der Natur wurzeln, dieser Entwicklungsgang nicht so einwandfrei nachweisen wie bei den Griechen und Deutschen; aber das ändert nichts an einer grundsätzlichen Erkenntnis, die sich aus dem deutsch-griechischen Vergleich gewinnen läßt, nämlich der, daß Epos und Drama in ihrer höchsten Kunstentfaltung ganz verschiedenen Kulturbedingungen angehören. Man kann das Wesen der Epik wohl am besten als objektiv-historisch, das des Dramas als subjektiv-dialektisch bezeichnen.

Auf das Gebiet der christlichen Weltanschauung übertragen heißen diese beiden Gegensätze katholisch und protestantisch, im Gebiete der Staatsauffassung lauten sie konservativ und liberal. Schon aus der Verschmelzung der beiden Begriffe: katholisch-konservativ und protestantisch-liberal ergibt sich, daß man bei dem Begriff des Protestantismus nicht so sehr an die derzeitige religiöse Bekenntnisform der die Auffassung Luthers am treuesten festhaltenden konservativen Gruppe unserer nichtkatholischen Mitbürger zu denken hat als vielmehr an die kulturellen Vorbedingungen, unter denen sich Katholizismus und Protestantismus scheiden. In diesem Sinne einer folgerichtigen Weiterbildung der Gedanken Luthers und seiner auf individueller Grundlage Neuerungen schaffenden Zeitgenossen, deren folgenschwerste Schritte eben in der Loslösung von der bisherigen kirchlichen Autorität bestanden, gehören auch unsere deutschen Klassiker dem Protestantismus an, gehört aber auch unsere neueste Bühnen- und Romandichtung, die zum großen Teil in ihren Weltanschauungsgrundlagen von jeder Offenbarungsreligion Abstand nimmt, noch in seine Kreise. Andererseits aber waren auch schon manche schriftstellerischen Erscheinungen, die noch vor die eigentliche Reformationszeit fallen, mit dem Geiste des Protestantismus gesättigt. Denn, um mit Eichendorff zu reden: „der Protestantismus der menschlichen Natur ist bei weitem älter als die Reformation; er hatte schon längst die beiden Pfeiler der alten Poesie, die Kirche



und das auf ihr aufgebaute Rittertum, heimlich zerfressen und gelockert. Die Reformation hat diesen Protestantismus nur vollendet und zum allgemeinen Volksbewußtsein gebracht und ihm dadurch allerdings eine unberechenbare Kraft verliehen. Und eben darin liegt die Größe und welthistorische Bedeutung dieser geistigen Revolution, daß sie in der allgemeinen Verwirrung die ungewissen Zustände klar machte und jeden nach seiner Farbe keck auf die rechte Stelle wies; denn jede heimlich zehrende Krankheit kann nur, nachdem sie offen erkannt worden, durch eine entscheidende Krise geheilt werden".[1])

II.

Man wird die schon angedeutete Auffassung, daß die katholische Weltanschauung der epischen oder objektiven Dichtungsform näher steht, während der Protestantismus als der Inbegriff der sogenannten modernen oder subjektiven Weltanschauung mehr nach dramatischer Gestaltung im Sinne der griechischen Tragiker und Schillers — nicht etwa der mittelalterlichen Bühne! — strebt, nicht durch anscheinend noch so schlagende Gegenbeispiele wie Calderon und Klopstock entkräften können. Gewiß waren Calderon und Lope de Vega die bedeutendsten Dramatiker der Spanier und bekannten sich doch zugleich zur katholischen Weltanschauung, gewiß ist Klopstocks Christusepos „Messias", mit dem ja bekanntlich die Hochblüte der neueren deutschen Dichtung anhebt, ein Werk in ausgesprochen protestantischem Geiste. Aber um zunächst bei dem Tatsächlichen zu bleiben, so läßt sich sagen, daß gegenüber dem Dramatiker Calderon und dem Epiker Klopstock, die das Gegenteil zu beweisen oder doch wenigstens meine Behauptung aufzuheben scheinen, die schon genannten Beispiele aus der griechischen und deutschen Dichtung — Homer und die griechischen Tragiker, Wolfram von Eschenbach und Schiller — als Zeugen für eine gewisse Übereinstimmung

1) Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands. Neu herausgegeben von Wilh. Kosch. Sammlung Kösel 10/11. S. 111.



zwischen Weltanschauungs- und Dichtungsform viel schwerer und treffender ins Gewicht fallen. Man wird aber auch zugeben, daß Dantes „Göttliche Komödie" als der Idealbegriff der nach dichterischer Gestaltung drängenden katholischen oder objektiven Weltanschauung meine These mindestens ebenso stützt, wie Calderon sie zu widerlegen scheint. Auch ist es gewiß kein Zufall, daß von den größten Weltanschauungsdichtungen, die wir überhaupt besitzen, für den mittelalterlichen Gottsucher Parcival und Dante, für den modernen Wahrheitsucher Hamlet und Faust, die katholischen Dichtungen die epische, die protestantischen die dramatische Form gewählt haben.

Nach der schon dargelegten Auffassung, daß der Protestantismus der Menschennatur sich auch außer dem Rahmen einer bestimmten religiösen Erkenntnisform zu offenbaren liebt, braucht es nicht verwunderlich zu erscheinen, daß auch die klassische Literatur Frankreichs, der ältesten Tochter der römischen Kirche, wie das Land sich selbst dann gern nennt, wenn sein Nationalismus andern Völkern gegenüber chauvinistische Formen annimmt, im Drama gipfelt. Denn nach der ganzen Weltanschauungsluft, die den Hof Ludwigs XIV. umgab, kann die maßgebende religiöse Geistesrichtung der damaligen Franzosen nicht mehr als das bezeichnet werden, was wir als katholische Weltanschauung zu betrachten gewöhnt sind. Vermittels der Renaissance, die selbst an den religiösen Grundlagen römischer Kirchenfürsten rüttelte und sogar den Vatikan in ein bedenkliches Licht rückte, das eben seine schwärzesten Schlagschatten vor allem in die Täler der religiösen Innerlichkeit Deutschlands warf, war auch in Frankreich ein Geist erwacht, der fast mehr nur der Form als dem Inhalt nach noch als katholisch bezeichnet werden kann. Nur war bei jenen romanischen Völkern, wie sie auch in der dichterischen Form stärker sind als die germanischen, auch die religiöse Form stark genug, so daß bei ihnen der unheilvolle Bruch mit der katholischen Vergangenheit vermieden wurde. Aber die Verwandtschaft der französischen



mit der griechischen Tragödie und Komödie ist nicht nur stofflicher und formaler Art, sondern auch in ihrem Erlebnisinhalt dem griechischen Zeitgeist des Euripides verwandt. Wenn Lessing, der seinerseits diesem Zeitgeist ebenso nahestand wie die Franzosen ihrerseits, die französische Tragödie dennoch ablehnte, so tat er es eben vor allem aus der Erkenntnis, daß genau dasselbe, was den Franzosen eine Nationalliteratur ist, nicht auch gleichzeitig den Deutschen eine sein kann, weil die beiden Völker sich in ihrem tiefsten Wesen unterscheiden.

Ebensowenig ist es zweifelhaft, daß auch Shakespeare ein Dichter und ein Kind jener Zeit ist, die an den alten Grundfesten der einheitlichen katholischen Weltanschauung mit Erfolg gerüttelt hat, einer Zeit, die mit dem Triebe der religiösen Entfesselung der Gewissen auch eine subjektive, die Skepsis an den Anfang alles Wissens setzende Befreiung von altererbter Philosophie und ein Selbständigwerden der nationalen Kräfte und Leidenschaften im internationalen Verkehr der Völker und Staaten anstrebte. Aber während in Deutschland jener Vorgang der Niederringung alter und der Aufrichtung neuer Ideale bei der sprichwörtlichen deutschen Stammes- und Ständezerklüftung, die weder einen völligen Sieg des Protestantismus noch eine kraftvolle allseitige Behauptung der katholischen Ideale aufkommen ließ, nicht zu einem völligen völkischen Zusammenbruch führte, der alles, was an Kräften für die Dichtung verfügbar war, in den Tagesstreit der Meinungen zog, gelang es in England dem Protestantismus ziemlich bald eine allein ausschlaggebende Stellung rasch zu behaupten und den völkischen Wohlstand nicht nur zu retten, sondern sogar kraft des neugewonnenen Nationalgefühls zu steigern, womit auch der Boden für die Dichtung saatfertig gehalten wurde. Hier konnte Shakespeare einsetzen und dabei diejenige Dichtform zur höchsten Vollendung ausbilden, die in ihrer dialogischen Form der Entfaltung des Subjekts, des Individuums einen kräftigeren

Antrieb gibt als das geruhsame, mehr zur inneren Sammlung als zur äußeren Kraftanspannung geeignete Epos.

Wie löst sich nun jener Widerspruch, daß Lope und Calderon, zwei ausgesprochene Katholiken und gegen ihr Lebensende sogar Priester der katholischen Kirche, als Dramatiker im Urteil der Literaturgeschichte dastehen, während Klopstock und Milton, die nicht nur ihrem zufälligen Bekenntnis, sondern auch ihrem innersten Wesen nach Protestanten waren, als Epiker gerühmt werden? Für die Spanier wird die Lösung wohl nach zwei Richtungen zu suchen sein. Einmal darin, daß große Nationalitäten — und Spanien stand, als Lope und Calderon blühten, als Nationalstaat fast noch an der Spitze der Menschheit, zehrte wenigstens noch von seinem alten völkischen Ruhme — nach einem öffentlichen, festlichen, über den Rahmen eines engen Zuhörerkreises hinausgehenden Ausdruck ihrer Dichtung streben, wie er eben nur auf einer öffentlichen Schaubühne möglich ist und wie ja auch das deutsche Drama des katholischen Mittelalters es versuchte. Ferner darin, daß gerade die spanischen Dramen mehr nach ihrer äußeren Form als nach ihrem inneren Gepräge dem gleichen, was sich aus dem griechischen Drama über Racine und Schiller oder aus dem römischen Drama über Shakespeare herausgebildet hat, daß also die Calderonschen Dramen, besonders die Autos sacramentales, nach ihrem inneren Wesen als große religiöse Allegorien mehr der für unsere moderne Kultur fast gänzlich abgebrochenen Entwicklung der religiösen Passions- und Mirakelspiele des Mittelalters angehören als dem, was wir heute unter einem Drama verstehen. Außerdem blieb auch Spanien, obwohl es von dem religiösen Umsturz der neuen Zeit am wenigsten von allen Ländern berührt wurde, nicht frei von den Vorbedingungen der modernen Kultur. Denn der religiöse Umsturz ist doch nur die eine Äußerung ihres Wesens, während Renaissance und Humanismus, die sich selbst in den geistlichen Spielen Calderons nicht verleugnen, als die anderen Erscheinungsformen der neuen Zeit



auch in Spanien Eingang fanden und mit alten Formen aufräumten.

Es ergibt sich gerade, wenn man die in der nachreformatorischen Zeit noch wirksamen Offenbarungen der katholischen Weltanschauung im Calderonschen Drama betrachtet, die meines Erachtens von der zünftigen Literaturgeschichtsschreibung viel zu wenig beachtete Tatsache, daß in Deutschland mit der Reformation die aus dem Kult hervorgegangenen Festspiele fast ganz verstummten oder dort, wo sie sich in kümmerlichen Resten hielten, doch aufgehört haben ein Kulturfaktor zu sein. Andererseits mündete, offenbar weil sie keine natürlichen Grundlagen unter ihren Füßen hatte, die nach der Reformation, von den Lateinschulen eifrig gepflegt, auch bei uns einsetzende Renaissance-Dramatik, der sich auch das Jesuitendrama anschloß, in eine Sackgasse. Denn die Reformation hatte, wie das Eichendorff in seiner noch heute nicht veralteten, in der Problemstellung unübertroffenen, aber von den Katholiken Deutschlands, für die sie bestimmt ist, viel zu wenig beachteten „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" überzeugend nachweist, den Weg zum Mittelalter völlig verschüttet.

„Indem die Reformation", so schreibt er[1]), „mit der neuen Weltansicht die ganze Weltgeschichte gleichsam von neuem anfangen wollte, zerriß sie zugleich auch willkürlich und gewaltsam den goldenen Faden der Tradition, die im Verlauf der Jahrhunderte die wechselnden Geschlechter verbunden. Es war natürlich, daß dieselbe, da sie hiernach ganz folgerecht das Mittelalter ignorieren oder als katholische dicke Finsternis überspringen müßte, in ihrer plötzlichen Isolierung und Verarmung nun, wie

1) A. a. O. S. 112. Auf manche Stellen aus E.'s Lit.-Gesch., die ich hier anführe, hat, wie ich nachträglich erfahre, auch mein früherer Deutschlehrer, Prof. Dr. Otto Warnatsch (Glogau), schon hingewiesen in dem trefflichen Aufsatz: „J. v. E. und der religiöse Frieden", Friedensblätter, 12. Jahrgang, Nov. und Dez. 1907. Dieser Aufsatz kann für die Behandlung konfessioneller Literaturfragen als geradezu vorbildlich bezeichnet werden.



in der Religion auf ein vermeintliches Urchristentum, auch in der Poesie auf einen völlig neutralen Boden, auf das griechische und römische Altertum zurückgriff, und anstatt der Kirchenheiligen die alten Heroen und Götter, an die Stelle der Legende jedoch die heidnische Mythologie setzte."

So versteht man auch, warum es, abgesehen von der Ungunst der geschichtlichen Ereignisse, in Deutschland so lange dauerte, bis wir ganz im Gegensatz zu andern Völkern, nach dem Niedergang der Dichtung in der Reformationszeit wieder zu einem ansehnlichen Schrifttum kamen. Der Weg zum Altertum, d. h. zu der wirklichen Literatur der Griechen, nicht der Pseudoliteratur der dichterisch verhältnismäßig armseligen Römer, war für uns, denen neben den Formen des geselligen Lebens nicht nur wahres Volkstum, sondern auch jede eigene Form zusammengebrochen war und die wir nun erst wieder Formen lernen mußten, ungeheuer weit und erst zu Lessings und Klopstocks Zeiten war, nachdem die philologischen Brücken erst tragfähig genug gemacht worden waren, die Verbindung mit dem Altertum soweit hergestellt, daß sie mit Hilfe von Herders und Goethes tiefem Volkstum fruchtbar werden konnte.

Ich deutete an, daß das Jesuitendrama in Deutschland seiner ganzen Art nach jener Dramatik angehört, die aus dem Geiste des Protestantismus hervorgegangen ist. In dieser Hinsicht waren die Jesuiten, die ja in ihrem Orden selber keine Tradition besaßen, durch die sie mit den Gesamtkulturströmungen des Mittelalters verbunden gewesen wären, eben Kinder ihrer Zeit. Ihre Hauptaufgabe in Deutschland bestand ja auch nicht darin, das Volk zu den durch die Reformation verschütteten Quellen deutscher Epik zurückzuführen und ihm damit die alten Grundfesten der Kunst wiederzuerobern, sondern sie wollten ja die alten Grundfesten des Glaubens wiederherstellen. Auch ist, damit ich nicht mißverstanden werde, die Bevorzugung einer bestimmten, ihrer Weltanschauung entsprechenden Kunstform keineswegs ein wesentlicher Bestandteil der dichtenden Einzel-



persönlichkeit oder Einzelgruppe, sondern lediglich ein mehr als zufälliger Bestandteil derjenigen dichterischen Kultur, die der ganzen Zeit ihr Gepräge gibt. Und wenn auch die Gegenreformation in Deutschland, welche naturgemäß einsetzen mußte, als die Welle des Protestantismus ihren Scheitelpunkt erreicht hatte, den Geist der Reformation auf dem religiösen Gebiete in großen Teilen Deutschlands zurückdämmte, so steht doch auch soviel fest, daß der Zuschnitt des gesamten Geisteslebens nicht nur Deutschlands, sondern eines großen Teiles der übrigen christlichen Welt vorwiegend protestantisch blieb. An diesem geistigen Zuschnitt konnten die Jesuiten zunächst nur die religiösen Formen ändern, die allgemein-kulturellen Formen blieben von ihnen nicht nur unangetastet, sich schlossen sich ihnen, wie das Jesuitendrama lehrt, zum Teil sogar an.

Nun bliebe noch das Gegenbeispiel Miltons, Klopstocks und, wenn man will, auch Wielands mit seinem „Oberon" zu widerlegen. Diese drei Dichtungen, so verschieden namentlich der „Oberon" vom „Messias" nach Stoff und Form ist, gehören mehr ihrer äußeren Form als ihrer inneren dem Gebiete der Epik an, wenigstens fallen sie nicht unter den epischen Idealbegriff, den man aus den großen mittelalterlichen Epen abziehen könnte. Auch hier mag Eichendorff unser Kronzeuge sein. Denn wie er sicherlich das Richtige hinsichtlich der Einschätzung des „Oberon" als einer keineswegs im alten epischen Sinne objektiven Dichtung trifft, wenn er schreibt: „Dieses Hüons-Horn hat einen falschen Ton aufgeklärter Ironie, die nebst der Zauberei auch die Romantik vernichtet",[1]) so ist auch das, was er über Klopstocks „Messias" im Vergleich zum „Parcival" sagt, für die Lösung der hier angeregten Frage entscheidend. Und damit erledigt sich zugleich auch das, was über Klopstocks Vorbild, das aus einer religiös-protestantisch gefärbten Renaissancekultur hervorgegangene „Verlorene Paradies" Miltons gesagt werden müßte.

1) A. a. O. S. 231.

„Auch Klopstocks Christentum", so führt er aus, „(wie sich hier überall von selbst versteht: als literarische Erscheinung) ist, gleich dem Herderschen, ein ästhetisches und spezifisch protestantisches, indem es mit mehr oder minder poetischer Willkür, dem subjektiven Emanzipationsprinzip des Protestantismus gemäß, lediglich auf die schwanke Spitze des individuellen Gefühls gestellt wird. Seine Messiade sollte ein National-Epos werden; aber sie ist beides nicht geworden, weder ein Epos noch wirklich national, eben durch jene rein subjektive Auffassung. Denn das Epos ist, seiner eigentümlichen Natur nach, die Darstellung einer allgemeinen Weltanschauung, wo, wie in der Weltgeschichte, die Tatsachen reden und das Individuum demütig zurücktritt. Der Gegenstand der Messiade ist ungefähr derselbe wie in Eschenbachs Parzival: das göttliche Erlösungswerk. Allein Eschenbachs Epos ruht auf dem festen Grunde eines von der Zeit getragenen allgemeinen Glaubens, dessen symbolischer Typus nur der persönliche Parzival ist, während in der Messiade der Glaube gleichsam erst wieder neu aufgefunden werden muß. Daher dort alles objektiv, hier alles ideal: ein abstrakter Himmel und die bloße Rhetorik gestaltloser Engel und Dämonen, aus protestantischer Unkenntnis oder Abneigung aller altkirchlichen Tradition entkleidet, womit uns z. B. Dante so gewaltig durch Himmel und Hölle führt. Daher bei Dante und Parzival lauter Handlung, und in der Messiade lauter Empfindung und endlose Reden über diese Empfindung, mithin das Elegische vorwaltend".[1])

Was aber Eichendorff in seinen folgenden Ausführungen über die Form der Messiade sagt, das ist zwar, was die Geschichte des Reimes angeht, nur bedingt richtig, trifft aber gleichermaßen und mit fast noch größerem Rechte, weil wir inzwischen deutsche Reimepen bekamen, auch die große katholische Parallelerscheinung zu Klopstocks „Messias", Friedrich Helles dreibändiges Hexameterepos „Jesus Messias"; freilich auch andere, berühmtere Hexameterepen wie Goethes „Hermann und Dorothea" und „Reineke Fuchs", Mörikes

1) A. a. O. S. 240 f.

liebliche „Idylle vom Bodensee", Ferdinand Gregorovius' marmorschöne Verserzählung „Euphorion" und Hebbels „Mutter und Kind." Denn so fährt Eichendorff fort:

„Gleichwie demnach die Messiade kein Epos, so ist auch ihre Form nichts weniger als national. Wir geben gern zu, daß die Poeten vor Klopstock größtenteils triviale Reimschmiede waren, als sei der Reim nicht der Poesie wegen, sondern die Poesie nur um des Reimes willen da. Aber nicht der Reim war daran schuld, sondern die allgemeine Gedankenlosigkeit der Zeit. Es ist überhaupt ein seltsames Mißverständnis, die Poesie einer Nation von ihrer eigentümlichen Form, als etwas ganz Zufälligem, trennen zu wollen; beide gehören notwendig zu einander wie Leib und Seele, und geben eben zusammen erst die Poesie. Und so ist denn auch der Reim so alt wie die deutsche Dichtung, und hat durch alle Zeiten melodisch fortgetönt bis auf den heutigen Tag. Es war daher die eigentliche Aufgabe Klopstocks, ihm belebend seine uralte nationale Bedeutung und Würde wiederzugeben, anstatt ihn in vornehmer Verachtung fortzuwerfen. Jedenfalls aber war der dafür gewählte Hexameter ein störender Mißklang, und nur den Gelehrten verständlich und genehm".[1])

Erst dem Geiste der Romantik blieb es vorbehalten auch in der Dichtung sich dem katholischen Geiste stofflich und formal wesentlich mehr zu nähern. Und hier erleben wir das Gegenteil von dem, was sich am Jesuitendrama nachweisen ließ: wie sich die Jesuiten den protestantischen Ausdrucksformen ihrer Zeit anpaßten, so schlossen sich zur Zeit der Romantik viele Protestanten den sich mehr und mehr katholisch richtenden Literaturformen an, wobei für viele allerdings mehr der nationale als der katholisch-universale Geist der romantischen Bewegung im Vordergrund des Bewußtseins stand.

Die Pflege des Epos, der eigentümlichsten mittelalter-Dichtungsform, betrieb die Romantik mehr wissenschaftlich

1) A. a. O. S. 241 f.

erneuernd als selbständig schaffend. Aber immerhin verdienen Dichtungen wie die etwas spielerischen Stanzen von Ernst Schulzes „Bezauberter Rose", besonders aber Brentanos groß angelegte „Romanzen vom Rosenkranz" der Erwähnung. Doch ganz im Gegensatz zu der anfänglichen Auffassung Klopstocks ist die Romantik schon gleichermaßen wie unsere Gegenwart von der durch Lessing und Schiller entschieden vertretenen Auffassung von der unbedingten dichterischen Höchstform des Dramas gefesselt. Und so geschah es, daß die Romantiker nun ihre dichterischen Pläne, selbst wenn sie episch eine bessere Gestalt gewonnen hätten, zumeist auch in der Form von Dramen — abgesehen von Roman und Novelle — niederlegten. Bezeichnend aber genug ist es für diese ganze ans katholische Mittelalter anknüpfende Richtung, daß aus ihrem eigentlichen Kreise kein einziger für unsere Bühne fruchtbarer Dramatiker hervorgegangen ist. Denn Kleist, den man vielleicht als dramatische Ausnahme der Romantik bezeichnen könnte, hatte ja nur in mancher Hinsicht Berührungspunkte mit ihr. Aber auch Kleist wich von der Schillerschen Form des Dramas, das die Sühne ganz heidnisch-antik in der Regel durch die leibliche Vernichtung des schuldig gewordenen und sich selbst als schuldig erkennenden Helden sucht[1]), in einer christlicheren Linie wesentlich ab, wie das vor allem der „Prinz von Homburg" zeigt, in dessen Seele sich der Vorgang von Schuld und Sühne nicht antik-heidnisch, sondern in mittelalterlich-christlichem Sinne durch büßende Selbstläuterung abspielt. Auch Michael Kohlhaas, der Held seiner im höchsten Maße dramatischen Novelle, stirbt trotz seiner Hinrichtung keinen tragischen, sondern einen versöhnlichen Tod.

Im allgemeinen aber ist die neuere Dramatik über die Auffassung Lessings und Schillers nicht hinausgekommen

1) Es soll hier natürlich nicht der unfruchtbare Versuch gemacht werden gegen Schiller Sturm zu laufen. Vom Standpunkt einer humanistischen Weltanschauung ist der sittliche Ernst seines dichterischen Schaffens von keinem anderen erreicht worden.



und auch Hebbel und Grillparzer, Gerhart Hauptmann und Sudermann, oder gar Schnitzler, Ibsen und Strindberg haben die antik-heidnischen Grundlagen unserer Tragödie nicht geändert, sie vielmehr nur immer wieder neu verkleidet. Der christlich gefärbte Humanismus von Goethes „Iphigenie“ ist kaum von einem maßgebenden neueren Dramatiker in der Richtung auf das christliche Literaturideal hin noch übertroffen worden, außer von Richard Wagner, für den der christliche Ideenkreis aber fast ausschließlich Stimmungsmittel ist.

Trotz aller Wandlungen in der äußeren dramatischen Form und in der Wahl der Stoffgebiete, wobei sich Richard Wagner der katholischen Linie wohl am meisten nähert, bewegt sich unsere öffentliche Bühnenkunst noch immer im antik-heidnischen Fahrwasser oder, wie ein mehr politisch als literarisch gerichteter Beurteiler der gegenwärtigen Theaterkultur behauptet: im Geiste des folgerichtigsten Liberalismus.[1])

(Schluß folgt.)

LXVIII.

Vom Wesen des Schönen.

Fragment von Prof. Dr. J. Chr. Gspann, St. Florian, OÖ.

Wie in vielen anderen Fragen stimmen auch inbezug auf das Wesen des Schönen die moderne Ästhetik und die Schönheitslehre der philosophia perennis nicht überein. Hört man die Grundgesetze beider Richtungen, so möchte man an einer Versöhnung verzweifeln. Die „Moderne“ ruft: Darstellung der Idee durch die sinnenfällige Form, nach St. Augustin (De vera religione c. 39, n. 52 und Ep. 18 ad Coelest.) und St. Thomas (S. theol. 1 qu 39 a 8), den beiden größten Meistern katholischer Gottesgelehrsamkeit

1) Katholiken und Theaterkultur. Von Chefredakteur Dr. Geuke, Wiesbaden: Historisch-polit. Blätter, 159. Bd. (1917) S. 765 ff.



und Weltweisheit, ist Schönheit: lichtvolle Proportion. Dieses Gesetz scheint nur an der Äußerlichkeit zu haften, jenes verbindet planvoll Idee und Sinnlichkeit, sieht im wundersamen Ineinander beider ein Kunstwerk und kommt so der menschlichen Natur, die auch sinnlich-geistig ist, weitestens entgegen. Unüberbrückbare Gegensätze? O nein! Es gilt auch inbezug auf beide Auffassungen vom Schönen, jene der aristotelisch-thomistischen Philosophie und jene der modernen Ästhetik, was Goethe von Natur und Kunst sagt:

„. . . . . . sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh man es denkt, gefunden."
(Natur und Kunst 1—2.)

Vorerst will ich die Ästhetik Augustins skizzieren. Augustin stellt einmal das Verhältnis zwischen Kunstwerk, zwischen dem Schönen und der ästhetischen Lust, die alles wahrhaft Schöne in der sinnenden Seele auslöst, genau fest. „Pulchra sunt, quae visa placent"[1]) kann auch mißverstanden werden. Darum fordert er gleichsam aprioristisch die ästhetische Lust. „Non ideo pulchra sunt, quia delectant, sed ideo delectant, quia pulchra sunt"; das heißt: Nicht deswegen ist etwas schön, ein Kunstwerk, weil es ergötzt und entzückt, sondern deswegen entzückt es, erregt es Lust, weil es schön ist. Die Begriffsbestimmung muß demnach, wie die Schule sich ausdrückt, ex effectu, von der Wirkung genommen werden. Wurzelt aber die Definition in der Wirkung, so muß ich auch die Ursache wissen, denn Ursache und Wirkung sind ja gegenseitig sich bedingende Begriffe. Die volle Ursache findet nun Augustin in der Einheit der Mannigfaltigkeit und zwar so, daß die Schönheit eines Gegenstandes im geraden Verhältnis zu dieser Einheit wächst: „Omnis pulchritudinis forma unitas." Also Harmonie ist die Wesensform jeder Schönheit. Wie erweckt denn diese Einheit und Harmonie bei aller Vielheit und bunten Mannigfaltigkeit

1) S. Thomae, S. th. 1 qu 5 a 4 ad 1. Reiche Aufklärung bei Jungmann, J., Ästhetik I (³ Freiburg 1886) und Gietmann, Allgemeine Ästhetik. (Freiburg 1889.)

der verschiedenen Teile im betrachtenden Verstande reines Wohlgefallen, Beseligung, Entzücken, ästhetische Lust? Durch Anschaulichkeit und Klarheit! Eine bloß verborgene, versteckte, mühsam zu suchende Einheit, die dem betrachtenden Geist nicht lichtvoll entgegentritt, risse den Verstand zu keiner Lust oder Freude am Schönen hin.[1])

So hätten wir nach St. Augustin drei Begriffselemente des Schönen: Einheit in der Vielheit, Anschaulichkeit, Klarheit.

Thomas stellt folgende Elemente auf: Proportio debita partium, Claritas, also Vollkommenheit, Ebenmaß der Teile, Anschaulichkeit (S. th. 1 qu 39 a 8). Weil das Mangelhafte und Unvollkommene niemals lichtvolle Klarheit an sich trägt und weil ein geordnetes, harmonisches Ebenmaß aller Teile die Einheit in der Mannigfaltigkeit zur Voraussetzung hat, lehren Augustin und Thomas in bezug auf das Wesen des Schönen ganz das Gleiche.

Ebenso knapp möge nun eine Darstellung der modernen Ästhetik folgen. Sie sagt: Schön ist die Darstellung der Idee durch die sinnliche Form. Wird nun im Schönen die übersinnliche oder übernatürliche Idee durch das Sinnenfällige dargestellt, so ist alles Schöne Bild, der übersinnlichen Wahrheit nachgeformtes Bild, die ideelle, d. h. die gedachte oder zu denkende Wahrheit ausdrückendes Bild.[2]) Als Bild, als in sinnenfälliger Form erscheinendes Bild, mag nun diese Form aus Holz, Stein, Farben, Tönen, Gebärden, Bewegungen, Worten ..... bestehen, weist jedes Kunstwerk auf ein Urbild, als sinnenfällige Kopie auf ein geistiges Original zurück; als Schein[3]) muß es das Wesen spiegeln, einen Schein, einen Ablanz gibt es ja nicht ohne Wesen. In seinem herrlichen Gedicht „Die Künstler" hat Friedrich

1) Vgl. Pohle J., Lehrbuch der Dogmatik I ([5] Paderborn 1907) 136.

2) Müller, J., Philosophie des Schönen in Natur und Kunst ([2] Straßburg 1912) 12 ff.

3) Die Etymologie von schön leitet es von scheinen und schimmern ab. So ist schön das Hindurchscheinen des Übersinnlichen durch das Sinnliche.

Schiller das Spiegelbild im Wasser und das Echo im Walde als Vorbilder der Kunst bezeichnet, als Bilder von wirklichen Dingen, als Schein vom Wesen, als Abdrücke der Wirklichkeit:

„Gefällig strahlte der Kristall der Wogen
Die hüpfende Gestalt zurück.
Wie konntet ihr des schönen Winks verfehlen,
Womit euch die Natur entgegenkam?
Die Kunst, den Schatten ihr nachahmend abzustehlen,
Wies euch das Bild, das auf der Woge schwamm,
Von ihrem Wesen abgeschieden,
Ihr eignes, liebliches Phantom
Warf sie sich in den Silberstrom,
Sich ihren Räubern anzubieten."

Was hat die Ästhetik der philosophia perennis für einen Vorteil vor der realistischen Schönheitslehre der Modernen? Einen sehr großen! Die drei Elemente des Schönheitsbegriffes, wie ihn Augustin und Thomas lehren, kann ich für jedes Kunstwerk, für jede Schönheit anwenden, ob das Objekt der sinnenfälligen oder der geistigen Welt angehört. Ich nehme da gleich das allerdeutlichste Beispiel heraus: Gott selber, den allerreinsten, absoluten Geist. Einheit: Gott ist nicht nur Eins von klarster Einheit, sondern unendlich einfach, eine Steigerung der Einheit ist gar nicht ausdenkbar. Wir nennen ja in unserer Sprache das vollkommenste Wesen Gott, unvollkommen und zusammengesetzt sind aber Korrelatbegriffe, also auch vollkommen und einfach. Vielheit, Verschiedenheit, Ebenmaß: alle Attribute: Gerecht, Gütig, Liebevoll, Barmherzig, Ewig, Allmächtig, Allgegenwärtig ... sind mit der ewigen, ungewordenen Wesenheit Gottes identisch, so nur ist Gott höchst vollkommen und nur so absolut Einer. Und Licht? „Gott ist das Licht"; „O Gott, der du diese Nacht mit dem Glanze des ewigen Lichtes erleuchtest hast", betet die Kirche in der Mitternachtsmesse zu Weihnachten. Von allen Sinnbildern der Erde ist keines für Gottes Wesen und Wirken so ansprechend und brauchbar wie das Licht.[1])

1) Vergl. meinen Essay „Gott ist das Licht" in der Salzburger Katholischen Kirchenzeitung 1916.

Was will die realistische Ästhetik mit dieser und anderen reingeistigen Schönheiten (Engel, menschliche Seele, Tugend, heiligmachende Gnade usw.) anfangen? Mit ihrem Schönheitsgesetz selber hat sie sich den Weg zu diesen Schönheiten verrammelt!

Die Sache ist nun die: Ich kann sehr wohl die Ästhetik der thomistischen Philosopie auf sinnenfällige und reingeistige Schönheiten anwenden, während der Weg zu den letzteren, die das sinnenfällige Schöne himmelhoch überragen, durch die realistische Auffassung versperrt ist.

Wir kehren zu unserer Eingangsfrage zurück: „Unüberbrückbare Gegensätze?" Antwort: Nein! Die Schönheitslehre Augustins und Thomas gibt ja zu, daß das Eine im Vielen, die harmonische Gruppierung der mannigfachen Teile nur vom Verstande erfaßt werden kann, während das strebende Vermögen der Seele, der Wille[1]), der Sitz des ästhetischen Gefallens ist. Auch nach der theologischen Schönheitslehre ist so die Schönheit eine übersinnliche, transzendentale Eigenschaft der Dinge, nicht nur in allen geistigen Wesen (Gott, Engel, Seele), sondern auch an den materiellen Dingen (Malerei, Plastik, Architektur, Musik ...). „Pulchritudo est rei bonitas, quatenus haec mente cognita, delectat" sagt Joseph Kleutgen[2]). Die Schönheit ist die Güte eines Dinges, insoweit diese vom Verstande begriffen, entzückt. Das Tier sieht wohl den schönen Körper, sieht bunte Farben, weiße, rote, grüne Steine, hört herrliche Töne, sieht aber nicht die eigentliche, geistige Schönheit des Materiellen. Hier gelten die Verse Schillers in dem schon einmal genannten Gedicht „Die Künstler" (Vers 30—33):

1) Verstand und Wille sind die einzigen Kräfte der Seele. Vergl. zur Widerlegung der sogenannten Dreitheorie (Verstand, Wille, Gemüt) Mercier, D., Psychologie. (Deutsch von L. Habrich) II (Kempten und München 1907) 165 ff. Gemüt und Gefühl gehören dem Willen an als Lust- und Schmerzempfindung. Gemüt ist die geistige Empfindung, Gefühl die sinnliche. Vergl. S. Thomae, 1, 2, qu 3 ad 4 „ad voluntatem pertinet delectatio".

2) De ipso Deo pag. 418.



Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen teilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst hast du, o Mensch, allein!"

Darstellung der Idee durch die sinnfällige Form. Wenn ich einer Symphonie lausche, so hören die sinnlichen Ohren die lieblichen Töne; diese sind aber Symbol einer Idee und diese sucht der Verstand. Betrachte ich ein schönes Gemälde, so sehen die sinnlichen Augen die Farben; diese stehen alle im Dienste einer Idee, der Verstand sucht hinter der sinnlichen Erscheinung wiederum den einigenden Geist.

Um mein Fragment doch irgendwie zu vollenden, sei noch die Ästhetik der romantischen Dichterschule berührt. Poesie ist die erste der Künste. Die Romantiker bezeichnen als Wesen der Poesie den künstlerischen und kunstvollen Ausdruck der Weltanschauung. Die Poesie hat die höchst erhabene Aufgabe das Ewige, Geistige, Übernatürliche so darzustellen, wie es sich im Zeitlichen, Materiellen, Natürlichen abspiegelt. Das Vorbild wäre a priori Jesus Christus: der ewige Gottessohn ward zum Menschensohn in der Zeit. Die göttliche Natur des ewigen Gottes ist mit dem schönsten der sichtbaren Welt, einer ganz reinen Menschennatur, im wundersamen Ineinander zu einer Person vermählt. Hat der dichterische Genius der „Ritter von der blauen Blume", der sehnsüchtig träumerischen Romantik, dieses Vorbild gefunden?

Eichendorff ist an dieses unerreichte Ideal als Dichter herangetreten. Die früheren Romantiker wollten die Vermittlung von Endlichkeit und Unendlichkeit, von Wirklichkeit und Ideal durch eine neue christliche Mythologie erst schaffen. Eichendorff fand in seinem feinen katholischen Instinkt diese Vermittlung schon ausgedrückt im Dogma von der Menschwerdung Gottes. Eichendorff findet, daß durch den göttlichen Vermittler zwischen Natur und Freiheit ein tieferes Liebesgefühl in die Welt kam, das, sehr verschieden vom antiken Schicksal, nicht erbarmungslos vernichten, vielmehr



das irdische Dasein mit allen seinen Freuden und Leiden zur christlichen Schönheit verklären will.[1])

So wäre die Ästhetik Eichendorffs geeignet die Vermittlerin zwischen der philosophia perennis und der Modernen zu machen. Denn die religiöse Grundstimmung Eichendorffs ist ja jene, welche die gesamte, irdische Natur als einen Abglanz, als ein Spiegelbild des göttlichen Wesens, der Übernatur, betrachtet. Damit ist das Schöne ein Kind des katholischen Glaubens, denn der Text Römerbrief 1, 20 ist Ausgangspunkt sämtlicher Gottesbeweise: „Das, was an Gott unsichtbar ist, wird seit der Schöpfung der Welt durch das Erschaffene erkannt und geschaut." Damit kommen wir zum oft zitierten Wort Dantes: „Die Kunst ist die Enkelin Gottes."

Noch eine Frage: Haben die Romantiker, hat Eichendorff diese wahrhaft großzügige Kunstauffassung selber erdacht und erfunden, oder gab es ein Vorbild? Ja, Calderon! Eichendorff sieht in diesem genialen Dichter das Vorbild aller Poeten, er sagt:[2]) „Indem das Göttliche menschlich, das Irdische aber, die ganze Natur gottestrunken in Stern und Baum und Blume mitredend, zum Symbol des Übersinnlichen wird, spielt das Ganze in einer Höhe, wo das Diesseits und Jenseits wunderbar ineinanderklingen und Zeit und Raum und alle Gegensätze in dem Geheimnis der ewigen Liebe verschwinden. Wir fühlen: es schlummert unter dem irdischen Schleier ein unergründlich Lied in allen Dingen, die da sehnsüchtig träumen. — Calderon aber hat das Zauberwort getroffen und die Welt hebt an zu singen."

1) Vgl. Dietze R, Eichendorffs Werke I, 30 ff.
2) Ebenda 30.



LXIX.

Markgräfin Dorothea von Brandenburg, Äbtissin St. Klaraklosters zu Bamberg.

Eine Verwandte des deutschen Kaiserhauses ist die am 13. Februar 1520 verstorbene Markgräfin Dorothea von Brandenburg, die fast 30 Jahre im St. Klarakloster zu Bamberg als Nonne bzw. Äbtissin lebte. Im folgenden soll auf grund handschriftlichen Stoffes und unter Benützung der bereits über Markgräfin Dorothea vorhandenen Druckschriften ein Bild ihres Ordenslebens gezeichnet werden.[1]

Am 30. Oktober 1492 verzichtete Dorothea zu Bamberg auf ihr gesamtes väterliches und mütterliches Erbe. Die Urkunde hierüber wurde ausgestellt „in des Ersamen michel Zolners Burgers zu Bamberg behawsung am markt oben in einer Cammern neben dem Stüblein des marggrauen Stüblein genant.“ Nach einer andern am gleichen Tage zu Bamberg ausgestellten Urkunde verpflichteten sich ihre zwei Brüder, Friedrich und Sigmund, zu 100 Gulden jährlichen Leibgedings an ihre Schwester und zu 50 Gulden Ewiggeld ans St. Klarakloster.

Am selben Tag wurde sie als Novizin eingekleidet.[2]

---

1) Benützte Quellen (außer den im Text genannten): Calendarium necrologicum des Klarissenklosters (Bayr. National-Museum München Nr. 1172); Sammlung von Gebeten und Betrachtungen für Klarissen-Nonnen (Staatsbibliothek Bamberg, Msc. liturg. 178); Kreisarchiv Bamberg: Akten-Faszikel 235/10 und Leists Verzeichnis III; M. Landgraf, Das Jungfrauenkloster St. Clara zu Bamberg. Bamberg 1838; G. v. Horn, Das Clarissen-Kloster zu Bamberg. 41. Bericht des Histor. Vereins Bamberg; P. Wittmann, Zur Geschichte des St. Klara-Klosters in Bamberg und dessen Äbtissin Dorothea, Markgräfin von Brandenburg (Diöcesan-Archiv von Schwaben. 2. Jahrgang. Stuttgart 1885). Auch gesondert erschienen in München (Fuller). Meine Zitate beziehen sich auf den Sonderdruck.

2) Nach Wittmann weilte sie schon 1489 als Postulantin, d. h. Adspirantin des Noviziats, im Kloster St. Klara.



Sie zählte 22 Jahre (geb. 12. Dezember 1471). Am 4. November 1492 gibt die Mutter Dorotheas, Anna (geb. von Sachsen), des Kurfürsten Albrecht zu Brandenburg zweite Gemahlin, von Neustadt aus ihrem Sohn Sigmund von der Einkleidung ihrer Tochter (am 30. Oktober 1492) Kenntnis. Nach Hellers Auszug aus Bamberger Stadtrechnungen (J. H. Msc. hist. 114, S. 124; Staatsbibliothek Bamberg) waren sieben fürstliche Personen bei dieser Einkleidung zugegen. Ihr Vater, Markgraf Albrecht von Brandenburg, hat diese Feier nicht mehr erlebt; er war schon am 11. März 1486 gestorben.

Das Motiv ihres Eintrittes in den Orden war, wie ihr Klosterleben bestätigt, edel; es wird keineswegs durch ihre am 12. Januar 1486 ihrem Vater gegebene Vollmacht getrübt, zu einer Heirat mit Erzherzog Maximilian zu Österreich Schritte zu tun. Ihre Ordensprofeß erfolgte 6. November 1493.

Die Beziehungen zwischen Dorothea und ihren Verwandten wurden durch ihren Klostereintritt selbstverständlich nicht abgebrochen, weder innerlich noch äußerlich. Papst Alexander VI. erteilte den Gliedern des Brandenburgischen Hauses 14. März 1493 die Erlaubnis ihre Verwandte im Kloster öfters besuchen zu dürfen. Von dieser Erlaubnis machten die Verwandten Dorotheas öfters Gebrauch.[1]) Sie selber sagt von sich 1498 in einem Brief an ihren Bruder Friedrich: „ich hab ye eine markgrafische ader, der ich nit kan laugen."

Im Kloster selbst erfüllte die Nonne fürstlichen Geschlechts ihre Ordensregeln gewissenhaft. Inwieweit sie die ihr (30. April 1493) von Rom bewilligte Milderung des klösterlichen Fastengebotes anwandte, wissen wir nicht.

Tieferen Einblick in ihren guten Ordensgeist gewährt uns ein an ihren Bruder Friedrich 3. September 1498 ge-

1) Chr. Haeutle, Vornehme Besuche in Bamberg von 1464—1500. 37. Bericht des Histor. Vereins in Bamberg. S. 17, 24 usw.



schriebener Brief. Da tritt uns ihre Liebe zum Ordensberuf, ihre Liebe zu ihren Ordensschwestern, ihre Anhänglichkeit an die katholische Kirche im schönsten Lichte entgegen. Ich entnehme dem von Wittmann veröffentlichten Brief folgenden Auszug: „Jesum mit seinen genaden mit sampt meinem armen gepet zuvor! Hoh geporner furst, hercliber pruder! . . . Ich füg ewer lib zu wissen, dass ich gesunt bin von den genaden gotes mit sampt meinem liben convent, dic mir gancz libe kint sind, dy mir nach allem meinem willen thun; ich habs umm got nye verdient, ich furcht mich so hard, dass ich euch ez nit kann geschreiben vor grosser betrubtnüss, das mir got mein belönung woll hie geben. Das ir wisst und alle menschen, die ez gesehen haben, das ich nach keinen eren uye gerungen habe diesser welt, und hab versmecht dy ere dieser welt und pin in ein kloster kumen, das ich got dem herrne dint und mein hercz mit nite anders bekümer, damit ich meinen belonung fünd pey gott meinem herren; wie wol ich hof zu got meinem herren, er seh an, das ich mich ergeben hab, er lass mich nit von im geschiden werden; er seh an, das ich in seiner gehorsam pin und unter den, dy mir sein geseczt von dem stul der Romischen kyrchen. In das selb hab ich mein gemüt ergeben got meinem herren und beger von im was er wöl von mir, das im woll gefall von mir, seiner unwirdigen dienerin, das will ich thun, dieweil ich leb."

Zeuge der Frömmigkeit Dorotheas ist noch heute ihr in der Staatsbibliothek zu Bamberg sich vorfindendes Gebetbuch.[1]) Es wurde eigens für Dorothea verfaßt, wie aus folgender Stelle hervorgeht (S. 22r): „Wenn wir nvn geistlichen all vnsser gedancken wort vnd werck richten

1) Msc. liturg. 178; näher beschrieben ist diese „Sammlung von Gebeten und Betrachtungen für Clarissennonnen" in: Fr. Leitschuh und H. Fischer, Katalog der Handschriften der Kgl. Bibliothek zu Bamberg I. Band, I. Abteilung (Liturgische Handschriften), Bamberg 1898 S. 330, 331.

vnd enden solen in got den herren, so schreib ich hie ewr lieb ein gut wort oder stucklein, ist genommen aus dem puch imtacio Christi.“ Auf S. 194v findet sich in Rotschrift eingetragen: Dorothea marggreuin zu Brandenburg.

In handlicher Größe (9,8 : 7,4 cm) enthält das Buch auf seinen 376 Papierblättern eine Blütenlese von Gebeten und Betrachtungen (hl. Bonaventura, Seuse, Thomas von Kempen usw.) über die hl. Kommunion, das Leiden Jesu, die göttliche Liebe, die Ordenskleidung, die kirchlichen Tagzeiten und eine von Provinzial-Vikar Joh. von Lindenfels beglaubigte Privatoffenbarung: Attestor ego Fr. Joannes de Lindenfels Vic. prov. (S. 339v). Dieser Franziskanerpater bekleidete viermal zwischen den Jahren 1477 und 1503 das Amt eines Provinzial-Vikars.[1])

Markgräfin Dorothea blieb auch im Kloster, wo sie doch inmitten bürgerlicher Ordensschwestern weilte, demütig. Sie strebte nicht nach der Würde einer Äbtissin. Als das St. Klarakloster ihr 1498 durch Wahl diese Würde zugedacht, hat sie sich lange dagegen gesträubt. Nur aus Liebe zu den Schwestern, die in finanzieller Sorge um den Neubau eines Krankenhauses waren, nahm sie die Wahl an. Später, 1506, trat sie aus Demut von ihrer Würde zurück und blieb fortan bis zu ihrem Tode einfache Ordensschwester.

Dorotheas Klosterleben war ein Opferleben, das sie freiwillig auf sich genommen und volle 28 Jahre in Klosterstille geführt. Das St. Klarakloster war nicht wohlhabend; gerade in der Zeit, wo Dorothea ihm angehörte, hatte es mit Schulden und Nahrungssorgen zu kämpfen. Ihr Brief (1498) erwähnt die bedrängte Lage des Klosters ausführlich.

---

1) P. Minges, Geschichte der Franziskaner in Bayern. München 1896 S. 55 usw. A. Jäcklein, Das Nekrologium des ehemaligen Franziskanerklosters in Bamberg, 36. Bericht des Historischen Vereins Bamberg. S. 29 : 1915 pater Joannes de Lindenfels, qui quater provinciae vicarius fuit, sepultus in conventu Moguntino.

Um so höher steht die Charaktergestalt Dorotheas vor uns, je mehr Opfer sie in ihrem Ordensberuf auf sich nahm.

Es läßt sich denken, daß sie durch ihre Fürsprache bei guten Freunden sich im hohen Grade als Wohltäterin des St. Klaraklosters bewies. Von Kaiser Maximilian I. erwirkt sie eine Schutzurkunde für ihr Kloster. Sie wendet sich in Sachen des Klosterbaues an ihren Bruder um Unterstützung. Im Nekrolog des Klarissenklosters (S. 223 v) wird ihrer Spende von 100 Gulden und mehreren deutschen Büchern erwähnt: „Es ist verschiden Junckfraw Margreth von Reinstein, von der wegen vns vnser genedige fraw Marckgrafin hat geben gulden vnd etliche teutsche puecher." Auf S. 85 r (26. März) ist eine Jahrtagstiftung von 300 Gulden erwähnt, die Dorothea für die markgräfliche Familie errichtete.

Am 13. Februar 1520 starb Markgräfin Dorothea. Auf S. 44 v des Calendarium necrologicum des Klarissenklosters steht eingezeichnet:

13. Februari. Dy schwestern. Item Unßer Erwürtige fraw und schwester fürstin Dorothea (der Name ‚Dorothea' in Rotschrift) Marggräffin zu Brandenburg ist uerschiden an sanct Valentini abend im 20 Jahr, Requiescant i. p.

Sie wurde in der Totenkapelle des Klosters beigesetzt. Ein Grabstein am Fußboden war ihr Denkmal. 1765 war an ihrem Grabmal, das im Lauf der Zeit von den darüberschreitenden Schwestern ausgetreten war, der Name Dorothea noch deutlich erkennbar. So berichtet Äbtissin Ulrich am 7. Oktober 1765 an den Gesandten Leyhgeber zu Nürnberg: „können auch die abzeichnung deß Monumentes nicht beylegen, weillen der Weeg dahin gehet, dass der Grabstein alle Tag öffters von denen Schwestern betretten und mithin ausgetretten worden ist, dass nichts mehr davon zu ersehen, so man könnte daran abzeichnen, (als allein nur) am Grabstein, da kann man den Namen



Dorothea, Fürstin aus Brandenburg, noch teutlich lesen". (Vgl. Wittmann . . S. 8.)

Hingegen beschreibt Landgraf 1832 das Grabmal sowie die Grabschrift ausführlich (S. 30). Inwieweit seine Grabmalschilderung zutrifft, läßt sich nicht mehr beweisen.

Die Grabplatte Dorotheas wurde zur Zeit der Säkularisation zerstört; der kostbare, mit Malereien geschmückte Psalter, der ihr ins Grab gelegt worden war, kam damals nach Würzburg.[1]) Wo er sich heute befindet, läßt sich nicht ermitteln. Die Inschrift dieses Psalters lautete: „Item dißzer psalter ist gewest der gnedigen Frauen Dorothea Marggrefin des hochgepornen fürsten und herrn Albrecht Markgraven von Brandenburck, der des heiligen Römischen reichs Irzkammeren und Kurfürst, Dochter, die jn 1492 Jar in das Kloster Sanct Claren zu Bamberg ist kumen, Jm 1498 Jar ist sie Ebtissin worden, Jm 1520 Jar am Abent Sanct Valtini ist sie in got verschieden. got tröst die liben sel und ale Christ glaubigen selen. Amen."[2])

Das Andenken Dorotheas bleibt gesegnet, auch wenn man in rücksichtsloser Weise ihr Grab und ihr Grabmal untergehen ließ. Selbst der rauhgesittete Markgraf Albrecht Alcibiades schonte 1553 das St. Klarakloster vor Verherung aus Pietät gegen seine Verwandte Dorothea.[3]) Markgräfin Dorothea von Brandenburg steht vor uns als treffliche Ordensfrau in der schweren Zeit der deutschen Glaubensspaltung.

Bamberg. Dr. G. Hofmann.

1) M. Landgraf, . . S. 31.
2) G. v. Horn, . . S. 18.
3) A. Chroust, Chroniken der Stadt Bamberg. II, Leipzig 1910, S. 581 u. 511.



LXX.

Zur See nach Nauplia.[1])

Von Suebimontanus (Rottweil a. N.).

V. Poros.

Rauschend steuert unser Schiff der Insel **Poros** zu. In voller Fahrt kommt uns ein stark besetzter Dampfer entgegen, aus dessen Schornstein dickschwarzer Rauch in der Mittagssonne aufkräuselt. Wir kommen einander auf Rufweite nahe. Wie sich später herausstellte, war auch mein öfters genannter Landsmann Dr. G. mit seiner Frau an Bord. Großartig ist der Blick auf das festländische Orthrolidhigebirge. Über kahles, phantastisch gezacktes und zerhacktes Felsgestein springt der Blick von Zinne zu Zinne in die blauende Ferne hinein, wo sich die letzten Ausläufer mit dem Himmel vermählen. Mitunter sind die Formen zu groteskem Filigranwerk von riesigen Ausmaßen verbogen und verschnörkelt. In dem Wirrwarr auseinanderlaufender und hoch über einander hinausstrebender Kämme und Felshänge, in dem Wirbel von Überschneidungen, Verkürzungen, Rand- und Bruchlinien findet das Auge eine Fülle sich drängender Reize, nur leider keinen Halt und Fixpunkt um das Ganze befriedigend zusammenzuordnen. Für sich allein betrachtet eine störende, fast schmerzende Disharmonie, die aber mit dem trotzigen Methanamassiv und dem warmen Blau der See zu einem mächtigen Eindruck zusammenklingt. So wächst aus dem Gesamtbild dennoch die Einheit der Stimmung heraus. Die zeigefingerartig vorgestreckte Nordspitze von Poros verschwindet. Unser Fahrzeug schlüpft langsam durch die schmale Straße hindurch, die zwischen der trözenischen Halbinsel und der stark vorspringenden Westecke von Poros offen bleibt. Wir sind der Insel in den Rücken

1) S. oben S. 153 ff.



gekommen. Auch die letzte und leiseste Einwirkung des Windes hört auf. Die Schiffsflagge hängt schlaff und regungslos am Maste. Das Tosen und Tanzen der blauen, schaumgekrönten Wogen ist wie auf ein polizeiliches Machtwort draußen geblieben. Die Luft wird unerträglich schwül. Zunächst weitet sich die Durchfahrt (Poros), die der im Altertum Kalauria geheißenen Insel den heutigen Namen gab, zu einer geräumigen Bucht und, da der schmale Spalt des Sundeinganges schon nach wenigen Minuten unsichtbar wird, hat man den Eindruck eines geschlossenen Binnensees. Der Kanal stellt in seiner ganzen Erstreckung einen unübertrefflichen Naturhafen dar, der, was Größe und Sturmsicherheit betrifft, seinesgleichen nicht leicht finden dürfte in allen fünf Erdteilen. Aber weder im Groß- noch im Zwischenhandel spielt die wundervolle Reede irgend eine Rolle. Die Insel liegt eben nicht im Schnittpunkt der sich kreuzenden Weltverkehrsstraßen und hat das Unglück kein ergiebiges Hinterland zu besitzen. Das kleine Griechenland weiß mit diesem großen Geschenk der Natur nichts Rechtes anzufangen. In dieser Verlegenheit hat man den zweiten Kriegshafen des Königreichs hieher verlegt. Eine gewaltige Flotte könnte hier Platz finden. Tatsächlich ankern hier gewöhnlich nicht mehr als zwei Kriegsschiffe. Hochsommerliche Stille webt um sie her. Keine qualmenden Rauchwolken verderben die Aussicht. Nicht einmal von der Barkenflotille, die zur Zeit des Fremdenverkehrs jeden ankommenden Dampfer einholt und bis zur Stadt begleitend umschwärmt, ist etwas zu sehen. Die Hügel und Hänge der Insel sind im allgemeinen mit Macchiagestrüpp überwachsen. Bald schiebt sich ein nackter, grauroter Trachytfelsen, der offenbar erst im Laufe der Zeit durch einen flachen, sandigen Isthmos an den Hauptkörper der Doppelinsel angeschraubt wurde, weit in den Kanal vor. Auf dieses unwirtliche Anhängsel pflegt man den überlieferten Namen Sphairia zu beziehen. Wir schreiben den 17. August (a. St.). Vor 79 Jahren, auch an einem Augusttage, hat in den Gewässern hier der



Hydriotenadmiral Miaulis den schönsten Teil der jungen griechischen Flotte, um ihn nicht zu einem Werkzeug der Unterdrückung in der Hand des Präsidenten Kapodistrias und der Russenfreunde werden zu lassen, in die Luft gesprengt, ein Gewaltakt, der von den einen als Verbrechen verblendeter Rebellion gebrandmarkt, von den andern aber als Großtat treuen Bürgersinnes gepriesen wurde. Noch heute ist die Erinnerung an das Ereignis von Poros im Griechenvolke nicht verblaßt. Und sein entwickeltes Nationalgefühl hat längst entschieden Partei genommen für Miaulis und seinen Verzweiflungsschritt. Auch vor dem Richterstuhl der Geschichte steht Miaulis gerechtfertigt da. Ein neuerer deutscher Historiker hat sein Urteil dahin zusammengefaßt: es fällt kein Schatten auf die wolkenlose Bahn dieses lauteren, in jeder Fährlichkeit erprobten Patriotismus, der von erhebenden und der Antike würdigen Motiven getragen war.

Unser Dampfer fährt um die Spitze des Steinkeils herum an der Innenseite entlang bis zu dem Landhals, der die beiden ungleichen Inselteile aneinanderfügt. Hier liegt in wasserloser Felsenwüste die Stadt Poros, zu der eine unterseeisch verlegte Druckleitung das Trinkwasser von den gegenüberliegenden Festlandsbergen des Peloponnes herüberbringt. Wir machen fest. Um uns das übliche Bild eines griechischen Kleinhafens. Zwar sind hier die Kaianlagen besonders sauber und geradezu hochmodern, mit elektrischen Lichtmasten geschmückt, aber der Zug ins Große fehlt auch hier, keinerlei Speicherbauten zur Aufnahme von Massengütern, idyllische Ruhe, wo man brausendes Leben und die donnernde und rollende Brutalität des Verkehrs erwartete. Was indes den Blick mit hypnotischem Zwange fesselte, war das Panorama der merkwürdigen, auf mehreren, durch Einsattelungen verbundenen Felsenhügeln gebauten Stadt. Amphitheatralisch klimmen die Häuser, wie weiße Schachteln ineinandergeschoben, die Berglehne hinan. Nicht übel wurden sie schon mit einem Schwarm ruhender Seemöwen verglichen. Alles Gemäuer troff von Sonne und Licht. Erstickende

Flammen erfüllten die Luft und umleckten jeden Stein, ein gewaltiges Brennen und Schwelen, ein heißes Bild ohne Schatten, von dem sich die letzten Spuren in die innersten Winkel verkrochen hatten. Stechend und beizend wie Lauge wirkt das ungedämpfte Grell auf die Netzhaut. Überall nichts als feurige Flächen hoch über den glitzernden Wassern unter tiefblauem, glutatmendem Himmel, von geheimnisvoller Märchenstimmung überhaucht, die mit einem Schlag den fremdartigen Zauber des Ostens vor die Seele hinstellte. Und märchenhaft war auch das Blinken und Funkeln der ungezählten Fensteraugen, mit denen diese Bergstadt übers Meer zum Festland hinüberblickt. Kaum einem der niedrigen, einstöckigen Häuschen fehlt der Balkon. Im Süden ist der Balkon nicht, wie in unserem gemäßigtem Klima, eine rein äußerlich nachgeahmte Zierart und nebensächliche Verschnörkelung, sondern ein wichtiges, organisches Bauglied des Wohnhauses, oft genug, wie in Venedig, ein herrlicher Schmuck, der leider in Palermo, Syrakus und anderwärts nicht bloß in den Vorstädten plumpen und nüchternen Eisenkäfigen hat weichen müssen. Auch auf Poros hat diese billige und kunstlose Eisentechnik die Oberhand gewonnen. Aus der blütenweißen Häusermasse heben sich kräftig einige kirchenbekrönte Hügel heraus. Prächtige Bäume und Baumgruppen sind belebend eingestreut: Zypressen, Palmen und besonders schwarzlaubige Johannisbrotbäume. Ein ausgesprochen orientalisches Stadtbild von seltener Schönheit und entzückender Kontrastwirkung, das sich scharf ins Gedächtnis einzeichnet. Von einem Kloster und etlichen Bauerngehöften abgesehen, gab und gibt es auf der Insel anderweitige Niederlassungen nicht. Und die einst so blühende Stadt, die heute noch 3000 Einwohner albanischen Stammes zählen mag, ist dauernd im Rückgang begriffen.

Auch um diese Insel und Inselstadt legte sich ein dornenbesetzter Kranz geschichtlicher Erinnerungen. Im Altertum war Kalauria zwar nicht selbständiges Glied, wohl aber Vorort und heiliger Mittelpunkt einer Handel und Seefahrt

schützenden Amphiktyonie von sieben Städten, zu denen u. a. Nauplia, Epidaurus, Ägina und Athen gehörten. Hiezu war es dank seiner zentralen Lage zwischen Nord- und Südgriechenland besonders berufen. Um einen Seebund im eigentlichen Sinn hat es sich dabei nicht gehandelt. Das sakrale Band ist, wie Wilamowitz nachgewiesen hat, niemals zu einer politischen Verbindung ausgestaltet worden. Etwa eine Stunde nordöstlich von der heutigen Stadt stand an weithin sichtbarer Stelle als Wahrzeichen Kalaurias das dem Inselherrn Poseidon geweihte Bundesheiligtum. Die Amphiktyonie zerfiel, aber lange noch blieb mit dem Tempel das Asylrecht für Schiffbrüchige und Verfolgte verknüpft. Eine Stätte, auf der die Weihe menschlichen Leides und Leidens ruht, aber auch das geheime Grauen von Verbrechen und Schuld. Wieviel Todes- und Seelenangst mag einst durch diese Schluchten geirrt und über diese Hänge geklettert sein zur Freistätte des Gottes hinauf! Wie viel Schuldige und Unschuldige mag, noch ehe sie den schützenden Tempel erreichten, der Arm des Häschers und Rächers erfaßt und niedergeschlagen haben! Aber auch droben unter den Augen des Gottes selbst hat manche Verzweiflungsszene gespielt, ist manche Lebenstragödie still zu Ende gegangen. Die ergreifendste und berühmteste im Oktober 322 v. Chr., als der attische Redner Demosthenes hierher in den Schutz des Heiligtums geflüchtet war. Die Schlacht von Krannon hatte das Schicksal der Griechen entschieden. Ein schwarzer Gewitterhimmel wölbte sich über Attika. Die Mazedonier waren im Anmarsch. Demosthenes hielt es für geraten in aller Heimlichkeit die Stadt zu verlassen, aber auf Antrag des schurkischen Demades sprach das Volk über den kurz vorher noch so Einflußreichen und Gefeierten das Todesurteil aus. Von der östlichen Tempelstufe ist Athen und die Akropolis sichtbar. Es ist wohl zu glauben, daß der landesflüchtige Redner oftmals hier gestanden und, die Hände nach Attika ausstreckend, jenes bittere Wort wiederholt habe, das er während einer früheren Verbannung in Ägina und

Trözen gesprochen haben soll: O Gebieterin Polias, wie kommt es doch, daß Du an den drei schlimmsten Tieren Dein Wohlgefallen findest, an der Eule, der Schlange und dem Demos! (Plut., Demosth. 26). Die Schergen der makedonischen Machthaber, vorab ein gewisser Archias, der den Spitznamen Der Verbanntenjäger trug, hatten den Aufenthaltsort des Demosthenes bald genug aufgespürt. Auf Ruderbooten segelte Archias mit seinen Trabanten nach Kalauria hinüber und gab sich alle Mühe mit trügerischen Worten das umstellte Wild aus seinem Versteck herauszulocken. Aber Demosthenes wollte nicht das Geschick seines Landsmannes und Berufsgenossen Hyperides erleiden, dem Antipater, ehe er ihn tötete, die Zunge hatte ausschneiden lassen. Wie der Löwe, um nicht am Wege zu verenden, einen stillen Winkel aufsucht zum Sterben, so zog sich der todgeweihte stolze Athener ins Tempelinnere zurück, führte das Schreibrohr zum Munde und tat kurze Zeit darauf den letzten Atemzug.

Sehet die zuckende Lippe von mächtigem Geiste gebändigt,
Aber die Zeit für Hellas war um; bald sog nun die Lippe
Rettendes Gift und von da hat sie nicht wieder gezuckt.

Diese Verse von D. Fr. Strauß hat ein alter Schulmann und väterlicher Freund als Motto vor eine mir übermachte Demosthenesausgabe geschrieben. Sie gingen mir durch den Sinn, als ich mit fast ehrfürchtiger Scheu und jenen vergrößernden, vom Unterricht am Gymnasium eingesetzten Respektsaugen zum Tempelberg von Poros hinaufschaute. In der Schule wie in der Wissenschaft herrschte ja bis in die neueste Zeit so gut wie unangefochten die reine Demosthenesorthodoxie. In den Reden des berühmten Atheners erblickte man ein unvergängliches Muster und Mittel um, wie Spengel sich ausdrückte, Eintracht, Gemeinsinn, Liebe und Begeisterung für das Vaterland zu wecken und zu nähren; für uns Deutsche besonders seien sie, meinte derselbe Gelehrte, ein lebendiger Spiegel, der uns unsere eigenen Schwächen vorhält, die Folgen der Zerissenheit und



Schlaffheit anschaulich macht und mit vereinter Macht die fremden Gelüste niederzuschlagen auffordert. Diesem Demostheneskultus war das Altertum blindlings ergeben. Im Jahre 280 v. Chr. errichteten die Athener dem Redner ein Denkmal und setzten die Verse darauf:

Hättest, Demosthenes, du so Kraft besessen wie Einsicht,
Hellas nimmer erlag dem Makedonen alsdann.

(Plut., Demosth. 30.)

Das Standbild ist längst verschwunden, die Weiheinschrift aber ist geblieben wie zum Beweise, daß ein Dichterwort dem Heldenruhm mehr Ewigkeit sichert als Erz und Marmorstein. Dieses kurze Distichon hat die Demosthenesverhimmelung, wenn nicht erzeugt, so doch entbinden und verewigen helfen. In dem Plutarchischen Lebens- und Schaffensbilde des Demosthenes findet sich kaum ein Schattenstrich und die wenigen kritischen Ausstellungen eines Theopomp hat der Historiker von Chäronea obenhin und zum Teil recht unwirsch zurückgewiesen.

Die Folgezeit fuhr fort Halleluja zu singen. Männer wie Niebuhr und Schäfer haben Demosthenes zu einer wahren Licht- und Wundergestalt hinaufidealisiert. Es erhoben sich auch Stimmen des Widerspruchs. Aber sie blieben ganz vereinzelt. Es war nur natürlich, daß die eingefleischten Wahnvorstellungen nicht schon beim ersten Hahnenschrei der Kritik verflogen. Um so gründlicher und grausamer hat die neueste Forschung der altrenommierten Firma zugesetzt und mit dem Demosthenesdogma aufzuräumen begonnen. Der Würzburger Spezialist für altgriechische Beredsamkeit E. Drerup hat in einem Aufsehen erregenden Buche[1]) des Demosthenes Persönlichkeit und Lebensarbeit in die bengalische Beleuchtung des Weltkrieges gerückt und gezeigt, daß die berüchtigten Kriegshetzer und Hazardspieler vom Schlage eines Venizelos, Salandra, Asquith eine unverkennbare Wahlverwandtschaft nicht des Blutes, wohl aber des Geistes

1) Aus einer alten Advokatenrepublik. Paderborn 1916.



mit den skrupellosen Advokatenpolitikern und Phrasendreschern des Philippischen Zeitalters verbinde. Nach ihm war Demosthenes ein Held des Wortes, nicht der Tat, kein reicher Geist, nicht einmal ein geistreicher Mann, ein Streber, kein Charakter, er war, um einen Ausdruck Brentanos zu gebrauchen, der Tambourmajor berechneter Emphase, ohne Blick für die Wirklichkeiten und Wichtigkeiten seiner Zeit. Ein großer Redner, aber ein schlechter und gewissenloser Politiker. Seine Reden erscheinen Drerup als „Dokumente advokatischer Unehrlichkeit und blinden Parteihasses, politischer Kurzsichtigkeit und fanatischer Verstiegenheit, deren südländische, alle politischen Schwierigkeiten spielend überwindende Dialektik für gewöhnlich in recht engem Gedankenkreise sich bewegt" (S. 190). Drerups Demosthenesbuch verlangt und ermöglicht eine klare Stellungnahme. Man wird dem Würzburger Forscher nicht in allen Einzelheiten seiner Beweisführung zuzustimmen brauchen. In dem Kapitel über die Harpalische Prozeßsache z. B. schreibt er: „Wer sich in naiver Heroenbewunderung auch nach den Erfahrungen des Weltkrieges noch dagegen sperren will, den Demosthenes als einen von großen und kleinen Interessenten bezahlten Berufspolitiker zu betrachten, möge schließlich an seine bereits zehnjährige Verbindung mit Demades erinnert werden, die den notorisch gewissenlosesten dieser ganzen Politikerbande in vielen Fällen mit Demosthenes hat zusammenarbeiten lassen: denn „Sage mir, mit wem Du umgehst —." (S. 176 f.). Unwillkürlich fragt man demgegenüber: hat nicht gerade der Weltkrieg auch gelehrt, daß sittlich zweifellos unantastbare Volks- und Staatsmänner diesseits und jenseits der Reichsgrenzen mit den verächtlichsten Demagogen, politischen Verbrechernaturen und Skandalmachern Jahre lang in engster Arbeits- und Parteigemeinschaft stehen und an ein und demselben schmutzigen Strang in ein und derselben falschen Richtung ziehen können? Doch sei dem, wie ihm wolle, eins dürften die scharfsinnigen, in der Hauptsache kaum zu widerlegenden Feststellungen Drerups klar gemacht haben:



das Demostheneskapitel unserer Lehr- und Handbücher ist wesentlich auf den Ergebnissen der alten Forschung aufgebaut; es muß ehestens umgeschrieben werden. Ob die kategorische Forderung Drerups, daß Demosthenes aus dem Lektürekanon des Gymnasiums gänzlich gestrichen werden solle, berechtigt ist, ist eine andere Frage, die mancher Schulmann mit mir entschieden verneinen wird. Gewiß! Demosthenes ist kein Tugendspiegel und es war, mit Demetrios von Phaleron zu reden, mehr seine Sache die Tugenden der Vorfahren zu loben als nachzuahmen. Aber ebenso gewiß ist das Gymnasium kein Töchterinstitut, das vor jedem Ärgernis und den scharfen Winden, die aus den Wetterwinkeln des Lebens herüberwehen, ängstlich bewahrt werden müßte. Ein tieferes Verständnis für die große Zeit des griechisch-makedonischen Ringens mit seinen eindringlichen Lehren und warnenden Beispielen kann doch nur einer vermitteln: Demosthenes. Und auch zur Schule des Patriotismus werden die Demosthenischen Reden von selbst, wenn ein geschickter und erfahrener Lehrer an diesem klassischen Fall die Gefahren und Irrwege der unerleuchteten Vaterlandsliebe und staatsmännischen Afterkunst nachweist und dartut, wieviel Kurzsichtigkeit, schäbiger Egoismus, Kleingeistigkeit und hohler Selbstbetrug oftmals in den Seelen derer lebendig ist, die sich gerade in den entscheidensten Zeiten der Geschichte eines Volkes mit hammerschwingenden Worten und im Brustton der Überzeugung für dessen Freiheit und Unabhängigkeit einsetzen.

Soviel tapfere Volksrhetoren — Vaterland du bist verloren;
Soviel edle Advokaten — Vaterland du bist verraten!

Wenn nun aber gar schon versucht worden ist das Ergebnis der Drerup'schen Darlegungen zu Waffen wider das Gymnasium selbst umzuschmieden, so ist das unsäglich verkehrt und natürlich nicht im Sinne des Demosthenesbekämpfers Drerup, der unverkennbar ein warmer Freund des alten Gymnasiums ist. Unsere Wertschätzung nicht des Gymnasiums, nur des Demosthenes, hat Drerup erschüttert. Kalauria aber, die Insel, bleibt denkwürdig und ehrwürdig



durch den Schlußakt einer Lebenstragödie, der soviel menschlich Verständliches anhaftet und der wir auch unser menschliches Mitgefühl nicht versagen können, eingedenk des Schillerwortes vom großen, gigantischen Schicksal, welches den Menschen erhebt, indem es den Menschen zermalmt. Den Respektsaugen freilich, die so bewundernd aufgeblickt zu der Stätte, wo einst trüb und qualmend die gefeierte Leuchte Athens verglomm, hat der Weltkrieg mit seinem scharfen Messer den Star gestochen für immer.

LXXI.

Zur Bekämpfung von Geschlechtskrankheiten und Geburtenrückgang.

Von Dr. Hans Rost, Westheim bei Augsburg.

Dem deutschen Reichstage sind zur verfassungsmäßigen Beschlußnahme zwei Entwürfe eines Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und gegen die Verhinderung von Geburten vorgelegt worden. Was einsichtige Sozialpolitiker und Ärzte längst verlangt haben, ist dadurch nunmehr zur erfreulichen Wirklichkeit geworden. Die bisherigen Handhaben und Maßnahmen gegen diese beiden großen Volksübel waren völlig unzureichend. Die Übel selber aber konnten sich namentlich auf dem Wege der öffentlichen und geheimen Propaganda tief in die Schichten des Volkes einfressen. Durch diese beiden vorgelegten Gesetze sollen nun wenigstens den schlimmsten Auswüchsen auf diesem Gebiete starke Riegel vorgeschoben werden.

Seit mehr als einem Jahrzehnt ist der Geburtenrückgang der Gegenstand der ausgiebigsten wissenschaftlichen und öffentlichen Kritik und ein Sorgenkind der Mutter Germania geworden. Im Jahrfünft 1841/45 betrug die Zahl der Lebendgeborenen auf je 1000 Einwohner im Jahresdurchschnitt 36.7, im Jahrfünft 1876/80 39.2, dann fiel die



Geburtenziffer auf 34.3 im Jahrfünft 1901/05, auf 31.6 im Jahrfünft 1906/10 und auf 28.3, 27.5 und 26.8 in den Jahren 1912 bis 1914. Erfreulicherweise hat sich die Sterbeziffer seit dem Jahrfünft 1871/75 bis zum Jahre 1913 beinahe auf die Hälfte der früheren Größe vermindert. Während der Geburtenüberschuß bis zum Jahre 1900 sich im allgemeinen in aufsteigender Richtung bewegte, ist er von da ab ständig in der Abnahme begriffen. Der höchste Stand des Geburtenüberschusses im deutschen Reiche wurde im Jahre 1906 mit 910275 erreicht; im Jahre 1913 betrug er nur noch 833800. Seit dem Jahre 1907 hat die natürliche Vermehrung des deutschen Volkes ihren Höhepunkt bereits überschritten.

Der Geburtenrückgang hat im deutschen Reiche bereits bedenkliche Formen angenommen. Es ergibt sich die ernste Aufgabe ihn nach Möglichkeit aufzuhalten, damit der Abstand zwischen der Geburten- und Sterbeziffer durch die in der Zukunft zu erwartende Verlangsamung in der Abnahme der letzteren nicht noch weiterhin vermindert wird. Hiezu kommt noch der Geburtenrückgang infolge der Verluste an zeugungsfähigen Männern in dem gegenwärtigen Kriege. Es ist daher erklärlich, daß der Reichstag eine besondere Kommission für Bevölkerungspolitik zur Erforschung der Ursachen des Geburtenrückgangs und der Mittel zu seiner Abhilfe gebildet hat, ebenso daß Reich und Einzelstaaten den Geburtenrückgang schon seit längerer Zeit mit ernster Sorge verfolgen.

Die Entstehung des Übels ist nicht auf einige wenige bestimmt abgrenzbare Ursachen zurückzuführen, sondern sie hat in mannigfachen Erscheinungen ihren Ursprung. Die meisten Meinungen finden sich, wie die Begründung zum Gesetzentwurfe hervorhebt, dahin zusammen, „daß dem Übel zum größten Teile eine durch das ganze Volk gehende Bewegung zugrunde liegt, die mit Absicht und mit voller Überlegung auf eine Beschränkung der Kindererzeugung gerichtet ist, und daß die Ursachen dieser Beschränkung sittlicher, so-

zialer und wirtschaftlicher Natur sind. Dem Mißstande läßt sich deshalb auch nicht allein durch gesetzliche Maßnahmen oder behördliche Anordnungen ein Ende machen, er wird vielmehr besonders auch durch eine Einwirkung auf die sittliche Auffassung über die Verpflichtung des Einzelnen zur Erhaltung unseres Volksganzen zu bekämpfen sein. Gleichzeitig müssen die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die mit einer größeren Kinderzahl verbunden sind, nach Möglichkeit beseitigt oder doch gemindert werden."

Hier sind umfangreiche und vielseitige Aufgaben zu lösen. Ohne längere Vorbereitung kann jetzt schon der Kampf gegen die verheerenden ansteckenden Geschlechtskrankheiten aufgenommen werden. Diese tragen zur Steigerung des Geburtenrückganges wesentlich dadurch bei, daß sie teils die Zeugungsfähigkeit des Mannes aufheben, teils zur Unfruchtbarkeit der Frau führen und unheilvolle Folgen für die geborenen und nichtgeborenen Kinder nach sich ziehen. Die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten ist zahlenmäßig nicht genau bekannt. In Preußen wurde im Jahre 1899 die Zahl der venerischen Erkrankungen auf mindestens 500000, d. i. 1.45 v. H. der Bevölkerung geschätzt. In München wurden vom 7. Januar bis 7. Februar 1914 insgesamt 3600 Geschlechtskranke ermittelt, d. h. 5.62 auf je 1000 Einwohner. In den allgemeinen Krankenhäusern Deutschlands wurde in den Jahren 1910 bis 1913 die erschreckende Höhe von 100000 Geschlechtskranken im Jahre behandelt. Von 1000 eingestellten Rekruten sind in Preußen wie in Bayern, Sachsen und Württemberg im Durchschnitt sieben geschlechtskrank gewesen. Die Geschlechtskrankheiten stellen für den Betroffenen ernste Leiden dar, welche die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit schwer zu erschüttern und das Leben um eine Reihe von Jahren zu kürzen vermögen. So zieht namentlich die Syphilis Erkrankungen im Innern des Auges, sowie Rückenmarkschwindsucht und Gehirnparalyse nach sich. Ein erheblicher Anteil aber kommt ihnen an dem Rückgang der Geburten zu. Durch die Geschlechtskrankheiten



wird sehr häufig die Unfruchtbarkeit der Ehe verschuldet. Auf Grund zuverlässiger Schätzungen nimmt der Medizinalstatistiker Prinzing an, daß in Deutschland bei etwa 300000 kinderlosen Ehen, in denen die Ehefrauen im Alter von 15 bis 50 Jahren stehen, diese Kinderlosigkeit durch Geschlechtskrankheit der Männer oder durch Ansteckung der Frauen bedingt wird. Der Ausfall an Geburten beträgt in Deutschland allein durch frühere Erkrankungen alljährlich wenigstens 100000 Kinder. Es gibt Sachverständige, die 25 v. H. der völligen Erblindungen auf Übertagung durch kranke Mütter bei der Geburt zurückführen.

Da die Gefahren der Geschlechtskrankheiten von einem erheblichen Teil der Bevölkerung leicht genommen werden, so erwächst für den Staat die Pflicht mit allen zu Gebote stehenden Mitteln dagegen vorzugehen. Diese Erwägungen führten nun zu dem Entwurfe einer gesetzlichen Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Der Gesetzentwurf befaßt sich nicht mit allen verfügbaren Maßnahmen. Die von verschiedenen Seiten empfohlene Einführung der Anzeigepflicht bei Geschlechtskrankheiten sowie die Forderung der Beibringung von Gesundheitszeugnissen für Brautleute vor ihrer Eheschließung haben keine Aufnahme gefunden. Immerhin zeichnen sich die vorgeschlagenen gesetzlichen Bestimmungen durch die erforderliche Strenge und Zweckmäßigkeit aus.

Außerordentliche Gefahren drohen sodann der Gesundheit und dem Wachstum des deutschen Volkes sowie seiner Sittlichkeit durch den weitverbreiteten Absatz der empfängnisverhütenden und fruchtabtreibenden Mittel, denen gegenüber strenge Schutzmaßnahmen ergriffen werden müssen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Abtreibungen der Leibesfrucht in starker Zunahme begriffen sind. Ferner hat die Anwendung empfängnisverhütender Mittel heute einen Umfang angenommen, daß zahlreiche gesunde und wirtschaftlich leistungsfähige, selbst jungverheiratete Eheleute sich solcher Mittel bedienen um der Schwangerschaft überhaupt oder wenigstens einer wiederholten Schwangerschaft der Frau



vorzubeugen. Eine stets wachsende Anzahl von Spezialgeschäften hat sich die weitverbreitete Anwendung dieser Mittel zur Aufgabe gemacht. Stadt und Land werden geradezu überschwemmt mit solchen Anpreisungen und Preisverzeichnissen, die in raffinierter Weise die Vorteile dieser Mittel schildern. Sogar der Hausierhandel hat sich bis in die entferntesten Ortschaften hinein diesen Gegenständen zugewandt. Zur Abstellung dieser Zustände reichen die Vorschriften des geltenden Rechtes nicht aus.

Der Gesetzentwurf gegen die Verhinderung von Geburten sieht eine Reihe tiefeingreifender Bestimmungen vor. Zunächst kann die Produktion und der Verkauf von Mitteln oder Gegenständen, die geeignet sind die Empfängnis zu verhüten oder die Schwangerschaft zu beseitigen, durch Verordnung des Bundesrats verboten oder beschränkt werden. Von Verhängnis scheint uns inbezug auf den geplanten Zweck der Verordnung die Bestimmung zu sein, daß solche Mittel und Gegenstände mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des Gesundheitsschutzes erlaubt sein sollen um die Entstehung von Krankheiten, insbesondere von Geschlechtskrankheiten zu verhüten. Durch diese Verfügung ist wieder eine Türe weit offen gelassen um das Verbot zu umgehen. Unter dem Vorwande der Bewahrung vor Geschlechtskrankheiten werden diese empfängnisverhütenden Mittel ihren Weg nach wie vor in einen erheblichen Teil des Volkes finden. Ferner soll durch das Gesetz die schriftliche oder bildliche Anpreisung und Ausstellung dieser Mittel mit Gefängnis bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe bis zu 10000 Mark bestraft werden. Die gleiche Strafe soll den treffen, der auf schriftlichem oder bildlichem Wege, wenn auch in verschleierter Form, seine eigenen oder fremde Dienste zur Vornahme oder Förderung der Beseitigung der Schwangerschaft anbietet. Auch auf Einziehung der Mittel oder Gegenstände kann neben der Strafe erkannt werden.

Wenn man sich vergegenwärtigt, in welch raffinierter, offener und versteckter Weise in Zeitungsinseraten, in Friseur-

und Drogerieläden, durch den Hausierhandel, durch Zusendung von Prospekten an junge Eheleute, durch Vertrieb der Mittel und Gegenstände in den Kasernen und sonstigen Internaten usw. die Anwendung von Präventivmitteln unserem Volke, man möchte fast sagen aufgedrängt worden ist, wenn man sich erinnert, welch ungeheure Summen mit diesen Dingen verdient worden sind, wenn man sich die moralische Schädigung und die vaterländische Volksvergiftung durch diese groß, zudringlich und schamlos gewordene Industrie vor Augen hält, dann wird man erkennen, daß es höchste Zeit war die Riegel vorzuschieben, dem vielfach irregeleiteten Volke, das ohne diese Präventivindustrie und den noch gemeineren Handel mit diesen Dingen sehr häufig gar keine Ahnung von der Möglichkeit der künstlichen Unterbindung der Folgen des Geschlechtsverkehrs hätte, die Gelegenheit zur Anwendung dieser Mittel zu erschweren und unmöglich zu machen. Wenn das Gesetz auch in Zukunft geeignetere Handhaben zur Bekämpfung dieser Volksschädlinge bietet, so wird in Anbetracht der enormen Gewinne mit diesen Handelsartikeln im geheimen der Schleichhandel sein Unwesen forttreiben. Es wird daher Sache der Behörden aber auch der am öffentlichen Wohle interessierten Personen sein, dem Inseratenteil unserer nichtchristlichen Presse, den Auslagefenstern gewisser Geschäfte usw. ein scharfes Augenmerk zu schenken. Alle diese Maßnahmen werden aber nur zum kleinen Teile dem Übel steuern können. Wenn es nicht gleichzeitig gelingt unser Volk zu starken Willensmenschen zu erziehen, die mit Hilfe religiöser Mittel in und außer der Ehe nach den Grundsätzen der Keuschheit leben und ihr eheliches Leben auf der Grundlage des Opfergedankens aufbauen, dann steht zu befürchten, daß wie im alten Rom der Kaiserzeit keine gesetzlichen Maßnahmen mehr etwas fruchten und den weiteren Rückgang der Geburten im deutschen Volke nicht mehr aufhalten werden.

LXXII.

Der ewige Friede.

Aus den Reden und Proklamationen Wilsons und der übrigen Ententestaatsmänner, die doch sicher nur auf Stimmungsmache hinauslaufen, könnten trotz unzweideutiger kriegerischer, ja imperialistischer Pläne gläubige Gemüter unter den annoch Neutralen die frohe Hoffnung schöpfen: nach dem greuelvollen Gemetzel des Weltkrieges müsse und werde für die Kulturmenschheit der große Tag dauernden Erdenfriedens anbrechen. Allerdings wird dem skeptischen Beobachter die geflissentliche Beteuerung zivilisatorischer Absichten von seiten der Entente weit eher als die Bemäntelung höchst realpolitischer Zwecke vorkommen. Dennoch dürften die zahlreichen Pazifisten aller Länder schwerlich die Hoffnung aufgeben, es werde nach dem Kriege jedenfalls in absehbarer Zeit gelingen, die Kulturvölker durch die Bande internationaler Verständigung zu einigen und die Wiederkehr einer zweiten Katastrophe unmöglich zu machen. — Über jeden Zweifel erhaben ist in dieser Beziehung eigentlich nur die vor einigen Monaten abgegebene Erklärung unserer Regierung, daß sie die Anbahnung einer internationalen Verständigung, den Vorschlag einer Herabsetzung der Rüstungen usw., in alle Wege unterstützen würde.

Von dieser in den Grenzen des Erreichbaren sich haltenden Erklärung ist es allerdings noch ein großer Schritt bis zu dem Zustande eines dauernden, eines ewigen Friedens unter den Kulturnationen, dem zu verwirklichenden Ideal des Pazifismus. Aber schon eine internationale Verständigung dürfte, wie die Dinge nun einmal liegen, auf die allergrößten Schwierigkeiten stoßen. Nur unserem kurzlebigen Geschlechte mag es vorkommen, als seien derartige Gedanken von Völkerverständigung und -verbrüderung etwas vollkommen Neues, noch nie Dagewesenes. Wenn indessen der Ausspruch



eines bekannten Philosophen, alle Geschichte lehre, daß die Menschen aus der Geschichte noch nie etwas gelernt hätten, überhaupt eine Bestätigung brauchte: hier und heute wäre sie in vollem Maße gegeben.

Jedesmal fast, nachdem welterschütternde Kriege die Menschheit zerrissen hatten, ist in vereinzelten idealistischen Schriftstellern der Gedanke gekeimt, auf der Grundlage internationaler Verträge die Kultur und die freie Entwicklung menschheitlicher Interessen zu sichern. Auch praktische Politiker und Staatsmänner von Ruf haben sich manchmal bemüßigt gefunden nach einem Mittel Umschau zu halten, das in irgend einer Form einen Zustand dauernden Friedens gewährleisten könnte. Freilich dürften derartige Bemühungen der politischen Praktiker im Grunde kaum etwas anderes gewesen sein als ein verhülltes Streben nach Macht und Einfluß.

Ein paar geschichtliche Beispiele mögen zur Veranschaulichung dienen. Nach dem Abschluß des spanischen Erbfolgekrieges gelang es dem Abbé de Saint-Pierre die große Welt für sein Projet de paix perpétuelle zu interessieren, einen Vorschlag, der völlig ehrlich gemeint war. Inmitten der Revolutionskriege entstand 1795 Immanuel Kants philosophischer Entwurf zum ewigen Frieden. Selbst Napoleons I. Eroberungspolitik wird sich von seinen Parteigängern als das gigantische Unternehmen deuten lassen, die europäische Staatenwelt unter französischer Hegemonie zu organisieren und ihr eine pax gallica aufzuerlegen, allerdings nicht in den Formen einer den staatlichen Individualitäten gerecht werdenden Föderation, sondern mehr nach dem universalistischen Vorbild des römischen Cäsarismus. Etwa gleichzeitig mit dem Wiener Kongreß entsteht der Versuch des mystisch angehauchten Alexander von Rußland, durch eine heilige Allianz der christlichen Staaten die Wiederkehr derartiger kriegerischer Greuel zu verhüten, die seine empfindsam weiche Seele aufs tiefste erschüttert hatten, und sein humanes Streben fiel merkwürdigerweise genau mit dem Vorteil



Rußlands zusammen. Denn daß dieses, das nach dem überwiegenden Urteil der Zeitgenossen sozusagen allein Europa von der napoleonischen Despotie befreit hatte, deshalb auch die Führung des zu gründenden abendländischen Bundes beanspruchen durfte, das verstand sich doch eigentlich von selbst. Und am Ende des 19. Jahrhunderts sehen wir einen Nachkommen dieses Alexander, den Zaren Nikolaus II., die Regierungen der zivilisierten Staaten zu einer Friedens- und Abrüstungskonferenz im Haag zusammenberufen; ein Vorschlag, der ausschließlich im Interesse des damals stark an finanziellen Schwierigkeiten leidenden Rußlands lag.

Doch wollen wir nicht allzutief uns in historische Betrachtungen einlassen und nur noch ein Beispiel aus der allerjüngsten Vergangenheit herausgreifen, die beinahe noch Gegenwart ist. Wie seit kurzem bekannt ist, hat auch Lord Edward Grey, der frühere englische Minister des Auswärtigen und langjährige Vertrauensmann Eduards VII., zu wiederholten Malen den Versuch angeregt, zunächst auf dem Wege von Botschafterkonferenzen internationale Interessenkonflikte allen Ernstes (?) schiedlich friedlich zu begleichen und gleichzeitig — also noch vor Wilson — eine Art Friedensliga zu begründen, deren tatsächliche Leitung natürlich in englischen Händen gelegen hätte. Das war noch kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges.

Sind nun im allgemeinen alle pazifistischen Bekenntnisse, wenn sie von politischen Praktikern im Munde geführt werden, nur mit größter Vorsicht aufzunehmen, da sie im günstigsten Falle nur halbwahr, in der Regel aber eine Verschleierung politischen Machtstrebens sind, so steht die Ehrlichkeit der philanthropischen Denker über jeden Zweifel erhaben da. Merkwürdig ist jedenfalls, daß beide, die Realpolitiker, die sich als Pazifisten vermummten, ebenso wie die überzeugten Idealisten, mit ihren Bestrebungen bisher stets an der Realität der Tatsachen gescheitert sind. Und zwar aus dem einfachen und doch immer wieder vergessenen Grunde, weil die Welt der Politik die Welt des Interessenkampfes der staatlich



gegliederten Menschheit und der Charakterzug aller staatlichen Gebilde die absolute Feindseligkeit allen anderen ähnlichen Gebilden gegenüber ist. Hier, auf dem Felde der äußeren Politik, bestand stets und besteht noch heute, aller humanen Ideologie zum Trotz, wenn auch infolge des komplizierten Aufbaues der modernen Staaten vielfach verschleiert und wenig durchsichtig, selbst im Frieden der alte Urzustand der Natur, der Krieg aller gegen alle.

Diese Tatsache verkennen wollen, heißt den Boden der Wirklichkeit verlassen. Und das gerade hat unserem idealistisch veranlagten deutschen Volke manche bittere Enttäuschung bereitet. Andere, praktischer entwickelte Nationen, z. B. die Franzosen und die Angelsachsen, gehen wohl mit dem Humanitätsideal hausieren; doch bei Lichte besehen, ist das auch nichts weiter als eine Form nach Macht zu streben. Und das eine müssen wir zugeben: dieser Handel mit menschheitlichen und fortschrittlichen Idealen, er hat sich meistens gelohnt und macht sich noch heute sehr gut bezahlt. Der naheliegende Einwand: wenn auch bisher solche humanitären Gedanken über eine gegenseitige Abrüstung, internationale Schiedsgerichte, eine Förderation der europäischen Staatenwelt gescheitert seien, so sei dies kein Grund derartige Tendenzen von vornherein als utopistisch abzulehnen, scheint nicht genügend den Charakter der auswärtigen Politik als der Form des staatlich organisierten Kampfes ums Dasein zu berücksichtigen. Ein Staat, der zugunsten anderer auf die Wahrung seiner Interessen verzichtete, die in Selbstbehauptung, ungestörter Entwicklung und weiterem Wachstum bestehen, natürlichen Vorgängen, die nur auf Kosten anderer, schwächerer staatlicher Gebilde geschehen können, ein solcher Staat gäbe sich selbst auf. Natürlich braucht man bei dieser Andeutung notwendiger staatlicher Entwicklung nicht gleich an andauernde kriegerische Verwicklungen zu denken. Es gibt auch feinere Formen des Daseinskampfes. Unterstrichen soll nur der Gedanke werden, daß es im gegenwärtigen Stadium der Menschheitsgeschichte unmöglich ist einen Friedens-

schluß anders denn als einen Waffenstillstand zu betrachten, der nur unter der Voraussetzung des rebus sic stantibus Bestand hat. Gilt das aber schon von einem jeden gewöhnlichen Friedensschluß, um wieviel weniger aussichtsvoll erscheint dann der Versuch, allen politischen Interessen gerecht werdend, die Völker der zivilisierten Welt in förderativen Formen, in den Formen eines ewigen Friedens zu einigen.

So sieht es denn aus, als ob die Dinge ganz hoffnungslos lägen, als ob die Ideale der Sittlichkeit und des Rechts in der Geschichte der Völker überhaupt keine Stätte fänden. Trotz dem vielen Gerede von Kultur und Zivilisation scheint das innerste Wesen des Menschen seit Jahrtausenden keine Veränderung erfahren zu haben. Homo homini lupus, das dürfte sich als aller politischen Weisheit letzter Schluß erübrigen. Und doch muß sich jeder tiefer angelegte Mensch, der in diesem Weltkriege den Zusammenbruch der vielgerühmten, auf ihre rein weltliche Begründung und ihre Erfolge so sorgfältig stolzen Kultur schaudernd miterlebt hat, in seinem Innersten gegen eine solche scheinbar unwiderlegliche Konsequenz empören. Und in der Tat dürfte sie, genauer betrachtet, auch nicht von zwingender Notwendigkeit sein. Die Instanz der Geschichte spricht dagegen. Es hat allerdings Zeiten gegeben, in denen es anders war, in denen eine der heutigen vergleichbare Zerrissenheit der christlichen Menschheit zu den Unmöglichkeiten gehörte, weil sie sich trotz aller Verirrungen einzelner Glieder stets als eine Einheit empfand, welche durch die moralischen Bande der Religion und der Kirche gewährleistet wurde. Damals gab es in der Tat einen höchsten und allgemein anerkannten Schiedsrichter, dessen moralischer Autorität sich Fürsten und Völker gleichmäßig beugten und der kraft seines verbürgten Ansehens imstande war, die gemeinsamen Interessen des Christentums und der Menschheit in allem Widerstreit der brutalen Gewalt zu wahren.

In einer ganz veränderten Welt hat sich der jetzige Papst Benedikt XV. in edelmütigster Weise bemüht dem



echt christlichen Friedensideal wieder Eingang zu verschaffen; doch, wie es scheint, bisher ohne jeden nennenswerten Erfolg. Indessen ist damit keineswegs gesagt, daß es nun auch notwendig so bleiben müsse.

Die psychologische Basis der angedeuteten gesellschaftspolitischen Autorität der großen mittelalterlichen Päpste war die ungebrochene religiöse Überzeugung der Massen. Sollte es nun heute trotz aller klar zu Tage liegenden Unterschiede der Zeiten und trotz aller Verwilderung, die der lange Krieg notgedrungen mit sich führt, unserer Generation so ganz unmöglich sein den Weg zurückzufinden zu der Grundlage aller wahrhaften Kultur, der christlichen Religion? Damit wäre auch die Voraussetzung gegeben, bei der allein eine friedliche Verständigung der christlichen Nationen bei drohender kriegerischer Verwicklung unter der Vermittlung der höchsten moralischen d. h. kirchlichen Autorität denkbar erschien. Ohne diese Voraussetzung bleibt das Leben und die geschichtliche Entwicklung der Völker ein rein naturalistischer Vorgang, ein Kampf ums Dasein ohne höhere Idee, die brutale Vergewaltigung des Schwachen durch den Starken.

Man wende nicht ein: die Massen, insbesondere die des deutschen Industrievolkes, seien in ihrer großen Mehrheit allem abgeneigt, was Christentum und Kirche heiße. Eine oberflächliche Betrachtung scheint allerdings dieser Ansicht recht zu geben. Indessen: lockt hier nicht die edle und hohe Aufgabe den Massen die Religion wiederzubringen, der sie solange entfremdet waren? Auch dürften die seelischen Erschütterungen des Weltkrieges manches Bollwerk eines kritiklosen Atheismus hinweggespült haben. Und daneben ist die hochbedeutsame Tatsache nicht zu vergessen: ganz abgesehen von den Massen, durch die Seele unserer Gebildeten geht unverkennbar eine neue Welle des Transzendenten, und infolge des grauenhaften Charakters, den der Weltbrand täglich mehr annimmt, wird die Flut dieser Sehnsucht nur noch mächtiger anschwellen.

Fassen wir zusammen: die Grundlagen, auf denen unsere

stolze, sogenannte weltliche Kultur fest zu ruhen schien, sind in dieser Katastrophe des Weltkrieges schmählich zusammengebrochen; sie haben die Belastungsprobe nicht bestanden. Die Nationen tasten sich mühsam in einem moralischen Chaos zurecht und verlangen dringend — wenn auch noch unbewußt — nach einer übergeordneten gesellschaftspolitischen Autorität, um die zerrüttete rechtliche Ordnung zwischen den Völkern wiederherzustellen: dabei wird es gleichzeitig immer deutlicher erkennbar, daß auf dem Boden einer rein naturalistischen Staatsauffassung und Weltanschauung eine solche Instanz unmöglich ist. Unsere Gebildeten durchbebt tiefstes Verlangen nach alter Religion und neuem Glauben und die Massen werden, dem geschichtlichen Gesetze der Nachahmung entsprechend, den tonangebenden Kreisen folgen, falls nicht inzwischen die Wurzeln des sozialdemokratischen Materialismus schon längst verdorrt sind. Und so wird sich aufs neue das alte Wort bewähren: Stat crux, dum volvitur orbis!

LXXIII.

Friedensfühler und Bündnispolitik in Österreich-Ungarn.

Die Rede, welche Graf Czernin am 2. April 1918 vor einer Abordnung des Wiener Gemeinderats gehalten hat, ist ein Sturmzeichen geworden und unter schweren Erschütterungen des innerstaatlichen Lebens im alten Kaiserstaate wurde die Grenzscheide der Geister sichtbar. Auf die Rede folgte eine vom französischen Ministerpräsidenten Clemenceau gespeiste Erörterung; es trat eine Verschärfung der ohnehin zur ständigen Einrichtung Österreichs gewordenen Parlamentskrise ein, der gemeinsame Minister des Äußern Graf Czernin trat unter dem 16 April zurück und erhielt in der Person seines Vorgängers Baron Burian einen Nachfolger, der österreichische Reichsrat wurde auf sechs Wochen bis zum

47*



19. Juni vertagt wegen der angedrohten Sprengung durch Tschechen und Südslaven, um ihn nicht „im rauchenden Skandal“ versinken zu lassen, wie die „Neue freie Presse“ sich ausdrückt. Und in Ungarn brach eine Ministerkrisis aus, die anscheinend bezielt den Einfluß des Grafen Tisza wieder mehr in den Vordergrund zu stellen, was in der auswärtigen Politik schon durch Burians Ernennung, der ein Vertrauter Tiszas ist, geschah.

Zunächst wirkte die Rede des Grafen Czernin sensationell, weil sie enthüllte, daß Clemenceau, von dem der „Vorwärts“ sagt, daß er seit Antritt seiner Ministerpräsidentschaft „Krieg gebrüllt“ und jede Friedensneigung als Hochverrat prostituiert habe, in Frankreichs inneren Zuständen das Bedürfnis empfunden hatte ohne Rücksicht auf die Kriegsziele Italiens hinter den Kulissen mit Österreich anzuknüpfen, um über dieses vielleicht an Deutschland heranzukommen oder doch Österreich-Ungarn zum Separatfrieden zu verlocken und das mitteleuropäische Bündnis zu sprengen. Mit dem Stichwort Elsaß-Lothringen bekannte jedoch Österreich-Ungarn seine Bündnistreue zu Deutschland und die Verhandlungen waren zu Ende. Beleuchtete Graf Czernin durch die Enthüllung das feste Zusammenstehen Österreich-Ungarns mit Deutschland, weil es ebenso die Lebensfrage Deutschlands zu der seinigen macht wie Deutschland die vitalen Interessen Österreich-Ungarns festhält, so hatte die Rede noch eine umfassendere Bedeutung. Sie war sehr wesentlich auf die innerpolitische Lage Österreichs eingestellt, um die zentrifugalen Elemente im Staate auf den unverwüstlichen granitnen Unterbau der auswärtigen Politik Österreich-Ungarns zu verweisen, den das deutsch-österreichische Bündnis bildet. Graf Czernin polemisierte scharf gegen die Kriegsverlängerer im tschechischen Lager. Die den Krieg verlängernde Hoffnung der Feinde führte Graf Czernin „zum großen Teile“ auf Österreichs „innerpolitische Verhältnisse und gewisse politische Führer, nicht zuletzt im tschechischen Lager“ zurück, die „gegen das deutsche Bündnis“ wühlen,



das sich so herrlich bewährt hat, und die unter dem Schutze der Immunität Reden halten, „welche nicht anders verstanden werden können, als ein Ruf an das feindliche Ausland, den Kampf fortzusetzen“.

Czernins Rede übte eine Doppelwirkung aus, die man bedauern muß, die aber hingenommen werden muß, wenn anders das Ziel des Grafen Czernin, den inneren Widerstand gegen die unbeschränkte Waffenhilfe der Verbündeten zur Beendigung des Krieges zu brechen, erreicht werden wollte.

Kaiser Karl von Österreich wurde der Mittelpunkt peinlicher Erörterungen, zu denen Clemenceau mit Enthüllungen den Anstoß gab.

Daß Clemenceau aus eigener Initiative neue Verhandlungen zwischen seinem Beauftragten, dem Grafen Armand, und dem von Czernin abgeordneten Grafen Revertera aufgenommen hat, die im Januar 1918 geführt wurden, welche aber vergebens waren, weil Graf Revertera namens des Grafen Czernin erklärte, dieser könne gegen Frankreich kein anderes Hindernis erkennen als den Wunsch Frankreichs nach Elsaß-Lothringen, ist lückenlos bewiesen aus den französischen Parlamentserörterungen, die bisher gemeldet wurden, und aus den amtlichen Erklärungen des Grafen Czernin. Das Wesentliche wurde in diesen Blättern schon dargestellt.[1])

Um diesen schweren Stoß zu parieren, verschob Clemenceau den Gegenstand der Erörterung und griff zu seinen Enthüllungen über Kaiser Karl. Beruhten sie auf Wahrheit, so könnte man vom deutschen Standpunkte aus nichts dagegen einwenden, denn Bismarck hat 1870 die Versuche Napoleons III., durch den Grafen Benedetti vor 1866 Zusicherungen auf Überlassung linksrheinischer Gebiete zu erhalten, bekannt gegeben zugleich mit einem Faksimile des Vertragsentwurfs. Aber was Clemenceau enthüllte, beruhte auf großer Leichtfertigkeit und Entstellung.

In einem Communiqué der Agence Havas vom 6. April 1918 erklärte Clemenceau:

1) Oben S. 644 ff.

„Es wäre zu leicht, daran zu erinnern, bis zu welchem Grade Österreich-Ungarn mit seinen Bitten um einen vorgeblichen Separatfrieden Rom, Washington und London ermüdet hat, welche Bitten keinen andern Zweck hatten als uns unter das Joch zu locken, dem es zugesteht, sich zu unterordnen. Wer kennt nicht die Geschichte der auch in der Schweiz erfolgten Zusammenkunft eines früheren Botschafters Österreich-Ungarns mit einer hohen Persönlichkeit der Entente? Diese Konferenz dauerte nicht mehr als einige Minuten. Auch diesmal war es nicht unser Verbündeter, sondern die österreichisch-ungarische Regierung, welche die Zusammenkunft erbeten hatte."

In einer amtlichen Wiener Note vom 7. April wird darauf erwidert:

„Von „Bitten um einen angeblichen Separatfrieden", mit welchen Österreich-Ungarn die Regierenden in Rom, Washington und London ermüdet habe, ist der österreichischen Regierung nichts bekannt. Richtig ist dagegen, daß in der Schweiz zwischen dem Botschafter Grafen Mensdorff und General Smuts eine von der englischen Regierung im Unterhause zugegebene Unterredung stattgefunden hat, die aber nicht einige Minuten, sondern in mehreren Zusammenkünften mehrere Stunden dauerte."

Die oben angeführte französische Note sucht Österreich-Ungarn vor seinen Verbündeten zu diskreditieren und diese mit Mißtrauen vor Extratouren der österreichisch-ungarischen Regierung zu erfüllen. Auf der anderen Seite werden die angeblichen, von Wien aus dementierten „Friedensgesuche" als eine listige Aktion Österreich-Ungarns hingestellt, um Frankreich zu isolieren und es unter das „Joch" Deutschlands zu bringen. Das sind sachliche Gegensätze, was dem wortlustigen Clemenceau offenbar entgangen ist. Die Verhandlungen mit Smuts werden von Wien aus zugegeben, allein die österreichische Darstellung weicht wesentlich von der französischen ab. Von Paris aus war verbreitet worden, Smuts habe nur anderthalb Minuten mit Mensdorff gesprochen, habe in brüsken Worten Österreich-Ungarn zur Unterwerfung aufgefordert und dann das Gespräch sofort abgebrochen, da



er darauf keine Antwort erhielt. Die Wiener amtliche Note gibt der Zusammenkunft den Charakter einer ernsten Aussprache durch die Angabe der langen Zeitdauer. In diesen Vorgang leuchtet auch ein Berner Telegramm hinein, das in der „Bayerischen Staatsztg."[1]) zu finden ist. Darin heißt es, einem Londoner Bericht sei zu entnehmen, daß die Friedensanbahnung vor der Westfrontoffensive über einen blos animierenden Charakter bezüglich eines Sonderfriedens hinausgingen. Es scheine sich zu bestätigen, daß in englischen und amerikanischen Kreisen Geneigheit zur Herbeiführung einer Aussprache vorhanden war, daß jedoch eine Annäherung der Kriegführenden an der Hartnäckigkeit Clemenceaus scheiterte, der sich darauf versteifte Österreich und Deutschland zu trennen. Man gewinnt so den Eindruck, als habe Clemenceau mit dem Hereinziehen der Aktion Mensdorff-Smuts an der englischen Diplomatie in seiner Art die Zeremonie des Mundschließens vornehmen wollen, damit sie seine Winkelzüge in der Polemik gegen Kaiser Karl nicht störe, die nach allem, was man wahrnehmen kann, in England sehr ungünstige Aufnahme gefunden zu haben scheint.

Das französische Communiqué vom 6. April brachte die weitere Mitteilung:

„Könnte sich Graf Czernin nicht an einen anderen Versuch der gleichen Art (wie der Mensdorffs) erinnern, welcher nur zwei Monate vor der Unternehmung Reverteras durch eine im Range weit über ihm stehende Persönlichkeit in Paris und London gemacht worden ist? Auch da ist, wie im gegenwärtigen Falle, ein authentisches, aber noch bezeichnenderes Beweisstück vorhanden."

Die Antwort der Wiener Note vom 7. April auf diese Andeutung und Frage lautet:

„Wenn Herr Clemenceau den k. und k. Minister des Äußern fragt, ob er sich erinnere, daß „zwei Monate vor der

1) Nr. 81 vom 7. April 1918.

Unternehmung Revertera" — also vor etwa Jahresfrist — ein „Versuch der gleichen Art durch eine im Rang weit über ihm stehende Persönlichkeit" gemacht worden ist, so nimmt Graf Czernin keinen Anstand, dies zu bejahen, wobei der Vollständigkeit und vollen Korrektheit halber noch beizufügen ist, daß dieser Versuch gleichfalls zu keinem Ergebnisse geführt hat."

Auf diese Erklärung in der österreichischen Note muß mit Nachdruck hingewiesen werden, weil damit eine Version gestützt werden kann, welche die Wiener „Reichspost" jetzt gibt, die weiter unten vorgeführt werden wird.

In diesen letzten Bemerkungen der beiderseitigen Communiqués tritt, zunächst noch ungenannt, aber deutlich erkennbar, die Person des Kaisers Karl in den Vordergrund.

In einer späteren Note der Agence Havas vom 9. April fällt dann die letzte Rücksicht. Darin heißt es denn in einer Polemik gegen Czernin am Schlusse:

„Wer mag glauben, daß es Herrn v. Revertera bedurfte, um Graf Czernin Klarheit zu geben, in einer Frage, in der der Kaiser von Österreich-Ungarn das letzte Wort gesprochen hat. Nämlich Kaiser Karl hat in einem Schreiben im März 1918 seine Zustimmung zu den „gerechten Ansprüchen Frankreichs hinsichtlich Elsaß-Lothringens" eigenhändig gegengezeichnet. In einem zweiten kaiserlichen Schreiben wurde festgestellt, daß der Kaiser „mit seinem Minister einig gehe". Es bedurfte nicht mehr um Graf Czernin Lügen zu strafen.

Diese Mitteilung gab dem Kaiser Karl Ursache zu der bereits erwähnten[1]) scharfen Verwahrung. In seinem untern 11. April 1918 an Kaiser Wilhelm gerichteten Telegramm erklärte Kaiser Karl Clemenceaus Behauptung, der Kaiser habe irgendwelche „gerechte Rückeroberungsansprüche Frankreichs auf Elsaß-Lothringen" anerkannt, als eine „völlig unwahre Behauptung"; Clemenceau suche, in die „Enge getrieben, dem Lügennetz, in das er sich selbst verstrickt hat, zu entrinnen, indem er immer mehr Unwahrheiten anhäuft".

1) Oben S. 646.



Das ist die Sprache tiefer Entrüstung über die Verlogenheit des Partners und über böswillige Insinuationen. Man kann daraus schon aus realpolitischen Gründen schließen, daß diese im Verkehr von Souverän zu Souverän ungewöhnlich scharfe Sprache gegen den leitenden Staatsmann eines feindlichen Landes nicht gesprochen worden wäre, wenn auch nur andeutungsweise etwas daran wahr wäre, was dem Kaiser Karl von Clemenecau nachgesagt wurde.

Nun rückte Clemenceau mit einem Briefe des Kaisers Karl an den Prinzen Sixtus von Parma, den Bruder der Kaiserin Zita, heraus. Kaiser Karl hatte am 31. März 1917 an den Prinzen Sixtus einen Brief geschrieben, in dem er der Bedrängnis seines Herzens über den Krieg Ausdruck gibt und freundliche Worte über Frankreich spricht. In dem Briefe sollen nach dem von Clemenceau veröffentlichten Texte folgende Stellen vorkommen:

„Ich bitte Dich, geheim und inoffiziell Herrn Poincaré, dem Präsidenten der französischen Republik, mitzuteilen, daß ich mit allen Mitteln und unter Aufbietung meines persönlichen Einflusses bei meinen Verbündeten die gerechten französischen Ansprüche hinsichtlich Elsaß-Lothringens unterstützen werde.

Was Belgien anbetrifft, muß es in seiner Souveränität wieder hergestellt werden und seine gesamten afrikanischen Besitzungen erhalten, unbeschadet der Entschädigungen, die es für die erlittenen Verluste erhalten sollte."

Diese angeblichen Briefstellen klingen an sich schon sehr unwahrscheinlich. Kaiser Karl kann nicht einmal privatim gegenüber anderen Personen Auffassungen vertreten, welche das Bündnis mit Deutschland verneinen, geschweige denn eine solche Verneinung offiziös dem Präsidenten der französischen Republik mitteilen. Eine elsässisch-lothringische Frage gibt es nicht, das gehört ebenso zum Grundinhalt des deutsch-österreichischen Bündnisses wie die Erhaltung der Integrität des Habsburgerreiches. Auch für die belgische Frage kann sich der Kaiser nicht festlegen mit Umgehung der Verbündeten. Das sind politische Unmöglichkeiten, aber auch psychologische.



Kaiser Karl ist eine gerade, aufrichtige und aufrechte Natur, welche die Treue wahrt. Zwei Tage nach jenem Briefe erschien er im Deutschen Hauptquartier zum Besuch des Kaisers Wilhelm. Vorher sollte er an Poincaré solche Mitteilungen haben gelangen lassen? Man muß den Kaiser Karl gegen eine solche böswillige Insinuation in Schutz nehmen.

Amtlich wurde in Wien am 12. April erklärt, daß der in Paris veröffentlichte Kaiserbrief verfälscht sei.

Kaiser Karl habe einen „rein persönlichen Privatbrief geschrieben, der keinen Auftrag an den Prinzen enthielt, eine Vermittlung beim Präsidenten der französischen Republik oder sonstwie einzuleiten und die ihm gemachten Mitteilungen weiterzugeben sowie Gegenerklärungen zu veranlassen und entgegenzunehmen. Dieser Brief erwähnte die belgische Frage überhaupt nicht und enthielt bezüglich Elsaß-Lothringens folgende Stelle: „Ich hätte meinen ganzen persönlichen Einfluß zugunsten der französischen Rückforderungsansprüche bezüglich Elsaß-Lothringens eingesetzt, wenn diese Ansprüche gerecht wären; sie sind es jedoch nicht."

Den im französischen Communiqué vom 9. April erwähnten zweiten Brief des Kaisers hat Clemenceau nicht veröffentlicht. Das bleibt daher in Schwebe.

Am 15. April wurde aus Wien — jedoch nicht amtlich oder halbamtlich — gemeldet, daß Graf Czernin „erst vor wenigen Tagen durch die Einsichtnahme in das Konzept des Briefes die unbedingte Sicherheit gewonnen habe, daß der von Clemenceau aufgetischte Inhalt gefälscht sei". Daß Graf Czernin dadurch erst Kunde von dem Briefinhalt erhalten habe, ist damit nicht gesagt. Es könnte sich hier um eine Verifizierung und die Schaffung dokumentarischer Gewißheit durch nochmalige Einsichtnahme handeln.

Der ungarische Ministerpräsident Dr. Wekerle erklärte am 23. April im ungarischen Abgeordnetenhause:

„Ich hatte durch persönlichen Einblick in dieses Schreiben (des Kaisers) Gelegenheit mich zu überzeugen, daß dieses Schreiben nichts enthielt außer den Friedensbestrebungen, die im



Einklang mit dem Deutschen Reiche erfolgt sind, daß darin gegen das Bündnis nicht die geringste Unbill vorgekommen ist und daß der vom Minister des Äußern richtig gestellte Text der wirkliche Text ist".

Demnach ist Clemenceau entweder das Opfer einer Fälschung geworden oder hat selbst gefälscht. Daß er den Kaiserbrief nicht im Original, sondern nur in Abschrift besitze, wurde von französischer Seite zugegeben.

Soweit der Tatbestand unter Weglassung aller unverbürgten Nebenumstände und Vermutungen.

Die Erörterungen sind hin und hergegangen, ob Graf Czernin von den Kaiserbriefen Kenntnis gehabt habe. Nach der oben angeführten Wiener Note vom 7. April bejaht Graf Czernin die Frage Clemenceaus, ob er Kenntnis von dem „Versuch" des Kaisers habe. Ob Graf Czernin den Wortlaut des Briefes kannte, ist damit allerdings noch nicht entschieden, wohl aber muß er von der Existenz des Briefes gewußt haben.

Die „Reichspost"[1]) in Wien bringt nämlich folgende weitgehende Feststellungen von hervorragender Seite:

„Es steht fest, daß Graf Czernin als verantwortlicher Minister davon unterrichtet war, daß Prinz Sixtus von Bourbon im Frühjahr 1917 mit der Herbeiführung einer Annäherung der kriegführenden Staaten befaßt war und dies billigte. Ja noch mehr. Graf Czernin war es, der diese Fühlungnahme anregte, und er war es auch, der auf den Prinzen Sixtus von Bourbon als die für diese Aufgabe geeignete Persönlichkeit hinwies und die Aktion tatsächlich leitete. Es ist ferner Tatsache, daß man an den zuständigen Stellen in Berlin von der Sache unterrichtet und damit einverstanden war und daß somit dort keineswegs Clemenceaus Enthüllungen, sondern höchstens seine verwegenen Textfälschungen eine Überraschung bedeuteten."

Von der Briefangelegenheit ist hier nicht ausdrücklich die Rede, sondern nur von einer vermittelnden Tätigkeit des

1) Nr. 198 vom 1. Mai 1918.

Prinzen Sixtus unter Leitung des Grafen Czernin. Bei der Stellung, welche die „Reichspost“ im öffentlichen Leben des Kaiserstaates einnimmt, müssen diese Aufschlüsse als ernsthafte zeitgeschichtliche Feststellungen aufgenommen werden.

Die Darstellung der „Reichspost“ bezweckt ersichtlich, nicht nur die konstitutionelle Verantwortung des Ministers Grafen Czernin in den Vordergrund zu rücken und die Person des Kaisers Karl aus dem Spiel zu ziehen, sondern auch das Mißtrauen in die Bündnispolitik, welches in deutschen Kreisen Österreichs und in Ungarn sowie im Deutschen Reiche nach solchen Enthüllungen aufgescheucht werden könnte, zu bannen.

Was die Stellung des Monarchen anlangt, so ist daran festzuhalten, daß ein Herrscher selbst im privaten Verkehr Dinge vermeiden muß, welche der Staatspolitik widersprechen oder sie in eine bestimmte Richtung zu treiben geeignet sind, die staatsrechtlich nicht gedeckt ist. Wir haben in Deutschland das lehrreiche Beispiel mit dem „Daily Telegraph“ vom 28. Oktober 1908, der private Gespräche des Kaisers Wilhelm II. veröffentlichte, welche eine äußerst scharfe Preßdiskussion herbeiführten und im Reichstag fünf Kaiser-Interview-Interpellationen hervorriefen, bei denen verschiedene politische Auffassungen des Kaisers entschieden zurückgewiesen wurden. Damals sprach der Reichstagsabgeordnete Dr. Frhr. von Hertling im Reichstag (10. November 1908) in einer bedeutsamen Rede den Satz aus, „es handelt sich nicht so sehr darum, was der Reichskanzler in Zukunft zu tun gedenkt, sondern was der Reichskanzler getan hat“. Dieser Satz enthält das ganze Problem. Der verantwortliche Minister kann sich nicht damit begnügen, wenn Äußerungen des Monarchen an die Öffentlichkeit gelangt sind, die politisch ins Gewicht fallen, sie nachträglich zu decken, sondern er muß jederzeit unterrichtet sein, um von seiner konstitutionellen Verantwortung Gebrauch machen zu können, zustimmend oder widersprechend; in letzterem Fall, wenn er kein Gehör findet, nimmt er seine Entlassung. Dr. Frhr.



v. Hertling erklärte in seiner damaligen Rede namens des Zentrums: „Das deutsche Volk muß verlangen, daß der Reichskanzler den Willen und die Kraft besitzt dem Kaiser gegenüber denjenigen Einfluß zur Geltung zu bringen, ohne welchen seine staatsrechtliche Verantwortlichkeit jede Bedeutung verliert." Nicht anders ist es mit der Ministerverantwortlichkeit im Habsburgischen Reiche grundsätzlich bestellt. Die Mitteilungen der „Reichspost" führen, wenn anders sie korrekt sind, zu dem zwingenden Schluß, daß diesen staatsrechtlichen Anforderungen Rechnung getragen worden ist. Ob Graf Czernin von dem Wortlaut des Kaiserbriefes Kenntnis hatte oder nicht, ist dann weniger von Bedeutung, da die Friedensfühlung von Czernin selbst veranlaßt und gebilligt wurde und da der Brief nicht die (hinein gefälschten) Stellen enthält, die Clemenceau verkünden ließ, sondern in dem in Wien veröffentlichten Wortlaut der einschlägigen Stellen politisch einwandfrei ist, denn er deckt sich mit der österreichisch-ungarischen Bündnispolitik.

Warum aber ist Graf Czernin, ein so hervorragender Staatsmann, wie ein zweiter bisher im Donaukaisertum noch nicht sichtbar geworden ist, geschieden? Der Ministerpräsident Dr. Wekerle sagte darüber am 23. April im ungarischen Abgeordnetenhaus: „Die Ursache des Rücktritts des Ministers des Äußern ist die, daß er seit längerer Zeit der Ansicht war, daß er das volle Vertrauen des Königs nicht mehr in dem Maße besaß, als er es zur Verwirklichung seiner großen Aufgabe für notwendig erachtete." Diesem Gedankengang soll hier nicht nachgegangen werden. Nur kurz sei bemerkt, daß die durch die Cholmer Frage herbeigeführte Opposition der Polen, welche eine Mehrheitsbildung in Österreich unmöglich machte, und die radikale Opposition der Tschechen und Südslaven zum Ausscheiden Czernins geführt haben, um die Situation zu entlasten. Kaiser Karl hat dem Grafen Czernin in einem Handschreiben die Hoffnung ausgesprochen, daß die „außergewöhnlichen Gaben" Czernins ihm nicht immer entzogen bleiben.



Der Brief des Kaisers an den Prinzen Sixtus von Parma soll somit staatsrechtlich nicht angefochten werden. Auch politisch ist die ganze Aktion aus der Zeit heraus (März 1917) verständlich. Der Brief ist bald nach Ausbruch der russischen Revolution geschrieben. Kaiser Karl war kurz vorher auf den Thron gelangt. Die Aussichten des Krieges mußten auch zu verschiedenen Zeiten anders beurteilt werden wie heute. Das alles darf man nicht außer acht lassen, wenn auch gesagt werden muß, daß die Häufigkeit von Versuchen Friedensanknüpfungen zu finden sie unwirksam macht, weil der Feind darin ein Zeichen der Schwäche erblickt und darum den Krieg hinauszieht.

Bei all diesen Erörterungen ist folgende Erklärung der oben wiederholt angeführten amtlichen Wiener Note vom 7. April 1918 festzuhalten:

„Es sei bemerkt, daß Graf Czernin seinerseits keinen Grund sehen würde, es abzuleugnen, wenn er in diesem oder in einem ähnlichen Falle die Initiative ergriffen hätte, da er — im Gegensatze zu Herrn Clemenceau — glaubt, daß es kein Vorwurf für eine Regierung sein kann, Versuche zur Herbeiführung eines alle Völker von den Schrecknissen des gegenwärtigen Krieges befreienden ehrenhaften Friedens zu unternehmen."

Der hier ausgesprochene Grundgedanke kann nicht bestritten werden. In Frankreich freilich kann noch niemand Ministerpräsident sein, der so handelt; dort verlangt die Politik den Krieg bis zum Ende. Bei den Mittelmächten findet es keine Antipathie, wenn man keine Gelegenheit vorübergehen läßt um dem Frieden dienstwillig zu sein. Die Initiative für den Frieden ist durchaus ehrenvoll.

Es ist indeß in dieser Arbeit ein Unterschied zu machen. Es kommt alles darauf an, daß sie mit den rechten Mitteln, bei richtiger Gelegenheit und unter Beachtung der politischen Imponderabilien geleistet wird. Da möchte ein Wort des preußischen Landwirtschaftsministers v. Eisenhart-Rothe empfohlen sein, das er am 9. April 1918 im preußischen Herrenhaus laut Text des „Reichsanzeigers" gesprochen hat:



„Wir müssen verlangen, daß die Abmachungen über den Frieden von Regierung zu Regierung geführt werden und nicht durch irgendwelche Private, mögen es auch Parlamentarier und parlamentarische Führer sein, und ich weiß mich — nach einer ausdrücklichen Erklärung des Herrn Reichskanzlers — hierin durchaus mit diesem eins."

„Abmachungen" über den Frieden können natürlich nur von den Regierungen geführt werden. Der preußische Minister meinte doch wohl mehr die „Friedensfühler" durch Private. Man hat den Eindruck, daß auf diesem Gebiet gar manches geschehen ist, was besser unterblieben wäre. Die Friedensreisen und Aufenthalte sozialistischer Parlamentarier und Vertrauensmänner im neutralen Ausland zwecks Erzeugung oder Erforschung von Friedensgeneigtheit unter den Feinden haben so wenig positive Bedeutung wie die gleiche Tätigkeit bürgerlicher Parlamentarier, gleichviel welcher Partei sie angehören. Das Gleiche gilt, vielleicht sogar in noch höherem Maße, von den Versuchen in fürstlichen Familien. Derartige Friedensarbeit kann das feindliche Ausland zu dem Glauben bringen, daß die auch bei den Mittelmächten ebenso wie im feindlichen Auslande herrschende Friedenssehnsucht innere Schwäche sei. In seiner Rede vom 2. April 1918 sagte Graf Czernin selber, daß „die Schwächlinge, die unausgesetzt um Frieden bitten und den Feinden beteuern, daß wir am Ende unserer Kraft seien", den Frieden verzögern. Alle offiziellen Friedensunternehmungen sind bisher gescheitert. Neben den amtlichen und offiziösen Schritten, welche die Regierenden tun, sollten alle privaten Bemühungen, auch wenn ihr Beweggrund noch so edel ist, ausgeschaltet sein. Nur die Regierungen können beurteilen, was jetzt möglich und zuträglich ist und was nicht. Die Dinge liegen so fest, daß selbst der sozialdemokratische „Vorwärts" die in Frankreich entbrannte Schlacht als den „Vormarsch zum Frieden" bezeichnet. Über der Ruhe, mit der die Siegesberichte aus dem Westen aufgenommen werden, „liegt doch eine große und ernste Freude: das ganze Volk ist von dem Gefühl



durchdrungen, daß sie, wenn überhaupt irgendwelche militärischen Ereignisse, uns dem langersehnten Frieden näher bringen". „Die Entente mag es sich selber zuschreiben, wenn auch der Sozialist den Sieg im Westen als die einzige Möglichkeit begrüßt, aus den nicht endenwollenden Kriegselend herauszukommen. Hat sie es doch nicht anders gewollt. Sie hat sich auf die Entscheidung des Schwertes versteift und allen Möglichkeiten, auf dem Wege der Verständigung zum Frieden zu gelangen, Tür und Tor verschlossen." [1])

Das ist allein noch der Weg, den die leidenden Völker gehen müssen.

LXXIV.

Die Wehrpflicht in Irland.

—. 8 Mai.

Das englische liberale Kabinett Asquith-Grey-Lloyd George ist bekanntlich als ausgesprochenes Friedenskabinett ins Amt getreten; Friede nach Außen, Friede nach Innen, war seine Parole gewesen bei den Wahlen, nichts als Friede. Nach Innen hatten die Liberalen im Wahlkampf auch Homerule für Irland auf ihre Fahne geschrieben und damit die Wahlstimmen fast aller Iren in Irland nicht blos sondern auch im vereinigten Königreich sich gesichert.

Die letzten allgemeinen Wahlen hatten ungefähr ergeben: 270 Liberale, 274 Unionisten, 84 irische Nationalisten und 42 Arbeiterparteiler. Diesem Ausfall der Wahlen zufolge war also das Kabinett Asquith zwar nicht unbedingt auf die aktive Unterstützung der irischen Nationalisten angewiesen, denn es konnte sich im Notfall auch auf die Arbeiterparteiler stützen, das aber freilich nur dann, wenn die Iren wenigstens wohlwollende Neutralität einhielten, denn die eigentlichen Herren der parlamentarischen Situation, das Zünglein

1) „Vorwärts" Nr. 85 vom 26. März 1918.



an der Wage, waren und blieben unter allen Umständen doch die Iren. Dieser Tatsache hat das Kabinett Asquith auch ohne Weigern und Zögern Rechnung getragen und also Homerule für Irland in die Wege geleitet. Man war damit im Frühsommer 1914 so weit gekommen, daß die betreffende Vorlage demnächst ins Oberhaus gelangen sollte. Aber die protestantischen Ulsterleute unter Führung Carsons hatten schon offene Rebellion gegen das Projekt angesagt und dieselbe auch bereits offen vorbereitet. Da brach der Krieg aus und nach kurzem Zögern griff auch England in denselben ein; das fromme Lamm, als welches das Kabinett Asquith sich eingeführt hatte, verwandelte sich rasch in einen reißenden Tiger.

Es ist oft gesagt worden, der Krieg sei dem Kabinett Asquith sogar sehr willkommen gewesen als einziger Ausweg aus der irischen Zwickmühle, in die es sich gebracht hatte. Ein vollgiltiger Beweis für diese Behauptung liegt, wenigstens bis jetzt, nicht vor und wird auch späterhin kaum erbracht werden können. Aber gewisse Tatsachen liegen doch offen zu Tage. Asquith hatte damals nur zwei Eventualitäten vor sich: entweder äußeren oder inneren Krieg, entweder Krieg gegen die Ulsterleute oder Krieg gegen Deutschland. Asquith hat sich entschieden in den äußeren Krieg, in den Krieg gegen Deutschland einzutreten, weil, wie Grey einmal meinte, England durch die Teilnahme am Krieg kaum weniger leiden werde als durch die Neutralität. Mit Hinweis auf die so entstandene äußere Kriegslage sodann setzte Asquith Homerule von der Tagesordnung einfach ab und vermied so den inneren Krieg. Und die Iren? Sie fügten sich und begnügten sich mit der wohlfeilen unverbindlichen Vertröstung bis nach dem Krieg. Nach dem Beispiel der braven protestantischen Ulsterleute hätten die Iren wegen des neuerlichen Wortbruches sofort Rebellion machen können und sollen. Aber die Iren sind eben Katholiken, nicht Ulsterleute.

So also ist der äußere Krieg begonnen worden und vom unlängst verstorbenen Irenführer Redmond haben die englischen Regierungsblätter nicht lange darauf mit großer





Ostentation erzählt, daß er selber die englische Front in Flandern besucht und sogar persönlich einen Kanonenschuß gegen die deutsche Front abgefeuert habe.

Heute nach fast genau vier Jahren Krieg tragen die Iren wohl die allgemeine Wehrpflicht (bis zum 50. Jahr) neu auferlegt, aber sie haben noch immer kein Homerule, ja sie sind heute davon weiter entfernt als je, denn Carson bedroht Homerule, falls Lloyd George das Projekt doch wieder ausgraben wollte, auch diesmal wieder mit Revolution und auf einen Krieg gegen Außen und Innen zugleich wird und kann es Lloyd George nicht ankommen lassen, — es wäre denn etwa gerade gegen die Iren, für welchen Fall sich derselbe Carson ihm gerne mit seinen Revolutionsgewehren zu Diensten stellt. Es wird also wohl dabei bleiben, daß die Iren als Frucht ihrer Homerule-Campagne nur die Wehrpflicht statt des Eies, das sie begehrt und erwartet haben, einen Skorpion, in der Hand behalten werden.

Das Verhältnis von Homerule zur Wehrpflicht ist etwas verwickelt. Bei Ausbruch des Krieges kannte ganz England keine Wehrpflicht. Das englische Heer bestand bis dorthin nur aus Freiwilligen. Folglich hatte auch das damals in Verhandlung gestandene Homerule-Projekt die Wehrpflichtfrage ganz unberührt gelassen und ohne die geringsten Bedenken hatten die Iren zugestimmt, daß die Frage der Reichsverteidigung in der Homerule-Vorlage als eine Reichsangelegenheit erklärt wurde, welche völlig außerhalb der Kompetenz des irischen Sonderparlaments zu bleiben habe. Aber schon bald nach Ausbruch des Krieges stellte sich heraus, daß das Freiwilligensystem zur Kriegführung doch beiweitem nicht ausreiche. Die Begeisterung für den Krieg und die Überzeugung für Englands Recht in diesem Krieg war eben, wie sich zeigte, in der Bevölkerung lange nicht so verbreitet und eingewurzelt, wie Asquith und Genossen sich eingebildet oder vorgegeben hatten. Nein, die Überzeugung von irgend einem verletzten Recht Englands hat in England selber, wenn überhaupt irgendwo, so jedenfalls nur in sehr be-



schränkten Kreisen bestanden. Um die Bevölkerung nun dem Wehrzwang geneigt zu machen, mußten ganz andere Mittel und Argumente angeordnet, dazu mußten immer neue und grellere Hunnenfabeln usw. erlogen werden. Nur mit solchen und ähnlichen Mitteln hat man die englischen Massen immer weiter gebracht, zuletzt nun zur Ausdehnung der Wehrpflicht bis zum 50. oder 53. Jahr. Irland aber war bisher stets ausgenommen worden. Hatte doch Redmond im Parlament wiederholt behaupten können, daß dem englischen Heer von irischer Seite auf dem Wege der Freiwilligkeit kaum weniger Rekruten zugeflossen seien als aus dem vereinigten Königreich auch selbst mit den ersten Zwangsmitteln. Jetzt aber hat Lloyd George die Wehrpflicht und zwar im weitesten Ausmaß doch auch auf Irland ausgedehnt und es nützte da den Iren nichts mehr, daß sie verlangten, was sie vor vier und fünf Jahren vergessen hatten, daß nämlich hinsichtlich Irlands auch die Wehrpflichtfragen dem irischen Sonderparlament vorbehalten werden sollten. Gesetzlich ist jetzt Irland wie in allen anderen Fragen so auch hinsichtlich der Wehrpflicht dem übrigen England (vereinigten Königreich) völlig gleichgestellt und nach formalem Recht wenigstens ist die Verbindung Irlands mit England derzeit inniger als je in den 700 Jahren des englisch-irischen Konfliktes. Dabei hat die Lloyd George-Partei nicht einmal die Verpflichtung übernommen zu irgendeiner Zeit Homerule wirklich ins Werk zu setzen. So also, wie schon gesagt, hat Irland jetzt statt Homerule die Wehrpflicht. Gründlicher als jetzt die Iren, das muß man zugeben, konnte noch kaum je ein Volk sich hintergangen fühlen.

Aber den Iren droht noch, wenn wir es so auffassen dürfen, eine Prüfung viel herberer Art: die „Times" des bekannten Zeitungsungeheuers Northcliffe hat aus Anlaß der Irenopposition wieder den unheilverkündenden Ruf no popery ausgestoßen. Bevor wir aber auf diese Angelegenheit mit einigen Worten eingehen, muß nachdrücklich auf die große Unverläßlichkeit aller heutzutage aus dem feindlichen Aus-



land zu uns gelangenden Nachrichten hingewiesen werden. Unter diesem Vorbehalt also sei erwähnt, daß die englischen Regierungs- oder Northcliffeblätter schon während der Verhandlungen über das jüngste Wehrpflichtgesetz von einer lebhaften Agitation des irischen Klerus gegen dieses Gesetz zu berichten wußten. Im weiteren Verlauf wurde dann behauptet, daß die irischen Bischöfe sich förmlich an die Spitze dieser oppositionellen Bewegung gestellt und in Versammlungen, wo nicht gar in den Kirchen das Volk dazu aufgefordert hätten, sich der Ausführung des inzwischen beschlossenen Gesetzes entschieden zu widersetzen. Seither ist in diesen Blättern von der Revolutionsdrohung der Ulsterleute gegen Homerule kaum mehr die Rede, um so auffälliger und öfter wird von der Widersetzlichkeit des irischen Episkopats gegen die Wehrpflicht gesprochen. Am 24. März schrieben die „Times", die irischen Bischöfe hätten die Fundamente erschüttert, auf denen der ganze Bau religiöser Duldsamkeit auf den britischen Inseln beruhe. Und wenige Tage darauf drohten dieselben „Times" ganz offen mit der Anfachung einer neuen no popery-Bewegung, wenn die irische Hierarchie den Iren nicht unbedingten Gehorsam gegen das Wehrgesetz auferlege. Aber von den so musterhaft gehorsamen Ulsterleuten, wie gesagt, jetzt kein Ton mehr!

Auch in Amerika hat dieselbe Aktion eingesetzt. Im katholischen Klub in New-York, so sagt eine Meldung, hielt der amerikanische Gesandte in Kopenhagen, Egan, eine Rede, in welcher er den Deutschen Kaiser den größten Feind der katholischen Kirche und des Christentums nannte. Das war anscheinend das Signal für die amerikanische Northcliffe-Presse mit den Londoner „Times" in dasselbe Horn zu stoßen.

Am weitesten aber, soweit uns zur Stunde Nachrichten vorliegen, ist am 30. April der Rat der katholischen Union Großbritanniens gegangen. Dieser Rat hat eine Kundgebung veröffentlicht, in welcher er wie autoritativ erklärt, es handle sich in diesem Krieg um nichts weniger als um die Verteidigung der Freiheit der Menschheit und an dieser Verteidigung



müßten sich notwendig auch die irischen Bischöfe beteiligen. Merkwürdigerweise wird aber gleich darauf den irischen Bischöfen wieder der Vorwurf gemacht und sie werden darob auch wieder wie autoritativ getadelt, daß sie mit ihrem Auftreten gegen das Wehrpflichtgesetz sich in eine rein weltliche Angelegenheit eingemischt hätten. Wenn das Wehrpflichtgesetz unter den heutigen Umständen wirklich eine rein politische Angelegenheit wäre, so könnte es sich in diesem Krieg doch wahrhaftig nicht um die Freiheit der Menschheit handeln, denn diese Freiheit wäre selbstverständlich auch eine eminent kirchliche Angelegenheit, in die nicht sich eingemischt zu haben den irischen Bischöfen dann um so mehr zum Vorwurf gemacht werden könnte.

Die Union, so schließt hierauf die Kundgebung, wolle nichts zu tun haben mit einer Bewegung, welche die volle Entfaltung der militärischen Streitkräfte des Verbandes zu verhindern suche und so die Sache der Menschheit in Gefahr bringe. Also nochmals die Sache der Menschheit! Wir anderen sind da natürlich wohl gar die reinen Kannibalen.

Aber die Zeitungen bringen zu dieser Nachricht noch einen Zusatz, der die Kundgebung zu einer Angelegenheit der ganzen katholischen Welt zu machen geeignet ist. Der Zusatz sagt: „Diese Kundgebung soll dem Papst zugestellt worden." Durch diesen Zusatz, wenn er sich bestätigt, erhält die Kundgebung einen wesentlich anderen Charakter als sie an und für sich besitzt. Sie wird dadurch zu einer vor aller Welt gegen den irischen Episkopat beim Papst erhobenen Beschwerde und Anklage. Wenn man die Kundgebung selbst auch vielleicht, weil offenbar aus dem spezifisch englischen, also begrenzten Gesichtskreis hervorgegangen, begreifen kann, so ist doch ein solcher öffentlicher Appell an den Papst kaum mehr als verständlich. Die englische Regierung hat doch vor Eintritt in den Krieg nicht, wie man nach dieser Darstellung annehmen sollte, erst den Papst über die Rechtmäßigkeit des Krieges befragt. Auch hat die englische Regierung die vorjährige Friedensnote des Papstes nicht nur nicht befolgt, sie

hat dieselbe nicht einmal beantwortet, sondern umgekehrt in einem Vertrag mit Italien sich sogar verpflichtet jede Teilnahme des Papstes an den Friedensverhandlungen zurückzuweisen. Wie können unter solchen notorischen Umständen englische Katholiken sich in dieser Weise an den Papst zu wenden wagen? Die Sache ist so kurios, daß man versucht ist anzunehmen, es handle sich da gar nicht um wirklich lebende, sondern nur um papierene, um Katholiken der bald zahllosen Northcliffezeitungen.

Inzwischen gehen die Dinge in England und Irland ihren Weg weiter. Vorerst allerdings ist Lloyd George vor der sofortigen Durchführung der irischen Zwangsrekrutierung noch zurückgeschreckt. Aber Carson und Northcliffe, die ihm wie Jagdhunde dem Hasen auf den Fersen zu bleiben pflegen, werden ihm kaum lange Pausen gewähren. Wie immer sich sonst die Dinge gestalten mögen, die Aussichten für die vielgeprüften Iren sind wieder einmal sehr trübe. J—l.

Kürzere Besprechung.

Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, herausgegeben von Anton Bettelheim. XVIII. Band vom 1. Januar bis 31. Dezember 1913. Berlin, Verlag Georg Reimer 1917, 348 und 138 S. 16 Mark.

Das Bettelheim'sche Jahrbuch hat sich in bibliothekarischen und literarisch interessierten Kreisen längst eine zunehmende Wertschätzung erworben. Es besteht aus zwei Teilen: mehr oder weniger ausführlichen Biographien und den Totenlisten. Die letzteren teilen mit, in welcher Zeitschrift, in welchem Taschenbuch oder Kalender sich ein Verzeichnis der Werke des Verstorbenen oder sein Porträt und ein ausführlicher Nekrolog findet. Diese Totenlisten sind mit großer Sorgfalt gearbeitet und bilden einen Hauptschlüssel zu dem Lebenswerk des betreffenden Toten. Das Jahrbuch selbst bringt eine Fülle von wissenschaftlich wertvollen Nekrologen, die nach bestimmten Grund-



sätzen ausgeführt sind und eine große Genauigkeit und eine bei aller Gedrängtheit im wesentlichen erschöpfende Bearbeitung verraten. Erfreulich ist auch die objektive Auswahl der aufgenommenen Nekrologe. Für den Herausgeber ist die wissenschaftliche oder allgemein kulturelle Bedeutung für die Aufnahme maßgebend. Dabei richtet er sein Bestreben dahin die Abfassung des Nekrologes dem Autor anzuvertrauen, der sowohl für die wissenschaftliche Beurteilung wie für die persönliche Zeichnung am geeignetsten zu sein scheint. Man kann ruhig sagen, daß hier Bettelheim eine glückliche Hand hat. Mit Genugtuung macht man auch die Wahrnehmung, daß den Verfassern der Nekrologe freie Hand inbezug auf das gelassen ist, was sie zur persönlichen und wissenschaftlichen Charakterisierung für erforderlich halten. Die Folge davon ist, daß den meisten Nekrologen eine gewisse lebendige frische Färbung eigen ist, die sich von der Aufzählung nüchterner Tatsachen fern hält, die aber auch nicht im geringsten in den Fehler phrasenhafter Schönrednerei verfällt. Für die deutsche Wissenschaft ist infolge dieser Vorzüge das Bettelheim'sche Jahrbuch von Jahr zu Jahr mehr ein unentbehrliches Hilfsmittel für wissenschaftlich-biographische Zwecke geworden.

Aus der Fülle der Nekrologe seien die für uns am ehesten in Betracht kommenden kurz genannt. Wir nennen den Moralphilosophen Theodor Meyer aus dem Jesuitenorden, dessen Leben und Werke sein Ordensgenosse Otto Pfülf in kurzen Strichen dem Jahrbuch einverleibt hat. Dem hochverdienten Zentrumsparlamentarier und Seelsorger F. X. Leopold Lender widmet der biographische Schriftsteller Franz Dor einen längeren und warmherzigen Nachruf. Wir finden ferner Nekrologe über den Domkapitular Johannes Weinand in Köln von F. Lauchert, über den Limburger Bischof Dominikus Willi von Dr. Höhler, eine das Charakteristische knapp und zutreffend hervorhebende Skizze über den Politiker und Vorkämpfer im Dienste der Sittlichkeitsbewegung Dr. Armin Kausen aus der Feder von Hermann Cardauns. Der verstorbene Domkapitular Dr. Joseph von Herter in Rottenburg erfährt durch Professor Bihlmeyer



einen kurzen Nachruf. Dem Missionär und Schriftsteller Joseph Ohrwalder, dem wir wohl die beste Geschichte des Mahdiaufstandes verdanken, widmet Cardauns den Nekrokog. Wir führen weiter noch an die Nekrologe über den Würzburger Moraltheologen Dr. Franz Adam Göpfert von Val. Weber, über den evangelischen Missionar Elias Schrenk, über den kaiserlichen Statthalter in Elsaß-Lothringen Fürst Hohenlohe-Langenburg, über den Benediktiner zu den Schotten in Wien P. Klemens Kickh, über den Erlanger Kirchenhistoriker Th. Kolde, über den Erzherzog Rainer von Österreich, der sich um die Förderung der Wissenschaften große Verdienste erwarb, über den bedeutenden Literaturhistoriker Erich Schmidt, über den Erlanger Geographen und Forschungsreisenden Pechuel-Loesche, über den Volksschriftsteller Karl Domanig, über den berühmten Wiener Juristen Joseph Unger, über den Sozialistenführer August Bebel. Eine große Anzahl von Nekrologen hervorragender Maler und Künstler hat der nun auch entschlafene Professor H. Holland beigesteuert. Aus früheren Jahren sind noch Nekrologe nachgetragen von dem österreichischen Staatsmann Graf Aehrenthal, von dem Dichter und Literaturhistoriker Adolf Wilbrandt, von dem weltbekannten Reiseschriftsteller Karl May, der eine zutreffende und gerechte Würdigung erfahren hat,[1]) von dem Würzburger Patrologen und Domdekan Dr. Heinrich Kihn, von dem ungarischen Publizisten und Politiker Max Falk, von dem Theaterdirektor Adolph L'Arronge, von dem Schweizer Staatsmann Meyer von Schauensee. Schließlich sei noch auf den Nekrolog über den berühmten Lutherforscher, Literar- und Kirchenhistoriker P. Heinrich Denifle hingewiesen, dem Sebastian Merkle ein würdiges Denkmal gesetzt hat. Die Zahl der Nekrologe ist damit nicht erschöpft. Bemerkt sei noch, daß auch österreichische und schweizerische Gelehrte Berücksichtigung finden. Alles in allem ein wertvolles Nachschlagewerk, das auch in katholischen Gelehrten- und Bibliothekskreisen dauernden Eingang verdient. R.

1) In einem „offenen Brief“ „an die Mitarbeiter und Freunde des Biographischen Jahrbuches und Deutschen Nekrologes“ teilt Herr Professor Anton Bettelheim leider mit, daß der fragliche May-Artikel Weiterungen zur Folge hatte, welche sein Ausscheiden als Herausgeber ihm notwendig erscheinen ließen. Diese Nachricht wird allseitig mit bedauerndem Befremden aufgenommen worden sein. Die Schriftleitung.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde in Hohenzollern. 50. Jahrgang. Sigmaringen, Lichner 1917.

O. Braunsberger, S. J., Petrus Canisius. Freiburg i. Br., Herder 1917.

Karl Maria Kaufmann, Handbuch der altchristlichen Epigraphik. Freiburg i. Br., ebenda 1917.

Eickholt, Roms letzte Tage unter der Tiara. Ebenda 1917.

Emil Sadée, Rom und Deutschland vor 1900 Jahren. Weshalb hat das römische Reich auf die Eroberung Germaniens verzichtet? Festvortrag am Winckelmannstag. Bonn, Marcus & Weber 1917.

Hofmiller, J., Vom alten Gymnasium. München, Bruckmann 1917.

Hedin Sven, Bagdad Babylon Ninive. Leipzig, Brockhaus 1917.

Berger, Dr. R., Die deutsche Sozialdemokratie im dritten Kriegsjahr. M.-Gladbach, Volksverein 1917.

Strucker, Dr. A., Die Kundgebungen Papst Benedikts XV. zum Weltfrieden. Freiburg i. Br., Herder 1917.

Froberger, Dr. Jos., Rüstzeug der Gegenwart. Köln, Bachem.

Hoffmann, Dr. G., Der Streit über die selige Schau Gottes. Leipzig. Hinrich 1917.

Wagner, J., Bischof Jos. von Hommer. Trier, Petrus-Verlag 1917.

Lippert, S. J., Gott und die Welt. Freiburg i. Br., Herder 1917.

Ziesché, Dr. K., Die Zukunft der preußischen Volksschule. Breslau, Goerlich 1918.

Lange, Dr. K., Nationale Kinoreform. M.-Gladbach, Volksverein 1917.

Heimatgrüße an unsere Krieger. 3. Jahrg. Ebenda 1917.

Kempf, Dr. J. K., Heinrich Hansjakob. Stuttgart, Bonz 1917.

Gerhard, Dr. P., Freimaurerei und Politik. Wien, Reichspost 1917.

Jäger, Dr. J., Ist Jesus Christus ein Suggestionstherapeut gewesen? Mergentheim, Ohlinger 1918.

Verantwortliche Redaktion: Geh. Hofrat Dr. Georg M. Jochner. München. Sendlingerstr. 61.
Hübschmann'sche Buchdruckerei, H. Schrödl, k. b. Hoflieferant in München.

Inhalt
des
zehnten Heftes.

		Seite
LXVII.	Die epische Kultur Deutschlands in Vergangenheit und Gegenwart . . . . Von Dr. phil. Johannes Hönig.	717
LXVIII.	Vom Wesen des Schönen . . . . Fragment von Prof. Dr. J. Chr. Gspann, St. Florian.	733
LXIX.	Markgräfin Dorothea von Brandenburg, Äbtissin des St. Klaraklosters zu Bamberg Von Dr. G. Hofmann.	740
LXX.	Zur See nach Nauplia . . . . Von Suebimontanus (Rottweil a. N.) V. Poros.	746
LXXI.	Zur Bekämpfung von Geschlechtskrankheiten und Geburtenrückgang . . . . Von Dr. Hans Rost, Westheim bei Augsburg.	755
LXXII.	Der ewige Friede	761
LXXIII.	Friedensfühler und Bündnispolitik in Österreich-Ungarn	767
LXXIV.	Die Wehrpflicht in Irland	780
LXXV.	Kürzere Besprechung . . . . . Anton Bettelheim, Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog.	786

Ausgegeben am 16. Mai 1918



Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland

herausgegeben
von
Georg Jochner.

(Gegründet von Joseph und Guido Görres.)

Hunderteinundsechzigster Band.

Elftes Heft.

München 1918.
In Kommission von Theodor Riedels Buchhandlung.



Von dieser Zeitschrift erscheint am 1. und 16. jeden Monats ein Heft in Großoktav. Man abonniert in München in der Expedition dieser Blätter (Josephspitalstr. 17, Hübschmannsche [H. Schrödl] Buchdr.).

Im übrigen sind die Historisch-politischen Blätter

halbjährlich zu 9 Mark

durch die Post zu beziehen.

Den buchhändlerischen Vertrieb hat Theodor Riebels Buchhandlung in München Residenzstraße 25 übernommen.

Inserate werden mit 1 Mark die Petitzeile oder deren Raum, Beilagen nach Übereinkommen berechnet.

Herabgesetzter Preis: Von den ersten hundert Bänden kostet, soweit der Vorrat reicht, der einzelne Band nunmehr 4 Mark der Jahrgang 8 Mark im Buchhandel.

Preis des Einzelheftes Mk. 1.— mit Ausnahme des ersten Heftes des 141. Bandes, welches Mk. 3.— kostet.

Die Administration der Histor.-polit. Blätter.



LXXVI.

Wahnideen.

In einem Aufsatze über die Aufrichtung des französischen Julithrones im ersten Bande dieser Blätter heißt es einleitend: „Unsere Zeit besteht aus einer Reihe fortdauernder Täuschungen und ihnen rasch folgender Enttäuschungen, die aber nicht zur Belehrung, sondern meist nur wieder zu neuen Täuschungen führen.“

Was für die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts galt, das gilt in erhöhtem Grade für die Tage des gegenwärtigen zwanzigsten. Die zivilisierte Menschheit ist von grundlosen Hoffnungen zu folgenschweren Enttäuschungen geschritten, sie hat, die Lehren der Geschichte ignorierend oder vergessend, Luft- und Wahngebilde zu politischen, sozialen und kulturellen Forderungen verdichtet, deren Erfüllung in sich zu den elementaren Unmöglichkeiten gehört. Sie hat Institutionen erstrebt und zum Teil erreicht, die auf unhaltbaren Voraussetzungen, wenn nicht auf leichtfertigen Trugschlüssen beruhen; sie hat auf dem lockeren Sande der Düne Gebäude errichtet, welche die nächste Sturmflut bis auf die Grundmauern hinwegspülen wird.

Der Irrtum ist zu einem einflußreichen Faktor in unserem öffentlichen Leben geworden; er wirkt durch das Mittel der Rede und des Bildes, der Presse und der Literatur suggestiv auf die Massen. Was einige mittlere und kleinere Geister aus nebelhaften Träumen und unklaren Vorstellungen zu einem Systeme oder einer neuen Scheinordnung geformt

haben, wird als völkerbeglückendes Ideal enthusiastisch entgegengenommen und mit Eifer an dessen Verwirklichung gearbeitet. Voraussetzungslos und verbindungslos, unter Mißachtung den Erfahrungen eines Lebens, der Überlieferungen vergangener Jahrhunderte und selbst der Methoden des nüchternen, folgerichtigen Denkens werden Reform- und und Revolutionspläne den Regierungen, Volksvertretungen und Völkern vorgelegt, deren Ausführung nur eine Deform und ein folgendes Chaos sein kann.

Zu den alten Utopien und Wahngedanken hat der Völkerkrieg neue gefügt. Man träumt in hundert Kreisen nicht nur von einer neuen Zeit und einem neuen Geiste, sondern auch von einer neuen Welt: von neuen, veränderten Menschen. Halb Berechtigtes und völlig Aussichtsloses fließen in dem verworrenen Gedankengange bunt durcheinander. Wie die alten fortgeerbten Irrtümer sind die neuen unausrottbar, und aus den beiden reichen Gattungen möge nur einigen wenigen in Folgendem eine kurze Beleuchtung und Kritik zu teil werden.

I.

Ein fruchtbarer Boden für das Emporsprossen trügerischer Hoffnungen und undurchführbarer Ideen war von jeher der politische. Angefangen von dem Idealstaate eines Plato bis herauf zu der Utopia eines Thomas Morus, den Staatskonstruktionen kommunistischer Sekten und demokratischer Doktrinäre folgt eine ideologisch-politische Vorstellung der anderen. Man versuchte Neubauten auf haltlosen Fiktionen, Staatsorganisationen und -Betriebe ohne vorhandene Kräfte, Staatsformen ohne sichtbares Vorbild zu errichten und auszugestalten.

Eine Frucht der heute mehr als je grassierenden Gedankenlosigkeit, das luftige Fundament aller modernen demokratischen Forderungen und Projekte ist der **Volkswille**. Die elementare Unmöglichkeit der Bildung eines solchen Willens, die Additionsunfähigkeit der Einzelwillen zu einem



Gesamtwillen wurde auf diesen Blättern mehrfach dargelegt.[1]) Indeß, der Wunsch ist hier der Vater des Gedankens: der Volkswille muß existieren, er muß als Partei- und Agitationsmittel seine Dienste tun, da ohne dessen Voraussetzung alle demokratischen Wahn- und Wirklichkeitsgebilde in ihr Nichts zerstäuben würden.

Die Idee vom Volkswillen schließt einen zweifachen Irrtum in sich; erstens den intellektuellen Irrtum von dem Vorhandensein oder der Möglichkeit eines solchen Willens, zweitens den moralischen Irrtum, daß im Staate der Volkswille die Regierung, Regierungshandlung und Regierungsform bestimmen soll. Der Volkswille — dessen Existenz vorübergehend vorausgesetzt — kann eine gute oder böse Macht, edle und schlechte Instinkte repräsentieren und darum soll im Staate nicht dieser unbestimmbare und fragwürdige Wille, sondern es sollen Vernunft und Gerechtigkeit herrschen.

Es ist schwer denkbar, daß die intelligenten Führer der modernen Demokratie von dem Glauben oder Aberglauben an die Existenz des Volkswillens erfüllt seien. Aber sie operieren und agitieren mit einem Willen, den sie als „Wille des Volkes" bezeichnen, der jedoch in Wirklichkeit ihr Wille ist; sie machen aus dem Volke einen Götzen und aus „seinem Willen" eine göttliche Eigenschaft, deren Kultus im Grunde der eigenen unfehlbaren, auf den Thron erhobenen Meinung gilt.

Von dem zur Herrschaft berufenen Volkswillen hat man heute das „Selbstbestimmungsrecht der Völker" abgeleitet. Richtiger müßte man zwar sagen: „Das Selbstbestimmungsrecht der Sprachgemeinschaften". Einer revolutionären Bewegung entsprungen birgt diese Forderung selbst etwas Revolutionäres in sich und verbindet in ihrer Durchführung Recht mit Unrecht, Durchführbares mit Undurchführbarem, Wahrheit mit Irrtum. Vom Nationalitätsprinzip ausgehend ist das Selbstbestimmungsrecht der Völker

1) Vgl. Bd. 149, S. 602 ff., Bd. 158, S. 104 f. u. Bd. 159, S. 26 f.



vor allem als freie Entscheidung des Volkes über Grenze und Umfang des nationalen Staates und über die Regierungsform gedacht.

Wie die Verwirklichung des Nationalitätsprinzipes ist das Selbstbestimmungsrecht der Völker meist nur durchführbar unter Mißachtung mehrhundertjähriger historischer Rechte. Es führt außerdem zur folgenschweren Außerachtlassung natürlicher und schützender Grenzen und damit zu wiederholten Grenzstreitigkeiten, zur Zerreißung des zusammengehörigen Wirtschaftsgebietes, zur Ausstoßung oder Bedrückung anderssprachiger Volksgruppen und zur Ignorierung der Tatsache, daß bei der heutigen Weltlage und Weltpolitik nur Großstaaten und große Föderationen dauernd existenzfähig sind und bleiben.

Die revolutionären Utopisten, welche das Selbstbestimmungsrecht der Völker proklamierten, haben sofort dieses ihr Prinzip mit Füßen getreten und ein blutiges Unterdrückungssystem gegen die kleineren Nationalitäten, welche sich auf jenes Recht beriefen, eingeleitet. Wie die Freiheit im Munde des französischen Jakobinertums eine große Lüge war, so war das Selbstbestimmungsrecht der Völker im Munde ihrer moskowitischen Nachfolger eine rhetorische Phrase und dessen auch nur vorübergehende, volle Durchführung würde notwendig zur Schwächung der in Isolierung gebrachten Völker führen.

Dem Selbstbestimmungsrecht ging von destruktiver wie ideologischer Seite voraus die Reif- oder Mündigkeitserklärung der Völker. Diese Mündigkeitserklärung setzt wieder die Wahnidee voraus, daß die Fähigkeit und die Einsicht, daß die geistigen Potenzen der Menschheit seit der Aufklärungsperiode und der „volksbefreienden“ großen Revolution in ganz wunderbarer Weise gewachsen seien, daß jeder Staatsbürger den Befähigungsschein zur Beurteilung der schwierigsten politischen und sozialen Probleme in der Tasche trage.

Mag die politische Naivität des Volkes immer eine große bleiben, so wird sie doch niemals die Riesenhöhe jener der



überzeugten Vertreter der Mündigkeit der Völker erreichen. Wo liegt der Beweis für diese politische Mündigkeit? In der zum Abgewöhnen des selbständigen Denkens führenden täglichen Zeitungslektüre? — Wo haben die Volksgenossen und Völker die Reifeprüfung für ihre politische Reife abgelegt? In der passiven Beiwohnung an der Wahlversammlung und in dem Hineinlegen des vorgedruckten und parteiamtlich vorgeschriebenen Wahlzettels in die Urne? Wo ist das geschärfte Unterscheidungsvermögen für das, was der politischen und sozialen Gesamtwohlfahrt des Landes am zweckdienlichsten sein dürfte? In den Programmen der nur einseitige und beschränkte Klasseninteressen kennenden gewerkschaftlichen Vereinigungen, in dem dd-materialistischen Gesprächsstoffe der ebenso einseitigen, ideallosen Plutokratie oder in den Forderungen exklusiver und volksfremder, aber die Interessen und Wünsche des ganzen Volkes im Munde führender Kreise? — —

Die politischen Gedankenkreise sind durch Weltverkehr und Weltpresse weiter, aber das politische Denken der einzelnen Individuen ist kein tieferes geworden, weil unseres Wissens seit dem Bestehen einer Geschichte keine Vervollkommnung des Gehirnapparates sich als möglich erwiesen hat. Schule und Druckerzeugnisse kommen dem Denken zu Hilfe, aber diesem Denken sind natürliche Grenzen gesetzt, die kein lärmender Verkünder der Völkerreife und der Völkeremanzipation jemals überschreiten wird.

Die Mündigkeitserklärung der Völker soll — wie das seit dem Kriegsjahr 1917 immer ungestümer werdende Verlangen lautet — ihren Ausdruck finden in der Demokratisierung und Parlamentarisierung der Regierungen. Hätte man „Entbureaukratisierung des Staates!“ gerufen, wir hätten mit voller Zustimmung uns dem Verlangen angeschlossen; so können wir in dem Rufe, mag er noch so laut tönen, nur eine Vermehrung alter Schlagworte erkennen.

Die Worte „Demokratisierung“ und „Parlamentarisierung“ haben auf die Massen suggestiv, aufregend und



aufreizend wie wenige gewirkt; sie wurden in ermüdender Weise wiederholt, allein eine klare Vorstellung, wie die Demokratisierung vor sich gehen und verfassungsmäßig formuliert werden soll, haben sich wohl nur wenige gemacht. Der ungefähre Gedanke war: Der Einfluß des Volkes auf die Regierung muß ein größerer, ein allbeherrschender werden! Allein wie will die große, schwerfällige und in ihren Anschauungen weit auseinandergehende Volksmasse auf die Regierungen zwingend einwirken? Die Antwort lautet: Durch Parlamentarisierung der höchsten, führenden Stellen in Reich und Land.

Ist das Parlament wirklich das Volk oder die Konzentration des Volksgedankens? Deckt sich der — nicht existierende — Volkswille mit dem „Willen" der aus verschieden bis gegensätzlich denkenden Parteifraktionen bestehenden Volksvertretungen? Derartige Fragen mit Ja zu beantworten vermögen nur Leute, die aus der politischen Gedankenlosigkeit und der politischen Kinderstube niemals herauskommen. Die Existenz eines Volkswillens ist — um Gesagtes zu wiederholen — eine psychologische Unmöglichkeit, die Übertragung dieses „Willens" auf die Gewählten ein psychologisches Unding und die Einrichtung einer ihren Namen verdienenden Volksregierung eine Utopie und ein Widerspruch in sich.

Die nächste Folge der Parlamentarisierung der Regierung, d. h. der Besetzung der Minister- und Präsidentenstühle mit Männern des Parlamentes, ist — und ganz besonders in den schwierigen Situationen eines Weltkrieges — nicht, daß die neuen Männer nach sogenannten Volkswünschen, sondern nach elementaren und zwingenden Verhältnissen des Tages ihre Anordnungen und Maßnahmen einrichten. Parlamentarier, die ins Ministerium berufen werden, sind meist in kurzem genötigt die Politik ihrer „bureaukratischen" Vorgänger fortzusetzen und nur in sekundären Dingen ist ihnen freie Hand gewährt.

Das aus England auf dem Wege über Frankreich be-

zogene parlamentarische System ist für ganze Volksklassen ein Ideal geworden, zu dem sie trotz aller Enttäuschungen fort hoffuungsvoll aufblicken. Ein aus einem allgemeinen und gleichen Wahlrechte hervorgehendes modernes Parlament ist nach der Wahnidee der meisten Zeitgenossen die selbstverständlichste und unentbehrlichste aller politischen Einrichtungen. Mundus vult decipi.

„Das parlamentarische System", schreibt im Widerspruch mit der öffentlichen Meinung Franz Blei[1]), „hat nur einen Vorteil: es erzeugt Illusionen. Es erhält das Volk im Glauben, daß es an der Politik teilnähme, und gibt ihm die Illusion der Freiheit, indem es wählen kann, wen es mag. Der Gewählte beeilt sich, dem Volke zu versichern, daß er als vollkommen freier Mann rede und handle und helfe, die Geschicke des Landes in keinem anderen Sinne als dem seiner Wähler zu leiten. Wir wissen, daß er gar nichts leitet. Wir wissen, daß er im Parlamente Reden hält für das an der Tür lauschende Volk seiner Wähler. Nichts (?) weiter. Es besteht die Kunst der Regierung darin, dem Volke die politische Freiheit damit zu geben, daß es dem Volke einredet, es hätte diese Freiheit bekommen. Die politische Freiheit ist der Glaube, frei zu sein. Diesen Glauben zu erhalten und zu nähren, dienen die aus freien Wahlen zustande gekommenen Parlamente. In dem Augenblick, wo die Ohnmacht eben dieses Parlamentes Zweifel an dem Glauben auslöst, in diesem Augenblick versucht man ihn wieder damit zu stärken, daß man — die Wahlrechte erweitert." — —

Das Tummelfeld politischer Freiheit ist für die Wähler das parteipolitische Gebiet. Der einzelne Wähler wähnt sich politisch frei und politisch reif, weil er auf diesem Felde, soweit er grobe Verstöße gegen das bestehende Gesetz vermeidet, frei „seiner" Meinung, d. i. dem Echo der Äußerungen führender Männer und Blätter, Ausdruck verleihen kann. Ein praktisches Ergebnis hat diese moderne Freiheit aller-

1) Menschliche Betrachtungen zur Politik. München 1916. S. 127 f.

dings fast nie im Gefolge. Die Parteipolitik als solche muß auf große Erfolge verzichten. Die wirklichen Staatsgeschäfte werden von anderen als parteipolitischen Faktoren besorgt. „Man sollte doch endlich merken", schreibt wieder Franz Blei[1]), „daß Parteipolitik die Parodie einer Politik ist, die kassiert wird, wenn es ernste Zeit ist." „Verbände der wirtschaftlichen und geistigen Interessengruppen, wie wir sie zum Teil schon haben, in den Gewerkschaften zum Beispiel oder in den Handelskammern und Industrieverbänden", sagt er weiter[2]), „werden die „politischen Parteien", dieses Kinderspielzeug erwachsener Männer, ablösen müssen."

Die Parteipolitik, welche von tausend Persönlichkeiten als Lebens-, wenn nicht förmlich als ideale Aufgabe betrachtet wird, welche kirchliche und religiöse Betätigungen, selbst bei „kirchlich" oder „klerikal" sich Nennenden, in den Hintergrund drängt, ist, wie die Dinge liegen, ein notwendiges Übel, das zu beseitigen nur eine einschneidende, aber vorerst aussichtslose Reform unseres ganzen individualistischen Vertretungssystems imstande sein wird.

Indeß: die die Seele verödende und das Gemüt ertötende Parteipolitik soll nicht eingeengt, sondern erweitert werden. Die unmündige Jugend — wenn nicht schon die Kinder — soll in politischen und sozialpolitischen Lehrkursen für das politische Leben vorbereitet und das politische Stimmrecht auch auf den weiblichen Teil der Bevölkerung ausgedehnt werden. Das Frauenwahlrecht in aktiver und passiver Form ist eine Forderung, die selbst von konservativ sich dünkenden und von katholischen Politikern erhoben wird. Die Anschauung unserer christlichen Vorfahren, daß die Tätigkeit der Frau sich unberührt von der lärmenden Öffentlichkeit, vor allem in Haus und Familie abspielen soll, haben die lebenden Nachkommen der Sammlung geistiger Antiquitäten und Raritäten eingefügt.

1) Ebenda S. 131.
2) Ebenda S. 132.

Das Frauenstimmrecht ist Unnatur. Wie es Unnatur ist, daß die Frauen in großen Betrieben wirtschaftlich arbeiten, so ist es Unnatur, daß die Frauen politisch agitieren und wählen. Die Folgerung der Demokratie und Sozialdemokratie, daß die Frauen, weil sie unmenschlicherweise wirtschaftlich arbeiten, auch politisch abstimmen müssen, ist ebenso unmenschlich und eine unsinnige, denn nach dieser Logik müßte auch — den Pferden das Stimmrecht erteilt werden.

Volkswille und Selbstbestimmungsrecht der Völker, Demokratisierung und Parlamentarisierung, Parteipolitik und Ausdehnung des Wahlrechtes bis auf die Frauen, diese und andere Wahnideen und in sich unhaltbare Forderungen sind zu einem Gemeingute der öffentlichen Meinung geworden. Öffentliche Meinung — existiert sie? Kann sich aus der millionenköpfigen, amorphen Volksmasse heraus ein einheitlicher Gedanke entwickeln? Hätten wir keine Presse, so würden wir von keiner politischen „Volks-“, keiner sogenannten öffentlichen Meinung sprechen; daß sie als vorhanden angenommen wird, haben wir einzig der Presse zu verdanken. Anders ausgedrückt: die öffentliche Meinung bilden die in das lesende Publikum geworfenen Anschauungen der großen und der sich von ihnen nährenden kleinen Zeitungen; in dem Nachsprechen dieser Preßäußerungen besteht die „Meinung“ des Volkes bezw. seiner Parteien. Es soll Provinzen geben, in welchen diese „Meinung“ der Widerhall einer einzigen, selbst keine Meinung besitzenden Großpresse ist. Die Meinungs- oder Gesinnungslosigkeit dieser Presse erzeugt die Gesinnungslosigkeit der Masse, nicht zuletzt der gebildeten und besitzenden Leser.

Die öffentliche Meinung war, seitdem ihr Bestehen angenommen wird, niemals die frei gebildete Volksmeinung. Sie zeigt und beweist einzig die geistige Abhängigkeit der Volkskreise von den Redaktionsstuben. Wenn M. Wittig die öffentliche Meinung „die sechste Großmacht“ nannte, so kann auch, als Ergänzung hiezu, auf das derbe Wort hin-

gewiesen werden: „Die öffentliche Meinung ist die öffentliche Dummheit." Es enthält, bei aller Schiefheit, wenigstens einen großen Kern von Wahrheit.

Die Macht der sogenannten öffentlichen oder Pressemeinung besteht darin, daß sie als Volksausdruck und Volkswille betrachtet und als solcher von manchen regierenden Organen in Rechnung gestellt wird. Die regierenden Kreise täuschen damit sich selbst und täuschen andere. Und so wirken in der modernen Politik Faktoren mit, die bei näherer Untersuchung sich als leere Vorstellungen, als Luft- und Nebelgebilde erweisen.

Der künstlich geschaffenen öffentlichen Meinung und dem in der staatlichen Zwangsschule gepflegten neudeutschen Geschichtsunterrichte haben wir es zu danken, daß heute noch, trotz der furchtbaren Lehren des Weltkrieges, skrupellose Macht- und Vergrößerungspolitiker wie König Friedrich II. und Fürst Bismarck als beweihräucherte Nationalgötzen auf dem hohen Piedestal stehen. Die Verherrlichung der politischen Tat Bismarcks, die der geistvolle Paul de Lagarde den „größten politischen Fehler des neunzehnten Jahrhunderts" nannte, ist und bleibt eine Wahnvorstellung ersten Ranges.

Die Glorifizierung der klugen Augenblickspolitik Bismarcks ist die Bejubelung einer Erfolgspolitik, welche jedes historische Recht mit Füßen tritt und das Gesicht gegen die in der Ferne auftauchenden Konsequenzen beharrlich verhüllt; die Konsequenzen, welche der reich subventionierte Geschichtsbaumeister der bismarckianischen Ära in einem kommenden Koalitionskriege gegen das geschaffene Kleindeutschland erblickte. Bismarck, der Abgott der öffentlichen Meinung und der große Vertreter der friederizianischen Politik, war der Zerstörer Mitteleuropas, und eine Europa das Heil verheißende Politik kann nur eine antibismarckianische sein. Die friederizianisch-bismarckianische Politik hat uns die Hegemonie Preußens, nicht nur in rein politischer Hinsicht, und damit die Unbeliebtheit der Deutschen im Auslande ge-



bracht. Gegen diese unbequeme Tatsache konsequent die Augen verschließen und sekundäre und künstliche Gründe für die uns Neudeutschen begegnende Abneigung suchen, zählt zu den Wahnideen eines unbelehrbaren und im Wesen gefälschten Nationalismus.

II.

Der erste Kanzler und „größte Staatsmann" des Reiches führt uns vom politischen hinüber auf das moderne soziale Gebiet. Bismarck ist der Schöpfer oder der Anfänger des verhängnisvollen Staatssozialismus im Deutschen Reiche. Er glaubte wie seine Nachfolger an die Durchführung eines Systems, dessen dauernder Bestand in sich unmöglich ist.

Die Unmöglichkeit des Fortbestandes des Staatssozialismus ist vor allem auf psychologischem Gebiete zu suchen. Dem im großen Staatsbetriebe und für den großen, als solcher ihm fremden Staat Tätigen fehlt das persönliche Interesse an der Arbeit und am Arbeitsprodukte, die seelische Hingabe an beide. Es ist ihm in tausend Fällen gleichgiltig, ob das Ergebnis seiner Arbeit ein befriedigendes oder ein unbefriedigendes ist. Er steht ja nicht einer persönlichen, ihn lobenden oder tadelnden Macht, nicht dem persönlichen Eigentümer der Arbeitseinrichtung und des Arbeitsergebnisses, sondern einer unpersönlichen Gewalt, einem unsichtbaren Begriffe gegenüber. Die während des Krieges zum militärischen, landwirtschaftlichen usw. Hilfsdienst einberufenen Arbeitskräfte haben die Interesselosigkeit an der ihnen übertragenen Arbeit mehr als deutlich und unangenehm bewiesen. Ihr einziges „Interesse" bestand meist in dem hohen, den Gehalt eines mittleren Beamten übersteigenden Lohne.

„Der Beweis ist hinreichend geliefert", schreibt Hippolyte Taine[1]), „was aus der Arbeit wird, und wie wenig sie erzeugt, wenn sie durch staatliche Manöver, durch Verwaltungs-

1) Zitiert nach Gg. Wilh. Schiele, Wirkung der Höchstpreise. Jena. 1916. S. 15.

gruppen, durch humanitäre Automaten ausgeführt wird. Der Versuch wurde schon einmal im elften Jahrhundert vor Christi in China[1]) gemacht, grundsätzlich, während langer Zeit und regelmäßig, von einem allmächtigen und gut ausgerüsteten Staat, dem die arbeitsamsten und nüchternsten Menschen der Welt zu Gebote standen, und diese Menschen waren zu Zehntausenden wie Fliegen gestorben." Nur in kleinen Staaten wie im alten Sparta, dessen materielle Kultur sich zudem auf ein Heer von Sklaven gründete, mag der Staatssozialismus für längere Zeit Bestand haben. In Großstaaten hat derselbe keine Zukunft, außer man stellt, wie H. Taine[2]) zu dem vom französischen Jakobinertume versuchten staatssozialistischen Systeme schreibt, jedem arbeitenden Staatsbürger einen Gensdarm an die Seite, welcher dem geringen Arbeitsinteresse mit Bajonett und Gewehrkolben Nachdruck verleiht.

An der sozialen und wirtschaftlichen Versklavung des Volkes: am Staatssozialismus ging die antike Welt zugrunde. Die Ausdehnung der staatlichen Macht und Bevormundung auf alles und jedes hat den Staat selbst vernichtet. Da aber vielfach der regierende Teil der Menschheit, da die Tagespolitik gewohnt ist, aus der Geschichte nichts zu lernen, erfährt das staatssozialistische System fort den Versuch einer ganzen oder teilweisen Wiederbelebung.

Mit staatssozialistischen Mitteln, zuerst mit der Alters- und Invalidenversicherung, versuchte man die sogenannte Arbeiterfrage zu lösen. Die elementare Tatsache, die man hiebei übersah, war die: daß die Arbeiterfrage als Arbeiterfrage überhaupt nicht lösbar ist. Man kann von einer „Beseitigung" der eine einseitige Auffassung des sozialen und wirtschaftlichen Lebens bekundenden Arbeiterfrage, allein man kann von keiner „Lösung" derselben sprechen.

In einer christlichen Gesellschaft soll es keine besondere

1) Unter der Tschau-Dynastie.

2) A. a. O. S. 14.

Arbeiterklasse geben. Arbeiten muß jeder arbeitsfähige Mensch. Die Arbeit ist göttliches Gebot. Nur eine halb entchristlichte, eine vollständig kapitalistisch denkende Gesellschaft, wie die moderne, kann der Anschauung leben, daß die Pflicht der Arbeit nur für jene gelte, welche ohne große Glücksgüter in das Dasein getreten sind. Jeder muß durch irgend eine Arbeit der Gesellschaft einen Dienst leisten; Drohnen und Spekulanten zu füttern ist die Gesellschaft nicht verpflichtet. Arbeiten heißt, sagt Dr. G. Ruhland[1]), „an die volkswirtschaftliche Gemeinschaft in irgend welcher Weise sich dienend anschließen, sei es als Hilfsarbeiter, sei es als selbständiger Unternehmer, sei es als Lehrer, der die Jugend bildet, sei es als Priester, welcher die ethischen Kräfte des Volkes stärkt, sei es als Soldat, Richter oder Verwaltungsbeamter zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung. Selbst der König ist ein Arbeiter in diesem volkswirtschaftlichen Sinne. Die Devise des heutigen Königs von England lautet mit Recht: „Ich dien"!"

Die Arbeiterfrage „lösen" heißt erstens die allgemeine Pflicht der Arbeit betonen, zweitens Arbeit und Besitz durch eine erleuchtete Mittelstandspolitik wieder verbinden. Indeß, anstatt dieses Doppelziel wenigstens zu erstreben, sucht man die „Lösung" einzig in der Besserstellung des Nur-Arbeiters, vor allem in der Regelung der Lohnfrage. Das vollständige Fiasko dieser Lösungsversuche sieht heute jeder Einsichtige.

Daß das wirtschaftlich tätige Volk heute in argwöhnisch bis feindlich sich gegenüberstehende Klassen zerrissen ist, ist keine natürliche Erscheinung, sondern eine schwere Wunde oder Krankheit des Volkskörpers; und eine Krankheit heilt man nicht, indem man den Sitz des Übels konserviert, sondern indem man ihn beseitigt. Solange eine Arbeiterklasse besteht, wird auch eine Arbeiterfrage und mit ihr ihre Riesengefahr fortbestehen; sie „zu lösen" kann nur Kursichtigkeit und Einseitigkeit versuchen, jene Einseitigkeit, welche die ganze

1) System der politischen Ökonomie. Berlin 1908. Bd. III, S. 331 f.

soziale Frage unter dem Gesichtswinkel der Gewerkschafts-frage betrachtet.

Dem einseitigen Begriffe der Arbeiterklasse steht gegenüber der ebenso einseitige der Geld-, Kapitalisten-, oder Bourgeoisklasse. Die Überzeugung oder stillschweigende Annahme der moralischen Berechtigung einer solchen Klasse zählt zu den Wahnideen folgenschwerster Art.

Eine untätige oder unproduktive Rentner- usw. Klasse ist für die Gesellschaft nicht nur zwecklos, sie ist schädlich. „Jeder Mensch", sagt Dr. J. Scheicher,[1] „hat Pflichten der Gesellschaft gegenüber. Und wer von der Gesellschaft nur empfängt und nicht in irgendwelcher Weise, durch geistige oder körperliche Arbeit, ihr auch etwas wiedergibt, der nenne sich keinen Christen." Es gibt wenig gedankenlosere Worte als: „Ich lasse mein Geld für mich arbeiten." Das Geld arbeitet nichts, sondern nur Menschenhand und Menschengeist; das Geld ist und bleibt unfruchtbar; fruchtbar sind nur die Natur und die Arbeit.

Die unselige, aus dem kapitalistischen Geiste der Zeit und der mit Adam Smith beginnenden modernen Nationalökonomie herausgeborene Idee, daß ein zu großem Geldreichtum gelangtes Volk ein wirtschaftlich fortgeschrittenes und ein glückliches Volk sei, kann jede große Katastrophe, kann jeder Krieg wie der gegenwärtige europäische ad absurdum führen. Ein durch Geldreichtum ausgezeichnetes Volk hat noch immer neben einer besitzenden Minorität eine große Majorität Enterbter gesehen. Eine herrschende Plutokratie, mag sie gallischer oder anglo-amerikanischer Art sein, gleicht dem Vampyr, der unablässig und sicher das Blut aus allen Adern und Gefäßen des Volkskörpers saugt.

Das Eigentum, der Besitz ist notwendig und berechtigt, aber nicht der vom Volke zehrende, sondern der dem Volke etwas gebende Besitz: ein Besitz, der mit der Arbeit verbunden, ein besitzender Stand oder besser besitzende Stände,

1) Der Klerus und die soziale Frage. Innsbruck 1884. S. 137.

welche wirtschaftliche Werte zu einer menschenwürdigen Existenz der Gesamtgesellschaft liefern. Unter diesen Ständen wird immer in erster Linie der Bauernstand stehen. Es ist Wahnsinn, wie es eine moderne, nur Handel, Industrie und gewerkschaftliche Organisation kennende Nationalökonomie getan, diesen Stand auf heimatlichem Boden als überflüssig zu erklären. Die Bedeutung der Landwirtschaft, im Gegensatze zum flüssigen Geldbesitze, war schon der vorchristlichen Welt klar. „Bei aller Verschiedenheit im einzelnen", konstatiert Dr. G. Ruhland,[1]) „sind die bedeutendsten griechischen Denker darüber einig, daß der die Völker vernichtende Kapitalismus aus der Gesellschaft nur dann beseitigt werden könne, wenn der Zins vom Gelde verschwindet und die Politik auf den so sehr vernachlässigten Ackerbau wieder zurückgreift, um von agrarischer Basis ausgehend die nationale Volkswirtschaft in harmonischer Weise aufzubauen."

Die Reichtumsansammlung Englands, deren Ursachen der Welthandel und die Entwicklung der Industrie waren, hat auch bei uns seit einem Jahrhundert und in immer lauteren Tönen den Ruf nach Industrialisierung des Landes erschallen lassen. Man betrachtete, als Folge der weitgehenden Verblendung regierender und des Reichtumsverlangens kapitalistischer Kreise, die Vermehrung der industriellen Anlagen als eine Quelle des Segens für Land und Volk. Von akademischen ökonomischen Kreisen, vom Kathedersitze aus wurde die vollständige Umbildung des Reiches von einem Agrar- in einen Industriestaat und die Preisgabe der heimischen Landwirtschaft gefordert. Die nötigen Lebens- und Genußmittel, verkündete und bestimmte man, hat uns das Ausland zu liefern. Man verlegte die Pfeiler des wirtschaftlichen Gebäudes aus dem sicheren vaterländischen Boden in die unsichere fremdländische Erde; in jenes Ausland, das uns mit dem Beginne des Krieges wirtschaftlich boykottierte.

Je mehr die Industrie in der Form des Großbetriebes

---

1) A. a. O. Bd. I, S. 317.

sich ausdehnt, desto mehr müssen die mittelständischen Berufsgruppen schwinden. Der zahlenmäßige Fortbestand des Mittelstandes kann nur durch kühne Fälschung des historischen Standes- und Mittelstandsbegriffes „bewiesen“ werden. Man kann die ungehemmte Ausdehnung der Großindustrie als eine notwendige, vorab durch die hochstehende Technik gegebene Entwicklung erklären, man kann auch betonen, daß ein Ankämpfen gegen diese Entwicklung ein unmögliches Schwimmen gegen den Strom sei, aber man kann in Wahrheit nicht behaupten, daß dieser wirtschafts-technische Werdegang ein für Volk und Land begrüßenswerter sei.

Die Industrie, das Fabrikwesen hat tausend Gebrauchsgegenstände dem täglichen Leben zugeführt, sie hat Hunderte von Palästen errichtet und Riesenwerke und -Anlagen geschaffen, aber sie hat die Erde nicht schöner und die Menschheit nicht glücklicher und fröhlicher gemacht. In beiden Fällen war ihr Ergebnis ein negatives. Das Fabrikwesen hat die Familie zerrüttet, die Jugend verroht und den zum Arbeiter gewordenen Meister proletarisiert; sie hat mit der maschinellen Arbeitsweise und der öden Arbeitsteilung die Freude an der Arbeit, am Heime und der Heimat zerstört, die landwirtschaftliche und architektonische Schönheit, die Reinheit der Luft, des Wassers und der Erde in ganzen Provinzen vernichtet; sie hat aus dem fröhlichen und stolzen Handwerksgesellen der Vergangenheit den innerlich freudlosen und abhängigen Fabrikarbeiter gemacht. Diese sittlichen, ethischen und ästhetischen Konsequenzen und Nachteile der Industrie wiegen alle Vorteile, die sie uns gebracht, aller Komfort und alle Bequemlichkeit des modernen Lebens nicht auf. Der Ruf nach neuen industriellen Unternehmungen, der auch während des Krieges nicht verstummte, gleicht dem Verlangen eines staatsmännischen Politikers, der nur auf den äußeren und den Augenblickserfolg bedacht ist und gegen die kommende innere Krisis und die Folgen dieses Erfolges mit Absicht seine Augen verschließt.

Das Streben der Kulturvölker nach Industrialisierung



und damit Entstellung aller bewohnbaren Gebiete hat außer Technik und Reichtumsverlangen nichts so sehr gefördert als die Irrlehre der modernen akademischen, mit der staatlichen Autorität umkleideten Nationalökonomie. Diesen ökonomischen Prinzipien muß der Kampf einer auf mittelständische Kultur gerichteten Volkswirtschaftslehre ohne Unterbrechung gelten. Ein künftiges schöneres menschliches Leben „besteht“, wie John Ruskin[1]) fordert, „in der entschlossenen und verachtungsvollen Ablehnung der der Masse des Volkes gelehrten ökonomischen Grundsätze durch ein paar starke und wahrhaftige Geister, jener Grundsätze, die in dem Maße, als sie befolgt werden, geradewegs zum Untergange führen.“

(Schluß folgt.)

LXXVII.

Die epische Kultur Deutschlands in Vergangenheit und Gegenwart.

Von Dr. phil. Johannes Hönig.

(Schluß.)

III.

Man kann es daher verstehen, wenn sich in dieser Hinsicht auf die Tatsache, daß es bisher kaum einem Dichter von katholischer Weltanschauung gelungen ist die Bühne zu erobern, was eben außer der starken zahlenmäßigen Unterlegenheit der deutschen Katholiken auf dem Gebiete des schaffenden Geisteslebens überhaupt seinen besonderen Grund darin haben wird, daß der Geist des Katholizismus dem

1) Wie wir arbeiten und wirtschaften müssen. Eine Gedankenlese aus den Werken des John Ruskin. Übersetzt von J. Feis. Straßburg. S. 75.



des modernen Dramas wesensfremd ist, weite katholische Kreise vom Besuche unserer Schaubühnen mehr und mehr ausschließen. Leider nur werden, wie es scheint, die minderwertigen Bühnen der Operetten- und Varietémuse von dieser Theaterflucht der Katholiken weniger betroffen als die ernsten Stätten dramatischer Kunst. Das war wohl mit der Hauptgrund zu dem im übrigen viele überraschenden Ereignis, daß mitten im Kriege in Hildesheim ein „Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur" zusammentrat, an dem auch Katholiken hervorragend mitgewirkt haben. Ja man hat die Tatsache, daß im öffentlichen katholischen Leben vielfach genannte Namen wie Hedwig Dransfeld, Hauptschriftleiter Gerst, Dr. P. Expedit Schmidt, Schriftleiter Dr. Erwin Thyssen und der Verbandspräses der katholischen Arbeitervereine Westdeutschlands, Dr. Otto Müller, im Gesamtausschuß des Hildesheimer Verbandes vertreten sind, in der dem Verbande feindlichen Presse linksliberalster Richtung zu der Behauptung mißbraucht, daß der Verband konfessinell katholisch, oder doch mindestens klerikal angehaucht sei. Andererseits ist von katholischer Seite dem Verbande vorgeworfen worden, daß die dem aus allen politischen und religiösen Richtungen zusammengesetzten Verbande beigetretenen Katholiken ihre Namen und ihre Kraft einem verfehlten Unternehmen zugewandt hätten, da die Zusammensetzung und das durch Vermittelungsanträge zustandegekommene Programm des Verbandes bei der gegenwärtigen Lage der deutschen Theaterverhältnisse nicht geeignet seien, der katholischen Weltanschauung auch nur die geringste lebensvolle Mitarbeit zu sichern.

Jene Befürchtung teile ich nicht. Ja ich bin sogar der Meinung, daß es vorläufig keinen anderen Weg gibt, die deutsche Bühne vor einem völligen Übergang ins reine Geschäftstheaterwesen zu bewahren und den Katholiken, selbst wenn ihre Dichter gegenwärtig die Bühne nicht erobern können, den würdigen Genuß derjenigen literarischen Kunst-

form zu ermöglichen, die zur Zeit als die höchste gilt. Und das ist eben das Drama.[1])

Wie ich schon bei dem Jesuitendrama dargetan habe, daß die Jesuiten es verstanden, in der Theaterfrage mit dem vorwiegend protestantischen Strome ihrer Zeit zu schwimmen, wodurch sie ihrer religiösen Aufgabe nicht etwa untreu wurden, sondern ihr vielmehr dienlich waren, so halte ich es auch jetzt für ausgeschlossen, daß die Katholiken in der Theater- und Literaturfrage dem Geist der — gestehen wir es ruhig ein — jetzt nicht mehr vorwiegend lutherisch-protestantisch, sondern neuheidnisch gerichteten Zeit völlig passiv gegenüberstehen können, ohne Gefahr zu laufen, von diesem Riesenstrome völlig überspült zu werden. Wir müssen in diesem Strome schiffen und steuern, und wenn unsere Schifflein auch nur wie vereinzelte Lichter aus dem nächtlichen Strome aufleuchten, immer darauf bedacht, daß von einem Schifflein zum andern auch die Verbindung aufrecht erhalten bleibe, damit sie nicht, wie so viele aus katholischem Mutterland entwachsene Schriftsteller schon, von dem Strome der Zeit völlig verschlungen werden. Das gilt von der gesamten Literaturfrage im allgemeinen, das gilt in entsprechender Abänderung aber auch von der Stellung der Katholiken zum Theater.

Gibt es nun gar keinen Weg, der dazu führen könnte, den Anteil der Katholiken an dem dichterischen Schaffen des Vaterlandes kulturfördernd zu erhöhen, vor allen Dingen aber den heidnischmateriellen Geist der deutschen Bühne durch geeignete Gegenwirkungen zu entkräften? Es ist dem Zentrum gelungen die katholische Weltanschauung politisch entscheidend mit in die Wagschale zu werfen. Auch auf wissenschaftlichem Gebiete sind durch die Leistungen der Görresgesellschaft, die ihrerseits wieder durch ihren Vortrupp, den

1) Vergl. meine Entgegnung auf den angeführten Aufsatz von Dr. Geueke: Hönig, Die Stellung der Katholiken zum Theater. Histor.-polit. Blätter. 160. Bd. 8. Heft. Oktober 1917. Ebd. auch eine Nachschrift von Dr. Geueke.



Albertus-Magnus-Verein gekräftigt wird, schöne Ansätze vorhanden. Ebenso sorgen großangelegte Verlagsunternehmen und einige wohlgeleitete Zeitschriften dafür, daß wir wissenschaftlich wie auch in Literatur und Kunst nicht ganz übersehen werden. Aber zu einer ihrem Volkswert entsprechenden Eigenleistung auf literarischem Gebiete haben es die Katholiken Deutschlands und Österreichs noch nicht gebracht.

Für einen verhängnisvollen Fehler halte ich es, daß wir uns mit der Literaturauffassung unserer Klassiker daran gewöhnt haben, das Drama als die unbedingt höchste Literaturform anzusehen. Hin und wieder flackert in unsern Zeitschriften ein schwaches Bedenken dagegen auf, aber ein ernster Versuch, diese keineswegs nach der Meinung aller Zeiten zurecht bestehende Auffassung zu widerlegen und auf ein erträgliches, auch den großen epischen Überlieferungen unsrer Dichtung gerecht werdendes Maß zurückzuführen, ist in neuerer Zeit wohl schwerlich unternommen worden, wenigstens nicht in das Bewußtsein der Allgemeinheit gedrungen. Das ist umso schlimmer, als Eichendorff mit seiner Behauptung, daß „unser Drama niemals zur nationalen Entwicklung gelangt ist",[1] wie ich schon ausgeführt habe, nicht ganz unrecht hat.

Es ist vielleicht nicht ganz überflüssig festzustellen, daß das Drama in der Stufenfolge der dichterischen Entwicklung zwar die letzte Dichtform ist, daß aber, wenn die gleichen Kräfte mit gleicher Stärke an Epos und Lyrik eingesetzt werden, jede Dichtgattung für sich, also Epos wie Lyrik wie Drama, einen selbständigen Wert besitzt. Mit andern Worten: Das Epos und die Lyrik sind dem Drama an dichterischem Werte nicht untergeordnet, sondern beigeordnet, aber ihr zeitlicher Entwicklungsgang ist der: Erst entwickelt sich bei allen Völkern eine Sage und daraus ihre dichterische Verklärung, das Epos; mit dem Erwachen des dichterischen Bewußtseins von der kulturellen Bedeutung nicht nur der Dichtung, sondern auch des Dichters selbst stellt sich die Lyrik

1) A. a. O. S. 104.

ein, ohne daß damit, wie ja auch das deutsche Mittelalter es beweist, gleichzeitig die epische Kultur zusammenbrechen müßte; das Drama aber stellt nur insofern eine Vereinigung beider Dichtungsgattungen dar, als eine dramatische Kultur an sich erst möglich ist, wenn bereits ein epischer und lyrischer Grund gelegt ist. Denn „im Epos geht das Subjektive im Objekt, in der Lyrik das Objekt in der subjektiven Empfindung auf. Dort verschwindet der Dichter, die Ereignisse sprechen wie in der Geschichte für sich selbst; hier wird der Dichter zum alleinigen Sprecher, indem er uns nur den Nachhall gibt, den das Ereignis in seinem Herzen geweckt. Das Drama dagegen ist die Durchdringung und Wiederversöhnung beider getrennten Elemente; eine Vereinigung, die jederzeit erst spät und nur dann mit Erfolg versucht wird, wenn beide Elemente selbständig ausgebildet und stark genug geworden, um sich aneinander messen zu können."[1]) Auch hierfür ist die griechische Literatur ebenso ein Beleg wie die deutsche und englische Literatur des Mittelalters,[2]) nur daß in Deutschland die Glaubensspaltung in die Entwicklung eines völkischen Dramas zerstörend einschlug, während England vor dem unheilvollen Bruch mit seiner mittelalterlichen Vergangenheit bewahrt blieb und noch im Jahrhundert der Glaubensspaltung das größte dramatische Genie aller Zeiten erlebte, Shakespeare.

Man sollte, um die epische Eigenart zu schützen, in der Literaturkritik mit dem sehr häufigen Fehler aufhören, das Epos als eine formale Vorstufe zum Drama zu behandeln und den epischen Dichter zu tadeln, wenn er nicht dramatisch genug, und zu loben, wenn er recht dramatisch geschrieben hat, oder wenn er gar, was schlimmer als alle lyrischen Einschiebsel ist, sein Epos in dialogische Stücke zerfallen läßt. Gewöhnlich soll dann das Lob für den epischen Dichter soviel bedeuten wie: Wenn du dich noch ein wenig mehr an-

1) Eichendorff a. a. O. S. 103.

2) Auch bei der französischen Literatur liegt dieses Entwicklungsgesetz klar zu Tage.



strengst, wirst du vielleicht auch einmal ein Drama schreiben können. Und dann kommt — selbst Dichter wie Uhland waren davon nicht frei — der Ehrgeiz, und die epischen Talente mühen sich fruchtlos ab im Drama, dessen Form ihrem Wesen und ihrer kulturellen Zuneigung nicht angemessen ist. Wie Malerei und Bildhauerkunst einander verwandt sind und oft auch von einem und demselben Künstler erfolgreich ausgeübt werden, während andrerseits die besonderen Talente auf getrennten Wegen ihre Meisterschaft suchen, so sind auch Epik und Dramatik einander zwar verwandt und drängen wohl auch bei einem geistig und kulturell so vielseitigen Genie wie bei Goethe zur gleichmäßigen Gestaltung beider Kunstformen, aber es ist verkehrt, durch unbedingte Höherschätzung des Dramas epische Talente von dem Wege ihrer eigenartigen Begabung abzudrängen.

Die Unterschiede der beiden Dichtungsarten bestehen nicht allein in der Form, auch in der Art ihrer Darbietung sind sie verschieden. Das Epos ist an wesentlich einfachere Bedingungen gebunden als das Drama. Denn während das Drama, besonders in seiner neueren Ausbildung, zu seiner wirksamen Darbietung einen ganzen Schauspielerstab erfordert und außerdem bei den hohen Anforderungen, die immer mehr an die Ausstattung der Stücke gestellt werden, dem Mammonismus unrettbar verfallen scheint, wogegen auch die Naturtheater kaum ankämpfen können, bietet sich das Epos und die Lyrik, zu der allerdings die Musik nicht ganz fehlen sollte, ungleich leichter dar. Aber hier ist der springende Punkt. Denn obwohl der epische Vortrag nicht gerade schwierig ist, finden sich doch nur wenige Menschen, die sich auf diese anscheinend einfachste der Künste verstehen.[1])

Während die Dramatik eine Kunst der großen Öffent-

1) Es war daher ein dringendes Erfordernis der Zeit, daß die neue Prüfungsordnung für die Kandidaten des höheren Lehramts in Preußen von den künftigen Deutschlehrern auch die Fähigkeit eines sinngemäßen Vortrags deutscher Gedichte verlangt.

lichkeit ist, ist Lyrik und Epos mehr eine Kunst des engeren Kreises, der geschlossenen Gesellschaft sowohl wie der Familie. Aber wie viele Gesellschaften mag es geben, wo diese Kunst gepflegt wird? Wie viele Familien, wo man sich zu festlichem Anlaß zusammenfindet, um einer Dichtung zu lauschen? Wie viele Dichter mögen aus ihren Freundeskreisen die Anregung erhalten, einmal ein größeres Werk vorzulesen?

Zu den Zeiten Schillers und Goethes brachte man diese geringe geistige Sammlung, dieses Ebenmaß geselliger Ruhe noch auf; es fanden sich Fürstlichkeiten, und es gab Salons vornehmer Frauen, wie sie besonders auch aus den Zeiten der Romantik bekannt sind, wo Dichtungen gelesen und zum Gegenstand der Unterhaltung gemacht wurden, und kaum eine der Dichtungen Goethes oder der Romantiker drang in die Öffentlichkeit, ehe sie nicht dem Urteil kunstsinniger Männer und Frauen durch eine Vorlesung unterworfen worden war. Diese Bildung ist heute dahin, abgesehen von gewissen großstädtischen Dichterabenden, bei denen Dichter mit klangvollem Namen, manchmal scheint es mehr aus materiellen als aus ideellen Gründen, unter tätiger Mitwirkung der Reklame ihrem Leserkreis sich vorstellen. Aber ausgestorben scheint die Lesekunst der Salons, vielfach abgelöst von der unerfreulichen Unruhe politischer Gastmähler,[1]) dahin ist die Lesekunst der Familien, verdrängt von einer gewissen musikalischen Hauskunst klavierspielender Töchter, die in ihrer kulturellen Dürftigkeit, ohne daß damit der wirklichen Musik, der geselligsten der Künste zu nahe getreten sei, schon oft den Spott derer, die nichts daran ändern können, herausgefordert hat. Auch die Gunst der Fürsten scheint sich der Dichtung gegenwärtig minder hold zu erweisen als zu anderen Zeiten. Und doch steht fest, daß weder die erste noch die zweite Blütezeit der deutschen

1) „Die öffentliche Rede beim politischen Zweckessen", nennt Staatssekretär von Kühlmann am 26. Januar 1918 als eine besondere englische Einrichtung.



Dichtung ihren vollen Glanz erreicht hätte, wenn nicht von jenen Zeiten mit Recht Schillers Verse gälten:

Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

IV.

Vielleicht wird nach dem Kriege, aus dem gerade die gebildeten Schichten des Vaterlandes zum großen Teil an irdischen Gütern ärmer hervorgehen werden, in manchen Familien Zeit gefunden, der Muse einige Stunden geselligen Verweilens zu weihen. Hiermit, glaube ich, könnte besonders auch den gebildeten Katholiken ein Ersatz dafür geboten werden, daß die Bühne ihrer Weltanschauung so ferne steht. Denn ganz in Übereinstimmung mit der hier entwickelten Ansicht, daß die ruhige objektive Form des Epos der katholischen Weltanschauung gemäßer ist als die dem Geiste des Skeptizismus verwandte dialektische Kunst des neueren Dramas, können wir Katholiken mit einer stattlichen Reihe von Epen aufwarten, was übrigens in annähernd dem gleichen Maße auch für die dem Epos am nächsten stehenden Formen der Ballade und des Romans gilt. Nicht nur, daß alle großen Epen von Weltruf aus der christlichen Zeit, soweit sie nicht in der germanischen Mythologie begründet sind, auf katholischer Grundlage fußen, ja wie die beiden größten von ihnen, Dantes „Göttliche Komödie" und Wolframs „Parcival"[1]), sogar geradezu eine Verherrlichung der katholischen Weltanschauung bilden, es lassen sich auch aus der jüngsten Gegenwart ganz unverhältnismäßig mehr nennenswerte Epen sich zum Katholizismus bekennender Dichter nennen, als man etwa Dramen anführen könnte.

Allen voran leuchtet der Name Friedrich Wilhelm Webers mit den Epen „Dreizehnlinden" und „Goliath", das eine in der benediktinischen Kulturaufgabe des Christentums, das

1) Ich lasse es dahingestellt, wie man den selbständigen Wert der Dichtung Wolframs einschätzen will. Gebührt das Verdienst nicht Wolfram, dann gebührt es eben seinem epischen Vorbild.



andere in der herben Kraft der Entsagung gipfelnd. Oder wem, der in seiner Jugend das von Süßlichkeit nicht ganz freie Epos des gegen Ende seines Lebens allerdings dem Katholizismus abgewandten Oskar von Redwitz, „Amaranth", oder des Benediktiners Sabil „Otfried" gelesen hat, wäre nicht die Erinnerung weihevoller Stunden dichterischen Genusses verblieben? Aber auch Seebers ernsterer „Ewiger Jude" hat schon eine achtbare Leserzahl gefunden, während sein „Christus" allerdings — mich wenigstens — stark enttäuscht hat und dazu bestimmt scheint, wie Friedrich Helles „Jesus Messias", nur wenige Leser zu finden. Erst in jüngster Zeit ist wiederum aus katholischem Geiste ein groß angelegtes biblisches Epos erschienen, der „Judas" der Dichterin Tony Eick. Nennt man noch Domanigs „Abt von Fiecht" und Ludwig Brills „Singschwan", so ist eine zufällige, aber doch achtbare Auswahl von Epen katholischer Dichter beisammen. Dabei ist beachtenswert, daß die meisten der jüngeren katholischen Epiker sich in der Form weder von dem für das Epos durch Voß und Goethe überlieferten Hexameter noch durch die germanistisch-altertümlichen Formen derer haben fesseln lassen, die sich bemühten, den Formen und Charakteren unsrer alten deutschen Heldensage mit nationalistischen Nebenzwecken wieder zu neuem Leben zu verhelfen. Gleichwertig neben „Waldmeisters Brautfahrt", „Otto der Schütz" und dem „Trompeter von Säckingen" stehen die Epen katholischer Dichter da, in ihren Problemen meist tiefer gehend als die gleichzeitigen Dichtungen ihrer Art.

Um im übrigen darzutun, daß seit Klopstock das Epos auch sonst in deutschen Landen eine Heimstätte gefunden hat, braucht man ebensowenig an die mehr ehrsamen als dichterischen Epen des Zisterzienserabtes Ladislaus Pyrker zu denken wie an die frivole Äneis-Travestie des Exjesuiten Aloys Blumauer. Des Freiherrn von Zedlitz „Waldfräulein", Anastasius Grüns „Letzter Ritter", schließlich auch die halbdramatischen Epen Nikolaus Lenaus beweisen, daß auch in Österreich dramatisch gedichtet wurde. Kortums Jobsiade legt neben



Wilhelm Buschs „Max und Moritz“ und der „Frommen Helene“ Zeugnis ab, daß auch das komische Epos nach Zachariä in Deutschland noch wirksame Vertreter fand, während Robert Hamerlings „König von Sion“, Hermann Linggs „Völkerwanderung“ und Wilhelm Jordans „Nibelunge“ neben zahlreichen Sängen und Mären von Julius Wolff und Rudolf Baumbach hinweisen auf Geschichte und Sage als die Quellgründe der Epik. Unsere Zeit ist also an Epen nicht arm, obschon auch in ihnen die Katholiken nicht gerade überwiegen. Aber in der Epik liegt, wie ich glaube, ein wichtiges und auch Erfolg versprechendes literarisches Ziel der deutschen Katholiken. Eine große epische Zeit erfordert allerdings eine starke kulturelle Geschlossenheit und einen naiven, kräftigen Volkssinn. In den ersten Monaten des Krieges war es, als ob dieser epische Sinn der Einheit über das ganze Volk gekommen wäre. Die lange Dauer hat nicht nur den sittlichen Aufschwung des Volkes längst zunichte gemacht, sondern auch die völkische Einheit politisch zerklüftet. So wäre es zwecklos, hier bestimmte Zukunftshoffnungen auszusprechen, ehe man weiß, ob der Krieg mit der einen Hand nicht die Ideale wieder nimmt, die er mit der andern Hand bei kürzerer Dauer hätte schenken können.

Aber die weltgeschichtliche Erscheinung des Papsttums und das helle Licht, in dem die Kirche heute nicht nur uns Katholiken, sondern auch vielen unsrer andersgläubigen Mitbürger erscheint, lenkt unsre Blicke jetzt nach Rom und gibt uns ein ganz andres politisches Verständnis für die hohen Kulturideale des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Sollte ja dieses Reich mit der weltlichen und geistlichen Spitze des Kaisers und des Papstes vornehmlich ein Friedensreich sein, was es, wenn wir an die an Kriegsmannschaften so geringen Waffenaufgebote jener allerdings selten einmal ganz ruhigen Zeit denken, auch wirklich war. In diesen Zeiten einer starken nationalistischen Entwicklung unsres Vaterlandes versuchten deutsche Dramatiker die Kämpfe zwischen Kaisertum und Papsttum in großen dichterischen Gebilden drama-

tisch zu gestalten, wobei natürlich starke Schlagschatten auf die Kirche fielen. Diese Versuche nationaler Dramen und Dramenzyklen sind fast sämtlich gescheitert. Vielleicht erwacht jetzt, da die Ernüchterung des Nationalismus aller Völker unausbleiblich ist, der deutschen Jugend der geschichtliche Begriff, daß die Größe des Mittelalters nicht allein bestand in dem dramatischen Kampf jener beiden Gewalten, sondern vor allem auch in deren epischem Zusammenwirken.

Charaktere wie Otto der Große, Otto III., Konrad II., Heinrich III. und IV., ebenso die großen Hohenstaufen, vor allen auch Lothar von Supplinburg, gewinnen dadurch ein ganz anderes Ansehen, mehr epischer als dramatischer Art, indem nicht ein subjektives Nationalgefühl späterer Zeiten zu ihrer päpstlichen Zeitgenossen Ungunst auf sie übertragen wird, sondern die übernationale Größe der Kaiser und Päpste des Mittelalters objektiv hervortritt. Strebten doch auch diese Kaiser, ähnlich wie die Gottsucher des heiligen Grals, nach einem herrlichen Gottesreiche auf Erden, liegt doch ihre Zeit von der unsrigen schon so fern, daß wir diese Menschen, die an sich in vielen Stücken objektiver zu urteilen vermochten, als wir es heute können, leicht ihrer allzumenschlichen Schwächen entkleiden dürfen, damit wir sie mit jenem Glanz umgeben, den das Epos für seine Gestalten braucht, um der glatten Wirklichkeit zu entsteigen.

LXXVIII.

Die Gesellschaft vom Heiligsten Herzen Jesu jesuitenverwandt?

Durch Beschluß des Bundesrates vom 19. April 1917 ist das unter dem Namen „Jesuitengesetz" bekannte Ausnahmegesetz, durch lange Jahrzehnte den Katholiken des Deutschen Reiches Gegenstand der berechtigsten Beschwerden, nun endlich vollständig beseitigt worden. Paragraph 1 des Reichsgesetzes vom 4. Juli 1872 hatte verfügt: „Der Orden



der Gesellschaft Jesu und die ihm verwandten Orden und ordensähnlichen Kongregationen sind vom Gebiete des Deutschen Reiches ausgeschlossen. Die Errichtung von Niederlassungen derselben ist untersagt. Die zur Zeit bestehenden Niederlassungen sind binnen einer vom Bundesrate zu bestimmenden Frist, welche sechs Monate nicht übersteigen darf, aufzulösen." Als im Sinn dieses Paragraphen mit dem Orden der Gesellschaft Jesu verwandt bezeichnete eine Bekanntmachung des Bundesrates vom 20. Mai 1873 die Redemptoristen, die Lazaristen, die Priester vom Hl. Geiste und eine Frauenkongregation: die Gesellschaft vom Heiligsten Herzen Jesu (Société du Sacré Coeur de Jésus.) Im Jahre 1894 wurden die Redemptoristen und die Väter vom Hl. Geiste wieder im Deutschen Reiche zugelassen, die nunmehr als „nicht jesuitenverwandt" anerkannt waren. Der Bundesrat hätte ohne allen Zweifel auch die Lazaristen in seine neue Erklärung einbeziehen müssen; er ließ die Frage, wie die beiden bislang auf Grund eines Rechtsirrtums von aller Tätigkeit auf deutschem Boden ausgeschlossenen Ordensgesellschaften entschädigt werden sollten, bequemer Weise unerörtert. Wie aber verhielt es sich bezüglich der „Jesuitenaffiliation" der Genossenschaft vom Heiligsten Herzen Jesu? War nicht wenigstens hier der Standpunkt der Bundesratsverordnung vom 20. Mai 1873 berechtigt?

Dieser Frage hat Alfred Hillengaß aus Heidelberg, ein vielversprechender katholischer Praktikant im badischen Justizdienst, eine auf sorgfältigsten Studien aufgebaute Untersuchung gewidmet, die gerade vollendet war, als der junge Autor zur Verteidigung ins Feld rücken mußte. Alfred Hillengaß sollte, so war es in den unerforschlichen Ratschlägen Gottes bestimmt, eines der ersten Opfer des Weltkrieges werden. Schon am 30. Oktober 1914 wurde er in Nordfrankreich schwer verwundet, am 5. Dezember übergab er dem Schöpfer seine edle Seele, die für Recht und Gerechtigkeit eine brennende Liebe besessen hatte. Sein akademischer Lehrer, Professor Dr. Fritz Fleiner, bemühte sich



hochsinnig um die Drucklegung der Erstlingsschrift des heimgegangenen Helden; Geheimrat Prof. Dr. U. Stutz würdigte sie der Aufnahme in seine Kirchenrechtlichen Abhandlungen, als deren 89. Heft sie nunmehr vorliegt (Alfred Hillengaß, Die Gesellschaft vom heiligen Herzen Jesu [Société du Sacré Coeur de Jésus]. Eine kirchenrechtliche Untersuchung, XVI und 232 S., Stuttgart, Enke, Mk. 9.— geh.) Eine beigegebene Gravüre verewigt die sympathischen Züge des fünfundzwanzigjährig Dahingeschiedenen.

Hippolyt Taine hat trotz seiner so ganz nationalistisch-positivistischen Vorstellungswelt der Entwicklung religiöser Kongregationen auf dem Boden des nachrevolutionären Frankreich eine Darstellung gewidmet, welche die anerkennende Bewunderung des Freidenkers vor all dem entstandenen Großen und Heilsamen kaum zu verbergen strebt. Er wagt den Satz, eine der dauerndsten und stärksten Wirkungen der französischen Revolution sei die Wiederherstellung und Neugestaltung des Klosterwesens. Im Gegensatz zu den Utopien der Jakobinerzeit habe die Kirche es verstanden, den vielgerühmten „Gesellschaftsvertrag" Rousseaus in idealster Weise in die Wirklichkeit überzuführen. Sie habe in reichster Fülle „Republiken" von Ordensmännern und Ordensfrauen errichtet auf dem von der Revolution so hochgepriesenen Fundament der Vereinbarung, des Gesellschaftsvertrages, dem treulichst nachzuleben die aufrichtigste, einmütigste und ernsteste Willensmeinung aller Eintretenden gewesen sei, welcher Wille aber dem Jakobinertum nur allzusehr gemangelt habe. So sei denn ein wirklich sozialer und altruistischer Trieb nur in der Kirche lebendig geworden, die angesichts der ungeheuren Not der Zeit an Stelle überlebter alter Orden neue lebenskräftige Kongregationen, Idealstaaten, in überraschender Fülle geschaffen habe.

Dem von Taine angedeuteten Milieu entstammt auch die Genossenschaft der Frauen vom Heiligsten Herzen Jesu, von Sophie Barat am 21. November 1800 gegründet unter

besonderer Mithilfe des nachmaligen Jesuitenpaters Varin. Einzelne für einen der Lehr- und Erziehungstätigkeit sich widmenden Frauenorden verwendbare Teile der Jesuitenregel wurden für die Konstitutionen der bald durch eigenes Wachstum sowohl wie durch Verschmelzung einer Anzahl von weniger selbständig lebensfähigen klösterlichen Lehrgesellschaften ansehnlich erstarkten Genossenschaft herangezogen. Zeitweilig regte sich in dieser das Bestreben, eine erheblich weitergehende Anpassung der Regel an das Institutum der Gesellschaft Jesu herbeizuführen, doch obsiegte letztlich die von der Stifterin Sophie Barat geführte Richtung. Bei seinem Abschluß konnte das Werk der Konstitutionen keineswegs als identisch mit der Jesuitenregel gelten. Zusamenfassend urteilt Hillengaß: „Nichts wäre verkehrter, als in den Konstitutionen der Dames du Sacré Coeur etwa Konstitutionen weiblicher Jesuiten sehen zu wollen. Tatsächlich sind die Sacré Coeur-Konstitutionen etwas ganz anderes, sie sind eine originelle Schöpfung auf der Grundlage der Jesuitenkonstitutionen. Wie etwa der Baumeister auf den Trümmern eines romanischen Bauwerkes mit demselben Gestein ein ganz anders geartetes, vielleicht ein gotisches, aufrichtet, so hat hier der Gesetzgeber unter Anlehnung an die Jesuitenkonstitutionen etwas völlig Neues, von den Jesuitenkonstitutionen ganz Verschiedenes geschaffen."

Nicht minder frei in ihrer Regel steht die Gesellschaft vom Herzen Jesu in Sachen der geistlichen Leitung der Jesuiten gegenüber. Besitzt beispielsweise der Franziskanerorden in den Klarissen einen unter seiner Leitung stehenden weiblichen zweiten Orden, der von der bischöflichen Jurisdiktion exempt ist, so kann der Jesuitenorden die gleiche privilegierte Stellung gegenüber den Herz-Jesu-Damen nicht in Anspruch nehmen. Diese Frauenkongregation steht allein unter der Jurisdiktion des zuständigen Diözesanbischofs, sie ist nicht im geringsten vom General der Jesuiten abhängig und kann daher in keiner Weise als Orden von „Jesuitinnen" angesprochen werden, wie unser Autor juristisch unanfechtbar

in allen Einzelheiten dartut. Die in der ganzen Frage längst bestehende einmütige Überzeugung der Katholiken auch rechtswissenschaftlich gestützt zu haben, ist das große Verdienst von Alfred Hillengaß.

Wie aber, so fragt man billig, kam der Bundesrat des Deutschen Reiches dazu, die Damen vom Heiligsten Herzen Jesu als eine der Gesellschaft Jesu verwandte Kongregation zu erklären? Da war offenbar der Nachahmungstrieb im Spiele, vorbildlich hatte die Schweizerische Bundesverfassung von 1848 gewirkt, die nach dem Triumph des Radikalismus im Sonderbundskrieg unseligen Andenkens entstanden war. Artikel 58 dieser Verfassung hatte dem Orden der Jesuiten und den „ihm affiliierten Gesellschaften“ Aufnahme und Wirksamkeit in der Schweiz verboten. Die intolerante Maßregel ist bekanntlich noch in der revidierten Bundesverfassung von 1874 aufrecht erhalten worden. Bezüglich des rätselvollen Schlagwortes „Affiliierte“ macht der bekannte Berner Jurist Ludwig Rudolf von Salis-Mayenfeld dem katholischen Standpunkt das bedeutsame Zugeständnis historischer Art, „daß man zur Festsetzung der Affiliation durchaus nicht von rechtlichen Erwägungen ausging, sondern sich leiten ließ von den mehr oder weniger verbreiteten Anschauungen im Publikum; die leitenden Kreise sind in diesen Anschauungen selbst befangen, gerade sie sind vielleicht die gewichtigsten Träger derselben; eine Prüfung der rechtlichen Begründetheit dieser Anschauungen nahm man überhaupt nicht vor“. Bei dieser Sachlage glaubte der schweizerische Staatsrechtslehrer sich verpflichtet, seinerseits einen rechtlich verwertbaren Begriff der „Affiliation“ aufzustellen, hatte damit aber wenig Glück, wie die energische Kritik von Hillengaß (S. 191 f.) überzeugend darlegt; keinesfalls könnte der Begriff „Jesuitenaffiliation“ auf die Gesellschaft des Sacré Cœur angewandt werden, wie es in der freien Schweiz geschah.

Zuletzt beantwortet unser Autor die Frage, woher die schweizerische „öffentliche Meinung“ diesen vielumstrittenen Begriff bezogen habe. Die Quelle ist eine außerordentlich



trübe, Vincenzo Giobertis 1846 erschienene, von Verleumdungen der Gesellschaft Jesu strotzende Schmähschrift „Il Gesuita moderno". Dortselbst hatte der Vorkämpfer des „Primates Italiens" dargetan, der verhaßte Orden könne nur dann ertötet werden, wenn es gelänge, den „äußeren Jesuitsmus" zu beseitigen, die dem Orden „affiliierten" Kongregationen. Ein Mann wie Gioberti war selbstverständlich dem schweizerischen Radikalismus eine unfehlbare Autorität, und so schenkte dieser auch Giobertis Behauptung, zu den zu unterdrückenden jesuitenverwandten Kongregationen gehöre neben vielen andern die Stiftung Sophie Barats, unbedingten Glauben. In der Tat, die heilige Ordensstifterin hatte recht, als sie bezüglich der Verleumdungen Giobertis schrieb: „Dieser Mann kann uns in Ländern, wo wir noch unbekannt sind, viel schaden." Und angesichts der Aussprengungen, ihre Schwestern seien „Jesuitinnen", schrieb Sophie die aufschlußreichen Worte: „Wahrlich, unsere Lage ist eigentümlich. Wir teilen die Acht der Gesellschaft Jesu und können uns ihrer geistlichen Hilfe nicht einmal erfreuen."[1])

Das deutsche Jesuitengesetz, längst von der öffentlichen Meinung gerichtet, gehört nunmehr der Geschichte an. Möge Gerechtigkeit bald auch einer Frauenkongregation werden, die um die Sache der weiblichen Jugenderziehung sich die namhaftesten Verdienste gesichert hat; mögen katholische Eltern im Deutschen Reiche, aus dessen Grenzen diese Gesellschaft seit 45 Jahren verbannt ist, verbannt durch einen beklagenswerten Rechtsirrtum, nicht länger genötigt sein, ihre Töchter ins Ausland zu senden, wenn sie des Segens der Erziehung durch diese Ordensfrauen teilhaftig werden wollen! Die Erfüllung dieses Wunsches wäre ein hehrer Lohn für Alfred Hillengaß, der gleich heldenmütig für sein Vaterland wie für das Recht Unterdrückter gekämpft hat.

Ein Ziel, höchlich zu wünschen, würde es sein, wenn die so wichtigen Ergebnisse des angezeigten Werkes nun auch

1) L. Baunard, Leben der Mutter M. S. Barat, Regensburg 1884, S. 511 f.

allen für Kirchen- und Staatsrecht Interessierten bekannt würden, besonders in dem protestantischen Volksteile, der leider noch immer dem katholischen Ordenswesen mit so vielen und unüberwindlich scheinenden Vorurteilen gegenübersteht. Optimistischen Erwartungen dieserhalb wird man sich nicht hingeben dürfen. Für den Referenten ist es recht entmutigend gewesen, daß in dem kritischen Organ des „positiven" Flügels der protestantischen Theologie, dem „Theologischen Literaturblatt" (1918 Nr. 8), Professor Albert Werminghoff-Halle die Studie von Hillengaß zur Anzeige gebracht hat, ohne ihr Endresultat auch nur anzudeuten. Der Gelehrte begnügt sich zu sagen, daß in dem Buche die Jesuitenaffiliation von Sacré Coeur, deren kirchenrechtlicher und staatsrechtlicher Begriff „einer scharfsinnigen Prüfung unterworfen" werde. Im übrigen vermittele Hillengaß überaus lehrreiche Einblicke in die Art katholischer Frauenkongregationen. Das ist nichts weniger als eine erschöpfende Belehrung, die doch den Lesern des „Theologischen Literaturblattes" recht wohl zu gönnen gewesen wäre.

Gebe Gott der protestantischen Wissenschaft mehr Bekennermut, zumal für alle die Fälle, wo es sich darum handelt einzugestehen, daß den Katholiken Unrecht geschehen ist!

Berlin. Johannes B. Kißling.

LXXIX.

Die konservative Partei in Preußen.[1])

I.

Das allgemeine Wahlrecht, um das jetzt der Kampf tobt, wird in Preußen zunächst ein starkes Anwachsen der Linken mit Rückgang der Rechten im Abgeordnetenhaus bewirken.

1) Die preußische Wahlrechtsvorlage ist von so einschneidender Bedeutung, daß man es wohl verstehen kann, wenn die Parteien, um deren Sein oder Nichtsein es sich hiebei handelt, ihr mit berechtigtem Mißtrauen gegenüberstehen. Auch die preußischen Katholiken müssen mit banger Sorge der Zukunft entgegensehen.



Die konservative Partei, die seit Jahrzehnten die innere Politik in Preußen bestimmte, wird ihre beherrschende Stellung verlieren. Im Abgeordnetenhaus hat diese Partei seit der Wahl von 1913 148 Mitglieder; dazu kommen 54 Freikonservative, 73 Nationalliberale, 40 Freisinnige, 12 Polen, 10 Sozialdemokraten und 103 Mitglieder des Zentrums. In der Gesamtzahl von 443 haben Zentrum und Konservative zusammen 251 Stimmen, können also stets eine feste Mehrheit bilden. Auf die einzelnen Provinzen berechnet, verteilen sich die Konservativen mit Einrechnung der Freikonservativen wie folgt: Ostpreußen 24 von 32, Westpreußen 13 von 22, Brandenburg 25 von 38, Pommern 25 von 26, Posen 12 von 29, Schlesien 32 von 66, Sachsen 24 von 38, Schleswig-Holstein 11 von 19, Hannover 18 von 36, Westfalen 6 von 34, Hessen-Nassau 10 von 26, Rheinland 2 von 63. Unter den 148 Konservativen sind nicht weniger als 80 Adelige, meist mit dem einfachen „von“, aber 21 vom Freiherrn aufwärts bis zum Prinzen. Die Freikonservativen, die nach Programm und Zusammensetzung die Verbindung von den Konservativen zu den Nationalliberalen bilden, haben nur 11 Adelige.

Nicht die geringste läßt sich mit dem Worte Schulfrage zusammenfassen. Abgesehen davon ist noch nirgends das allgemeine gleiche Wahlrecht dem Volke zum Segen geworden, im Gegenteil. Gleichwohl erscheint uns unter den heutigen Verhältnissen im Interesse des Landes wie der Krone Preußen die Annahme der Vorlage mit den wünschenswerten „Sicherungen“ als eine Notwendigkeit, der auszuweichen unklug und unrecht wäre. Das einmal gegebene Königswort muß unter allen Umständen eingelöst werden, besonders nach den schweren Opfern an Gut und Blut, welche das gesamte Volk für das Vaterland gebracht hat. Das sollte unseres Erachtens auch Richtlinie für die preußischen Konservativen sein, deren Beurteilung durch den verehrten Verfasser des obigen Artikels wir nicht in Allem zu folgen vermögen; in dem Bilde, das er — gewiß aus langer Erfahrung heraus — von der konservativen Partei in Preußen zeichnet, dürften vielleicht doch die schwarzen Farben da und dort zu stark aufgetragen sein, so daß die unbestreitbaren Lichtseiten zu wenig zur Geltung kommen. Und — ist denn bei uns Alles Gold, was glänzt? Die Schriftleitung.

Noch stärker ist die Stellung der Konservativen im Herrenhaus. Es hat 403 Mitglieder; davon 117 mit erblicher Berechtigung, also Hochadelige und zwar aus Ostpreußen 8, Westpreußen 4, Brandenburg 14, Pommern 2, Schlesien 32, Posen 10, Sachsen 7, Schleswig-Holstein 3, Hannover 6, Westfalen 13, Hessen-Nassau 9, Rheinprovinz 6, Hohenzollern 3. Den Hauptteil stellen also die protestantischen östlichen Provinzen, der Anteil der katholischen westlichen Provinzen verschwindet dagegen. Zu jenen 117 Erbberechtigten kommen 106 Berechtigungen auf Lebenszeit durch kgl. Vertrauen, ferner von den protestantischen Domstiftern (eingezogene katholische Kirchengüter) 3, von den Provinzialverbänden der mit Rittergütern angesessenen Grafen 8, von den Verbänden der durch ausgebreiteten Familienbesitz hervorragenden Geschlechter 18, von den Verbänden des alten und befestigten Grundbesitzes 90. Alle diese sind ebenfalls von Adel. Die Landesuniversitäten und Städte stellen 61 Mitglieder. Man sieht auch hier, welch mächtige Stellung der protestantisch-ostelbische Adel im Herrenhaus einnimmt. Berechnungen, die zwar unsicher sind, lassen vermuten, daß im künftigen Abgeordnetenhaus die konservative Partei 60, das Zentrum 90, die Nationalliberalen 40 Sitze haben werden. Die Sozialdemokraten werden von 10 auf 150 emporschnellen. Die drei erstgenannten Parteien werden also nicht mehr die absolute Mehrheit erreichen, denn diese wird, da auch die Zahl der Sitze vermehrt wird, ca. 230 betragen.

Der Bund zwischen Königtum und Adel, der die preußische Geschichte, mehr noch wie die französische vor der großen Revolution, kennzeichnet, bestand nicht von jeher. Widerwillig nur beugte sich der märkische Adel den ersten Zollernfürsten, welche die Fehde-, Beute- und Raublust dieser verwilderten Familien eindämmten und den Landfrieden herstellten. Noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mußte der große Kurfürst für jede Steuer, die er von den Ständen verlangte, in Brandenburg und Ostpreußen als Gegenleistung die nutzbaren Rechte des Adels über Person



und Eigentum der Bauern ausdehnen. Die Steuer, die der Adel bewilligte, wälzte er dadurch auf seine Bauern ab. Die Nachgiebigkeit der Krone hörte nur dort auf, wo die Leistungsfähigkeit der Bauern zu Steuern und Soldaten für den Kurfürsten bedroht schien. Damals begannen die Kämpfe um das Domanium, d. h. die vom Adel als Pfandinhaber oder auch vielfach zu Unrecht in Besitz genommenen Staats- und Krongüter. Ein Jahrhundert, von 1640 bis 1740, dauerte dieser Kampf. Er endete mit einer stillschweigenden Vereinbarung beider Teile, wonach die Krone die Domänenprozesse einstellte, der Adel seine Söhne in den bürgerlichen und Militärdienst des Kurfürsten schickte. Der Streit um die Steuer endete mit der Aufhebung der ständischen Bewilligungsrechte, wobei aber der Adel fast ganz steuerfrei blieb, Bürger und Bauern einseitig belastet wurden. Nur in Schlesien blieb der Domänen- und Bergwerksbesitz meist in den Händen des Adels, daher die großen Latifundien in Oberschlesien. Sonst war der wiederhergestellte kgl. Besitz stark gewachsen und bildete nun die wirtschaftliche Unterlage, auf welcher Preußen im 18. Jahrhundert gegen fast ganz Europa seine Großmachtstellung erkämpfte.

Durch die Ausdehnung nach Westen erhielt Preußen allmählich ein zweites Gesicht. Im Westen bestimmten Bürger, Kleinbauern und Gewerbe, allmählich auch Großindustrie, den Charakter von Land und Volk, der Osten blieb agrarisch-feudal. Ursprünglich waren die Bauern frei in das ostelbische Kolonialgebiet gezogen, erst allmählich, durch Ausnützung seiner politisch-wirtschaftlichen Machtstellung, erhielt der Adel zahlreiche nutzbare Rechte über Person und Hof des Bauern. Dazu gehörten die niedere Gerichtsbarkeit, die zahlreichen Bannrechte, die Hofhörigkeit und der Gesindezwang. Die Stein-Hardenberg'sche Reform hatte 1813 wenigstens die persönliche Hörigkeit der Bauern beseitigt, wenn auch der Adel einen Teil des Befreiungswerkes mit großem Erfolg rückgängig gemacht und besonders die Gelegenheit benutzt hatte, um große Massen Bauernlandes neuerdings

an sich zu ziehen. Die beherrschende Stellung von Krone und Adel wurde durch die Berliner Revolution vom 18. März 1848 mit einem Schlag zerrissen und die Bauernbefreiung dadurch vollendet. Die Revolution und das Volk herrschten, das Königtum zog sich vorsichtig zurück, der Adel bereitete den Umschwung vor mit einer Zähigkeit, Klugheit und Umsicht, wie sie nur durch lange Herrschgewohnheit erworben werden. Die Revolution verzehrte sich selbst und in der Reaktionszeit spielte der Adel wieder die herrschende Rolle. Schon im März 1848 wurde die Kreuzzeitung gegründet, als das führende konservative Blatt, und man konnte seitdem mit Recht von der „kleinen, aber mächtigen Partei“ reden.

II.

Die Stammheimat der Konservativen ist das ostelbische Kolonialgebiet, ihre beide Grundlagen sind adeliger Großgrundbesitz und Luthertum. Aus diesen beiden engen Interessen- und Gedankenkreisen kam die Partei nicht heraus. Nach 1870 schlug Bismarcks überragender Geist sie in seinen Bann; die Partei, aus der er selbst hervorgegangen, wurde gouvernemental. Mit Güte und Gewalt, Zuckerbrot und Peitsche behandelte er sie. Wenn sie den Gehorsam verweigerte, erfuhr sie Bismarcks Ungnade durch schwere Einbuße bei den Wahlen. Besonders machte die Partei, teilweise von Bismarck geschoben, meist aber aus eigenster Gesinnung, den Kulturkampf leidenschaftlich mit. Schon den Mainfeldzug von 1866 hatte die Kreuzzeitung damals einen Gustav-Adolf-Ritt ins deutsche Reich genannt. Mit einem besonderen Artikel läutete sie später den Kulturkampf ein. Die immer wiederholten Versuche, die gläubigen Protestanten mit den Katholiken zu einer gemeinsamen Politik zu vereinigen, scheiterten stets an Bismarcks Gegenwirkung, noch mehr aber an der engen Verbindung der Konservativen mit dem Protestantismus. Das machte sie kurzsichtig. Wenn man stets in Furcht schwebt, vor dem „alten bösen Feind“, den „finstern Schlichen“ der Jesuiten und ihrer Moral, vor den



„Übergriffen und Ränken Roms“, vor dem ganzen ultramontanen Gespenst, wenn man, wie fast der ganze Protestantismus, erfüllt ist, von den törichtesten Vorurteilen gegen den Katholizismus und diesem geradezu mit einer kindlichen Unwissenheit gegenübersteht und noch dazu mit Lutherzorn erfüllt ist, dann muß der geistige Blick getrübt und beengt werden, wie es die preußische und deutsche Geschichte selbst in den letzten Jahrzehnten noch zeigt.

Das Programm, das die konservative Partei mit der Bezeichnung „deutsch-konservativ“ sich für das ganze Reich 1876 gegeben, zeigte die enge protestantische Auffassung und versuchte den Kulturkampf nach dem Gesichtspunkt des protestantischen Staatskirchenrechtes zu lösen! Da hatte schließlich Bismarck einen weiteren Gesichtskreis. An dem Widerspruch zwischen der inneren Unabhängigkeit des Christentums von der weltlichen Gewalt und ihrer lutherischen staats- und polizeikirchlichen Auffassung sind die Konservativen immer gescheitert. Schon vor 40 Jahren habe ich geschrieben, man möge sich nicht darüber täuschen, daß der Kampf gegen den Katholizismus und das katholische Volk, gegen diese konservativste und königstreueste Schicht, bei welcher zugleich auch die sittlichen und politischen Grundlagen von Gesellschaft und Staat am festesten stehen, auf die Dauer dem Katholizismus nicht schaden, wohl aber den gläubigen Protestantismus schwer treffen, daß die Früchte dieses selbstmörderischen Kampfes nur dem Unglauben, der Ausbreitung der naturalistischen Weltanschauung und dem Haß gegen das Christentum zugute kommen müßten. Auf einer kirchlichen Konferenz erklärte Stadtpfarrer Pestalozzi in Zürich im Oktober 1892: „Jeder Kampf gegen den Katholizismus kommt nur dem Atheismus zu gute.“ Das ist buchstäblich eingetroffen. Alles, was der Protestantismus an Offenbarungs-Christentum von der alten Kirche mitgenommen hat, erhält sich bei ihm nur durch die Autorität der katholischen Kirche. Ich habe damals auch darauf hingewiesen, daß dieser sogenannte Kulturkampf auch den Gedanken von dem legitimen Königtum von Gottes

Gnaden im Volksbewußtsein zerstöre. Auch das ist eingetroffen. Neben dem religiösen und sozialen, ist auch der politische Radikalismus ganz bedrohlich gewachsen. Wo sich die Konservativen bei den Wahlen mit dem Liberalismus verbündeten, sind sie allmählich aufgesogen worden und fast verschwunden. Selbst in religiöser Hinsicht waren die Konservativen nicht immer zuverlässige Bundesgenossen des Zentrums.

Abgeordneter Geheimrat Marx sagte in der „Germania" Nr. 31 vom 19. Januar 1918: Die Konservativen hätten wohl anerkennenswerter Weise in zahlreichen Fällen, wo kulturelle Interessen der katholischen Kirche in Frage standen, das Zentrum unterstützt, es sei aber doch fraglich, ob sie nicht „der christlichen Weltanschauung öfter und wirksamer hätten dienen können, wenn ihr Verhalten bei manchen Gelegenheiten folgerichtiger und entschiedener gewesen wäre. So darf, um nur eines anzuführen, nicht übersehen werden, daß z. B. den Paritätsklagen des Zentrums gegenüber keine Partei sich so scharf ablehnend und verletzend geäußert hat, wie die der Konservativen!"

Das preußische Schulunterhaltungsgesetz von 1906 machten die Konservativen durch einen Kompromiß mit den Nationalliberalen, was den Einzug der Simultanschule in den Städten erleichtert. Zur richtigen Würdigung der Lage der Konservativen in der Schulfrage darf man allerdings nicht vergessen, daß die protestantische Geistlichkeit und noch mehr die Lehrerschaft immer weiter nach links rückt, daß die geistliche Schulaufsicht daher ihren Wert für die Konservativen vielfach bereits verloren hat. Die Konservativen sind aber auch die stärkste Stütze des Duellzwangs im studentischen Leben und im Offiziersstand. Welche Wirkung diese offene Verhöhnung des Strafgesetzbuches auf das Volk haben muß, kann man sich denken. Die größte politische Torheit der Konservativen neben dem Kulturkampf war ihre Teilnahme am Bülow-Block von 1907. Hier hat ihnen der Romhaß den schlimmsten Streich gespielt. Das Zentrum hatte bisher immer darauf gesehen, alle wichtigeren Gesetze im Reichs-

tag, besonders die Zollpolitik, gemeinsam mit den Konservativen und dem rechten Flügel der Nationalliberalen zu machen, wenn es auch gegenüber dem Drängen nach dem Polizeistaat mitunter sich auf die Linke stützen mußte. Jenes fruchtbringende Band hat Bülow damals zerrissen, das Zentrum auf die Seite geschoben und die neue Mehrheit aus Konservativen, Nationalliberalen und Freisinnigen gebildet; ein unnatürlicher Bund, den die Konservativen nach zwei Jahren kündeten. Die beiden liberalen Parteien übten Rache, unterstützten bei den Wahlen in großzügiger Weise die Sozialdemokratie und das gewaltige Anwachsen dieser Partei im Reichstage ist nun die Ursache, daß für die Zukunft eine rechtsstehende Mehrheit daselbst unmöglich geworden ist.

Besonderen Dank schulden die Konservativen für diese Politik dem Evangelischen Bund und ihrem Pastoren-Flügel, der sich im „Reichsboten" seit Jahren ein besonderes Blatt geschaffen hat und den kulturkämpferischen Liberalismus kurzsichtigster Weise an Romhaß zu überbieten sucht. Immer hören wir hier die alten Redensarten: das Erbe der Reformation müsse dem deutschen Volk erhalten bleiben, Rom sei der Todfeind Deutschlands, das Zentrum sei reichsfeindlich usw. All das wird aus den Pfarrhäusern immer wieder in das Volk getragen. Als Graf Hertling Reichskanzler wurde, konnte dieses Blatt es nicht unterlassen, besonders in den Nummern 567 und 576 die allerödesten Kulturkampfphrasen aus seiner reichen Vorratskammer wieder loszulassen, im lutherischen Stil selbstverständlich, denn wir waren ja im Lutherjahr! Es ist der engste Gedankenkreis des 16. Jahrhunderts.

III.

Wenn auch die Konservativen einen Teil der sozialen und Wirtschaftspolitik, die Behandlung der landwirtschaftlichen und Handwerkerfrage, den Zolltarif von 1902, mit dem Zentrum gemacht haben, so haben sie doch für die soziale Frage der Gegenwart, für die sozialen Probleme der fortschreitenden Industrialisierung fast gar kein Verständnis



gezeigt. Diese Fragen widerstreben dem Wesen der Partei. Wie die Kreuzzeitung vor Jahrzehnten Beklemmungen bekam, als einmal von einem katholischen Oberpräsidenten für Schlesien die Rede war, so war ihr und der ganzen Partei das Aufstreben des vierten Standes unbehaglich und zu einer freiheitlichen Lösung dieser Frage fehlt ihr ganz das Verständnis. Die tiefere Erklärung dieses Zustandes, nur wenigen bekannt, liegt im Luthertum. Der Luther, denn die konservative Partei verehrt, ist nicht jener Luther vor dem Bauernkrieg, der als Prediger radikalster Freiheit in aufpeitschender Weise zum deutschen Volke sprach. Diesen Luther verehren Liberalismus und Sozialdemokratie. Der Mann der Konservativen ist jener Luther, der nach dem Bauernkrieg das Staatskirchentum herbeirief, den Polizeistaat, den unbedingten Gehorsam gegen die Obrigkeit und die Knechtseligkeit lehrte, derselbe Luther, der in seinem Großen und Kleinen Katechismus den Bauern und Hausvätern seine Rechtfertigungslehre vorenthielt, damit sie ja das Sittengesetz hielten und der Obrigkeit gehorchten. Während die katholische Kirche das gesamte irdische Leben, das private und öffentliche, mit dem christlichen Geiste zu durchdringen sucht und besonders auch verlangt, daß die Obrigkeit das christiche Sittengesetz nicht nur für sich selbst zu beobachten, sondern in den Ordnungen des öffentlichen Lebens auch auszugestalten suche, wie dies zum Beispiel der heilige Augustinus so herrlich in dem am Ende der alten Kirche geschriebenen Buche vom Gottesstaate dargelegt hat, schafft Luther einen Dualismus, eine doppelte Weltanschauung. Er trennte die ganze staatliche Gesetzgebung vom Christentum, indem er dieses auf die innerliche subjektive Heilsgewißheit beschränkte, ihm die Einwirkung auf die irdischen, besonders auf die öffentlichen sozialen und politischen Angelegenheiten verwehrte, zwischen Gottes- und Weltreich eine grundsätzliche Kluft schuf. Der Lutheraner Luthard faßte diese Ansicht dahin zusammen: das Reich Christi ist Gnadenordnung, das Weltleben Rechtsordnung, beide gehören verschiedenen Welten



an, jedes muß in seiner Grenze bleiben (Grisar, Luther, III, 479). Neben der Verschiedenheit der Lebenslage zwischen Großgrundbesitz und Volk liegt hier die theologische Wurzel für die Abneigung der konservativen Partei gegen Sozialpolitik. Daher mußte auch Hofprediger Stöcker in Berlin aus Amt und Politik weichen, als er versuchte, die Arbeitermassen durch Sozialpolitik wieder dem Christentum zuzuführen.

Ganz verständnislos stehen die Konservativen der Sozialpolitik der Zentrumspartei gegenüber, obwohl diese allein es verstanden hat, in schroffem Gegensatz zu den Konservativen, alle Stände und Klassen auf einem gesunden lebensfähigen Programm zu vereinigen, das selbst die harte Probe dieses Krieges bestanden hat. Man lese nur den Artikel über die Zentrumspartei im konservativen politischen Handbuch, um das Unverständnis der Konservativen für die großen Zeitbedürfnisse zu erkennen. Die ganze Sozialreform, für welche die Zentrumspartei, vom Vertrauen der christlichen Arbeiterschaft getragen, mit großem Erfolge führend sich bemühte, fand bei den Konservativen wenig Verständnis. Mit Trostsprüchen von den „gottgewollten Abhängigkeiten“ löst man die soziale Frage nicht. Wir haben keine Hoffnung, daß dem alten Stamm ein junges soziales Reis mit Zukunftsverheißung entsprießen werde. Erstarrt und versteinert steht die konservative Partei der neuen Zeit gegenüber. Ihre Politik ist im Wesen Klassenpolitik, ebenso einseitig wie die Klassenpolitik der Sozialdemokratie, nur daß es sich hier um eine dünne Herrenschicht, dort um Millionen Volksgenossen handelt. Wie die Konservativen religiös und konfessionell nicht aus dem 16. Jahrhundert hinauskamen, so politisch nicht aus dem lutherischen Polizeistaat. Die Austreibung der Jesuiten fand von jeher ebenso ihre parlamentarische Unterstützung, wie die gewaltsame Unterdrückung einer sozialen Bewegung (Sozialistengesetz) und die Mißhandlung der Polen. Daß Gerechtigkeit die Grundlage der Staaten sei, daß man die natürlichen und angebornen Rechte fremder

Völker achten müsse, haben sie niemals so recht begriffen. Der Aufstieg der unteren Stände ist ihnen ein Greuel, den freiheitlichen Wünschen des vierten Standes widersetzten sie sich mit einer Hartnäckigkeit, die eines besseren Zieles würdig wäre. Das man geistige Bewegungen nicht mit Polizeimacht niederschlagen kann, dieser Grundsatz wahrhaft konservativer Politik, ist ihnen heute noch ebenso fremd wie zur Zeit des Kulturkampfes und des Sozialistengesetzes. Dabei zeigen die Konservativen fast bei jeder Gelegenheit Mißachtung und Widerwillen gegen Verfassung und Volksvertretung. Die Worte, die einer der konservativen Heißsporne Herr von Oldenburg-Januschau vor etwa zehn Jahren im Reichstage sagte, es komme einmal die Zeit, wo ein höher Gestellter den Befehl gebe, „nehmen Sie einen Leutnant mit zehn Mann und lösen Sie den Reichstag auf", darf man wohl als eine allerdings gewagte Übertreibung auffassen, ebenso was derselbe Herr Ende Februar 1917 bei der 25jährigen Jubelfeier des Bundes der Landwirte in Berlin über unsere innere Lage sagte: „Was nach außen geschehen ist, das überwindet die Armee mit ihrem Heldenmute, was aber nach innen geschehen ist, wie wir da herauskommen werden, das ist Gott dem Herrn bewußt. Der Kanzler, der das eines Tages wieder in Ordnung bringt, auf den wird wohl geschossen werden, und wenn auf ihn nicht geschossen wird, taugt er nichts (Heiterkeit und Bravo); es kommt bloß darauf an, daß er selber auch schießt." Das sind wohl Übertreibungen, aber es liegt ein tiefer Ernst im kindlichen Spiel.

Auf dem Preußentage vom 18. Januar 1914 enthüllte die Partei ihre innerste Gesinnung über Volksvertretung und Volksrechte. Dieselbe Stimmung des Ärgers brach elementar hervor, als das Herrenhaus am 9. März 1917 dem Abgeordnetenhaus die freie Eisenbahnfahrt verweigerte. Es ist immer derselbe Geist der Überhebung eines, wenn auch historisch und politisch bedeutsamen Standes über die Gesamtheit der Nation, ist immer derselbe Geist des ostelbischen Herrentums, der uns in der ganzen Welt so un-

beliebt, ja vielfach verhaßt gemacht hat. Wenn man mit Recht sagt, Preußen könne keine moralischen Eroberungen machen, so liegt die Hauptschuld an diesem ostelbischen Geiste, der sich von dem Erbe der Gewohnheiten jahrhundertelanger Vorherrschaft in jenem Kolonialgebiet nicht losmachen kann. Die soziale Entfremdung, der Zerfall der Bevölkerung in förmliche Kasten ist daher in Ostelbien am stärksten, die Wurzel dafür liegt im Adel und in der Beamtenschaft. Von der so bedeutsamen Verständigung der Parteien in den letzten Monaten im Reichstag über die innere und äußere Politik haben sich die Konservativen grundsätzlich ausgeschlossen, den Anschluß an der gemeinsamen Front versäumt, teils weil sie mit den Nationalliberalen in scharfem Wettbewerb stehen um die alldeutschen Stimmen, teils aus angeborner Abneigung gegen den Einfluß der Volksvertretung. Die Reden ihrer Führer, des Grafen Westarp im Reichstag und des Herrn v. Heydebrand im Abgeordnetenhaus durchdringt der Ton ratloser Verbitterung über den Gang der Dinge in Preußen und im Reiche. Einst Mitregenten und Herren in Preußen, jetzt vereinsamt, laufen sie, wie die Kölnische Zeitung einst von Bismarck sagte, als er seinem Nachfolger Schwierigkeiten machte, „lärmend und polternd hinter dem Reichswagen her".

IV.

Die konservative Partei sieht den ungeheuren Einfluß, den sie im Staate besaß, verloren, ihren einst so reichen politischen Besitz zerflossen, aber sie war zumeist ihr eigener Totengräber. Durch den Kulturkampf dachte sie den Katholizismus zu zerstören, die Waffe, mit der sie uns töten wollte, hat sich nach rückwärts entladen. Der gläubige Protestantismus hat an geistig-sittlichem Einfluß im Volk und an politischer Bedeutung in den letzten 50 Jahren ungeheuer verloren. Durch ihre Kulturkampfgesinnung, die heute noch besteht, durch ihre Abweisung aller berechtigten politischen Forderungen, durch ihre agrarisch-feudale Ab-



schließung, durch ihre Abwendung gegen jeden Kulturfortschritt der unteren Stände, durch Mangel an sozial-politischem Verständnis für die Bedürfnisse der Gegenwart, stehen sie einsam und verlassen da, ein tragisches Schicksal der einst so mächtigen Partei. Die Zentrumspartei bedauert es am meisten, weil ihr dadurch der Anschluß nach rechts immer mehr erschwert wird.

Auch der ostelbische Geist hat seine Lichtseiten, es ist nicht Zufall, daß die Lehre vom Kategorischen Imperativ gerade von Kant und in Königsberg aufgestellt wurde. Der altpreußisch einfache Sinn, die Pflichttreue und Disziplin, die Unterordnung und Eingliederung in den Staatsgedanken mit Hingabe des ganzen Selbst an diesen, überhaupt alle die großen kriegerischen und politischen Tugenden, auf denen Preußen groß geworden, haben, wenn nicht ausschließlich, doch zu einem großen Teile ihre stärkste Entfaltung auf jenem Boden erhalten. Wir vertrauen, daß diese Tugenden weiter bestehen werden und daß überhaupt der konservative Gedanke im protestantischen Volk nicht untergehen wird, das müßten wir im Interesse von Vaterland und Volk ebenso bedauern wie den Untergang des Adels. Ein Stand von größeren Bodeneigentümern mit festem Besitzrecht, mit einer geschichtlich ruhmreichen Vergangenheit, mit unbestreitbarer Opferwilligkeit für Fürst und Vaterland, mit wirtschaftlicher Tüchtigkeit und andern guten Eigenschaften ausgestattet, getragen durch den clarum nomen avorum, den Hinblick auf den Ruhm der Vorfahren, ist für den Staat von größter Bedeutung. Dieser Adel soll unabhängig nach oben und unten die feste Stütze für Gesellschaft, Staat und Krone bilden, Recht und Freiheit hegen, soll an allen wertvollen Volksinteressen und auch sonst im sozialen und politischen Leben sich führend beteiligen, das berechtigte Neue mit dem gesunden Alten verschmelzen, mit einem Worte die freie Führerschaft eines freien Volkes bilden. Zu solchem Zwecke sind dem Adel die Majorate und Fideikommisse gegeben. Vor vielen Jahren, im Dezember 1885, hat mir in Neuß



der verstorbene Graf Spee seinen Dank für diese Auffassung des Adels ausgesprochen. Es ist allerdings nicht jener Adel, der in Hochmut sich einhüllt und wähnt, er müsse alles, was außer ihm steht, mit nachlässiger Gleichgültigkeit und Blasiertheit behandeln und selbst die ernsten Dinge als Zeitvertreib und Spiel betrachten. Solche Elemente muß der Adel bei sich selbst zurückdrängen. Was besonders den ostelbischen Adel betrifft, so möge an das Wort erinnert werden, das der unlängst verstorbene Adolf Wagner, Deutschlands bedeutendster theoretischer Volkswirt, auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß zu Frankfurt 1894 sprach: „Einen Stand von der Güte des preußischen Junkertums zu erhalten, scheint mir in der Tat etwas zu sein, was im Interesse der Gesamtheit liegt." Gleich jedoch fügte er bei: „Aber dazu, daß in den teuersten Studentenverbindungen und in den teuersten Regimentern das Geld verjubelt und verspielt wird, dafür erhalten wir keinen Großgrundbesitzerstand." Die wirtschaftliche Gesunderhaltung dieses Standes war für Wagner ein Hauptgrund zu seinem Eintreten für den Zolltarif von 1902.

Die Zentrumspartei hat sich von jeher bemüht, einerseits die unentbehrlichen Grundlagen von Staat und Gesellschaft, wozu auch das lebendige Christentum gehört, im Volksbewußtsein und im Leben der Nation zu erhalten, anderseits aber auch jeden gesunden Fortschritt zu pflegen, dem wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg der unteren Stände die Türen zu öffnen, nicht überstürzt, sondern mit allmählichem Reifwerden der Zustände. Das ist konservative Politik. Wenn die konservativen Kräfte, die auch im protestantischen Volk liegen, Hand in Hand mit der Zentrumspartei zur Entfaltung kommen, so wäre das für Deutschland von größter Bedeutung. Dazu müßte allerdings die jetzige konservative Partei Preußens zunächst untergehen, um als konservative Volkspartei im Protestantismus wieder aufzuzuleben. An dem Widerspruch zwischen der ostelbisch-konservativen Denkweise und der Lebensauffassung des anderen

protestantischen Deutschland sind bisher alle Versuche gescheitert, den konservativen Gedanken mit größerem Erfolg über die Elbe hinüber nach Westen zu tragen. Aber auch die konservativen Wahlkreise des Stammlandes stehen alle nicht fest, wiederholt sind manche derselben ganz plötzlich umgefallen und haben sich dem Freisinn zugewendet. Das ist ein Zeichen, daß die konservative Politik jener Gebiete nicht auf der Überzeugung breiter Wählermassen ruht, sondern mehr vom Adel und dem Landrat gemacht wird. Mit dem einseitigen Polizeigeist, mit dem Zwang des Staates, mit Absperrung gegen den sozialen Fortschritt und gegen das Aufsteigen der unteren Klassen macht man heute keine konservative Politik mehr, sondern tötet den konservativen Gedanken vollständig. Vorbildlich wäre hier das Beispiel Hollands, die Politik Kuyper-Schaepmann. Der calvinische, konservative Staatsmann Kuyper und der katholische Priester Schaepmann vereinigten sich, um die Wähler beider Konfessionen zu gemeinsamer konservativer Politik an die Wahlurnen zu führen. Große Schwierigkeiten waren auf beiden Seiten zu überwinden. Aber das Bewußtsein von der Gemeinsamkeit der konservativen Aufgabe und ihrer Bedeutung für Gesellschaft und Staat überwand sie. Die Grundlage für eine derartige Politik in Deutschland kann wie in Holland nur die volle Gleichberechtigung der Konfessionen sein. Die Zentrumspartei hat bereits im Anfang und sogar durch ihr Programm von 1871, das heute noch besteht, diesem Zusammengehen die Hand geboten. Die konservative Romscheu hat niemals fest zugegriffen. Die holländischen Protestanten dagegen sind aus dem 16. Jahrhundert herausgetreten, haben ihre geschichtlichen Vorurteile zum größten Teil abgelegt, geben den Katholiken die Gleichberechtigung, regen sich auch nicht auf über die Jesuiten, die in Holland ohne jede Belästigung und ohne irgendwie Anstoß zu erregen, Niederlassungen haben, Unterrichts- und Erziehungsanstalten besitzen, predigen und Seelsorge üben.



Die Lage ähnelt stark der nach dem Augsburger Religionsfrieden von 1555. Jene Verständigung war zwischen Katholiken und Lutheranern zustande gekommen. Die Calvinisten, die mit allen Reichsfeinden im Kriegsbunde standen, verlangten nun, daß der Friede auch für sie gelten solle. Die Lutheraner waren dagegen, denn sie lebten mit den Calvinisten in giftigster Todfeindschaft, halfen aber den Katholiken doch nicht mit, den Calvinismus zurückzudrängen und ihm besonders seine politische Gefahr zu nehmen. Das Endergebnis war der 30jährige Krieg! So haben auch im 19. und 20. Jahrhundert die gläubigen Protestanten die Katholiken im Kampf gegen Unglauben und Radikalismus nur höchst mangelhaft unterstützt. Das Ende ist nun die fast vollständige Linksschwenkung des deutschen Protestantismus und die Übermacht des Radikalismus.

Die politische Kräfteverschiebung, welche die preußische Wahlreform bringen wird, bedarf dringend einer konservativen Gegenwirkung. Das kann nur geschehen durch Entbindung und Stärkung der religiös-sittlichen Kräfte im Volksleben und durch Organisation der Stände. Wenn die konservative Politik sich vollständig und volkstümlich umgestaltet und sich weitblickend neu orientiert, so kann sie mit den Katholiken gemeinsam für Volk nnd Vaterland heilbringend wirken. Versagt sie auch hier wieder, so bleibt dem katholischen Volksteil die Aufgabe wie bisher auch künftig allein überlassen.

LXXX.

Die deutsche Zentrumspartei im Weltkrieg.

In der deutschen Zentrumspartei haben sich Gegensätze herausgebildet, die eine lebhafte Bewegung in der Zentrumspresse hervorgerufen haben und die Öffentlichkeit seit einiger Zeit beschäftigen. Es handelt sich vorerst nicht so sehr um sichtbar gewordene Meinungsverschiedenheiten in den Wählerkreisen des Zentrums, als um eine in der Presse scharf



ausgeprägte Mißstimmung infolge von Vorkommnissen in der Zentrumsfraktion des Deutschen Reichstags, die aber zu Weiterungen im katholischen Volke führen kann, wenn ihr nicht rechtzeitig begegnet wird.

Daß in der parlamentarischen Vertretung einer so großen und über das ganze Deutsche Reich verbreiteten Partei, in der alle Stammesverschiedenheiten, die Auffassungen und Interessen aller Volksgruppen eine ausgleichende Behandlung finden sollen, nicht blos dann und wann, sondern auch öfters Gegensätze emporsteigen, ist nicht zu vermeiden. Das ist unter selbständig denkenden Männern nicht anders zu erwarten und in einer Partei, die nicht eine einseitige, sondern umfassende Zusammensetzung hat, erst recht unvermeidlich. Die sozialdemokratische Klassenpartei, welche die Politik eines einzigen Standes als Oppositionspartei treibt und daher an sich leichte Arbeit hat, ist, nach langem gegensätzlichem Getriebe in Friedenszeit, während des Krieges auseinander gefallen; man kann in diesem Prozeß der äußersten Linken nicht blos zwei, sondern mehrere sich entgegenstehende Gruppen deutlich wahrnehmen. Das Zentrum ist auch heute weit davon entfernt, offene Gegensätze grundsätzlicher Natur und von dieser Schärfe zu beklagen; es sind zunächst nur Unzulänglichkeiten, welche in einer mehr als freizügigen Stellungnahme einzelner Persönlichkeiten zu Tage getreten sind, durch die der Politik der Gesamtpartei den Stempel aufzudrücken erstrebt wird, ohne daß es die Geltendmachung autoritativer Fraktionsleitung im Interesse des Ganzen verhindert hätte.

Das Zentrum ist geschaffen worden als Abwehrbastion der deutschen Katholiken. In ihm haben sich deutsche Katholiken aus allen Bundesstaaten und aus bürgerlich-politischen Lagern auf der Rechten wie auf der Linken zusammengefunden, um den Kulturkampf abzuwehren und der einheitsstaatlichen Strömung einen Damm zu setzen. Daß einer solchen Partei als Gruppe reiner Opposition über die Erfüllung des Zweckes hinaus kein Fortbestehen beschieden gewesen wäre, konnte angenommen werden. Darauf war auch

die Spekulation der Gegner des Zentrums in den anderen Parteien wie unter den führenden Staatsmännern gerichtet. Bekannt ist das Wort des früheren preußischen Minister-Vizepräsidenten v. Puttkamer, nach dem Kulturkampf werde das Zentrum „verduften". Auch im Zentrum war man sich dessen bewußt. Es hat darum von Anfang an darauf geachtet, sich nicht als Oppositionspartei zu erschöpfen, sondern es hat sich auf allen staatlichen Gebieten zur positiven Mitarbeit gedrängt und namentlich durch seine Sozial- und Wirtschaftspolitik in programmatischem Aufbau auf dem Boden des christlichen Staates sich ein festes Parteigefüge geschaffen, das bisher allen Stürmen widerstand. Jene christliche Staatslehre, welche Papst Leo XIII. als sein Vermächtnis an die Völker hinterlassen hat und die ebenso in Deutschland von hervorragenden Katholiken, insbesondere dem jetzigen Reichskanzler Grafen Hertling, theoretisch ausgebildet worden war, die Wirtschafts- und Sozialpolitik, die nach diesen leitenden Grundsätzen geformt wurde, bilden die wesentliche Garantie für den festen Bestand der Zentrumspartei, welche in allen Schichten des Volkes Wurzeln geschlagen hat und bodenständig geworden ist durch ihre Grundsätze, durch kluges Erfassen der Realitäten des Volkslebens, durch eine glückliche Führung, welche die Einigkeit und Einheit zu wahren verstanden hat. Das darf und kann nicht anders werden, namentlich jetzt nicht, wo das Zentrum in einer Zeit weittragender weltgeschichtlicher Entscheidungen zu einer von der göttlichen Vorsehung gesetzten hohen Mission berufen erscheint.

Windthorst hat, namentlich in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in der Zeit der Konsolidierung der neu erstandenen Partei, es des öfteren ausgesprochen, daß das Zentrum den *Mittelpunkt unter den bürgerlichen Parteien* darstelle. Das Zentrum ist keine konfessionelle Partei in ausschließendem Sinne, war es nie und wird es nicht werden; es vertritt die christliche Staatsordnung, welche allen gläubigen Christen gemeinsam sein muß, es schützt die Rechte der Konfessionen gegen jedwede Eingriffe. Von Katholiken gegründet und im wesentlichen aus Katho-

liken zusammengesetzt, haben Protestanten von jeher zu ihm Zutritt gehabt oder sich an es angelehnt. Das Zentrum ist auch allgemein politisch durch nichts gehindert, Fühlung nach rechts oder links zu nehmen, wenn es dort für seine Vorschläge zu den Staatszwecken Unterstützung zu finden glaubt oder wenn von daher brauchbare Lösungen geboten werden. Daß das nur unter vollster Wahrnehmung der Selbständigkeit geschehen kann, bedarf keiner Erläuterung. Man darf sich in keine Situationen begeben, in denen man geschoben wird, auch nicht in solche, in denen man zu führen glaubt, obwohl man geführt wird. Die Hineigung nach der einen oder anderen Seite ist zu vermeiden, weil das dem Charakter der Mittelpartei widerspricht und bei der Zusammensetzung des Zentrums zu Reibungen führen würde, die umso stärker fühlbar sich geltend machen müßten und selbst die Grundlage der Partei angreifen würden, je länger und ausgeprägter eine solche Haltung dauern würde. Das sind nicht bloße schöne Theorien, sondern Erfahrungssätze aus der Vergangenheit, die sich in einer festen Tradition krystallisiert haben.

Das Zentrum hat ebenso darauf zu halten, daß es auf dem granitenen Boden der Volkspartei verharrt. Die Volksvertretung stellt das Parlament dar, das Zentrum darf keiner Partei dienstbar werden, welche im christlichen Volke keinen Bestand hat, es muß ebenso eine volkstümliche Partei in dem Sinne sein, daß es seine Ziele mit den Mitteln des Konstitutionalismus und der Volksrechte frei von unzuträglichen Einflüssen vertritt. Das Zentrum ist konservativ in seinen Grundsätzen und wendet als Verfassungspartei zur Geltendmachung derselben alle Mittel an, die der Konstitutionalismus darbietet in der gegebenen Verteilung der Einflußsphären zwischen Krone und Volksvertretung.

Der erfahrene praktische Politiker weiß, daß die Führung einer solchen Partei keine leichte Aufgabe ist. Sie wurde zeitweise noch erschwert durch die theoretischen Auseinandersetzungen, welche das Zentrum in eine bestimmte Richtung zu



drängen suchten. Man braucht nur an den Streit um die Berliner und Kölner Richtung zu erinnern. Auch die „Literaten" haben wiederholt sich an das Zentrum herangemacht und ihm eine Richtschnur für sein praktisches Verhalten zu ziehen versucht; mochten sie nun in Berlin, Straßburg oder sonstwo ihren Wohnsitz haben, sie waren alle darin einig, daß sie es besser verstünden, das Zentrum zu führen, als die alten praktisch erprobten Männer an der Spitze der Partei.

Bisher hat die Zentrumsfraktion alle Schwierigkeiten überwunden. Sie wird auch fernerhin ihrer Herr werden, wenn die Zeichen der Zeit beachtet werden. Die Sachlage ist aber überaus ernst geworden, da an der Tätigkeit eines rührigen, wohlmeinenden und verdienstvollen Abgeordneten ein Streit entfacht ist, der die Gesamtpartei tief erfaßt hat. Gerade die größten Landeskontingente der Zentrumspartei, die in Rheinland, Westfalen und Bayern, soweit von Südwestdeutschland aus beurteilt werden kann auch in Schlesien, stehen in ablehnender Haltung der jetzigen Betätigung dieses Abgeordneten gegenüber, durch welche Gefahren für die deutsche Zentrumspartei heraufbeschworen werden, wie im Jahre 1906 mit seinen schweren Folgen für die Stellung des Zentrums im Reiche und im Reichstag. Auch damals, zur Zeit des Fürsten Bülow, war die Zentrumsfraktion im Reichstag führend und ausschlaggebend und hatte mit dem Reichskanzler selbst nähere Fühlung. Sie trieb westmächtlich und englisch gerichtete Politik, wurde dann infolge der Tätigkeit des jetzt wieder in eine Fehde mit der Reichsleitung verwickelten Abgeordneten in eine Wahlkrisis gebracht, bei welcher das Zentrum allein mit der Sozialdemokratie stand mit der Folge, daß das Zentrum nicht nur seine führende Stellung im Reichstag verlor, sondern auch in schwere innerpolitische Kämpfe geriet, die seinen Bestand anzugreifen drohten und aus denen es erst 1914 mit Beginn des Weltkrieges wieder herausgekommen ist.

In der Erörterung der auswärtigen Politik, die am 14./15. November 1906 im Reichstage infolge einer nationalliberalen Interpellation gepflogen wurde, in der Fürst Bülow



alles rosig färbte, behauptete er, zwischen Deutschland und England bestehe kein unnützes Erinnern, zwischen beiden bestünden auch keine tieferen politischen Gegensätze. In geistiger Beziehung, in Kunst und Wissenschaft stünden beide einander sich nahe, wirtschaftlich seien sie auf einander angewiesen. Gewiß sei zwischen Deutschland und England wirtschaftliche Rivalität vorhanden, solche Konkurrenz brauche aber keinen politischen Gegensatz. geschweige denn einen Krieg zu entzünden. König Eduard VII. habe 1904 in Kiel das Wort gesprochen: daß die Flaggen beider Nationen niemals feindlich zu einander wehen sollten. Hinsichtlich der damaligen englisch-russischen Verhandlungen über die zentralasiatischen Gebiete sagte Fürst Bülow, die deutsche Politik habe keinen Grund jene Verhandlungen zu stören oder ihr mutmaßliches Ergebnis scheel anzusehen. Der Zentrumsführer stimmte damals dem Fürsten Bülow zu, Bassermann aber drückte seine Meinung dahin aus, es werde zu einem Vertrag zwischen Rußland und England über Persien und zu einem Bündnis zwischen beiden kommen. Diese Vorhersage Bassermanns ist durch die Ereignisse bestätigt worden, während Bülows Prognose als unzutreffend sich erwiesen hat. Im Jahre 1907 war der englisch-russische Vertrag über Persien fertig, durch welchen die Hauptursache des russisch-englischen Gegensatzes in Zentralasien und Englands Sorge wegen Indiens beseitigt wurde. Diese falsche Einstellung der auswärtigen Politik ist durch die späteren Ereignisse in grelle Beleuchtung gesetzt worden — die belgischen Aktenfunde lassen den Schluß zu, daß die englisch-belgischen Abmachungen für den Kriegsfall mit Deutschland in das Jahr 1904 zurückreichen[1]) —, sie

1) In der „Deutschen Politik" (Heft 19 vom 3. Mai 1918 S. 551f.) kommt der Historiker Dr. Hashagen in Bonn in einer scharfsinnigen Untersuchung über die Datierung der Conventions Anglo-Belges zu dem Schlusse, daß schon im kritischen Jahr 1904 in Brüssel das Barometer aufgehängt wurde, an dem man — in den Kreisen der Wissenden — den Stand der Beziehungen der Westmächte zum Deutschen Reiche ablesen konnte. Das schlechterdings älteste Datum des Beginns der englisch-belgischen Verhandlungen sei heute noch unbekannt.

war auch damals schon zu erkennen, wie ja die Stellungnahme Bassermanns beweist. Diese unrichtige Orientierung in der deutschen auswärtigen Politik hat sich weiter behauptet bis zum Ausbruch des jetzigen Weltkriegs, und einzelne Zentrumspolitiker haben an ihr auch noch festgehalten bis zum 19. Juli 1917, an welchem die bekannte Friedensresolution im Reichstag beschlossen wurde, die, aus innerpolitischen Motiven entsprungen, durch eine westmächtlich orientierte auswärtige Politik geleitet war.

Hier ist auch die Quelle der Gegensätze im Zentrum, soweit auf die auswärtige Politik Bezug zu nehmen ist, gegeben. Ist es notwendig und ersprießlich, England zu besiegen, kann es besiegt werden und wie kann man ihm beikommen? Das ist die Frage, welche auch im Zentrum die Geister lange geschieden hat. Die Frage ist erst in der letzten Zeit bei dem Fortschreiten der Ereignisse zurückgetreten, verschwunden ist sie nicht, schlüssig beantworten können sie die Politiker nicht. Nur soviel steht fest, daß alle offiziellen Friedensangebote, alle offiziösen und privaten Friedensreisen und Pourparlers von Parlamentariern und Nichtparlamentariern nichts genützt, sondern die Engländer in dem Glauben bestärkt haben, daß Deutschland und Österreich-Ungarn nicht bis zum siegreichen Ende durchhalten könnten. In dieser Situation gibt es keinen anderen Ausweg, als den der andauernden und äußersten Kraftanstrengung, der Hochhaltung der Stimmung im Volke und des Vertrauens auf die Oberste Heeresleitung, welche den Sieg Deutschlands zusammen mit dem tapferen Heere zu erringen mit Bestimmtheit verbürgt.

Die ganze Institution der beauftragten und nichtbeauftragten Friedensreisenden, welche Brücken zum Feinde schlagen sollten und wollten, hat keine guten Geschäfte gemacht. Infolge dieser Einrichtung, welche unter der Kanzlerschaft des Herrn v. Bethmann-Hollweg beliebt wurde, sind Politiker und andere Beauftragte in den Kreis der auswärtigen Politik hineingezogen worden, welche für dieselbe entweder gar keine oder keine tiefere historisch-politische Bildung mitbrachten, um die Zusammenhänge würdigen zu können, die kein Fachwissen



und keine praktische Erfahrung besaßen, sondern in Teilausschnitten nach Symptomen, Stimmungen und Vorkommnissen mit engbegrenzten Auffassungen ad hoc Aufgaben zu lösen versuchten, wobei noch nach Rezepten der inneren Politik verfahren wurde. So war es doch, um ein großes Ereignis, das auf diesem Boden erwachsen ist, herauszuheben, ein gewagtes Experiment, daß von solcher Seite darauf eingewirkt wurde, Landanerbietungen Österreichs an Italien zu machen, um Italien vom Kriege fern zu halten. Wer die Geschichte Italiens nur einigermaßen kennt, die Entstehung des Königreichs Italien, seine Ansprüche, die Abhängigkeit Italiens von der internationalen Freimaurerei, die Treulosigkeit der dortigen offiziellen Politik, in der Italien selbst als Glied des Dreibunds feste Zusammenhänge mit Frankreich und England geschaffen hatte, der konnte nicht im Zweifel sein, daß Italien vom Verrat nicht zurückzuhalten war. Ein heute viel genannter Politiker erklärte damals, kurze Zeit vor der Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn, er reise nach Rom und werde dort die Verhältnisse so begleichen, daß Italien nicht in den Krieg eintreten werde; er sagte es mit ebensolcher Bestimmtheit, wie er später den Ausspruch tat, es bedürfe nur einer Unterredung zwischen ihm und Lloyd George, um England zum Frieden zu führen, was eine gänzliche Desorientierung in der Geschichte und Weltpolitik Englands verriet.

Die Institution der Friedensreisenden hat nur dann halbwegs einen Sinn, wenn diese halbamtliche Aufträge ausführen und sich im Übrigen rezeptiv verhalten. Ist es schon ein großer Fehler, wenn staatlich angestellte Beamte, die zu solchen vertraulichen Missionen ausgeschickt werden, sich hinter Zeitungen stecken und diese in ihrer Stellungnahme gegen die Politik des jetzigen Reichskanzers, die nun einmal gestützt werden muß im Weltkrieg, bestärken, so ist der Schaden deßhalb noch weit größer, daß die Friedensreisenden aus dem Kreise der Parlamentarier Dinge erfuhren, die ihnen sonst verborgen blieben und der Natur der Dinge nach auch geheim bleiben mußten. Ohne Geheimdiplomatie geht es nicht, das



haben die Friedensschlüsse im Osten gezeigt, wobei die Erfolge erst dann eintraten, als man sich von der großen Öffentlichkeit zurückzog und sich ihr erst mit der Verkündigung der Resultate erschloß. Die Institution der Friedensreisenden hat es mit sich gebracht, daß viele von den internen Vorgängen etwas wissen, was nach dem Kriege sich erst offenbaren wird, wenn die Zungen sich lösen. Manche haben sehr viel erfahren und glauben, ohne die weitere Gestaltungen und Absichten von Regierung zu Regierung zu kennen, ohne die amtliche Kenntnis über die wechselnde Lage im Auslande zu besitzen, ohne den militärischen Stand der Dinge und die von der Obersten Heeresleitung ins Auge gefaßten Möglichkeiten würdigen zu können, sich ein maßgebendes Urteil über Krieg und Frieden bilden zu dürfen. Der Fehler liegt darin, daß die Zahl derer, die solche Erfahrungen machen konnten, größer als zuträglich ist. Er vergrößert sich, wenn, wie in einem gegebenen Falle nachkontrolliert werden könnte, die Wirksamkeit der eigenen Person in großer Selbstüberschätzung beurteilt wird, wenn das Gehege der Zähne sich allzu mitteilsam öffnet, so daß die Mitteilungen allerorten von Mund zu Mund gehen und in Köln, München, Stuttgart, Breslau so bekannt sind, wie in Berlin selbst. Einmal ist es vorgekommen, daß von einer solchen Seite während einer Nachtischunterhaltung in der Schweiz recht bedenkliche Leitsätze der offiziellen Reichspolitik formuliert wurden, die es nicht sein konnten. Sie wurden in einem Interview von dritter Seite serviert, worauf dann das formelle Dementi kam, ein solches Interview habe nicht stattgefunden. Sachlich wurden die Äußerungen nicht aus der Welt geschafft. Der Widerruf war somit mit einer gewissen inneren Unwahrhaftigkeit behaftet. Ganz schlimm wird es, wenn solches schwankende Teilwissen zur Grundlage von politischen Aktionen im Reichstag gemacht wird und zu führender Reichspolitik sich ausweiten möchte.

Diese Erscheinungen, über die hiemit einmal, wenn auch mit der in heutiger Zeit gebotenen Zurückhaltung, ein Wort gesprochen sei, haben eben jene Stimmungen und



Urteile ausgelöst, auf deren Untergrund die Reichstagsresolution vom 19. Juli 1917 erwachsen ist. Die damalige Aktion war vornehmlich aus innerpolitischen Beweggründen entstanden, um der Sozialdemokratie eine Plattform zu geben, von der sie in ihrer Wählerschaft gegen Streiks und die Radikalsozialisten wirken mochte. Dazu konnte man, unbeschadet der sachlichen Lage, mitwirken. Warum auch nicht! Nachdem die Resolution einmal aufgeworfen worden war, ist sie, obwohl sie weiten und scharfen Widerspruch im Zentrum gefunden hatte, nahezu einstimmig — es waren nur zwei Stimmen dagegen — von der Fraktion angenommen worden. Man kann sich dem Zwang plötzlicher Situationen oft nicht entziehen. Die Resolution hätte jedoch bei strikter Interpretation, die später wiederholt auch versucht wurde, zu einer Fessel in der Kriegspolitik des Deutschen Reiches werden können. Das ist erfreulicher Weise nicht eingetreten und heute gilt die Resolution als überholt und erledigt. Allein sie hatte den Nachteil, daß sie als Stimmungsbarometer der Mittelmächte im feindlichen Ausland gegen die eigenste Absicht ihrer Urheber, zum Frieden zu führen, wirkte. Die vier Gründe, aus denen heraus man zu dieser Resolution kam, waren ganz darauf zugeschnitten. Da man in weiteren Kreisen des Reiches von dieser Begründung Kenntnis hat, so könnte man sich nicht wundern, wenn die daraus erwachsene Stimmung auch durch offen stehende Kanäle ins Ausland gelangt wären. Unter diesen vier Gründen sind solche, an welchen die Institution der Friedensreisenden beteiligt ist, namentlich soweit Österreich-Ungarn und die Unterredungen in Wien an zwei hohen Stellen herbeigezogen wurden, deren korrekte Wiedergabe jetzt bezweifelt wird.

Dieses Geschäftsträgertum war nach der Bethmann'schen Staatskunst orientiert und hatte mit dieser den pessimistischen Grundzug gemein. Statt daß man, wie es bei den Westmächten tagtäglich geschieht, alles darauf angelegt hätte, die Siegesstimmung des eigenen Volkes hoch zu halten, hat die Auswirkung all dieser Erscheinungen sich schwer auf die deutsche Volkspsyche gelegt.



Die Wendung zum Bessern ist mit der Ernennung des Grafen Hertling zum Reichskanzler erfolgt, der es verstanden hat, die innerpolitischen Schwierigkeiten zurückzudrängen und der ganzen politischen Führung durch enges Zusammenarbeiten mit der Obersten Heeresleitung einen anderen Schliff zu geben. Warum ist Graf Hertling gerufen worden? Es ist nicht unbekannt, daß sich Graf Hertling seit langen Jahren beim Kaiser hoher Wertschätzung erfreute. Das ist eine wesentliche Vorbedingung im konstitutionellen Staate, aber sie ist nicht die einzige. Graf Hertling galt schon als Reichstagsabgeordneter als erfahren in der Beurteilung der weltpolitischen Zusammenhänge. Das kommt heute noch in Zeitschriften gelegentlich zum Ausdruck, selbst mit der Zuspitzung, er sei der einzige dieser Art qualifizierte Beurteiler im Reichstag gewesen.[1]) Diese seine Orientierung in der auswärtigen Politik hat Graf Hertling als bayerischer Ministerpräsident infolge des Vorsitzes im Bundesratsausschuß für Auswärtiges in der Friedenszeit und im Krieg noch erweitert und vertieft. Ein Menschenalter hat Graf Hertling dem Reichstag angehört, sich dort hohen Ansehens erfreut. Er brachte somit die Sachkunde auf parlamentarischen Boden mit. Bekannt ist auch sein außerordentliches diplomatisches Geschick. Eine zweite Persönlichkeit, die in gleicher Weise als homo peritus das Amt des Reichskanzlers übernehmen konnte, gibt es im Deutschen Reiche nicht. Der weitere Vorzug seiner Persönlichkeit besteht darin, daß er sich auf die stärkste Partei des Reichstags stützt, deren langjähriger Führer er war, daß mit seiner Berufung das System der ausschließlichen Beamtenregierung durchbrochen wurde und

---

1) So sagt Dr. Rohrbach in einer Zeit, da Graf Hertling noch nicht Kanzler war, in der „Deutschen Politik" (Heft 29 vom 20. Juli 1917, Seite 814), „daß die Reichstagsabgeordneten es alle miteinander bisher zufrieden gewesen sind, in der auswärtigen Politik Dilettanten zu bleiben, und viele nicht einmal das. Über Einzelheiten gibt es gute Spezialisten im Reichstag; über das auswärtige Ganze hat überhaupt nur ein Abgeordneter (von Anbeginn des Reichstags an), der Freiherr v. Hertling sprechen können."

schließlich zum ersten Male der Versuch gemacht wird, zwischen Regierung und Parlament eine Koalition zu bilden. Denn neben dem Grafen Hertling ist der Fortschrittler v. Payer Vizereichskanzler und der Nationalliberale Dr. Friedberg preußischer Vizeministerpräsident.

Soll das zunichte gemacht werden durch Verschulden des Zentrums? So muß jetzt die Frage gestellt werden nach den Darlegungen der „Kölnischen Volksztg."[1]), die mitteilt, Graf Hertling sei „ohne Befragen Erzbergers" berufen worden, daraus habe sich von vornherein eine gegensätzliche Haltung ergeben, die sich immer weiter persönlich zugespitzt und verschärft habe. Das genannte Organ schreibt dem Abg. Erzberger die Absicht zu, den Grafen Hertling zu stürzen, und der „Bayerische Kurier"[2]) sagt, der Abg. Erzberger habe 1917 „die denkbar lebhafteste Agitation für die Kanzlerschaft des Fürsten Bülow notorisch betrieben". Es sei registriert. Den Dingen hier näher zu treten ist nicht beabsichtigt. Es ist indeß als ein parteigeschichtlich bedeutsamer Vorgang zu bezeichnen, wenn führende Organe der Zentrumspublizistik sich veranlaßt sehen, eine solch offenherzige Sprache zu reden und zur Einwirkung auf die Zentrumsfraktion Dinge mitzuteilen, die seither im internen Kreise allerdings viel besprochen worden sind.

In dieser Situation wirkten die Verhandlungen des Hauptausschusses des Reichstags vom 8. Mai 1918 wie eine Explosion. Zur Diskussion stand die Erörterung der Vorgänge in der Ukraine, die als junges Staatswesen einen gründlichen Umsturz in der Regierung erlebt hat. Daß darüber im Reichstag Aussprache gehalten wurde, war zu erwarten. Das war ganz am Platze, wenn es in gegebener Rücksichtnahme auf die Lage des Reiches geschah. Vor Erzberger hatte der Sozialistenführer Scheidemann unter schweren Angriffen auf die Reichsleitung wegen der Vorgänge in der Ukraine den Rücktritt Hertlings und Payers

1) „Kölnische Volksztg." Nr. 366 vom 10. Mai 1918.

2) „Bayer. Kurier" Nr. 134 vom 15. Mai 1918.

gefordert. Am 8. Mai gab Vizekanzler Payer eine Darstellung der Ostpolitik und schloß: Die Reichsleitung habe sich auf dem Boden des Pflichtgefühls und des Verantwortungsgefühls gestellt; nur dieser Gedanke sei für sie immer ausschlaggebend gewesen, wenn es sich um das Zusammenarbeiten zwischen ihr und der Obersten Heeresleitung handelt. Er könne nur sagen, daß, seit er im Amte sich befinde, noch nie ein Mensch den Versuch gemacht hat, ihr in der Betätigung des Pflichtgefühls irgendwelche Schwierigkeiten zu machen. „Ich glaube, Sie können es uns selbst getrost überlassen, die Zuständigkeit der Reichsleitung zu wahren." Auf diese Zuspitzung der Rede des Vizekanzlers folgte dann eine Rede des Abg. Erzberger, in der er Richtlinien vortrug für die Behandlung der Ostfragen und für die Reichsleitung in ihrer Stellung zur Militärgewalt. Die Richtlinien sind nicht zu beanstanden, sie rennen offene Türen ein und enthalten Selbstverständlichkeiten. Sie sollten aber zu einem Antrag verdichtet werden, was dann eine Wiederholung der Situation vom 19. Juli 1917 geworden wäre. Das war schon bedenklich, gänzlich ungangbar wurde der Weg infolge der Rede, die der Abg. Erzberger hielt. In derselben kommen folgende Stellen vor:

„Die Regierung hat keinen festen Plan und kein festes Ziel. Sie wechselt anscheinend je nach den Erfolgen im Westen ihre Anschauungen. Eine Politik wie die bisherige kann das Zentrum nicht mehr verantworten. Die Politik, welche von Deutschland betrieben wird, wirkt kriegsverlängernd, erregt die Freude der Entente und vernichtet das deutsche Ansehen im Auslande. Deshalb hat der Reichstag die Pflicht, seine Schuldigkeit zu tun und einzugreifen, damit Deutschland vor ungeheurem Unglück bewahrt bleibt. Bei der Umwälzung in der Ukraine handelt es sich um einen militärischen Staatsstreich. Wir wünschen in Deutschland eine Regierung, deren Taten ihren Worten entsprechen."[1])

Der sozialistische „Vorwärts" nannte diese Worte des Abg. Erzberger „ziemlich ultimativ". Das ist zutreffende

1) Nach der „Köln. Volkszeitung" Nr. 364 vom 10. Mai 1918.



Charakteristik. Die Richtlinien würden, unter solchen Umständen als Antrag zum Beschluß erhoben und mit dem Kommentar der Erzberger'schen Rede versehen, eine parlamentarische Kriegserklärung gegen Reichskanzler und Vizereichskanzler geworden sein.

Die nach der Rede eingetretenen Vorkommnisse können als weitere Belege dienen. Der nationalliberale Abg. Dr. Stresemann warf im Ausschuß dem Abg. Erzberger vor, daß er ohne jedes Verantwortungsgefühl durch seine Anträge Deutschland in der Achtung der Welt herabsetze, die Reichsleitung zum Sturz bringe und damit eine Krisis heraufbeschwöre, deren Folgen unübersehbar seien. Mitglieder der Fortschrittlichen Volkspartei hatten den Antrags-Entwurf des Abg. Erzbergers mit unterzeichnet. Die Unterschriften wurden nach Rücksprache mit dem Vizekanzler zurückgezogen, und die fortschrittlichen Mitglieder des Ausschusses gewechselt. Die „Freisinnige Zeitung"[1]) gab ferner bekannt: Die Ausschußverhandlungen über die Ostfragen seien in der Fraktion der Freisinnigen Volkspartei besprochen worden. Als Ergebnis der Verhandlungen könne sie mitteilen, „daß die Fraktion keine Veranlassung hat, Anträge zu unterstützen, die sich auf den sogenannten Erzberger'schen Richtlinien bewegen". Außerdem wurde, nach derselben Quelle, folgender Beschluß gefaßt:

„Die Fraktion spricht einmütig ihr volles Vertrauen zum Vizekanzler von Payer aus, dessen bisherige Haltung sie billigt, und erklärt sich bereit, seine Politik auch weiterhin zu billigen."

Die hier erwähnten Kundgebungen von Tatzeugen geben dem Wortlaut der Rede des Abg. Erzberger ein festes Gepräge. Der Tatbestand erscheint sohin durchaus festgelegt und kann durch nachträgliche Interpretationen nicht abgeschwächt werden.

Dies Verhalten der anderen Parteien ist auch deshalb sehr beachtenswert, weil durch sie die parteipolitische Konstellation umrissen wird. Sie hat eine auffallende Ähnlichkeit

1) Nr. 110 vom 12. Mai 1918.

mit jener von 1906, als bei der Auflösung des Reichstags am 13. Dezember jenes Jahres das Zentrum an die Seite der Sozialdemokratie sich gestellt sah und die übrigen bürgerlichen Parteien zur Ausschaltung des Zentrums, das damals ausschlaggebend war, vom Reichskanzler Fürsten Bülow gesammelt wurden für die Reichstagswahlen vom 25. Januar 1907. Damals war wegen der kolonial-politischen Streitigkeiten, in welche die Zentrumsabgeordneten Roeren und Erzberger mit der Reichsleitung geraten waren, eine große Erhitzung in der politischen Atmosphäre eingetreten, veranlaßt durch die in wohllöblicher Absicht unternommene Aktion zur Beseitigung kolonialpolitischer Mißstände, wobei man jedoch sich von Eingriffen in die Administrative offenbar nicht ferngehalten hatte. Dazu kam dann die Kürzung des Nachtragsetats für Südwestafrika um 9 Millionen (statt 29 Millionen nur 20'288,000 Mill.), um die Gesamtstärke der Schutztruppe auf 2500 Mann zu bringen. Die Fortschrittliche Volkspartei, welche die gleichen Ziele verfolgte, sprang bei der weiteren Behandlung der Sache ab, modelte bei der zweiten Lesung ihren Antrag nach den Wünschen des Reichskanzlers Fürsten Bülow, so daß bei der Reichstagsauflösung, die unter der bösen Parole, die Ehre des deutschen Schwertes und die Kommandogewalt des Kaises seien engagiert, erfolgte. Das Zentrum war von den bürgerlichen Parteien isoliert. Die Ablehnung der 9 Millionen Mark hätte vermieden werden müssen, wenn diese Situation bestimmt ins Auge gefaßt worden wäre. Fürst Bülow hatte dem Reichstagspräsidenten Grafen Ballestrem auf Befragen erwidert, der Reichstag werde wegen dieser Angelegenheit nicht aufgelöst!

Der Bülowblock kam und mit ihm eine schwere Zeit für das Zentrum. Die verfahrene finanzpolitische Situation mußte saniert werden. Bei dieser Aufgabe gelang es dem Zentrum, den Block zu sprengen und 1909 den Reichskanzler Fürsten Bülow mit dem Sprengmittel der Ablehnung der Erbschaftssteuer zu stürzen. Dadurch jedoch ist die Koalition der Linken von den Nationalliberalen bis zur Sozialdemokratie



gegen Zentrum und Konservative heraufbeschworen worden in dem gegenwärtigen, 1912 gewählten Reichstag. Zur Markierung des Linksblocks führt noch heute ein fortschrittlicher Präsident die Geschäfte des Reichstags. Die Fehler, die 1906 mit durch den Sturm und Drang des Abg. Erzberger begangen worden sind, haben so eine lange fatale parteigeschichtliche Bedeutung erlangt.

Die hier geschilderte Entwicklung legte es nahe, wieder einmal an die Grundlage des Zentrums und seine Existenzbedingungen auch in taktischer Hinsicht zu erinnern. Die Taktik ist in der Politik der Parteien so wichtig wie die grundsätzliche Betätigung selbst, denn die letztere leidet Schaden, wenn die richtige Ausnützung der jeweiligen Zeitlage fehlt. Es ist eine Beruhigung für die Zentrumspartei im Reiche, daß die Fraktion aus den steuerpolitischen Kämpfen der Vergangenheit die Nutzanwendung macht und keine finanzpolitischen und steuerpolitischen Transaktionen mit einzelnen Parteien, sondern nur mit allen zusammen eingeht. Sie trägt auch den durch den Weltkrieg geschaffenen innerpolitischen Stimmungen in volkstümlicher Weise Rechnung, ohne dabei im Inneren der Orientierung im Sinne der Westmächte zu folgen, welche das Ziel des Abg. Erzberger ist; denn dieses führt dorthin, wo der Abg. Dr. Naumann steht, der in seiner neuesten Schrift[1]) das vertritt, was er selbst „die Republick mit dem Großherzog an der Spitze“ nennt, das jetzt geschichtlicher Ernst werde.

Wesentlich an die Fraktionsleitung gerichtet ist ein ernstes Monitorium des Abg. Dr. v. Pichler, der in einer öffentlichen Versammlung in Passau ausführte:[2])

Nach seinem Empfinden scheine der Abg. Erzberger daran zu arbeiten, seine früheren Verdienste wett zu machen und auszulöschen durch eine ‚unheilvolle Geschäftigkeit und ein unverständliches Draufgehertum‘. Dr. Pichler sprach sein ernstes

1) „Der Kaiser im Volksstaat“, Buchverlag der „Hilfe“ in Berlin, Seite 36.

2) Bericht der „Donau-Zeitung“ Nr. 218 vom 14. Mai 1918.

Bedauern aus und erklärte, in den Kreisen der bayerischen Zentrumspartei werde die Tätigkeit Erzbergers mit wachsender Mißstimmung verfolgt. Schließlich wies er auf die Notwendigkeit hin, daß es der Fraktionsleitung gelinge, die volle Einigkeit der Fraktion in der parlamentarischen Arbeit aufrecht zu erhalten, daß sie also des ‚leidenschaftlichen Ungestüms eines einzelnen Führers‘ Herr wird.

Wenn ein so ruhig denkender, mit seinem Urteil zurückhaltender Politiker wie der Abg. Dr. v. Pichler der wachsenden Sorge über diese Vorgänge im Reichstagszentrum öffentlich Ausdruck gibt, wie geschehen, dann ist aller Anlaß gegeben, mit sich ernstlich zu Rate zu gehen.

Der Zentrumsführung muß das katholische Volk dankbar sein für die hingebende, unermüdete Arbeitsleistung, für die Treue zur Sache, für die Umsicht allewege. Doch muß der Wunsch ausgesprochen werden, daß sie ihre Autorität schärfer zur Geltung bringt. Windthorst hat einmal, das ist verbürgt, einem Zentrumsabgeordneten ein Ultimatum gestellt mit den Worten: wenn das und das nochmal vorkommt, dann gehe entweder ich oder der Abg. X. Wie straff Windthorst die Zügel führte, ist oft bei ätzenden Worten Dr. Liebers in vertrautem Kreise empfunden worden. Die Zentrumspartei ist bei diesem Regimente vorzüglich gefahren. Was wäre auch in einer Situation, wie sie 1887 durch die Septennatsnoten geschaffen war, geschehen, wenn nicht Disziplin gewahrt worden und das selbst vor der Vorstandschaft streng gehütete Geheimnis der breiteren Behandlung überantwortet worden wäre. Heute sind andere Zeiten und die alte ist unwiederbringlich dahin. Es ginge wohl heute nicht an, ein gleiches Verfahren einzuschlagen. Allein ein strafferes Anziehen der Zügel der Fraktionsführung ist unerläßlich. Das ist die Empfindung aller, die den Dingen näher stehen.

Die Zentrumsfraktion hat unterm 10. Mai eine Erklärung durch Wolffs Bureau verbreiten lassen, in welcher dargelegt wird, daß es sich bei den Richtlinien nicht um einen „Vorstoß gegen Hertling“ oder die Oberste Heeresleitung gehandelt habe. Die Fraktion und keines ihrer Mit-

glieder sei so töricht, den Gegnern diesen Gefallen zu erweisen. Von der Rede des Abg. Erzberger spricht die Fraktionskundgebung nicht. Doch wird erklärt: „Die Männer der Regierung, welche, wesentlich durch das Vertrauen der Zentrumspartei unterstützt, in ihr Amt kamen, haben nach wie vor das volle Vertrauen der Partei." Damit ist die durch die Ausschußverhandlungen vom 8. Mai akut gewordene Frage für die Fraktion beseitigt. Die Haltung der Zentrumsfraktion ist so über allen Zweifel bestimmt und entschieden festgelegt und es ist somit zu erwarten, daß sie die Leitung auch gegen alle Anfechtungen autoritativ durchführt.

Bedeutsam ist die Einmischung der Sozialdemokratie in die Auseinandersetzungen im Zentrum. Der „Vorwärts"[1]) schreibt: „Unterliegt die kluge Politik Erzbergers, dann ist die Sozialdemokratie im Kampfe um die Massen des katholischen Volkes in Deutschland den gefährlichsten Konkurrenten los." Der Sozialistenführer Scheidemann veröffentlicht im „Vorwärts"[2]) einen Aufsatz, worin er die „Pressehetze gegen Erzberger" abwehrt und ihr eine allgemein politische Bedeutung zu geben sucht. Dieser Verschiebung des Gegenstandes der Diskussion zu folgen besteht keine Veranlassung. Es ist einzig und allein eine interne Angelegenheit der Zentrumspartei gegeben. Der sozialistischen Einmischung gegenüber gilt das Wort Windthorsts, das er auf einem Katholikentag einmal ausgesprochen hat: Das Lob der Gegner würde ihn veranlassen, ernstlich zu prüfen, ob er sich noch auf dem rechten Weg befinde!

Es handelt sich weder um die Beseitigung Erzbergers, noch um seine Kaltstellung. Das Zentrum kann bei der Lösung der ihm obliegenden schwierigen Aufgaben, die sich im Kriege aufgehäuft und welche in der Friedenszeit unermeßliche Anforderungen stellen, keine der in ihm wirkenden Kräfte entbehren. Seine innere Politik kann sich nur als die einer Volkspartei in engster Verbindung mit dem katho-

1) Nr. 138 vom 22. Mai 1918. 2) Nr. 140 vom 24. Mai 1918.

lischen Volke entwickeln, wobei die bäuerlichen Wählermassen, auf welche die Sozialdemokratie keinen Einfluß besitzt, so gut ihre Befriedigung finden müssen wie die Industriearbeiter und die Wähler aller Stände, die einer christlich-konservativen Staatspolitik und der freien Betätigung auf konstitutionell-monarchischem Boden im Einvernehmen mit einer kraftvollen, zielbewußten, das Volkswohl allein verfolgenden Herrschergewalt zuneigen. Und diese Volkspolitik muß sich aufbauen auf einer gerechten Friedenspolitik. Wiederholt ist in diesen Blättern vor einer Gewaltpolitik gewarnt worden, welche die Völker nicht zur Ruhe kommen ließe. Wegen dieser Grundrichtungen in der Politik kann es keinen Streit geben innerhalb der Zentrumspartei. Allein es ist in gleicher Weise darauf zu achten, daß die Zentrumspartei nicht von den bürgerlichen Parteien getrennt wird und daß sie nicht in eine Isolierung gerät, worin sie an die Seite der Sozialdemokratie gedrängt würde. Das Letztere wünscht die Sozialdemokratie, welche dadurch ihre Hauptkonkurrenz einem Zermürbungsprozeß entgegengeführt sähe.

Das Zentrum muß sich als Mittelpunkt der bürgerlichen Parteien in Freiheit und Unabhängigkeit erhalten. Das geht verloren, wenn das Zentrum durch die impetuosen Vorstöße einzelner seiner Mitglieder in Engagements verwickelt wird, welche nicht in der Gesamtpartei, sondern nur in einzelnen Gruppen, Ständen, Landsmannschaften Zustimmung finden, für die aber die Gesamtpartei verantwortlich gemacht wird. Die Fraktionsführung muß diese Politik einseitigen Drängens von Haus aus in die Bahnen des Ausgleichs mit allen anderen Kräften ziehen, sonst belastet sie sich mit einer Verantwortung für politische und taktische Züge, die, so gut sie auch gemeint sein mögen, die Geschlossenheit auflösen. Bei gemeinsamem Zusammenwirken gibt es in allen Parteien unausgesetzt Situationen, in denen der Rat der Alten und die Autorität der Leitung allein zu entscheiden und der Einzelne sich zu fügen hat. Das einmal auszusprechen ist durch die Verhältnisse notwendig geworden.

LXXXI.

Das Gebetbüchlein des Erzherzogs Maximilian.

Ein Beitrag zur Geschichte der Militärseelsorge.

Von Johann Dorn, z. Zt. im Felde.

Es ist nicht etwa ein Gegenstück zu dem berühmten von Albrecht Dürers und anderer Künstler Meisterhand herrlich geschmückten Gebetbuch Kaiser Maximilians I. und den übrigen prächtigen Fürstengebetbüchern des ausgehenden Mittelalters und der Renaissancezeit; kein kunstgeschichtlich hochbedeutsames Schaustück mit zierlichen Miniaturen, sondern ein schlichtes und, wenn man von den paar Holzschnitten und der Umrahmung der einzelnen Seiten durch gerade Linien absieht, schmuckloses Gebetbüchlein in Duodezformat, das sich äußerlich in nichts von den hundert und tausend andern alten Gebetbüchern unterscheidet, welche auf den Bücherbrettern der großen Bibliotheken ungestört schlafen und verstauben.

Der Titel des im Jahre 1600 bei Georg Fleischmann in Würzburg erschienenen Büchleins lautet: „Serenißimi Archidvcis Maximiliani[1]) sacrarvm precvm enchiridion cvm Praefatione Reuerendißimi Praesulis Herbipolensis Jvlii ad eundem.“ Die Rückseite des Titelblattes ziert ein 10 cm hoher und 6 cm breiter Holzschnitt, das österreichische Wappen darstellend. Es folgen auf fünf weiteren ungezählten Blättern das bereits im Titel angekündigte Vorwort des Würzburger Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn, ein Inhaltsverzeichnis und zwei Stellen über den großen Wert des Gebetes aus Bernhard und Johannes Chrysostomus. Hieran schließt sich

1) Erzherzog Maximilian war der vierte Sohn Kaiser Maximilians II. ein Bruder der Kaiser Rudolf und Matthias, durch seine Mutter Maria ein Enkel Karls V. Er hatte sich seinerzeit um den polnischen Königsthron beworben, aber dem schwedischen Prinzen Sigmund weichen müssen, wurde später Hochmeister des Deutschen Ordens und starb 1620. Am ausführlichsten handelt über ihn Josef Hirn, Erzherzog Maximilian, der Deutschmeister, I., Innsbruck 1915. Ob der zweite Band folgen wird, nachdem der Verfasser inzwischen gestorben ist, ist mir nicht bekannt.



auf 402 gezählten Seiten das eigentliche Gebetbuch, eine Sammlung von mannigfaltigen Andachtsübungen in fünf Abteilungen.

Das Vorwort des Bischofs Julius, das Ruland im Serapeum 1864, S. 106 f. aufs neue abdruckte,[1]) hebt zunächst die vielen Verdienste hervor, die sich das Haus Österreich schon seit langer Zeit durch die Bekämpfung des Erbfeindes der Christenheit erworben habe, rühmt insbesondere auch die Tätigkeit Maximilians gegen die Türken in Pannonien, wo er am 3. September 1596 Hatvan (Hadua) nach nicht ganz dreiwöchentlicher Belagerung erobert hatte,[2]) und seine große Frömmigkeit. Für sie lege namentlich das Gebetüchlein Zeugnis ab, das der Erzherzog vor kurzem verfaßt und an die Öffentlichkeit gegeben habe und das nun, von Bischof Julius selbst verschiedentlich vermehrt, ein zweites Mal erscheine. Und zwar habe ihn, den Bischof, bei der Neuausgabe ganz besonders der Wunsch geleitet, allen christlichen Soldaten ein brauchbares Gebetbuch in die Hand zu geben. Ein Soldatengebetbuch also soll die Würzburger Ausgabe des Enchiridions Erzherzog Maximilians sein und wir gehen kaum irre, wenn wir in ihr das älteste katholische Soldatengebetbuch erblicken.

Das Büchlein ist gleich manchen anderen Gebetbüchern vergangener Jahrhunderte, wohl infolge der starken Abnützung gerade der aszetischen Literatur und der Geringschätzung derselben bei der Aufhebung der geistlichen Bibliotheken außerordentlich selten.[3]) Ruland gelang es nicht von der ersten

1) Außer Ruland hat meines Wissens bisher niemand auf das Enchiridion des Erzherzogs aufmerksam gemacht. Bei Joh. Caspar Löscher, Curieuses Verzeichniß Durchlauchtiger Personen, Welche Sich in Theologischen Wissenschafften mit Schrifften hervor gethan ... (²Rochlitz 1719) fehlt Maximilian gleich vielen anderen „durchlauchtigen“ theologischen Schriftstellern.

2) Weniger angenehm mag den Erzherzog die Erwähnung Erlaus (Agria) berührt haben, wo er in der Tat einen glänzenden Sieg errungen hätte, hätte nicht die unzeitige Beutegier seines Heeres denselben vereitelt und in eine arge Niederlage verwandelt (vgl. darüber Hirn a. a. O. 49 f.).

3) So besitzen z. B. weder die an katholischen theologischen Werken außerordentlich reichhaltigen beiden großen Münchener Bibliotheken noch auch die Wiener Hofbibliothek irgend eine Ausgabe des Büchleins.



Ausgabe vom Jahre 1600 mehr als ein paar Blätter ausfindig zu machen; ich konnte ein vollständiges und wohlerhaltenes, der Stadtbibliothek Nürnberg gehörendes Exemplar[1]) einsehen, ein gefälliges Pergamentbändchen mit goldener Deckenpressung.

In wenigen Jahren erlebte das Enchiridion drei weitere Auflagen. Die erste von 1603, wieder in Duodez, druckte gleichfalls Georg Fleischmann in Würzburg. Ruland konnte von ihr nur das dem Drucke von 1600 nachgebildete, doch im Unterschied von diesem zweifarbig, schwarz und rot, ausgeführte Titelblatt auffinden. Eine weitere, Ruland unbekannt gebliebene Ausgabe in Oktav von 1609 verzeichnet Lipenius in seiner Bibliotheca realis theologica. Ob sie sich in irgend einer Büchersammlung erhalten hat, vermochte ich bisher nicht festzustellen. Abermals sechs Jahre später, 1615, gab der Würzburger Buchdrucker Conrad Windtlauff das Enchiridion noch einmal heraus. Ruland widmet dieser letzten Ausgabe, der einzigen, von der er (in der Bibliothek der Franziskaner-Konventualen zu Würzburg) ein vollständiges Exemplar nachweisen konnte, eine eingehende Beschreibung.[2])

Indes alle diese Ausgaben stellen laut der Vorrede des Fürstbischofs Julius nur Nachdrucke eines vom Erzherzog selbst zusammengestellten und veröffentlichten Gebetbuches dar. Bereits Ruland mühte sich vergeblich diese Vorlage aufzufinden. Auch ich konnte keinen vor November 1600 erschienenen Druck des Enchiridions auffinden oder auch nur bibliographisch nachweisen. Und doch kann nach der Vorrede des Fürstbischofes Julius ([„libellus] non ita pridem collectus et in lucem emissus“) kein Zweifel daran bestehen, daß die Originalausgabe des Gebetbuches tatsächlich und zwar im Jahre 1600 oder kurz vorher im Druck erschienen ist. Eine Vermutung über diesen Erstdruck möge weiter unten Platz finden.

Zuvor ein paar Bemerkungen über den Inhalt des Gebetbuches! Es zerfällt, wie bereits bemerkt wurde, in fünf Teile.[3])

1) Es trägt die Signatur: Fen. II 113 12°. 2) A. a. O. 109 f.

3) Ähnliche Anlage zeigt der Hortulus animae des seligen Petrus Canisius von 1563, vgl. Steph. Beissel, Zur Geschichte der Gebetbücher, Stimmen aus M.-Laach 77. 1909, 268.



Der erste, Seite 1—51, enthält täglich zu verrichtende Andachtsübungen: zuerst eine Morgenandacht, kurze, gut gewählte, zum Teil der Prim des kirchlichen Breviers entnommene Gebete; es folgt eine den Bedürfnissen des Soldaten angepaßte Litanei „Litaniae sive invocationes sanctorum, qui vel militarant, vel militantibus suo patrocinio egregie adfuerant. Quae utiliter tempore belli, contra infideles et Catholicae ecclesiae hostes recitantur a Christianae fidei propugnatoribus“[3]); daran reihen sich, auf die sieben Wochentage verteilt, die sieben Bußpsalmen (Ps. 3, 26, 128, 53, 78, 50, 82) samt Wechselgebeten um Schutz und Hilfe, Verzeihung und Gnade des Allerhöchsten, ein Gebet zu den heiligen Kriegern im Himmel um ihren Beistand, ein Gebet um Gottes Hilfe im Kampf gegen die Heiden und Ungläubigen, ein Gebet für Kaiser und Könige und Fürsten, ein Gebet um den Schutz der Kirche wider ihre Feinde und um Frieden; ein Abendgebet, das sich an die Komplet des Breviers anlehnt, und die marianischen Antiphonen schließen den ersten Teil.

Der zweite Teil, S. 52—95, besteht aus einer, großenteils dem Missale entnommenen Meßandacht; nur statt des Kanons sind andere Gebete eingefügt, so nach der Wandlung der Hymnus Adoro te; als Lesung erscheint Daniel 12, 1—2, als Evangelium Matthaeus 12, 25—30, („ . . . Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid und ich werde euch erquicken; nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütigen Herzens, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen; denn mein Joch ist süß und meine Bürde leicht.“)

Der dritte Teil, S. 96—228, bringt sieben, ziemlich gleichmäßig aufgebaute, aus Gebeten, Hymnen, Litaneien und Psalmen zusammengesetzte Andachtsübungen für die einzelnen Wochentage: zu Ehren der heiligsten Dreifaltigkeit für den Sonntag, zum Troste der Verstorbenen für den Montag, zu

3) Jene Heiligen, die „fidelibus et Christianis in bello fuerunt auxilio“ sind durch ein vorgesetztes Sternchen besonders hervorgehoben, so unter vielen anderen Moses, Johannes der Täufer, die Apostel, Mauritius, Gereon, Martinus, Judith, Ursula.

den Engeln und himmlischen Geistern für den Dienstag (hier tritt in der Oration zum hl. Michael nach der Litanei der betende Soldat hervor), zu Ehren aller Heiligen für den Mittwoch, zu Ehren des hl. Altarssakramentes, des Leidens Christi und der allerseligsten Jungfrau Maria für die drei letzten Tage der Woche.[1])

Im vierten Teil, S. 229—291, finden wir die sieben Bußpsalmen mit Gebeten um Stärke wider die vielen Hauptsünden und um die ihnen entgegenstehenden Tugenden, ein Itinerarium, ein Gebet in Gefahren und kurze Andachtsübungen vor und nach dem Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altares.

Eine reichhaltige Sammlung mannigfacher Gebete in den verschiedenen Anliegen, S. 292—402, schließt als fünfter und letzter Teil das Büchlein: kurze Bitten für die gesamte Kirche, für alle kirchlichen Stände, für Papst oder Bischof, für Kaiser oder König, für Eltern, Verwandte, Freunde und Wohltäter, Feinde, Reisende, Kranke, Versuchte und Bedrängte, für die Sünder, für alle Lebenden und Verstorbenen, weiter Gebete um den Frieden der Kirche, wider ihre Feinde, gegen die Türken, Gebete in Zeiten eines Krieges, einer Hungersnot, einer Pest, Gebete um Frieden, um Regen, um gutes Wetter, um Nachlassung der Sünden, um Überwindung böser Gedanken, um Geduld, Keuschheit, Demut, Trost für Betrübte, weiter ein Danksagungsgebet; S. 324—349 folgen „orationes aliae belli et tumultuum tempore dicendae“ längere Gebete um die Hilfe des allmächtigen Gottes für die Christen gegen die Anstürme der Feinde untermischt mit passend ausgewählten kurzen Stellen aus dem Alten Testamente[2]) Hieran schließt sich S. 350—402 noch eine zweite, etwas längere Beicht- und Kommunionandacht.

Auffallen mag, daß die Bestimmung des Enchiridions zu einem Handbüchlein christlicher Krieger so wenig hervortritt. Sollten etwa die weniger an verschiedenen Orten eingestreuten besonderen Soldatengebete alle von Fürstbischof Julius beige-

1) Solche Offizien für die einzelnen Wochentage finden sich in den Gebetbüchern seit dem Ende des 15. Jahrhunderts immer häufiger, vgl. Beissel, a. a. O. 177 f.

2) 2 Paral. 14, 11; 2 Paral. 20, 6. 12; Joel 2, 17; Is. 37, 16—20; Baruch 3, 1—8; 3 Könige 8, 57—61; Daniel 9, 15—19.



geben sein, der im Vorwort ausdrücklich hervorhebt, seine Ausgabe sei gegenüber ihrer Vorlage vielfach vermehrt.[1])

Wir kommen damit auf die Frage des Verhältnisses der Würzburger Nachdrucke zur Erstausgabe Erzherzogs Maximilians zurück. Der neueste Biograph Maximilians, Josef Hirn, erwähnt in seinem trefflichen Werk über den Deutschmeister das Enchiridion nicht; hingegen berichtet er, wo er auf den religiösen Eifer und den frommen Sinn des Erzherzogs zu sprechen kommt, daß dieser eine von ihm zusammengestellte Sammlung von Gebeten dem Bischof von Würzburg zur Begutachtung unterbreitet habe. Bischof Julius habe alles „mit sonderem Fleiß kolligiert" gefunden und die Beifügung einiger weiterer Stücke empfohlen, Maximilian seine Zustimmung hiezu erteilt und dem Bischof alles zusammen zur Drucklegung übersandt, doch mit dem Wunsche nicht ausdrücklich als Autor genannt zu werden.[2]) Das Büchlein sei alsdann unter dem Titel eines Breviers aller Festtage erschienen und von dem Erzherzog an zahlreiche befreundete Persönlichkeiten verschenkt worden. Nachdem der Briefwechsel über die Drucklegung des Gebetbuches im März 1600 entstanden ist, die Vorrede des Fürstbischofs im Enchiridion aber das Fest des hl. Martinus des gleichen Jahres als Datum trägt, liegt die Vermutung nahe, das von Hirn erwähnte „Brevier" habe die Vorlage des Enchiridions gebildet. Der Gedanke dieses Brevier zu einem Soldatengebetbuch umzugestalten, dürfte dann von Fürstbischof Julius Echter ausgegangen, ihm somit die Schaffung des ersten katholischen Soldatengebetbuches[3]) zu verdanken sein.

---

1) „libellus a me nonnihil auctus."

2) Bischof Julius an Maximilian 1. März 1600; dieser an Julius 6. März.

3) Doch nicht des ersten katholischen Soldatenerbauungsbuches; so hatte z. B. bereits Petrus Canisius 1596 herausgegeben einen „Kriegsleüt Spiegel, das ist Warhaffte Beschreibung eines Christlichen Kriegsmannes, Wie er in allem seinem Thun nachfolgen solle dem herrlichen Ebenbild Sanct Moritzen ..., auch S. Gereons, S. Thyrsen, S. Ursen, S. Victors ... Allen frommen Christen, insonderheit aber Feldöbersten, Hauptleüthen, Bevelshabern, und gemeinen Soldaten ... fürgestellt ...". Einzelne Gebete für den Gebrauch von Kriegern finden sich schon in früheren Gebetbüchern; so enthält auch das Gebetbuch Kaiser Maximilians I. „Duo psalmi dicendi, quando bellum adeundum est" (Qui habitat in adiutorio und Iudica, domine, nocentes me.) — Vielleicht darf noch erwähnt werden, daß auch dem neuesten Biographen Julius Echters, Vitus Brandner (1917), dessen Enchiridionausgaben entgangen sind.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Ude, Dr. J., Der moralische Schwachsinn. Österreichs Völkerwacht. Graz 1918.

Derselbe, Moralische Massenverseuchung durch Theater und Kino. Ebenda.

Hellmann Sigm., Machtpolitik und Idealpolitik. München-Leipzig, Duncker u. Humblot 1918.

Weber Max, Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland. Ebenda.

Müller-Meiningen, Der Reichstag und der Friedensschluß. Ebenda.

Scharnagl Dr. A., Das neue kirchliche Gesetzbuch. München-Regensburg, Manz 1918.

Jünger K., Vom kommenden Weltfrieden. Siegen-Leipzig, Montanus-Verlag 1918.

Worlitscheck A., Deutsches Volk und Christusglaube. Freiburg, Herder 1918.

Pfeilschifter Gg., Feldbriefe katholischer Soldaten. 1—3. Ebenda.

Sierp W., S. J., Die Marianischen Kongregationen in Deutschland. Ebenda.

Geyser, Dr. J. Über Wahrheit und Evidenz. Ebenda.

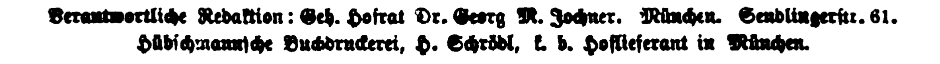
Hamann E. M., Abriß der Geschichte der Deutschen Literatur. Ebenda.

Cathrein V., S. J., Die Grundlage des Völkerrechts. Ergänzungshefte z. d. Stimmen d. Zeit. I. Reihe: Kulturfragen. 5. Heft. Ebenda.

Sieber E., Die Wallfahrt im Weggental. Rottenburg, Bader.

Doelle P., Dr. Ferd., O. F. M., Die Observanzbewegung in der sächs. Franziskanerprovinz bis 1529. Münster, Aschendorff 1918.

Spahn M., Die Großmächte. Berlin-Wien, Ullstein 1918.


Verantwortliche Redaktion: Geh. Hofrat Dr. Georg M. Jochner. München. Sendlingerstr. 61.
Hübschmann'sche Buchdruckerei, H. Schrödl, k. b. Hoflieferant in München.



Inhalt

des

elften Heftes.

		Seite
LXXVI.	Wahnideen	789
LXXVII.	Die epische Kultur Deutschlands in Vergangenheit und Gegenwart (Schluß) . .	805
	Von Dr. phil. Johannes Hönig.	
LXXVIII.	Die Gesellschaft vom Heiligsten Herzen Jesu jesuitenverwandt?	815
	Von Johannes B. Kißling.	
LXXIX.	Die konservative Partei in Preußen .	821
	Von Dr. Eugen Jäger, Mitglied des Reichstags.	
LXXX.	Die deutsche Zentrumspartei im Weltkrieg	836
LXXXI.	Das Gebetbüchlein des Erzherzogs Maximilian	855
	Ein Beitrag zur Geschichte der Militärseelsorge.	
	Von Johann Dorn, z. Zt. im Felde.	

Ausgegeben am 1. Juni 1918.



Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Georg Jochner.

(Gegründet von Joseph und Guido Görres.)

Hunderteinundsechzigster Band.

Zwölftes Heft.

München 1918.
In Kommission von Theodor Riedels Buchhandlung.

Von dieser Zeitschrift erscheint am 1. und 16. jeden Monats ein Heft in Großoktav. Man abonniert in München in der Expedition dieser Blätter (Josephspitalstr. 17, Hübschmannsche [H. Schröbl] Buchdr.).

Im übrigen sind die Historisch-politischen Blätter

halbjährlich zu 9 Mark

durch die Post zu beziehen.

Den buchhändlerischen Vertrieb hat Theodor Riedels Buchhandlung in München Residenzstraße 25 übernommen.

Inserate werden mit **1 Mark** die Petitzeile oder deren Raum, Beilagen nach Übereinkommen berechnet.

Herabgesetzter Preis: Von den ersten hundert Bänden kostet, soweit der Vorrat reicht, der einzelne Band nunmehr **4 Mark** der Jahrgang **8 Mark** im Buchhandel.

Preis des Einzelheftes Mk. 1.— mit Ausnahme des ersten Heftes des 141. Bandes, welches Mk. 3.— kostet.

Die Administration der Histor.-polit. Blätter.



LXXXII.

Wahnideen.

(Schluß.)

III.

Von den Auffassungen und Theorien politischen und sozialen Inhalts, welche heute die Öffentlichkeit, die Lehrenden und Lernenden beherrschen, von unserer gesellschaftlichen Diskussion gilt in weitem Umfange das Wort J. Drydens:

„Irrtümer, Halmen gleich, sich oben zeigen,
Wer Perlen sucht, muß in die Tiefen steigen."

Bedauerlicherweise zeigen sich aber auch in der Tiefe, an den Wurzeln der Irrtumshalme, nicht immer Perlen oder Goldkörner. Auch dort hat sich der Irrtum angesetzt, der Irrtum und der Wahn vor allem, der sich in den pädagogischen Auffassungen äußert.

Der Krieg, welcher in den ersten Monaten die Vaterlandsliebe hoch entflammt hat, der aber in seinem langen Verlaufe ein beklagenswertes Sinken und Verschwinden der patriotischen Gesinnung zeigte, führt uns von selbst zu der Frage oder dem pädagogischen Wahne der Lehrbarkeit des Patriotismus.

Lehren kann man Dinge, die den Verstand betreffen und beschäftigen, lehren kann man Wahrheiten und feststehende Sätze, Gebote und Gesetze usw., aber lehren und erzwingen kann man nicht Gefühle und Gesinnungen. Lehren kann man darum auch nicht den Patriotismus, denn er ist

nicht eine dem Gehirne, sondern dem Herzen entspringende Macht. Der Patriotismus ist ein Produkt der Geschichte und der Überlieferung, ein Ergebnis der Erziehung und der Einflüsse der Umgebung, aber er ist kein unmittelbares Resultat des Unterrichts oder des von einem vaterländischen Geiste getragenen Lehrprogrammes der staatlichen Schule.

Es ist einer der vielen Irrtümer der sogenannten staatsbürgerlichen Erziehung, den Patriotismus d. i. die staatsbürgerliche Gesinnung als Lehrgegenstand und als lehrbar aufzufassen und durch die Kenntnis der staatlichen Gesetze und Einrichtungen der Jugend jene Gesinnung einflößen zu wollen. „Man bedenkt nicht", sagt Fr. W. Foerster[1]), „daß das bürgerliche Gesetzbuch ja gerade von denen, welche die Gesetze umgehen wollen, meist gründlicher gekannt wird, als von denen, die sie halten. Das bloße Wissen von bürgerlichen Einrichtungen und Paragraphen hat gar keinen Wert, wenn nicht der Wille zu einer wahrhaft staatsbürgerlichen Behandlung aller Berufs- und Lebensfragen angeregt, gestärkt und geklärt wird."

Der Patriotismus ist ursprünglich und nach seiner örtlichen Quelle Heimatliebe.[2]) Eine entsprechende Beeinflussung, ein richtiger Geschichtsunterricht usw. vermögen die Heimatliebe zur Vaterlandsliebe zu erweitern und zu vertiefen. Wo aber die Keime dieser Liebe nicht vorhanden sind, werden alle Bemühungen fruchtlos sein. Wir glauben nicht, daß der beste Geschichtslehrer die Söhne der internationalen Sozialdemokratie zu patriotischen und begeisterten Staatsbürgern umzuformen vermag. „Es scheint uns ein

1) Staatsbürgerliche Erziehung. Leipzig 1910. S. 8.

2) „Das Heimatgefühl, der Patriotismus ist zunächst in seinem tiefsten Wesen örtlich, gebunden an die heimatliche Scholle. Allmählich zieht er weitere Kreise, er wird zum Regionalismus, er umfaßt die heimische Gegend, das engere Vaterland. Erst in dritter Linie dehnt das vaterländische Empfinden sich aus auf das weitere Vaterland, auf die Nation oder auf den . . Gesamtstaat." (Dr. Jos. Beck, Der neue Schulkampf. Olten 1916. S. 84.)

bedenkliches Zeichen für unsere öffentlichen Zustände", schreibt P. V. Cathrein S. J.[1]), „daß man so sehr für die Einpflanzung der Vaterlandsliebe besorgt sein muß. In einem wohlgeordneten, gesunden Gemeinwesen stellt sich die Liebe zum Vaterland oder zum Volke, zu dem man politisch rechtmäßig gehört, von selbst ein; und es muß etwas faul sein im Staate Dänemark, wenn man es für nötig hält, diesen Gemeingeist künstlich zu züchten." —

Die Irrlehre von der Lehrbarkeit des Patriotismus fußt auf einem älteren weitverbreiteten und praktisch geübten pädagogischen Irrtum, auf der Überschätzung der Erziehung durch Worte oder Belehrung.

Es ist selbstverständlich, daß nicht nur der Unterricht, sondern auch die sittliche und religiöse Erziehung der Jugend der Unterweisung und der Belehrung bedarf; aber ungleich wichtiger sind die beiden Faktoren des Beispieles und der Übung. Verba movent, exempla trahunt. Der beste religiöse Unterricht ist fruchtlos, wenn das Beispiel und die das Kind umgebende religiöse Atmosphäre fehlt.

Das Wort ist mächtig, aber mit Worten läßt sich nicht alles erreichen, am wenigsten mit dem gedruckten und dem geschriebenen Worte. Es ist ein staatspädagogischer Irrtum, der besonders der modernen Bureaukratie anhaftet, mit zahlreichen und sich fortgesetzt mehrenden Gesetzen und Verordnungen Recht, Ruhe und Ordnung im Lande am besten zu fördern und das Volk erziehen zu können. Die Gesetzesfabrikation ist zu einer Krankheit des modernen Staates geworden und an dieser Überproduktion leidet ganz besonders das deutsche Volk. Demgegenüber gilt der alte Satz: Je mehr Gesetze, desto weniger Gerechtigkeit! und das ähnliche Wort von Tacitus: „Plurimae leges, pessima respublica."

Je mehr Gesetze, desto mangelhafter deren Durchführung. In dem neben Rußland korruptesten Lande der Erde, in den

1) Moralphilosophie Bd. II, 5. Aufl. 1911. S. 590 f.



Vereinigten Staaten Amerikas, deren gesetzgebende Körperschaft die überwiegend religionslosen Bürger durch eine Armee von Gesetzen in Zucht zu halten vermeint, kommen, wenn eine uns vorliegende Statistik zuverlässig ist, nur 5 Prozent der Vergehen und Verbrechen zur Aburteilung. Die tausendfachen, sich nicht selten widersprechenden Erlasse und Verordnungen, die uns der lange Krieg gebracht, und deren mangelhafte Durchführung sind noch in frischer Erinnerung.

Ein die religiöse Überlieferung festhaltendes, sittlich starkes Volk bedarf keiner Strafgesetze. Wo die Kirche und der kirchliche Einfluß sich frei geltend macht, ist die Gesetzesfabrikation überflüssig. Je mehr aber „der Staat als solcher zur Geltung kommt, um so mehr wachsen die Rechtsformen und Gesetze, die an die Stelle der Volkssitte treten und nur zu oft in Widerspruch mit ihr stehen."[1]) Je mehr diese Sitte „zurückgedrängt ist und schwindet und so aufhört den Leidenschaften ein Zügel zu sein, um so mehr geht das Gemeinbewußtsein zugrunde . . . . . An seine Stelle tritt nur das herz- und verstandslose, weil unpersönliche Gesetz."[2]) Das Gesetz, das nicht bessern, sondern nur äußerlich abwehren kann.

Wie man das Volk durch Gesetze und Verordnungen im negativen Sinne zu erziehen sucht, so will man es in positiver Weise durch die allgemeine Schulpflicht bilden. Bildung ist der Ruf, der seit Beginn der liberalen Ära die Kulturstaaten durchhallt. Aber Bildung in der einseitigen Auffassung der Verstandes- und der wissenschaftlichen Bildung. Diese Bildung macht, wie die Wahnideen lauten, das Volk reich, verleiht wirtschaftliche und militärische[3]) Überlegenheit

---

1) Histor.-polit. Blätter Bd. 91, S. 114.

2) Ebenda S. 114.

3) Die „Augsburger Postzeitung" vom 3. November 1918 (Morgenblatt) schreibt: „Gegen ein Schlagwort. In seinem „Cavour" hat der . . Freiburger Kulturhistoriker F. X. Kraus, ganz im Banne des vulgären Liberalismus stehend, das alte Schlagwort wiederholt, der preußische Schulmeister habe bei Sadowa

über die anderen Völker, rettet die bedrohten Berufsstände, insbesondere den Gewerbestand, führt zur Gesittung und zur Abnahme der Verbrechen usw. Es gibt in den Augen der Bildungsfanatiker keine größere Sünde als nicht jedem Posten im Unterrichtsbudget seine Genehmigung zu erteilen. Die allgemeine, gleiche Volksbildung, bis hinauf zur Hochschule, ist insbesondere eine Forderung der doktrinären Sozialdemokratie, welche sich über die Möglichkeit der Durchführung derselben noch niemals den Kopf zerbrochen hat. Zutreffend schrieb einst W. H. Riehl[1]):

„Die allgemeine Volksbildung[2]), für welche man den angehenden Dorfschulmeister erzieht, ist eine Phantasterei,

gesiegt. Das Wort ist eine Übertreibung. . . . Auch heute zeigt sich in gewissen Kreisen die Tendenz, dieses Schlagwort wieder auszumünzen angesichts der glänzenden Waffentaten deutscher Truppen zu Land und zu Meer.

Da ist es an der Zeit, diesen Geschichtsklitterungen energisch entgegenzutreten und daran zu erinnern, daß ein Klassiker (?) der Geschichte und Politik, Herr Treitschke, von diesem Schlagwort schlechtweg als von einem törichten Gerede spricht. Gesiegt haben wir 1866 und 1870 im wesentlichen, weil wir eine treffliche Manneszucht im Heere hatten, weil die Truppen von Liebe und Begeisterung für den König durchdrungen waren und auch voll Gottvertrauen waren, dann aber auch, weil unsere Heerführer den Krieg zu führen verstanden. Die geistige Bildung spielte nicht so wesentlich mit.

Treitschkes Worte haben auch heute ihre Geltung, um so mehr, als unser Schulwesen seit 1870 keine Fortschritte gemacht. Im Gegenteil: Das Schlagwort von der „Überbürdung der Schüler" hat seine Wirkung getan und wir können, wenn wir die Augen aufmachen, leicht sehen, daß andere Länder uns in der Schulbildung überholt haben."

1) Die bürgerliche Gesellschaft. 4. Aufl. Stuttgart 1880. S. 115.

2) Zum Thema „Gleiche Volksbildung" schreibt Dr. Gg. Ratzinger u. a.: „Die Sucht die allgemeine Gleichheit durchzuführen und ein gleiches Niveau der Volksbildung herzustellen, das Alte blos deshalb lächerlich zu machen, weil es alt ist, hat die Eigentümlichkeiten der . . Bevölkerung schon größtenteils beseitigt. Die allgemeine gleiche Volksbildung und die gleiche Wehrpflicht räumen mit den letzten Spuren und Resten der ererbten Sitten und Gewohnheiten



ein Erzeugnis des alten nivellierenden Rationalismus. Es gibt gar keine Volksbildung; je tiefer vielmehr die allgemeine Bildung ins eigentliche Volk geht, um so schärfer spaltet, gliedert, individualisiert sie sich. Der Dorfschulmeister ist nicht da, um ein pädagogisches System zu verwirklichen, sondern um den Bauersmann in seiner historischen Erscheinung und Mannigfaltigkeit verwirklichen zu helfen".

„Die Bildungsschwärmer und Volksreformer „sehen nicht ein", sagt Bischof v. Keppler[1]), „daß solche gewaltsam in die unteren Volksschichten eindringende Bildungsversuche immer nur eine Halbbildung, keine Bildung zustande bringen können — eine Halbbildung mit all dem geistigen und geistlichen Elend einer solchen .... Würde man es wirklich dahin bringen, das Volk in eine Masse von Gebildeten rectius Halbgebildeten zu verwandeln, so gäbe es gar keine Volk mehr; dasselbe wäre ruiniert, ermordet; seine Gesundheit, Natürlichkeit, Einfalt, moralische Tüchtigkeit, Reformkraft wäre dahin. Aus unserem gläubigen Volke würde dann eine Horde von Sozialisten und Anarchisten werden. Der ganze Sozialismus ist bekanntlich ein Produkt der Halbbildung."

Die große Menge überschätzt das Maß wirklicher Bildung, das sich unsere Jugend an unseren höheren Lehranstalten erwirbt. Sie weiß auch nicht, daß ernstes geistiges Streben bei nur einem sehr geringen Prozentsatz zu finden ist und daß das Schlußresultat des Besuches einer sechsklassigen und oft auch neunklassigen Lehranstalt ein mitunter oft ungemein bescheidenes ist und daß zudem dieses Resultat nach Verlassen der Schule rasch wie der Schnee in der Märzsonne dahinschmilzt. Der ganze Ehrgeiz zahlreicher junger Leute — und der besorgten Eltern — besteht darin

auf und uniformieren die Gesamtbevölkerung. Uniform und Dressur der Gegenwart rotten die Besonderheiten und Gewohnheiten der Vorzeit gründlich aus." (Forschungen zur bayerischen Geschichte. Kempten 1898. S. 571.)

1) Wahre und falsche Reform. 3. Auflage. Freiburg i. Br. 1903 S. 237.

sich den Berechtigungsschein für den Einjährig-Freiwilligendienst zu erwerben.

Seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts haben wir eine stetige Vermehrung unserer höheren Schulen zu verzeichnen und seit diesen Jahren datiert auch, wie einsichtige Schulmänner konstatieren, der Rückgang der Leistungen in den meisten Fächern. Setzt man noch die wachsende, von oben unter dem Einfluß der Elternvereinigungen gewünschte Milde bei Beurteilung der Leistungen in Rechnung, dann ist dieser Rückgang ein noch viel erheblicher. Der Rückschritt, den der Krieg dem Wissen und Können und dem geistigen Interesse der studierenden Jugend gebracht, wird sich für die künftigen Jahre und Jahrzehnte als geradezu katastrophal erweisen. Die ziemlich wertlosen „Notprüfungen" bekundeten nichts als die Not, in der sich die Schulbildung befindet.

Die schulmäßige Bildung der letzten Jahrzehnte litt vor allem an der Zersplitterung derselben: an der Anfügung immer neuer Lehrgegenstände. Allein Vielwissen ist nicht Bildung oder Volksbildung, am allerwenigsten ein bruchstückartiges, zusammenhangloses Wissen. Die Bildung, welche wir für unsere Generation am meisten benötigen, und die uns heute am meisten mangelt, ist die Bildung des Charakters[1]) und außerdem und damit zusammenhängend die Schulung zu selbständigem Denken. Die geistige Un-

1) „Wahrhaft logisches Denken setzt Charakter voraus, weil nur Charakter unsere Gedanken vor der Bestimmbarkeit durch äußere Einflüsse, durch Interessen und Vorurteile schützt und alle jene mannigfachen groben und feinen Abhängigkeiten überwindet, durch die unser Denken mit dem Denken und Urteilen unserer Mitmenschen im Zusammenhang steht. Schon die Antike, indem sie dem echten Philosophen eine schwere Prüfungszeit der Askese vorschrieb, war über die ethischen Bedingungen aller wirklich freien Vernunfttätigkeit völlig im klaren und wußte, daß man erst von seinem Subjekt frei werden muß, um objektiv denken zu können." (Dr. Fr. W. Foerster, Schule und Charakter. 4. Auflage. Zürich 1908. S. 11.)

selbständigkeit der Menschen, nicht zuletzt erzeugt durch die tägliche und kritiklose Zeitungslektüre, ist einer der größten Gegenwartsschäden. Aber diese Gegenwartsmisere wird durch eine allgemeine Volksbildung im Sinne der Demokratie, durch eine uniformierte staatliche Einheitsschule nicht beseitigt, sondern vermehrt; haftet doch diese Unselbständigkeit und das Verkennen geistiger Freiheit den prinzipiellen Vertretern der gleichen Volksbildung am meisten an.

Den Illusionen und Fehlschlüssen auf volkspädagogischem Felde gliedert sich an die ansehnliche Summe von Irrtümern auf rein intellektuellem Gebiete und Versuchsfelde. Die Krone derselben bildet die dem Nichtdenken entsprungene Phrase von der „Denkfreiheit": dem Nichtbedenken, daß Denkfreiheit im absoluten Sinne des Wortes das geregelte, das wirkliche Denken ausschließt. Das Denken vollzieht sich im Rahmen der strengen Methode oder des logischen Gesetzes und nicht außerhalb desselben, in Freiheit und Willkür. Wenn etwas keine Freiheit duldet, dann ist es das folgerichtige Denken. Freies Denken ist Anarchie des Denkens.

„Wenn Denkfreiheit einen Sinn hat", schreibt R. Mäder[1]) „wenn freie Forschung etwas bedeutet, dann kann es nur der sein: Man darf sich durch Tatsachen und Wahrheiten nicht binden lassen! Das ist ein Unsinn. Die Welt liegt vor dem Menschen als Gegenstand der Untersuchung. Der Mensch muß sie nehmen, wie sie ist. Man kann die Tatsachen zu verstehen suchen. Man kann die Gesetze erforschen. Aber man kann sie nicht ändern. Das Reich der Gedanken ist für uns wie kein anderes das Reich der Abhängigkeit. Die Tatsachen allein sind hier souverän. Jede Intelligenz hat sich ihnen vorbehaltlos zu unterwerfen und sie so zu nehmen, wie sie sind. Der Irrtum hat kein Recht. Man hat nur das Recht vernünftig zu sein."

Die Denkfreiheit hat mit persönlicher und mit bürgerlicher Freiheit nichts zu tun. Denn das Denken ist für das

1) Die Schildwache Jahrg. 9, Nr. 34.



staatliche Gesetz unangreifbar: De internis non iudicat praetor. Verfolgt, gerichtet und gestraft werden nur Worte und Handlungen, niemals Gedanken. Die Denkfreiheit ist darum nicht nur unzulässig, sie ist auch unnötig. Sie ist und bleibt trotz des zitierten Schillerschen Wortes des Marquis von Posa: „Geben Sie Gedankenfreiheit!" eine Phrase, wenn auch bei der liberalen Masse eine recht wirkungsvolle.

Der Denkfreiheit, richtiger der Freiheit der Willkür und Oberflächlichkeit des Denkens, sind die unbeweisbaren Behauptungen und falschen Hoffnungen nicht nur von einer neuen Zeit, sondern auch von einem neuen Geiste nach dem großen Kriege entsprungen. Ein neuer Geist — aus welchen Voraussetzungen und aus welchen Köpfen soll er sich entwickeln? Wo ist die fruchtbare Mutter oder die reiche Quelle, welche der neuen Menschheit neue und große Ideen, neue Orientierungen, neue Auffassungen des Lebens und seiner höheren Ziele liefert? Wir sahen eine große politische, soziale und zugleich geistige Umwälzung im ehemaligen Zarenreiche; sie brachte für Rußland eine neue Zeit, aber wir verspürten nichts von einem neuen Geiste. Die neuen großen und kleinen Machthaber erwiesen sich als genaue Kopisten der französischen Revolution und ihrer mehr als hundertjährigen Phrasen, als Nachbeter der Karl Marxschen Doktrinen usw., aber sie zeigten sich als impotent für neue Ideen, Lehren und Organisationen.

Es gibt neue Erfindungen, es gibt neue Dinge und Einrichtungen, es gibt neue Entdeckungen und Gesetze, aber es gibt keine neuen großen Wahrheiten und darum auch keinen im Wesen neuen Geist. „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne" (Pred. 1, 10); es kann die Nachwelt nichts denken, was die Vorwelt nicht schon gedacht. Es gibt keine „intellektuelle Umgruppierung" in der Auffassung der Modernen, in der Auffassung einer konzessionsbereiten Philosophie und Theologie. Es gibt eine Evolution des Dogmas und eine Evolution der Wahrheit im Sinne einer



Vertiefung und Erweiterung derselben, aber es gibt keine Evolution der Wahrheit und damit des göttlichem Hauche entsprungenen menschlichen Geistes im Sinne einer Umbildung oder Wesensveränderung desselben.

Die neue Zeit bringt uns keinen neuen Geist. Sie bringt uns entweder den alten christlichen oder den kaum weniger alten antichristlichen Geist, den Geist der Kirche oder den Geist der Antikirche; sie bringt uns entweder den Geist, welcher unsere gläubigen Väter beseelte, die Höhe der kulturellen Entwicklung bis heute bedingte und das Glück der christlichen Gesellschaft begründete, oder den realistischen und materialistischen Geist, der heute das Gehirn unserer besitzenden Kreise in kaum dagewesenem Maße erfüllt und das Herz erkältet und verödet, oder auch den Geist der Anarchie und Auflösung, welcher die proletarischen und die gottentfremdeten Schichten bewegt und zur Zerstörung unserer tausendjährigen Kultur drängt.

Wie die Hoffnung auf einen neuen Geist in der neuen Zeit ein Traum ist, so ist auch die Behauptung von dem Fortschritte des Geistes eine Illusion. Der Geist der Modernen überbietet an Elastizität und Schärfe, Tiefe und Weite nicht den Geist der Alten. Die Wissenschaft ist fort- oder aufwärtsgeschritten, weil sie fort mit den Errungenschaften der Vorzeit aufzubauen und sie anzufügen vermag, aber der Geist als solcher, der Geist des Gesamtmenschen und der Gesamtgesellschaft hat, wie bereits betont, gegenüber dem Geiste der Vergangenheit keine Aufwärtsbewegung und keine Veränderung zu verzeichnen.

Die geistigen Fähigkeiten der Einzelnen wie größerer Kreise, der von der Kindheit bis zum Alter uns beherrschende Geist erfährt eine stete Vervollkommnung durch Arbeit und Übung und durch die Hinordnung auf ein bestimmtes Ziel. „Fortschritt", sagt Franz Blei,[1]) „kann nur dort sein, wo ein Ziel bekannt ist, allen gemeinsam. Das Mittelalter

1) A. a. O. S. 56 f.

hatte ein solches Ziel, darum war es in all seinem Tun wirklich fortschrittlich. Gott stand am Anfang des Weges und am Ende des Weges. Er war das, was zur Gemeinschaft vereinigte. Er war Glauben. Heute gibt es nur das die Gemeinschaft zu ‚Gesellschaft' Trennende: Meinungen." Meinungen, welche den wechselnden und vergehenden Nebelschwaden gleichen, orientieren nicht und ergeben keine Zielpunkte. Es gibt nur ein unverrückbares Ziel für den Fortschritt des Menschen und der menschlichen Wissenschaft und das ist Gott: die Zentralsonne alles Wissens und aller Weisheit.

Die größte Zahl der Irrungen und falschen Hoffnungen des Geistes und Herzens zeigt uns seit Jahrtausenden das religiöse Gebiet. Dieselben kritisch zu beleuchten ist indeß nicht Aufgabe des Laien, sondern des Theologen. Wenn uns hier, als Laie, ein Wahngedanke zu einzelnen Bemerkungen reizen würde, dann wären es in erster Linie die alten und neuen Hoffnungen der ebenso edlen wie überoptimistischen Ireniker. Vielleicht gibt uns eine spätere Studie Gelegenheit auf einzelne irenische Bestrebungen zurückzukommen.

Wir eilen heute zum Schlusse.

Träumerische und trügerische Hoffnungen und Wahnvorstellungen, seien sie politischer oder sozialer, pädagogischer oder kultureller, intellektueller oder religiöser Art, werden weiter die Menschheit und oft ihre idealsten, wenn auch nicht klarsten, Köpfe beschäftigen. Aber sie bleiben Vorstellungen und Gedanken ohne folgende Realität, Hoffnungen ohne Erfüllunng: Hoffnungen und Wünsche, die trotz der schwersten Enttäuschungen immer wiederkehren. Sie gleichen den Irrlichtern des bodenlosen Sumpfes, die durch Monate verschwinden, aber wieder kommen und ihre schwankenden und ziellosen Kreise ziehen, wenn die formlosen Dunstgebilde sich neu über die grundlose Fläche lagern. Aber über ihnen stehen leuchtend die unverrückbaren Sterne des Himmels: die ewig unveränderlichen Ideen und Wahrheiten.

R. F. X. H.



LXXXIII.

Expressionistische Theorie und Drama.

Von Joseph Sprengler.

Über den Expressionismus in der Kunst sind schon zahllose Druckschriften erschienen, über den in der Literatur kaum etliche. Oder ich kenne sie nicht. Vollends das jüngste werdende Drama, in seinen Dichtern und Aufführungen bereits umrühmt, umschrieen und bis in die Provinz getragen, liegt nicht bloß begrifflich, sondern auch in den ausfühlenden Ansätzen und Forderungen noch sehr verdunkelt. Nun sind neulich von Wien „Gedanken zum Drama der Zukunft" ausgegangen, die sich zwar nirgends ausdrücklich zum Expressionismus bekennen, aber durchweg von seiner umstürzenden Leidenschaft entzündet sind. Freilich, was Susanna Schmida-Wöllersdorf mit ihnen gibt, ist im prophetischen Ton wesentlich Nachklang Nietzsches, im Religiös-Anschaulichen und Ethischen auch und im technisch Zufassenden, kurz im Greifbaren, Null. Mehr erfährt man durch einen Schweizer, der mit seiner „Schweizer Weltbühne" (Orell Füßli, Zürich 1917) ausgesprochen expressionistische Kunst anbahnen will. Carl Ernst Matthias hat sogar schon das expressionistische Theater im Kopf ausgebaut. Während Susanna Schmida von einer Arena und dionysischen Festen der Zehntausende schwärmt, denkt er sich einen nicht großen Raum, ein Kammerhaus etwa für innerlichste Vorgänge. Die Spielfläche ist dabei statt im Viereck von einem Halbkreis abgeschlossen. Schiebeeinrichtungen vor dem Vorhang sollen das Blickfeld beweglich machen, so daß es bald breiter, bald schmäler, je nachdem höher oder tiefer erscheint. Desgleichen hat sich der Spielraum nach Höhe und Tiefe zu gliedern. Wenn unsere Bühne eigentlich nur das Neben- oder Hintereinander der Personen kennt, wird sie die kommende Szene



auch stufenweise in ein Oben und Unten ordnen. Daran mag gewiß manches Praktische neu sein. Das Prinzip selber der Regie ist alt. Es hieß bisher Vereinfachung oder Andeutung oder Stilisierung und spezieller 1889 „Shakespearebühne“, 1908 „Künstlertheater“, 1909 „Neue Münchener Shakespearebühne“, ohne daß jedoch Savits, Georg Fuchs und Eugen Kilian die Ersten gewesen wären. Auch Laube in Wien war es nicht, der stets betonte das Wichtige in den Vordergrund zu stellen, das Gleichgültige im Schatten zu lassen. War es vielleicht Shakespeare? Heißt es doch im Prolog zum fünften Heinrich: „O, so verzeiht, weil ja in engem Raum ein krummer Zug für Millionen zeugt.“

Matthias würde nun erwidern, daß es ihm gar nicht so sehr auf die Zusammenpressung des Eindrucks ankomme als auf herüberstrahlende Visionen, auf Gefühlsbilder, wie sie uns der Traum einmal als Entzückungen, ein andermal als Höllengerichte aufrollt. Also Strindberg? Gewiß hat er Teil an diesen Ideen, wie er überhaupt den Expressionismus einleitet und umgreift. Und es dürfte das „Traumspiel“ des Schweden und sein „Advent“ mit den Sonnenkringeln und dem Klagelaut aus Grüften den künstlerischen Absichten des neuen Bühnenevangeliums recht nahe kommen. Oder auch jene Szenen aus „Damaskus“, wo die Hell- und Nachtgesichte von Verquältheit, Verfolgung, Bergluft, Liebe, Geschlechterhaß und Mönchsfriede in einander wirbeln. Aber nein, der ganze Damaskusgang schon nicht mehr. Da überwiegt doch der Geist, die Dialektik, der Dialog, das Wort. Wozu die begriffliche Sprache? fragt Matthias, da hinter ihr erst die Seele ist, sie, unfaßbar, alle bindend, rein Duft, Gleiten und Klang. In Bildern, Lichtern, Tönen (o Tieck!) soll darum das Kunstwerk schwingen, mystischer Liebesstrom sein zwischen Ich und Du, Geben und Empfangen. Dann braucht es der Versöhnung, der Tröstung, der Erhebung, des Weltanschaulichen, der idealen Lehre, alles dessen nicht mehr, was uns das Drama seither, zeither einschmuggelte.

Und weil er schon radikal ist und Denken und Ethisches



ausstößt, nimmt er mit Blüte und Frucht auch noch die Wurzel fort. Meines Wissens gab es von der Antigone bis zum Tischlermeister Anton und zur Rose Bernd keine gerechte Tragödie und kein Schauspiel, wo nicht psychologisch der Wille und sei es der Wille zum Leiden, wo nicht dramatisch sein Kampf und sei es sein Fall im Brennpunkt der Augen und Herzen stand. Nun soll das Bühnengeschehen mit einem Schlage aufhören „Konfliktstrudel“ zu sein und verzichten, damit den Zuschauer in die Schmelzglühe und Reinigung hineinzureißen. Welche Abwendung von Schopenhauer, der das persönliche Leben völlig in der Kunsthingabe erlöschen ließ und den Willen im Schauen auflöste! Und nicht bloß von ihm. Von der letzten Ästhetik überhaupt des Einfühlens, des Einerlebens, des Sich-Einversetzens, die Lipps, Groos und Theodor Lessing darlegten. Selbst Konrad Lange, so sehr er bereits die Distanz des Geistes im künstlerischen Genuß absteckte, hielt in seiner Illusionstheorie an der Selbsttäuschung fest. Hier bei Matthias weiß der Zuschauer sich immer unberückbar als Zuschauer und das Spiel als flutendes Spiel. An Mitleiden und Schicksal wird er nicht geklammert. Eben daß Tod und Schrei auf der Bühne fern uns bleiben, darin beruht der Reiz, die Heiterkeit, dieses Lächeln des neuen Bühnenwerks. Aber ob da noch Menschen froh und trüb agieren oder bloß Schemen wischen? Wieder würde Matthias sagen, daß er ja keine Wirklichkeit unseresgleichen zeigen, daß er Schwingungen der Seele offenbaren wolle, daß er darum weder Menschendarstellung noch Darsteller kenne, sondern nur fließende Klänge, Linien, Farben, Erscheinungen, „eine einmalige völlige Bewegung, einen einmaligen ungeheuer drängenden Strom, der dem anders gerichteten des Empfängers zustrebt.“ Aus dieser Polarität erblühe das Mystische.

Wahrlich es ist schwer hinter solcher Neumystik etwas anderes als einen alten Gemeinplatz zu finden. Hat denn nicht jeder Zirkus und jedes Theaterchen noch einen „Treffpunkt von Schenken und Empfangen“ geboten? Auch



die Bühnenkunst als Strom vorzustellen, als das Unfixierte, Unfixierbare, als Augenblicksflut, als mit jedem Klingelzeichen neugeborenes und gebärendes Leben, das sich vom Buchstaben losgerissen hat, auch diese Idee ist keineswegs erst von heute für morgen. Hätte nicht der Jenenser Professor Dinger in zweibändiger Wissenschaftlichkeit vor drei Jahrfünften schon zu erweisen gesucht, daß die Theaterkunst an und für sich ohne die Dichtung bestünde, und gleichzeitig gleichlautend Georg Fuchs seine „Bühne der Zukunft" ganz auf Gliederlösen, Tanz und Rythmus gestellt, dann müßten wir drei Jahrhunderte zurückgehen, um demselben in der Commedia dell'arte zu begegnen. Sie ist in der Tat das Urbild des deutschen Schweizers, dessen Gedanken zwar frank weltbürgerlich schweifen, dessen Lusttrieb und Gefallen aber romantisch bestimmt sind.

Dicht neben den geschichtlich gewordenen Stegreif setzt er nun als Bühnenwert etwas recht zeitgemäßes — den Kino, der die Ausdrucksfähigkeit des Körpers modern schaffen helfe. Hört! Da ist es endlich ins Programm gezogen, was freilich die Dramaturgen schon länger zwischen den Szenen lesen konnten, daß die Filmweise in das Drama einreißt: ihre Hast, ihre Sprunghandlung, ihr Abenteuerliches, ihr gegen feinere Psychologie aufdringliches Schwarz-Weiß. An Max Brod habe ich das bei Gelegenheit seiner „Retterin" kritisch berührt.

Wer indessen im Expressionismus lediglich äußere Bewegung sähe, der faßte ihn mit Matthias um so viel zu kurz wie er die Bewegung von innen her, das heißt Lebensrichtung und -gehalt, von ihm ausschließt. Der Expressionismus des „jungen Deutschland" (schon dieser Name redet!) mag Kinosausen sein, er ist ebenso geschleudertes Wort, Gestaltung und Umgestaltung, Bild wie Politik. Schickele, Pinthus, Rubiner, Edschmid, Kurt Hiller, Heinrich Mann haben es verkündet: Tragt ihn hinaus den Geist auf die Straßen, unter die Fahnen, unter die Laternen, daß sich die Menschlichkeit in Güte und Freiheit verwirkliche! Gebt



euch Schwung über die bürgerlich moralische, proletarisch-kausale Verknüpftheit hinweg zu jeder Größe! Merkwürdig, aber logisch, wie sich das auch in der Worttechnik des jüngsten Dramas spiegelt; denn was der Naturalismus verbannt hat, kehrt hier wieder. Wenn der Expressionismus die Kraft der Schmerzen und Ekstasen blank legen will, der Monolog tut es. Es lebe der Monolog! Selbstaufdeckung und Anrede an die Völker heißt ihn Pinthus.

Die Gefahren, denen das jüngste Drama zuläuft, harren schon. Ganz abgesehen von der undramatischen Primitivität, in die Matthias zurückfällt, da er für den Willen das Gefühl, für das klare Gefühl eine unklare Mystik, für die Tat die Gebärde, für die Handlung die Bilderflucht, für die Sinnkunst die Sinnenkunst eintauscht, ihm fehlt mit dem Wort des Dichters die geistigste Schönheit. Und fehlt hier der Geist, so beschwören ihn zwar die Aktivisten, aber einen mit Stacheln und Spornen, den sie aus gleichschwebender Höhe herabzerren. Und fehlt dort der Kampf, so wird er ihnen schließlich ein wüstes Hadern. Und fehlt dort der Standpunkt, sie sind Partei. Und die dauernden Gesetze sind weder dort noch da zu treffen. Wir haben das Absolute in uns, entgegnen sie. Den unbedingten Willen zur Verwirklichung von Erdenparadiesen, sagt Kurt Hiller. Die schöpferische Vision ins Ungeheuere, sagt Edschmid. Die unendlich wandelnde Bewegung zwischen Ich und Welt, sagt Matthias. Wenn das letztere nicht Beziehung ohne Halt oder Relativismus ist, und jenes zweite nicht Ausgelassenheit romantischen Genies oder Wahns, und jenes dort nicht irdische Romantik, sonst Utopie genannt, dann müßte ich vergessen haben, was das Wesen der szenischen Kunst ausmacht: nicht nur Gefühl zu sein oder bloß Phantasie, oder rein Verstand, oder ganz empörter Wille oder Rausch, sondern die Melodie von dem allem miteinander zu geben, von Sturm und Stille, von Freiheit und Bindung, von Zeit und Ewigkeit. Darin und darum zu kämpfen ist erst Drama.



LXXXIV.
Der Vater des Liberalismus.

Die Geschichte der vergangenen Jahrhunderte ist an die vier Katastrophen gekettet, deren Ursachen jedesmal in den Folgen der überstandenen Umwälzung zu suchen sind. Was die Reformation einleitete, verhärtete in der Revolution und verbrennt im Weltkrieg an selbstgeschürter Flamme. Eine wilde Woge schlägt gegen das Felseneiland, reißt Steine aus seinem Gefüge, rollt zurück um neue Kraft zu sammeln, stürmt wieder an und lockert neues Erdreich und reißt es ins Meer, holt nochmals Atem, heult in wilder Wut heran, türmt sich zum Wellenberge, begräbt die Insel und — verrinnt, kaum der Sieg erreicht, weit rückwärts in der weiten See. Der Fels jedoch ragt stolz und ungebrochen, ganz wie früher, in den Himmel.

Kein Geschlecht, das zur Zeit dieser gewaltigen Eruptionen die Erde trug, darf sich auf seine Ahnungslosigkeit ausreden. Stets meldeten schwüle Vorzeichen das aufziehende Gewitter. Wie in plumper Unerfahrenheit der jüngere Humanismus die Arbeit seines Vorgängers zerstörte und die Reformation erregte, wie später dann die Gegenreformation zum absoluten Staatskirchentum wurde und dieses schon wesentlich schlauer die Revolution betrieb, so entstellte mit ganz besonderem Raffinement der moderne Liberalismus die Romantik der Nachrevolution und führte zum Weltkrieg. Stets wurden die Zeiten echter Katholizität, älterer Humanismus, Gegenreformation und Romantik, von sich steigernden pseudokatholischen Rückschlägen abgelöst, ohne daß diesem Liberalismus allerdings gelungen wäre die katholische Gesinnung ganz hinwegzuspülen. Dieser Entwicklungsgang, dessen Fäden sich solange nach eigenem Ermessen in den Webstuhl der Zeit einreihten, bis sie sich im allgemeinen Zusammenbruch einer chaotischen Kultur verknoteten und



verwirkten, so daß sie reißen müssen, gibt uns den Anlaß die Keimzelle des gesamten Liberalismus bloßzulegen und vor allem ihren nicht uninteressanten, aber bisher allzuwenig beachteten Zusammenhängen mit dem Judaismus nachzuspüren.

Der Liberalismus ist Subjektivismus, ist Naturalismus, ist jene Gesinnung, die da sagt: Ich bin das Maß aller Dinge, Ich will erkennen, was Gut und Böse ist, weil ich zu stolz bin etwas zu glauben, was ich nicht mit den Sinnen begreifen kann. Er ist aber nicht die letzte Konsequenz dieser Gesinnung, denn er will sich nicht von der Kirche trennen, will nicht von außen vergeblich sie berennen, sondern sie von Innen aus revolutionieren. So bleibt der Liberalismus auf halbem Wege stehen, beteuert ständig nie mit der Kirche brechen zu wollen, liebäugelt aber trotzdem mit der Welt um ihrem Geiste Eingang in die Kirche zu verschaffen. Auf diese Weise wird er hundermal gefährlicher als der Radikalismus. Denn immer noch gelang es gerade dem Liberalismus Riesenkatastrophen zu erregen, während der Radikalismus, der dadurch ans Ruder kam, stets so sehr verbitterte, daß sich notwendig eine starke katholische Reaktion gegen ihn erhob, ihn unterdrückte um neuerdings den Liberalismus zu gebären. Das Schauspiel der Vergangenheit soll uns vorsichtiger machen, auf daß sich das Spiel nicht etwa zum vierten Male wiederhole . . . . .

Händlergeist und Ahnenkult, Despotismus und Sinnlichkeit, kurz orientalisches Gift, eingeimpft dem nationalen Naturalismus, ließen die italienische Renaissance entarten und warfen ihre dunklen Schatten bis auf die Kirche. In dieser gefahrenschwangeren Zeit raffte sich Deutschland noch einmal auf zu letzter Herbstzeitblüte. Ein Kreis edler Männer, denen die Liebe zur Kirche Herzens- und Hauptsache war, stark im Wissen und demütig im Glauben, goß noch einmal reinen Sonnenglanz über die Lande. Schon reckte sich die Kirche um den lästigen Alp, der sich an ihre Füße hing, abzuschütteln. In dieser Zeit tauchte aus unbekannten Tiefen ein Mann auf, der unter dem Deckmantel treukirchlicher



Gesinnung alle Irrtümer seiner Generation verkörperte und ihnen kraft der faszinierenden Wirkung seiner Persönlichkeit volkstümliche Verbreitung verschaffte.

Desiderius Erasmus Roger von Rotterdam[1]) kann darum mit Fug und Recht als Vater der Moderne bezeichnet werden, als Wegebereiter des Judaismus, wenn er auch, unbewußt des fremden Blutes, das in ihm rollte, sich selbst noch nicht von der Kirche trennte.

Selbst kein Jude, aber unzweifelhaft jüdischer Rasse, wie sein ganzer Charakter und Wandel beweist, entsproß er den denkbar ungünstigsten Verhältnissen. Incesto damnatoque coitu genitus, wie Leo I. ihn bezeichnete, war sein Vater offenbar ein holländischer Händler, seine Mutter jedoch nicht viel besser als eine Dirne, die später noch einem zweiten Sohn, dem ersten völlig unähnlich, das Leben schenkte. Frühzeitig verwaist, wuchs er ohne strenge, erziehende Hand auf, lernte von der Habsucht seiner Vormünder den ihm im Blute liegenden Goldinstinkt verstehen und trat schließlich ohne innere Nötigung, nur um den unleidigen Verhältnissen zu entgehen und sich nicht in harter Pflicht und mühevoller Arbeit irgendwo binden zu müssen, bei den Augustinern zu Stein bei Gouda ein. Zeit seines Lebens blieb er ein ungetreuer Priester; sein väterliches Blut, die Unruhe und Nervosität seiner Rasse waren stärker als seine Willenskraft. So sehen wir ihn bald als ruhelosen Wanderer ganz Europa durchstreifen. Vom Papste wegen eigenmächtigen Verlassens des Klosters exkommuniziert, bittet er demütigst um Verzeihung ohne Reue zu empfinden und dankt, als er sie erlangt und ihm erlaubt wurde als Weltpriester zu leben, mit einem sittenlosen, unpriesterlichen Wandel. Abstinenz und Fastengebote findet er lächerlich und rühmt sich dennoch im gleichen Atemzuge seines lauteren Wandels. Sein schwächlicher Körper hindert ihn wohl an allzugroßen Aus=



1) Vgl. Janssen=Pastor, Geschichte des deutschen Volkes, II 19 u. 20 S. 9—29.

schweifungen. Doch wenn er an seinen Prior zur Rechtfertigung schreibt: Voluptatibus etsi quando fui inquinatus, numquam servivi, so erläutert dies ein Brief an Hutten, in dem er Thomas Morus nachrühmt: Cum aetas ferret, non abhorruit a puellarum amoribus, sed citra infamiam, et sic ut oblatis magis frueretur, quam captatis. Seine sonstige Sympathie für Hutten, die Verachtung des Cölibats und seine ganz naturalistische Auffassung der Ehe bestätigen dies nur noch weiter. Genau so wenig er die Lüsternheit seiner Rasse unterdrücken konnte, genau so wenig vermochte er die typisch jüdische Goldgier zu verleugnen. Derselbe Mann, der sich stolz strenuus pecuniarum contemptor nannte, weiß Fürsten und Herren mit widerlichen Schmeichelreden anzubeten. Rastlos schaart und scharrt er Gold und Geschmeide, Pokale, Uhren und Ringe zusammen und sein Freund Amorbach schätzt seinen Nachlaß auf circa septena millia aureorum (ne dicam plus) und findet an aureorum et argenteorum poculorum fere regium apparatum vor.

An seinem Charakter stößt vor allem die ekelhafte Selbstüberschätzung ab, der maßlose Stolz, der bis zum Wahnwitz siedet und tobt, reizt einer seine Eitelkeit durch einen Hauch von Tadel. Dabei kriecht er hündisch dort, wo er etwas erwartet, und ist von rücksichtsloser Brutalität gegen jene, die wehrlos sind und an seiner Genialität zweifeln. Keine Waffe ist ihm zu schlecht, jede Bosheit darf gegen Frevler an seinem Ingenium wüten, ja die Obrigkeit ist sogar verpflichtet der gekränkten Eigenliebe beizustehen. Wie immer wurzeln auch hier alle Irrtümer in der eigenen Charakterschwäche, vor allem in der Überhebung.

Dabei ist Erasmus mit dem Talente gesegnet in allen Sätteln gerecht zu sein. Vielseitig, aber ohne tiefen Einblick. Seine Gelehrsamkeit ist eine schillernde, aber darum berückende Maske. Sein Stil ist glänzend, agil, voll irisierendem Esprit, aber unklar und vieldeutig, so daß jeder das Seine aus den Zeilen zu lesen vermag. Aalglatt wie er ist, kann ihn keiner fassen und stellen. Ein Weltmann,

der allen schmeichelt und es mit keinem seiner Leser verderben will. Der derbe, echt germanische Luther, der ihm zwar gerne als seinem Protektor schmeichelt, urteilt unter Freunden ganz treffend: „Wenn man meint, er habe viel gesagt, so hat er nichts gesagt, denn alle seine Schriften kann man ziehen und deuten, wie und wohin man will“. Ein eleganter Vielschreiber, aber kein gründlicher Forscher. In seiner Oberflächlichkeit strotzt er von Widersprüchen. Wo er Lücken im Wissen fühlt, tänzelt er mit Ironie und Spott darüber hinweg; Ansichten, die er fürchtet, entkräftigt er bei den Leichtsinnigen durch ätzenden Sarkasmus. Frivol bewitzelt er das Heiligste. Lucian ist sein anbetungswürdiges Vorbild. Jede Zeile erzählt von dem zersetzenden, zerstörenden Rassenmerkmal, das wie ein Fluch am Judentume lastet. Als Stubengelehrter haßt er das Volkstum und bespöttelt die Volksandachten als Aberglaube, der eines „freidenkenden Geistes“ unwürdig sei. Trotzdem huldigt er der jüdischen Geheimlehre und preist jene, qui ex astris norunt sibi dies et horas fortunatas eligere. Am bezeichnendsten für die Rassennervosität, das „Fremdsein unter den Völkern“, ist sein Haß gegen alle arischen lebenden Sprachen. Nur die Antike verhimmelt er. Seine zerrissene, zügellose, unstäte Gemütsverfassung erhellt am besten aus dem Geständnis, daß es ihm leichter sei ein Buch zu schreiben als das Geschriebene durchzusehen und zu verbessern.

Mit Hilfe der klassischen Studien will Erasmus die wahre Theologie, die Philosophie Christi wieder herstellen. Theologiam nimium ad sophisticas argutias delapsam, ad fontes ac priscam simplicitatem revocare conatus sum . . . . ad puriorem Christianismum orbem ceremoniis pene Judaeicis indormientem expergefeci. Friede und Eintracht sei nur dann zu erreichen, wenn möglichst wenig dogmatische Bestimmungen getroffen würden und in vielen Dingen einem jeden sein freies, selbsteigenes Urteil erlaubt würde. Wahrlich die Modernisten unserer Tage müssen sich schämen, daß schon vierhundert Jahre vor ihnen einer die-



selbe Forderung aufstellte und daran zu Grunde ging. Das jugum Christi soll blandum et commodum sein, verlangt er, damit die Welt sich geneigt fühle das Christentum zu bewahren. Die Kirche soll sich der Welt versöhnen, nicht diese der Kirche. Man müsse zurück zur evangelischen Einfachheit, zum wahren Christentum Christi. Die Scholastik sei Entartung, die Religion zur Mönchsheiligkeit geworden. Zeremonien und Werkheiligkeit erfülle die Kirche. Daher müsse man zur freien Bibelauslegung zurückkehren, jeder müsse trachten sich die in ihr enthaltenen Allegorien zu enträtseln. Die Bibel allein sei Glaubensquelle. Darum fanden die „Böhmischen Brüder", die als erste dem Bibelsubjektivismus gefrönt, seine vollste Billigung, nur scheute er sich als echter Liberaler dies offen zu bekennen, weil dies, wie er ihnen erklärte, bei den Feinden wenig nützen, ihm aber Ungelegenheiten bereiten würde und seine Schriften zum Schaden der geläuterten Religion vom Papste verboten werden könnten. Auch Erasmus selbst befleißigte sich der Bibelauslegung. In „geistreichen Spielereien" wagte er sich an die Deutung der Allegorien und scheiterte natürlich. Übrigens galten ihm die Evangelisten kaum mehr als die „Heidenheiligen" Socrates, Cicero, Vergil, Horaz.

Am wirksamsten sprach Erasmus seine Ideen im „Lob der Narrheit" (Moriae Encomium id est Stultitiae Laus) aus und zwar so geschickt, daß niemand ihm deshalb beikommen konnte. Er lobte das Gemeine, ironisierte das Edle, ohne selbst Partei zu ergreifen. Nicht nur die Mißbräuche unter dem Klerus allein geißelt er, sondern die Kirche selbst verhöhnt er frivol und blasphemisch. Nie hat noch jemand es gewagt so sehr die Autorität des Papsttums im deutschen Volke anzugreifen wie Erasmus. Dabei erlebte das Buch einen Riesenerfolg und zu des Verfassers Lebzeiten 27 Auflagen. Es war eines der Hauptursachen der Reformation.

Daß Primat und Hierarchie ihm unangenehm und daher unchristlich waren, darf uns nicht wundernehmen. Wohl



aber verblüfft es uns doch, daß auch er schon am Wege zum Radikalismus schien, wenn er und seine Schüler Wolfgang Fabricius Capito und Conrad Pellicanus schon 1512 von der „Lüge der Transsubstantion" sprechen. Auch Melanchthon urteilt in einem Brief an Camerarius: Tota illa tragoedia *περὶ δείπνου κυριακοῦ* ab Erasmo nata videri potest.

Sein Einfluß auf die Jugend war grenzenlos. Der gesamte jüngere Humanismus, aus dem sich dann die Reformatoren erhoben, streute ihm als seinem Haupte Weihrauch. Zwingli war sein Freund, Luther und Hutten seine demütigen Verehrer, Mutian nennt ihn divinus et venerandus religiose, pie, tamquam Numen. Ein wahrer Geniekult wird geübt und Erasmus dankt hiefür mit den gewinnendsten Schmeicheleien, um sich aber praktisch sofort von jedem zu trennen, der seiner Bequemlichkeit unangenehm wird. Die Erziehungsmethode, mit der Erasmus die Großtaten der älteren Humanisten, Wimphelings und Hegius verblassen machen möchte, ist kurz und bündig jene Vereinfachung, die den Jüngling das lehrt, was ihm angenehm, statt das eher, was ihm gut. Die katholische Erziehung wird zur „allgemeinen Bildung" und zum „gesunden Menschenverstand" verflacht und für die Schule jene Bahn betreten, die wir heute mit unserer als „sittlich-religiöse Erziehung" ohne Rückgrat und Farbe bergab rollen.

Am bezeichnendsten für seine Erziehungskunst sind die „Vertraulichen Gespräche", in denen er Wohllust und Erbauung mengt, jene orientalische Mischung, die sich später den Romanen so vorzüglich aufpfropfen ließ. Seine jüdische Melancholie tritt in seiner durchaus heidnischen „Verachtung des Todes" am stärksten zu Tage. Christus erwähnt er kaum zum Troste, von einem ewigen Leben weiß er nichts. Auch im Judentum war ja der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode nie allgemein und es verlegte gerade deshalb seine Messiashoffnungen ins Diesseits.

Die Tätigkeit Erasmus wurde für seine Zeitgenossen

zum Verhängnis. Er selbst sah auch alsbald ein, wohin sein Weg führen müsse, ohne aber die Kraft zur Umkehr zu finden. Sein Rassentemperament stachelte in ihm eben bis zum Ende die Lust am Zerstören, während er gleichwohl noch so stark an seine Umgebung gekettet blieb, daß er sich zur radikalen Losreißung von der Kirche nicht entschließen konnte. Schon 1516 schrieb er an Fabricius Capito, er fürchte, daß aus dem Studium der Antike sich ein Neupaganismus entwickeln könne und die ehrlichsten seiner Freunde, so der Fürst Carpi, bestärkten ihn darin durch ihre Ermahnungen. In seiner späteren Zeit, da ihm die Verheerungen zu deutlich und gefährlich wurden, wandte er sich sogar schroff gegen die Ciceronianer, die sein Beispiel bis zur letzten Konsequenz nachahmten und unter frömmelnden Redensarten das Heidentum predigten. Dann, als es lange schon zu spät war und ihm wohl selbst graute, was er angestiftet, beschwor er die Jugend lieber die Väter zu lesen als die alten Römer. Auch Hutten, den er zuerst den großen Epiker Deutschlands genannt, mißfällt ihm nunmehr mit seinen Epistolae obscurorum virorum. Seiner Vorsicht und Feigheit widerspricht die brutal offene, persönliche Art Huttens und Crotus Rubianus die Menschen bei Namen zu nennen und sie ins Gesicht hinein zu schmähen. Er bringt seine Pfeile lieber aus dem Hinterhalte an. Dabei weiß er sehr gut, daß die Epistolae nur eine Fortsetzung seiner Stultitiae Laus, verteidigt sich aber in einem Schreiben an Cäsarius: Lusi equidem in Moria, sed incruente, nullius famam nominatim perstrinxi. Kein Beispiel zeigt den Unterschied zwischen Liberalismus und Radikalismus so deutlich und stellt ersteren zugleich in seiner Entrüstung über die Verdächtigungen derart bloß.

Auch die Reformatoren begeistern ihn zuerst. Stolz schreibt er an Zwingli: Videor mihi fere omnia docuisse, quae docet Lutherus, nisi quod non tam atrociter, quodque abstinui a quibusdam aenigmatibus et paradoxis. Auch dieser Satz beleuchtet treffend den Unterschied zwischen dem



vorsichtigen, schlauen, dunklen Juden und dem offenherzigen groben, brutalen Germanen. Daß Erasmus der eigentliche Urheber der Reformation war, wußten alle Zeitgenossen, unter denen der Spruch herumlief: Erasmus hat das Ei gelegt, Luther hat es ausgebrütet.[1]) Auch der freisinnige, edle und geistreiche Legat Aleander, der zwecks Schlichtung der Religionswirren nach Deutschland kam, urteilte richtig, da er sagt: Erasmo ha scritto peggio di Luther contra la fede . . . Jo sempre ho saputo che Erasmo erat fomes malorum e che lui subvertea la Fiandra et il tratto di Reno . . . Erasmo il grand fundamento di questa heresia.

Auch mit dem Gönner der Reformation, dem Hohenzollern Erzbischof Albrecht von Mainz, der deutscher Primas werden wollte, stand Erasmus auf bestem Fuße. Dieser Mann, der durch seine Hofhaltung der Kirche mehr Schaden zufügte als sämtliche Renaissancepäpste, wurde von Erasmus unicum his temporibus nostrae Germaniae ornamentum genannt. Der Bitte des Mainzer Rates Capito, nicht gegen Luther aufzutreten, hätte es gegenüber Erasmus sicherlich nicht bedurft, sie zeugt aber von der Wesensverwandschaft des Mainzer Hofes mit Liberalismus und Radikalismus. Noch schwankte er unentschieden und wagte noch nicht sich einer Wagschale ganz anzuvertrauen, da er fürchtete, die andere könnte doch noch triumphieren.

Zur selben Zeit, da Erasmus dem Papste schrieb, er kenne Luthers Schriften kaum, rühmt er dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, dem ersten fürstlichen Gönner der Reformation, daß jeder, dem die Religion Herzenssache sei, die Bücher Luthers mit Beifall lese. Öffentlich aber wagt er sich mit keiner seiner Ansichten heraus und als ihm der sächsische Hofkaplan Spalatin in einer Anfrage seine An-

1) Auch Eoban urteilt scharf: Ante quidem vidit mundoque ostendit Erasmus, Saecula quo cernunt doctius ista nihil. Quam fecisse igitur velut est minus ostendisse, Lutherus meriti grandius instar habet.



sichten über Luther herauslockt — daß der Haß gegen Luther nur ein solcher gegen die schönen Wissenschaften sei, daß nicht Luther, sondern der Papst in seiner Bulle den Frieden gebrochen hätte — und sie als „Axiome“ veröffentlicht, ist er sehr ungehalten. „So furchsam bereit war Erasmus die Wahrheit zu bekennen“ spöttelt Spalatin.

Je radikaler die Reformation wird, desto mehr fühlt sich der liberale Erasmus verletzt. Den entscheidenden Moment bringt endlich die soziale Adels- und Bauernrevolution in den Schwankenden. Jetzt sieht er entsetzt, daß es sich hier um mehr handelt als um „bloße“ Ideen, daß hier sein aufgehäufter Goldschatz in Frage steht, und nunmehr zwingt ihn keine Macht der Welt mehr zu Luther zurück. Entrüstet klagt er Justus Jonas: Qua re nihil arbitror sceleratius, ac publicae tranquillitati perniciosius (nämlich die Güterenteignung). Etenim si ideo fas arbitrantur invadere facultatis sacerdotum, quod quidam suis ad luxum, aut alioqui ad res parum honestas abutuntur nec civibus, nec magnatibus aliquot erit satis firma rerum suarum possessio. Das ist geradezu klassischer Erasmus. Hier zeigt er seine wahre Natur am ungeheucheltsten, wo es ihm um Geld und Gut zu tun ist. Dem Luther macht er nunmehr zum Vorwurf, er habe gerade die odiosa aus seinen Schriften herausgelesen und sie ins Deutsche übertragen der Menge dargereicht, und er demütigt sich sogar soweit, daß er gesteht: si praescissem hujusmodi saeculum exoriturum, aut non scripsissem quaedam, quae scripsi, aut aliter scripsissem.

Der unselige Hutten, das erste Opfer der fehlgeschlagenen Revolution, muß als erster des Erasmus Brutalität fühlen, als er müd, elend und krank bei seinem alten Freunde Schutz sucht. Grausam und höhnisch weist ihn dieser ab, der Geächtete könnte ihn kompromittieren, würde ihn außerdem Geld kosten und sein ungetrübtes Wohlleben stören. Derselbe Erasmus, der in der Theorie keinem Christen erlaubt Eigentum zu besitzen, jagt den bettelnden Hutten von der

Türe. Hutten, der trotz aller seiner Fehler immer ein offener, gerader Mensch geblieben, konnte sich diesen Umschwung des Erasmus gar nicht erklären. Vergeblich zerbricht er sich den Kopf, überlegt alles, was etwa ihn dazu verleiten könnte dem „Evangelium“ untreu zu werden: Neid, Furcht, Bestechung, andere Überzeugung, und kommt schließlich aus seiner momentanen Situation heraus zum Schluß, Erasmus hätte wohl am Erfolg der Sache verzweifelt. Der wahre Charakter bieb ihm jedoch ein Rätsel. Erasmus antwortet der Schrift Huttens, geißelt seinen Wandel, spottet seines Unglücks und stellt scheinheilig und äußerlich höchst ehrbar der Jugend Hutten als Warnungsbild auf. Schließlich glaubt er es selbst nicht mehr, daß eigentlich er selbst die Ursache von Huttens Leben und Ende ist und wäre sicherlich höchst entrüstet gewesen, hätte es ihm einer vorgehalten.

Je deutlicher sich die Reformation auswirkte, desto entschiedener nimmt Erasmus gegen sie Stellung. Der Liberalismus hat seine Schuldigkeit getan, der Radikalismus überwindet ihn. Seine Klagen über die sozialen und sittlichen Zustände als Folge der religiösen Spaltung (1524) gehören zu den treffendsten Worten, die darüber niedergeschrieben wurden.

„Unter dem Vorwand des Evangeliums sehe ich ein neues freches, unverschämtes und unbändiges Geschlecht heranwachsen.“ „Alle haben die fünf Worte im Munde: Evangelium, Gottes Wort, Glaube, Christus, Geist, aber ich sehe Viele sich so aufführen, daß ich nicht zweifle, sie seien vom Teufel besessen.“ „Einst machte das Evangelium die Wilden sanft, die Räuberischen wohltätig, die Händelsüchtigen friedfertig, die Fluchenden verwandelten sich in Segnende. Diese aber, die Anhänger des neuen Evangeliums, werden wie besessen, stehlen fremdes Gut, fangen allenthalben Aufruhr an, reden auch den Wohlverdienten Böses nach. Ich sehe neue Heuchler, neue Tyrannen, aber nicht einen Funken evangelischen Geistes.“ „Die öffentlichen Gebete sind verworfen, jetzt betet eine große Menge gar nicht



mehr. Die Messe ist beseitigt, aber besseres ist nicht an ihre Stelle getreten. Der größte Teil der Predigten besteht in Schmähungen über das Leben der Priester, und in Wahrheit sind die Predigten mehr zur Erregung von Aufruhr, als zur Erweckung der Frömmigkeit geeignet. Die Beichte ist abgeschafft, nun beichten die Meisten nicht einmal mehr Gott. Fasten und Abstinenzverbote sind abgekommen, inzwischen aber ergibt man sich dem Trunke. Die Zeremonien sind mit Füßen getreten, aber ohne Gewinn für den Geist, der vielmehr meines Erachtens wesentlichen Abbruch erlitten hat. Welche Aufstände erregt von Zeit zu Zeit jenes evangelische Volk! Wie oft greift es wegen geringfügigster Ursache zu den Waffen! Nicht einmal ihren eigenen Geistlichen gehorchen sie, wenn sie nicht ihren Ohren schmeicheln, vielmehr müssen diese gewärtigen, sofort weggejagt zu werden, sobald sie mit einigem Freimute das Leben ihrer Zuhörer tadeln. Während sie niemand lieben als sich, während sie weder Gott noch den Bischöfen, noch den Fürsten und Obrigkeiten gehorchen, während sie dem Mammon, dem Bauche und der schnöden Lust fröhnen, wollen sie für evangelisch gehalten sein, und berufen sich auf Luther als ihren Lehrer und Meister. Luther predigt überall den Glauben und wo ist dieser? Wir sehen bei den Meisten nur Werke des Fleisches und keine Spur des Geistes." „Die Meisten unter den Evangelischen sind Leute, die Nichts zu verlieren haben, Bankerottierer, flüchtige, abtrünnige Mönche und Priester, Menschen, die nach Neuerungen und Ungebundenheit lüstern sind, unreife junge Leute, gedankenlose Weiber, Taglöhner, charakterloses Volk, Abenteurer, Soldaten, und manche durch ihre Verbrechen Gebrandmarkte."

Wie richtig diese Worte auch waren, wie sehr gerade Erasmus geeignet war aus Erfahrung so zu sprechen, klingt es jedem Ehrlichen doch merkwürdig in die Ohren, einen Anstifter aller Wirren derart sprechen zu hören, zumal aus jeder Zeile die Ursache seines plötzlichen Gesinnungswechsels, die Angst vor dem Verlust seines Geldes, hervorgrinst.

Es ist nicht weiter verwunderlich, daß Erasmus und Luther gerne der Ehre aus dem Wege gingen an den Um-



stürzen schuldtragend zu sein. In amüsanten Flugschriften aber werfen sie sich gegenseitig die alleinige Schuld an die Köpfe. So Erasmus 1525:

„Wir ernten jetzt die Frucht deines Geistes. Du erkennst diese Aufrührer nicht an, sie aber erkennen dich an und man weiß recht gut, daß Viele, die mit dem Namen des Evangeliums prunken, Anstifter des gräulichen Aufruhrs gewesen sind. Du hast nun zwar in dem höchst grimmigen Büchlein gegen die Bauern diesen Verdacht von dir gestoßen; aber du widerlegst die Überzeugung nicht, daß durch die Bücher, welche du gegen Mönche und Bischöfe, für die evangelische Freiheit und gegen die menschliche Tyrannei ausgehen ließest, zumal durch die deutsch geschriebenen, zu diesem Unheil Anlaß gegeben worden ist."

Daß aber er selbst Luther den Samen geboten, daß er ihn aussäe, will ihm nicht ins Gedächtnis und das mahnende Gewissen betäubt er damit, daß er neuerdings den Vorwurf bringt, Luther habe das, was er (Erasmus) in fremder Sprache den Gebildeten sagte, durch Übersetzung in die deutsche Sprache popularisiert. Wir sehen wieder, daß es dem alt gewordenen Erasmus keineswegs um Wahrheit oder Lüge zu tun ist, sondern darum, ob nur die wenigen Gebildeten erzürnt würden oder das ganze Volk, das heißt, ob sich wenige in die Güter der Erde teilten oder die Masse die Besitztümer der Reichen, also auch seine eigenen, bedrohte. Es spielt hier keine Besinnung und Umkehr zur verlorenen Wahrheit mit, sondern nur die jüdische Furcht vor dem Mammonsverlust. Diese war es denn auch, welche das radikale Luthertum langsam in die Bahnen des Staatskirchentums hineintrieb. Wohl setzte als gewaltige Reaktion die Gegenreformation ein. Doch zu schwach wurde sie selbst die Beute eines katholischen, liberalen Staatskirchentums, Gallicanismus, Febronianismus und Josephinismus, so daß die Revolution heraufzog. Wieder schauderten die Menschen vor dem Radikalismus der Jakobiner zurück und die Romantik fand die Kraft sich durchzuringen. Neuerdings triumphierte der Liberalismus im Innenleben der Nationen



als Kapitalismus und im Leben der Völker untereinander als Nationalismus und erzeugte den Weltkrieg. Wieder erkennt die Menschheit in Ekel vor sich selbst, was sie gefehlt, der Radikalismus des Hasses und Mordens gibt ihr die Möglichkeit sich zu besinnen und eine neue Zeit der Katholizität einzuleiten. Achten wir wohl darauf, daß im Kreuzfeuer des Weltkrieges auch der Liberalismus zu Grunde gehe, daß wir ihn nicht wieder mitschleppen, aufpäppeln, auch daß er uns einst wieder selbst verschlinge und eine neue noch größere Katastrophe die Menschheit erschüttere.

E. K. W.

LXXXV.

Zwei Ministerkrisen in Österreich-Ungarn.

Der überraschende Personenwechsel am Wiener Ballplatz und im ungarischen Ministerium kann in seiner momentanen und in seiner weiter greifenden Wirkung nur bei näherer Kenntnis der tiefer liegenden Ursachen richtig beurteilt werden. Wenn man das von Anerkennung überfließende Abschiedsschreiben Kaiser Karls an den Grafen Czernin liest, erscheint es schwer verständlich, warum er seinen Posten hat verlassen müssen. Die scharfe Gegnerschaft der Polen wegen der Cholmer Frage, die noch grimmigere Erbitterung der Tschechen wegen der ihr politisches Verhalten endlich offen brandmarkenden Rede Czernins wurde durch die vielleicht zu vorschnell dargebrachte Huldigung von Seiten der Deutschösterreicher und durch das allerdings etwas zurückhaltendere Wohlwollen der magyarischen öffentlichen Meinung aufgewogen. Unüberwindliche Schwierigkeiten in der Delegation hatte also Graf Czernin nicht zu fürchten. Die Absicht der Stadt Wien ihn zum Ehrenbürger zu ernennen ist als eine Art Protest gegen seine Entlassung anzusehen. An ihr mag ja



monarchische Empfindlichkeit über eine Auseinandersetzung in der Art, wie sie zwischen Kaiser Wilhelm und dem Reichskanzler Bülow stattgefunden und ebenfalls, wenn auch später, zu dessen Rücktritt geführt hatte, wohl auch Teil haben. Aber auch innerpolitische Gründe hatten mitgewirkt.

Die vom Standpunkt der äußern Politik und auch im Interesse des Bündnisses mit dem Deutschen Reiche unabweisbare entschiedene Stellungnahme Czernins gegen die tschechischen Politiker hat dem Ministerpräsidenten Seidler seine schwierige Aufgabe noch erschwert und dürfte von ihm als Eingriff in seine Wirkungssphäre angesehen worden sein. Die Verbeugung vor dem Magyarentume hat aber dem Grafen Czernin die erhoffte Stütze nicht gebracht, weil sich gerade zur selben Zeit tiefgreifende Wendungen im politischen Leben Ungarns vollzogen. Es war selbst der taktischen Gewandtheit des Ministerpräsidenten Wekerle nicht gelungen, die Schwierigkeiten in der Wahlrechtsfrage gegenüber dem unbeugsamen Willen des die Majorität der Arbeitspartei fest zusammenhaltenden Grafen Tisza aus dem Wege zu räumen. Dazu kommt die Abneigung Kaiser Karls seine Zustimmung zur Auflösung des Abgeordnetenhauses und zur Ausschreibung von Neuwahlen während des Krieges zu geben, um eine Majorität für die von Seiten des Kabinetts Wekerle als Hauptpunkt des Regierungsprogrammes aufgestellte, seinerzeit ja von Kaiser Karl selbst initiierte demokratische Wahlreform zu erlangen. Beide Umstände haben offenbar den Monarchen so stark beeinflußt, daß er in der Persönlichkeit Tiszas, die ihm zu Beginn seiner Regierung zu selbstbewußt und unbeugsam entgegengetreten war, nunmehr einen Helfer aus der politischen Sackgasse zu finden hoffte. Während seines letzten Budapester Aufenthaltes vollzog der König äußerlich eine sofort fast auffallende Annäherung an ihn, indem er gemeinsam mit ihm die Automobilfahrt zum Besuche der Erzherzogin Klotilde nach Alcsuth, dem Sitze des ungarischen Zweiges der Habsburger, der Nachkommen des Palatins Josef, machte. Der suggestiven Kraft Tiszas ist es in diesen



wenigen Stunden gelungen den Kaiser zu einer wichtigen politischen Wendung zu bestimmen, welche sich direkt nicht auf den kritischen Zustand der ungarischen inneren Politik bezog, aber indirekt unabwendbar zu einer innerpolitischen Krise führen mußte. Ob Tisza aufgefordert worden ist das Erbe Czernins zu übernehmen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Jedenfalls hat er seine Revanche an Czernin genommen und dabei einen gewaltigen Schritt zur Hebung seines Nimbus bei seinen magyarischen Landsleuten getan.

Als ein Hauptaktivum des von Anbeginn an nichts weniger als beliebten Regimes Tisza war von seinen Anhängern vornehmlich die unläugbare Tatsache gebucht worden, daß seit Ausbruch des Krieges die Präponderanz Ungarns in der Monarchie mächtig gestiegen sei. Das Ministerium Stürgkh hatte nicht die Kraft gegen den ungarischen Stachel zu löcken und in Österreich fühlte man sich in demütigender Abhängigkeit von Ungarn. Einen großen Teil seines bis zu einer gewissen Grenze ja berechtigten, aber diese Grenze denn doch weit überschreitenden Einflusses übte nun Tisza durch den gemeinsamen Minister des Äußern Baron Burian aus, dem Graf Berchtold, obwohl allen Budapester Ansprüchen fügsam genug, nach dem Thronwechsel den Platz hatte räumen müssen und der trotz vieler schätzenswerter Beamten-Eigenschaften als unbedingter Vollstrecker des Tisza'schen Willens angesehen wurde. Vielleicht mag das mit ein Grund gewesen sein, daß seine Geschäftsführung von den Führern der koaliierten Opposition herber Kritik teilhaft wurde. Aber zweifellos hat Burian sich so schwere diplomatische Blößen gegeben, daß seine Eignung zum Minister der äußeren Angelegenheiten auch an anderer Seite stark in Zweifel gezogen werden durfte. Als Burians Nachfolger hatte der Monarch den Grafen Czernin berufen, der lange Zeit als Vertrauensmann des ermordeten Thronfolgers gegolten hatte, jedenfalls aber als Gesandter in Bukarest, anfangs von magyarischer Seite scharf angefeindet, seiner schweren Aufgabe vollständig

gewachsen war. Aber man wußte, daß die indirekte Beherrschung des Ballplatzes durch Tisza mit dieser Berufung Czernins ein Ende erreicht habe und nunmehr die Interessen der Gesamtmonarchie nicht mehr durch magyarische Brillen betrachtet und einseitig geltend gemacht würden. Tisza war klug genug sich in diese Wendung zu schicken und der Politik des Ballplatzes keine Steine in den Weg zu legen. Im Grunde genommen ist Tisza, im Widerspruch mit vielen seiner Äußerungen, weder bezüglich der pazifistischen Neigungen Czernins, noch bezüglich seiner unbedingten Hochhaltung des deutschen Bündnisses vollständig seiner Meinung gewesen. Denn so bereitwillig Tisza auch im Interesse der Sondertendenzen des Magyarentums mit dem Deutschen Reiche über den Kopf Österreichs hinweg zu paktieren geneigt sein mag, so wenig ist ihm das deutsche Bündnis Herzenssache.

Nach dieser Richtung ist Wekerle, allerdings vornehmlich aus wirtschaftspolitischen Gründen, eine weit zuverlässigere Stütze des deutschen Bündnisses, das ja während des Krieges allen Anfechtungen, mögen sie nun von slavischer oder von ententefreundlicher magyarischer Seite (Károlyigruppe) kommen, vollständig entrückt ist. Wekerle, der nicht unmittelbar nach Tiszas Sturz zur Kabinettsbildung berufen wurde, weil er nicht den gewünschten brennenden Eifer für Kaiser Karls demokratische Wahlrechtsideen an den Tag legte, hat auch nach Übernahme der Erbschaft des Grafen Esterházy die Wahlreform nur lau betrieben und durch die Bildung der „Achtundvierziger Verfassungspartei" auch den Grafen Apponyi für ein annehmbares Kompromiß mit der Arbeitspartei zu gewinnen verstanden, wodurch eine wirksamere Betätigung Tiszas unwillkürlich in die Wege geleitet werden mußte. Daß Kaiser Karl so rasch eine solche akzeptieren würde, konnte allerdings nicht vorausgesehen werden. Und daß Wekerle, der noch vormittags eine Ernennung Burians zum Nachfolger Czernins für ausgeschlossen erklärt hatte, aus dieser am Nachmittag ohne sein Wissen und ohne Befragung erfolgten Ernennung die Konsequenz zog und seine

Demission gab, war natürlich. Denn verfassungsmäßig hat der ungarische ebenso wie der österreichische Ministerpräsident maßgebenden Einfluß auf die äußere Politik und somit auch auf die Wahl des gemeinsamen Ministers des Äußern. Es war ihm aber damit ein vielleicht nicht unangenehmer Anlaß gegeben sich aus der innerpolitischen Sackgasse zu befreien, in die er durch die erfolgte oder wenigstens drohende Verweigerung der Ermächtigung zur Auflösung des Abgeordnetenhauses für den Fall einer Verwerfung der Vázsonyischen Wahlgesetzvorlage geraten war.

Kaiser Karl hat diese Wirkung der aller Welt unerwartet gekommenen Berufung Burians an die Stelle Czernins gewiß nicht vorausgesehen. Noch überraschender war nun aber die plötzliche Entschließung nach dem Rücktritt des Ministeriums Wekerle den Handelsminister Szterényi mit dem Versuche einer Kabinettsbildung zu betrauen. Szterényi wird allerdings als tüchtiger Fachmann auf volkswirtschaftlichem Gebiete allgemein anerkannt und war in den letzten Jahren als überaus agiles Mitglied der Verfassungspartei Andrassys tätig gewesen, wird aber doch nicht als maßgebender politischer Faktor angesehen. Überdies steht er aus der Zeit des ersten Koalitionsministeriums wegen seiner mit reichlichen Subventionszuwendungen verknüpften Industrieförderungspolitik starken Kritiken und Gegnerschaften gegenüber. Den Magnaten- und Gentrykreisen war auch ein getaufter Jude als Ministerpräsident nicht willkommen, nachdem sie sich schon mit dem Juden Vázsonyi, dem demokratischen Wahlrechtsminister und späteren Justizminister, hatten abfinden müssen. Aber nicht hieran ist die Mission Szterényis gescheitert. Die sachliche Schwierigkeit einer parlamentarischen, politischen, gesetzgeberischen Überwindung des tiefen Gegensatzes zwischen der Gefolgschaft Tiszas, der Arbeitspartei und den nicht eben zahlreichen aufrichtigen Anhängern und den weit zahlreicheren blos taktischen Verfechtern einer Wahlreform ließ sich durch das Mittel einer Verschiebung bis zum Herbst nicht überbrücken. Und so mußte



Szterényi den Auftrag zur Kabinettsbildung in die Hände des Monarchen zurücklegen. Das wäre vom Standpunkt einer wirtschaftlichen Bündnispolitik mit dem Deutschen Reiche besonders dann zu bedauern, wenn nicht Wekerle seinem nächsten Gesinnungsgenossen und verwandtesten Politiker Szterényi in der Betrauung mit der Kabinettsbildung folgen würde. Denn beide sind als großzügige Weltwirtschaftspolitiker entschiedene Anhänger einer möglichst engen wirtschaftlichen Annäherung der Monarchie an das Deutsche Reich.

Wekerle, der das Esterházysche Erbe eines Eintretens für den Vázsonyischen Wahlrechtsentwurf ohne innere Überzeugung übernommen hatte und seiner ganzen Natur nach einem Kompromiß zuneigte, aber durch den Widerstand einiger seiner Ministerkollegen an der Überschreitung gewisser Grenzen gehindert wurde, die er mit der Betonung des Festhaltens an dem Wesen der Vorlage zu verschleiern trachtete, hat durch seine Demission freie Hand zu weitergehenden Kompromißvorschlägen gewonnen und dieser Tendenz in einer äußerst wirkungsvollen Rede aus Anlaß der Debatte über das Budgetprovisorium Ausdruck gegeben. Trotzdem zeigt sich eine vollständige Einigung mit dem durch nationalistische Motive verbrämten, entschieden hemmenden Standpunkt Tiszas sehr schwierig. Die von diesem geforderte Wählerqualifikation der Absolvierung von sechs Volksschulklassen würde mindestens eine um mehr als eine halbe Million geringere Anzahl von Wählern ergeben als die Vázsonyische Wählerqualifikation mit vier Volksschulklassen und noch diese ist schon von einem allgemeinen Wahlrecht weit entfernt. Die antidemokratische Tendenz tritt aber in der anfänglich sowohl von Tisza wie von Vászonyi zurückgewiesenen nun aber immer lauter zu Tage tretenden chauvinistischen Forderung hervor, das Wahlrecht an die Kenntnis des Lesens und Schreibens im Magyarischen zu knüpfen. Der Widerstand gegen diese absolute Negation der nicht blos nationalen, sondern auch staatsbürgerlichen Gleichberechtigung wird immer



schwächer. Eine Milderung dieser insbesondere vom Blatt „Pesti Hirlap" mit Leidenschaft verfochtenen Forderung soll erst vom Jahre 1928 an eintreten, wenn die Wirkung der Apponyischen Volksschulgesetze unter Herabdrückung des allgemeinen Bildungsniveaus der Nichtmagyaren das angestrebte Magyarisierungsziel erreicht haben wird. Die im Abgeordnetenhause nur verschwindend vertretenen Deutschen, Rumänen, Slovaken, Serben und Ruthenen sind außer Stande dieser Bedrohung ihrer Nationalität und Beeinträchtigung ihrer staatsbürgerlichen Rechte wirksamen Widerstand zu leisten, so lange während des Krieges ihre Vereins- und Versammlungsfreiheit aufgehoben und ihre Presse durch die Zensur geknebelt ist. Die der Arbeitspartei angehörenden Siebenbürger Sachsen haben allerdings einen derartigen Parteibeschluß mit sofortigem Austritt beantworten zu wollen erklärt, während sie den ihnen selbstverständlich antipathischen Bestrebungen nach der Schaffung der getrennten ungarischen Armee mit magyarischer Kommandosprache doch nicht offen entgegenzutreten wagen, weil sie sich dadurch bei allen magyarischen Parteien mißliebig machen würden.

Die Frage des Wahlrechts beherrscht nach Voranstehendem wenigstens äußerlich die politische Lage, die ihre Wurzeln aber doch hauptsächlich in der persönlichen Rivalität zwischen Tisza und Andrássy hat. Das Wesentliche wäre übrigens nicht, ob die Zahl der Wähler um einige Hunderttausende größer oder kleiner sein, sondern ob überhaupt das von allen Oppositionsparteien betonte Schlagwort von der Freiheit und Reinheit der Wahlen wirklich Wahrheit werden soll. Das aber ist sehr zweifelhaft, weil alle magyarischen Parteien auf dem Standpunkt der Erhaltung der magyarischen Suprematie stehen und durchaus nicht geneigt sind die nichtmagyarischen Wähler nach dem Maße ihrer Zahl zu freier Wahlbetätigung zuzulassen. Die Ungerechtigkeit, Unzweckmäßigkeit der sich im Wahlsystem und in der Wahlpraxis besonders augenfällig zeigenden ungarischen Nationalitätenpolitik wird eben nur von einem kleinen Kreise

magyarischer Intellektueller, der bürgerlichen Demokratien, offen erkannt und zugegeben und ihr Organ Világ verficht besonders durch die glänzende Feder des Universitätsprofessors Oskar Jászi energisch die nationale Gleichberechtigung gegen den leider in den letzten Jahren gewaltig angewachsenen Chauvinismus, dem sich auch solche politische Größen beugen, die von sich aus nicht auf chauvinistischem Standpunkt stehen. Die von Tisza vertretene oligarchische Wahlrechtsfeindlichkeit benützt allerdings das nationale Aushängeschild vornehmlich aus sozialpolitischen Gründen zur Niederhaltung der Forderungen der landwirtschaftlichen Arbeiter.

Daß Wekerle bei seinen Verhandlungen über ein Kompromiß mit dem in der Arbeitspartei zu Tage getretenen Bestreben nach möglichster Verringerung der Wählerzahl nachgab und dadurch bei der Wählerkonskription der Willkür Tür und Tor öffnet, muß bei der nichtmagyarischen Hälfte der Bevölkerung Ungarns die heftigste Erbitterung erregen. Da Wekerle nach dem Willen Kaiser Karls eine Textform finden sollte, der alle Parteien zustimmen, so hatten sich die Schwierigkeiten eines Kompromisses und der vom Zustandebringen eines solchen abhängig gemachten Betrauung mit der Kabinetsbildung beträchtlich erhöht. Denn die Andrássy-Gruppe und die Volkspartei halten am gemeinsamen Ausmaße der Wahlrechtsausdehnung fest, auf das sich Wekerle verpflichtet hatte. Die Demission sollte ein Mittel sein Wekerle von dieser Verpflichtung zu befreien und dadurch die Möglichkeit eines Kompromisses mit der Arbeitspartei näher zu bringen. Die zu diesem Zwecke gehaltene glänzende Rede, ein Muster parlamentarischer Sophistik, hat sofort die beiden genannten Gruppen verschnupft und auch die Geneigtheit der Apponyigruppe zum Abweichen vom Vázsonyischen Entwurf sehr gemindert. Die noch dazu von ihrer Seite geforderte schleunige Lösung der Armeefrage, die erst nach dem Kriege in Angriff genommen werden sollte, kann auch jetzt noch und später neue Schwierigkeiten von Seite der Krone hervorrufen, da sich in Österreich die Stimmung gegen eine



Teilung der gemeinsamen Armee immer mehr verschärft und Ministerpräsident Seidler angesichts der notwendig gewordenen Vertagung des Wiener Reichsrates und der Einleitung neuer Verhandlungen mit den slavischen Parteien sich nicht auch mit dieser dornigen Frage wird belasten wollen.

Wenn nun trotz alledem Wekerle wieder Ministerpräsident geworden ist und auch nach Ausschiffung der wahlrechtsfreundlichen Mitglieder des Kabinets und angesichts der mit Tisza getroffenen Abmachungen versichert, das Wesen der Wahlrechtsvorlage sei nicht geändert, so ist dies ein Spiel mit Worten. Nicht bloß die Gefolgschaft Andrássys und Apponyis sondern auch die Károlyigruppe und die Vertreter der Nationalitäten haben entschiedene Opposition angekündigt. Für den Augenblick siegt die Politik Tiszas auf allen Linien. So sehr dies nun auch vom Standpunkt einer Politik der Gleichberechtigung und des inneren Friedens zu bedauern ist, dürfte das Regime Wekerle vom staatsfinanziellen und wirtschaftlichen Standpunkt und von dem des Bündnisses mit dem Deutschen Reich zu begrüßen sein. Wekerle ist der Mann, der den schweren finanziellen Anforderungen an das Land am meisten gewachsen ist und weltwirtschaftlich zu denken vermag. Er wird also, wie seine vorsichtige Beantwortung der Interpellation des Grafen Károlyi zeigt, eine Stütze der anläßlich des Besuches des Kaisers Karl im Deutschen Hauptquartier zwischen den beiden Herrschern vereinbarten Vertiefung und Verlängerung des Bündnisses zwischen den beiden Mittelmächten sein, sofern die unberechenbare Politik des Grafen Tisza ihn soweit gehen läßt. Vorläufig ist aber jedenfalls die Doppelkrise des ungarischen ebenso wie des gemeinsamen Ministeriums erledigt.

LXXXVI.

Weltkrieg und Weltherrschaft.

Wie ist doch alles so ganz anders gekommen, als man es sich zu Anfang des Krieges, am 28. Juli 1914, gedacht hat! Der inzwischen in die Ewigkeit abberufene Kaiser Franz Josef hatte an diesem Tage in seinem denkwürdigen Manifest gesagt: „In dieser schweren Stunde bin ich mir der ganzen Tragweite meines Entschlusses und meiner Verantwortung vor dem Allmächtigen voll bewußt. Ich habe alles geprüft und erwogen. Mit ruhigem Gewissen betrete ich den Weg, den die Pflicht mir weist."

Als Kaiser Franz Josef diese ergreifenden Worte an seine Völker richtete, war er nahe daran sein 84. Lebensjahr zu vollenden und stand mitten im 66. Jahre seiner Regierung. Als Mensch wie als Regent also überragte er an Alter und Erfahrung weit alle damaligen Staats- und Regierungshäupter Europas. Wenn überhaupt ein menschliches Wesen befähigt war die Tragweite der an jenem Tage erfolgten Kriegserklärung an Serbien zu ermessen und zu übersehen, so mußte diese Eigenschaft gewiß in erster Linie dem greisen Kaiser Franz Josef zuerkannt werden.

Und doch, wie bald traten unerwartete Wendungen ein! Sie begannen schon bei Eröffnung des Krieges mit den hinterhältigen Wenn und Aber des italienischen sogenannten Bundesgenossen, dessen dann endlich ledig geworden zu sein ihm trotz der vermehrten sonstigen Schwierigkeiten eine nicht verhehlte Erleichterung gewährte. Und der Verrat des rumänischen sogenannten Verbündeten war auch noch nicht die letzte dieser Wendungen. Es hat überhaupt im ganzen Kriegsverlauf sich gezeigt, daß die Zentralmächte es mit einer wahren Hydra zu tun hatten, der, so oft man ihr einen Kopf abschlug, alsbald ein neuer Kopf nachwuchs.

So ist der Krieg nicht bloß immer wieder verlängert, sondern



auch immer mehr verbreitert worden. Auf diese Weise sind die Zentralmächte allmählig fast mit der ganzen Welt in Krieg geraten und offenbar nur der Umstand, daß das Nachwachsen der neuen Hydraköpfe doch eine gewisse Zeit beanspruchte, hat hauptsächlich den Zentralmächten das Standhalten ermöglicht. Klar aber ist nach diesem Verlauf des Krieges, daß, je mehr die ganze Welt sich gegen die Zentralmächte erhebt, diese, ob sie wollen oder nicht, gewissermaßen die Herren der Welt werden müssen, daß also die Feinde durch die Verlängerung und Verbreiterung des Krieges gerade das erreichen, was sie laut ihren unaufhörlichen Beteuerungen allein verhindern wollen: die deutsche Weltherrschaft.

Eine wirkliche Weltherrschaft eines Volkes oder auch nur einer Völkerverbindung hat es bekanntlich nie gegeben und wird es kaum je geben. Es haben nur zeitweilig — also auch das nicht immer — solche Mächte bestanden, welche über einen beträchtlichen Teil der Erde die Vorherrschaft auszuüben vermochten. Alle diese sogenannten Weltmächte waren im Verhältnis zur Ausdehnung der Erde sehr beschränkt. Die ganz außerordentliche Entwicklung der Verkehrsmittel der neuesten Zeit scheint allfälligen solchen Plänen allerdings bedeutend größere Aussichten zu bieten. Aber auch das ist eben nur Schein. Denn dieselbe große Entwicklung der Verkehrsmittel erleichtert anderseits auch den Gegnern ihre Aufgabe, indem sie die Bildung solcher Koalitionen ermöglicht, an die man früher nicht einmal denken konnte. Das Geschrei über die drohende deutsche Weltherrschaft ist also nur ein Schreckmittel, ein Hannibal ante portas für politische Kinder, die freilich wie im gewöhnlichen so auch im politischen Leben immer neu heranwachsen. Richtig ist in dieser Auffassung nur, daß die Deutschen und ihre Verbündeten durch die fortwährende Verlängerung und Verbreiterung des Krieges genötigt werden auch an solche Sicherungen ihrer Stellungen zu denken, an die sie früher nicht zu denken brauchten und auch gar nicht gedacht haben.



Aus mancherlei Äußerungen aber, die da und dort, namentlich in Frankreich, gefallen sind und selbst in Wilsonschen Reden einen Widerhall gefunden haben, geht hervor, daß man die Furcht vor der deutschen Weltherrschaft manchmal auf ein historisches Faktum ganz anderer Art zu gründen sucht. Man verweist oder spielt an auf den ehemaligen Bestand des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Dieses Reich ist allerdings ein historisches Faktum. Dasselbe hatte aber bekanntlich, und wie auch schon der Name besagt, etwas ganz anderes zu bedeuten, als man unter Weltherrschaft gewöhnlich und schlechthin versteht. Schutzmacht der katholischen Kirche zu sein, welche Aufgabe dem heiligen römischen Reich deutscher Nation zufiel, hatte, wenigstens solange die Christenheit noch nicht gespalten war, naturgemäß mehr eine kirchliche als politische Bedeutung. Erst durch die Kirchenspaltung bekam diese Aufgabe des Reiches, aber auch nur in den Augen der Getrennten, ein anderes, ein mehr politisches Aussehen. Und dieses Mißverständnis oder diese Verwechslung liegt offensichtlich auch manchen der erwähnten Äußerungen zu Grunde, als ob Kaiser Wilhelm die Absicht hätte dieses ehemalige Schutzreich der Kirche wiederherzustellen. Das ist, wie gesagt, natürlich ein Mißverständnis und es kann von einer solchen Absicht keine Rede sein.

Wie bemerkt, hat man namentlich in Frankreich versucht solche vorgebliche oder wirkliche Besorgnisse zu verbreiten. Ein großer Teil der Geschichte Frankreichs ist ja wie von einem roten Faden durchzogen von dem Verdruß darüber, daß die Päpste die römische Kaiserkrone gerade den Herrschern Deutschlands und nicht jenen Frankreichs zu verleihen pflegten. Und da von einer gewissen Zeit an die Nachfolger Rudolfs von Habsburg regelmäßig, wenn auch öfters nur nominell, diese Würde bekleideten, so konzentrierte sich die französische Mißgunst hauptsächlich auf das Haus Österreich. Preußen, früher als zeitweiliger Gegner des Hauses Österreichs von Frankreichs Diplomatie sehr geschmeichelt, hat durch seine

Siege im Jahre 1870 den französischen Nationalstolz beleidigt. Seither ist in der Vorstellung der Franzosen Preußen an die Stelle Österreichs getreten und für den französischen Ehrgeiz der ärgerlichste Stein des Anstoßes geworden. Und seither fällt natürlich auch die politische Seite der ehemaligen Stellung Deutschlands schärfer und fast ausschließlich in die Augen.

Daneben hat sich jedoch noch eine andere Weltherrschafts-legende, wie man wohl sagen darf, entwickelt, an welcher vielleicht Bismarck mit seiner Kulturkampfpolitik die Haupt-schuld trägt. Wohl nicht Bismarck selbst, aber doch seine Genossen im sogenannten Kulturkampf haben zu oft vom protestantischen Kaisertum (im Gegensatz zum alten) gesprochen und mit ähnlichen Ideen gespielt, als daß dieses mindestens sehr unvorsichtige Treiben ohne alle Folgen hätte bleiben können. Besonders unter einem großen Teil der französischen Katholiken hat dadurch die Auffassung, förmlich die Überzeugung immer mehr Boden gewonnen, die preußische Politik, resp. die neue Reichspolitik strebe ernstlich darnach das neue Reich zu einer protestantischen Vor- und Welt-macht zu machen. Es ist dann allmählig stiller geworden von diesen Plänen. Aber gänzlich zerstoben sind sie keineswegs und ein offenbarer Nachhall derselben ist ein Zitat, das die Wiener „Reichspost“ dieser Tage[1]) aus einer Veröffentlichung des Bischof Dr. Mahnic von Veglia (einer der quarnerischen Inseln) mitgeteilt hat. Der genannte Bischof führt da zur Verteidigung der Maideklaration, womit die südslawischen Abgeordneten die Errichtung eines Südslaven-staates begehrten, aus: Die katholischen Kroaten müßten auch deshalb für die Maideklaration sein, weil deren Verwirklichung den deutschen protestantischen Bewegungen einen Wall entgegensetze. Der Protestantismus sei mit der deutschen Kultur und Politik enge verknüpft und wolle sich jetzt den Weg nach Osten bahnen um die Vereinigung der Katholiken

1) Nr. 248 vom 2. Juni 1918.

und Prawoslaven zu verhindern. Der Protestantismus sei mit religiösem Rationalismus identisch und führe demnach zur Glaubenslosigkeit. Die katholischen Slaven müßten diese Gefahr von den Prawoslaven abwenden und diesem Zweck eben habe das Projekt vom südslavischen Staat zu dienen. — Das will offenbar sagen: Das derzeit wesentlich protestantische Deutschtum wolle die Rekatholisierung der orthodoxen Serben (vielleicht auch Bulgaren?) hintertreiben, eben deshalb aber müßten die katholischen Slovenen und Kroaten mit den Serben zu einem südslavischen Gemeinwesen sich vereinigen.

Weiter reicht das Zitat der „Reichspost" nicht. Man erfährt also daraus auch nicht, auf welche Daten etwa der hochwürdigste Bischof seine Aufstellung über die Absichten stützt, die der deutsche Protestantismus nach seiner Angabe derzeit im Osten verfolgt. Schon aus diesem Grunde also ist eine sachliche Beurteilung des Artikels kaum möglich. Aber wie immer man sonst über die im Zitat zum Ausdruck kommende Auffassung denken mag — die „Reichspost" begleitet sie mit dem Ausdruck großen Erstaunens — zweifellos liegt ihr dieselbe eben erwähnte Meinung von der angestrebten protestantischen Vor- und Weltherrschaft Deutschlands zu Grunde, welche Meinung (außer Anderem) wohl hauptsächlich auf Erinnerungen an den sogenannten Kulturkampf zurückgeht und sicherlich nicht zuletzt auch unter den Polen ihre Anhänger hat.

Freilich, daß der Weltkrieg etwa in Deutschland oder unter jenen, die sich gerne die Deutschen Österreichs nennen, die katholischen Ideen sichtlich gekräftigt und gefestigt hätte, wird kaum jemand behaupten können und wollen, ebensowenig wie man das von einem andern Lande sagen dürfte; aber darauf darf doch hingewiesen werden, daß trotz allem selbst heute die, um neuerdings diesen Ausdruck zu gebrauchen, kirchliche Seite der früheren Stellung Deutschlands nicht gänzlich verschwunden ist. Sicher ist ja in unseren Tagen das Verhältnis der Zentralmächte zum Papsttum entschieden klarer



als jenes der Ententemächte. Das tritt schon äußerlich durch die Tatsache hervor, daß (außer Belgien) keine der Ententemächte so regelmäßige und regelrechte Beziehungen zum hl. Stuhl unterhält wie dies bei den Zentralmächten der Fall ist. Wenn die Zentralmächte sich entschließen könnten mehr in dieser älteren Hinsicht, in diesem älteren Sinne eine Art Weltstellung anzustreben, ihre gegenseitigen Beziehungen namentlich in diesem älteren Ideenkreis, wie man heute sagt, zu vertiefen, so würde dies zweifellos die Herbeiführung eines guten deutschen Friedens bedeutend erleichtern und beschleunigen. J—l.

LXXXVII.

Die Zusammensetzung des Preußischen Herrenhauses.

In seiner aus Anlaß der preußischen Wahlrechtsreform herausgegebenen Schrift „Vom parlamentarischen Wahlrecht in den Kulturstaaten der Welt"[1]) kommt Prof. Dr. Fritz Stier-Somlo bei Besprechung der Grundlagen für Bildung der Wahlkörper „zu dem Ergebnis, daß der Maßstab des organischen Wahlrechts versagt, daß er für Gegenwart und Zukunft unbrauchbar ist".[2]) — Dieses Urteil überrascht einigermaßen, wenn man sieht, daß er dem Regierungsentwurf über die künftige Zusammensetzung des Preußischen Herrenhauses freundliche und zustimmende Worte widmet.[3]) Stier-Somlo will freilich in seiner Schrift „vor allem das Wahlrecht zum Hause der Abgeordneten im Auge behalten" und betrachtet das Herrenhaus nur insofern, als „dessen Bedeutung in seiner Ergänzungs- und Gegengewichtsfunktion im Verhältnis zum Abgeordnetenhaus liegt".[4]) Aber vom Standpunkt

1) Prof. Dr Fritz Stier-Somlo, Vom parlamentarischen Wahlrecht in den Kulturstaaten der Welt. Berlin, Dietrich Reimer, 1918.
2) A. a. O. S. 91. 3) A. a. O. S. 55.
4) Ebendort, vergl. S. 237.

des Staatsrechts aus dürfte doch nicht übersehen werden, daß die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt in Preußen nach der Verfassung an die Zustimmung der beiden Kammern gebunden ist. Ohne die Zustimmung des Landtags d. i. beider Kammern kann kein Gesetz erlassen, abgeändert, authentisch erläutert oder aufgehoben werden.[1]) Beide Kammern haben, wie die Krone, das Recht der Initiative, d. h. Gesetze vorzuschlagen.[2]) Dem Herrenhause kommt also nicht nur „in seiner Ergänzungs- und Gegengewichtsfunktion zum Abgeordnetenhause“ Bedeutung zu, sondern es hat, völlig gleichberechtigt mit dem Abgeordnetenhause, vor allem das positive Recht und die Pflicht an der preußischen Gesetzgebung entscheidend mitzuwirken.

Auch das Herrenhaus ist nach der Verfassung ein wahres Parlament, eine konstitutionelle „Volksvertretung“; seine Mitglieder sind, wie die Mitglieder des Abgeordnetenhauses Vertreter des ganzen Volkes und an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden.[3]) Wenn man also auch nach seiner bisherigen Zusammensetzung und wohl auch nach Inkrafttreten des neuen Wahlgesetzes formell das Wort „Wahl“ für die „Auswahl“ der Mitglieder der ersten Kammer ablehnen kann, so ist doch der Auswahlmodus staatsrechtlich ebenso interessant und für die Gesetzgebung ebenso wichtig wie der Wahlmodus für das Abgeordnetenhaus.

Und bei diesem Auswahlmodus für die Zusammensetzung des Herrenhauses soll nach dem Regierungsentwurf und nach den bisherigen Beschlüssen des Abgeordnetenhauses gerade der von Stier-Somlo abgelehnte „Maßstab des organischen Wahlrechts“ zur Geltung kommen. Mehr wie [illegible] der Mitglieder der preußischen ersten Kammer sollen vom Könige berufen werden auf Grund von Vorschlägen der innerstaatlichen kommunalen und berufständischen Selbstverwaltungs-

1) Die Verfassungs-Urkunde für den Preußischen Staat, Art. 62.
2) Dieslbe, Art. 64.
3) Dieselbe, Art. 83.



körper und anderer einflußreicher Organisationen.[1]) Die große Öffentlichkeit hat in der lauten Diskussion, die über die Grundsätze des Wahlrechts zum Abgeordnetenhause entstand, nicht viel darauf geachtet, aber dem aufmerksamen Beobachter ist es nicht entgangen, daß die Anwendung des Maßstabes „des organischen Wahlrechts" für die Auswahl der Mitglieder des Herrenhauses nirgends Widerspruch, vielfach aber Beifall und unterstützungsbereite Zustimmung gefunden hat. Nicht nur die Arbeiterschaft, der es vor allen anderen Ständen gelungen ist, „einen geschlossenen korporativen Ausbau ihrer Berufsschicht im Staate durchzusetzen",[2]) meldete sogleich ihre von der Regierung im Gesetzentwurf nicht berücksichtigten Forderungen auf Standesvertretung im neuen Herrenhause an und fand nicht nur die bereitwillige Unterstützung aller politischen Parteien, sondern auch unzählige andere Verbände und Berufe verlangten eine gesetzlich festgelegte Vertretung durch Berufsgenossen in der ersten Kammer und wandten sich mit entsprechenden Anträgen an das Abgeordnetenhaus. So zahlreich kommen diese Wünsche zum Ausdruck, daß der vorberatende Ausschuß des Abgeordnetenhauses nicht alle berücksichtigen konnte, trotz weitesten Entgegenkommens, das tatsächlich schon zu der fast bedenklichen Vermehrung der Mitgliederzahl des Herrenhauses auf annähernd 600 führte.

Bedenklich scheint diese Entwicklung nicht nur wegen der zu befürchtenden Schwerfälligkeit in der Beratung und Zersplitterung in der Beschlußfassung im gesetzgeberischen Wirken der ersten Kammer. Noch mehr zu denken gibt die Begründung, die vielfach diesen Forderungen auf Sitz und Stimme im Herrenhause mit auf den Weg gegeben wurde.

Begründet wird die Forderung meist damit, daß man

---

1) Drucksache Nr. 924 des Abgeordnetenhauses 1916/18, Entwurf eines Gesetzes über die Zusammensetzung der ersten Kammer § 3.

2) Freiherr von Kerckerinck zur Borg, Wirtschaftspolitische Betrachtungen zur preußischen Wahlrechts-Vorlage; Veröffentlichungen des Westfälischen Bauernvereins, Nr. 1, S. 7. Münster 1917.

nachweist, daß der betreffende Stand oder Beruf so und so viel Prozent der Bevölkerung ausmache, daß seine besonderen Interessen in der Gesetzgebung berücksichtigt werden müßten und daß man ihm daher Vertreter dieser Berufsinteressen zubilligen müsse. Wenn man das hört, möchte man Stier-Somlo zustimmen, der überzeugend die praktische Unausführbarkeit und prinzipielle Bedenklichkeit der Zusammensetzung eines Parlaments aus den Vertretern aller einzelnen Berufsinteressen nachweist und damit seine Abweisung des „Maßstabs des organischen Wahlrechts" begründet.[1]) Er weist hin auf die unzweifelhaft bestehende unübersehbare Berufszersplitterung[2]), auf den begrifflichen und oft auch praktisch fühlbaren Unterschied zwischen „Berufsgemeinschaft" und „Interessengemeinschaft",[3]) auf die „unüberwindliche Schwierigkeit, mit auch nur annähernder Gerechtigkeit zu bestimmen, welchen zahlenmäßig auszudrückenden Anteil die einzelnen Berufsstände und Interessengruppen an der Öffentlichkeit, an dem Gemeinwohl nehmen, um danach ihren Anspruch auf aktives Wahlrecht zu bemessen."[4]) Er befürchtet: „die berufständische und organische Volksvertretung baut künstlich Dämme zwischen den sozialen Gruppen. . . . Statt die Interessengegensätze zu mildern, führt dieses System dazu, sie gleichsam zu versteinern."[5]) Endlich sagt er: „Sodann wirft sie den seit Schaffung des Konstitutionalismus unberührten und unentbehrlichen Rechtsgrundsatz über den Haufen, wonach die Mitglieder des Parlaments Vertreter des ganzen Volkes sein müssen."[6])

Dieser letzte Einwand ist besonders zu beachten: besteht er zu Recht, so ist damit tatsächlich dem „Maßstab des organischen Wahlrechts" das Urteil gesprochen, ist auch vom christlichen Standpunkt aus dem vorliegenden Entwurf für

1) Stier-Somlo, a. a. O. S. 88.
2) A. a. O. S. 84. 3) A. a. O. S. 85.
4) A. a. O. S. 87. 5) A. a. O. S. 90.
6) A. a. O. S. 90.

die Zusammensetzung des Herrenhauses kaum zuzustimmen. Mag man immerhin hoffen, daß es in etwa gelingt das staatsrechtliche Gewicht der Interessengruppen für den Augenblick zahlenmäßig richtig — auf wie lange? — zu erfassen, mag man mit einigem Vertrauen erwarten, daß die Interessenvertreter aus staatsmännischer Einsicht und aus dem Bedürfnis heraus, praktische Arbeit zu leisten, zu billiger Rücksichtnahme auf die Interessen anderer Gruppen bereit sein werden, so würde doch damit im Prinzip der „Interessenkampf" sanktioniert und zum Grundsatz des gesetzgeberischen Wirkens der „Volksvertreter" im Herrenhause erhoben werden.

Nicht das Wohl des ganzen Volkes und die berechtigten Lebensinteressen aller Volksgenossen, nicht die christlichen Grundsätze der Gerechtigkeit und Nächstenliebe wären dann der erste Maßstab für die Beurteilung vorgeschlagener oder vorzuschlagender gesetzgeberischer Maßnahmen, sondern der krasse Standesegoismus, das gesetzlich sanktionierte Streben der Interessenvertreter für sich, für den eigenen Stand, für die vertretene Körperschaft möglichst viel an Macht, Vorteil, Staatsförderung herauszuschlagen, nur bei den Edelsten gemildert durch die staatsmännische und christliche Gewissensrücksicht auf das Recht und Wohl anderer Bevölkerungskreise und Berufsstände. Dann würde das Recht zur Teilnahme an der Gesetzgebung nicht, wie es nach christlicher Auffassung sein soll, eine Befugnis an der Ordnung des sozialen Lebens zum Wohle der Volksgenossen teilzunehmen, sondern, dem heidnisch-egoistischen Rechtsbegriff entsprechend, Mittel der Macht um die selbstsüchtigen Interessen einzelner Volksteile auch auf Kosten des Allgemeinwohls durchzusetzen. Dann treffen all die wohlbegründeten Einwendungen, die Stier-Somlo gegen das „organische Wahlrecht" erhebt, zu und man muß ihm Recht geben, wenn er sagt, daß dieser Maßstab „für Gegenwart und Zukunft unbrauchbar" sei.

Sagen wir es gleich offen: der letztgenannte, ausschlag-



gebende Einwand Stier-Somlos gegen das organische Wahlrecht ist unberechtigt. Gewiß, die Auswahl der Volksvertreter aus den und durch die innerstaatlichen Selbstverwaltungskörperschaften und Berufsverbände kann dazu führen, daß das so gebildete Parlament zur Arena wird für den rücksichtslosesten Klassenkampf, daß das Prinzip des Absolutismus: „L'état c'est moi“ wie zur Zeit des wiederauflebenden römischen Rechtes die Regierungsnorm der Fürsten so im modernen Staat der Schlachtruf der um die Vorherrschaft ringenden Interessentengruppen wird. Aber auch im Parlament des allgemeinen, gleichen Wahlrechts im Deutschen Reichstag haben wir es erlebt, daß bestimmte Volksvertreter und Parteien sich in Theorie und Praxis als Vertreter und Verfechter der Interessen einzelner ganz bestimmter Volksteile bekannten und betätigten, obgleich Abgeordnete, die so verfahren, „nicht bloß der deutlichen überall zum Gesetz erhobenen Verfassungsbestimmung entgegenhandeln, daß sie Vertreter des ganzen Volkes sind, sondern auch den Staatsgedanken verletzen, der ihnen eine Berücksichtigung der Gesamtinteressen der Nation gebietet.“[1])

Der durchaus dem christlichen Solidaritätsgedanken entsprechende Rechtsgrundsatz, daß jeder zur Teilnahme am Herrscherrecht der Gesetzgebung Berufene, er sei König oder Arbeiter, als Vertreter des ganzen Volkes zur selbstlosen Wahrnehmung des wahren Wohles aller Volksgenossen verpflichtet sei, kann verletzt werden auch in einem Parlament, das aus allgemeinen gleichen Wahlen der nur als Einzelpersönlichkeiten gewerteten Staatsbürger hervorgeht, er kann gewahrt werden in einer Volksvertretung, deren Mitglieder bewußt aus den innerstaatlichen Gemeinschaften und Organisationen um ihrer mit der überragenden Stellung und Betätigung in diesen vorauszusetzenden Einsicht und Umsicht willen ausgewählt sind.

Die mittelalterlich-germanische Ständevertretung im

1) A. a. O. S. 91.



Deutschen Reich und in den Landesteilen war nach Idee und ursprünglicher Betätigung nicht ein Klassenparlament, in dem die einzelnen Stände selbstsüchtig und rücksichtslos um Bevorzugung und Vormachtstellung für sich und die ihrigen hätten ringen sollen. Der altdeutschen Ständeverfassung war sogar das Mehrheitsprinzip, die Entscheidung durch Mehrheitsbildung und Überstimmung des Andersdenkenden, fremd. Man verhandelte und fand durch Erwägung der Gründe und Gegengründe bei dem überall vorauszusetzenden guten Willen, auch wenn nötig mit privaten Opfern das Wohl des Ganzen zu fördern, endlich einen Ausgleich der Interessen, eine Einigung, bei der es weder Sieger noch Besiegte gab, oder man verzichtete auf einen Beschluß, der nicht von der Zustimmung aller getragen worden wäre.

Es ist sehr bezeichnend, daß der Grundsatz der Entscheidung nach Mehrheit erst am Ende der Blütezeit christlich-germanischer Rechtsauffassung im Jahre 1496 für die Beschlüsse des Deutschen Reichstags anerkannt wurde.[1]) Ein Jahr vorher 1495 hatte das römische Recht seinen Einzug in die Reichskammergerichtsordnung gehalten.

„Das Recht ist dem Römer nicht Ordnung des gesamten sozialen Lebens, sondern vor allem Mittel der Macht. Wie der selbstsüchtige Wille des Individuums das treibende Motiv der Ausgestaltung des Privatrechts, so ist Macht und Herrschaft, von jeder Rücksichtnahme auf höhere sittliche Lebenselemente losgelöst, Ziel und Aufgabe des Staatswesens.“[2])

Erst als dieses heidnisch-egoistische „Recht“ der Römer seinen Einzug ins deutsche Land gehalten und die christlich-solidaristischen Grundsätze aus dem Bewußtsein und Streben unserer Vorfahren verdrängt hatte, konnte mit dem fürstlichen Absolutismus der einzelstaatliche Partikularismus, der ständische rücksichtslose Egoismus sich entwickeln und den Verfall des Reichs, die weltpolitische Ohnmacht der Einzel-

1) A. a. O. S. 108.

2) von Hertling, im Staatslexikon I (1889) Sp. 48.

staaten, den Ruin der Städte, die Verarmung des Landes, die Verknöcherung der Zünfte, die Verknechtung des Bauernstandes herbeiführen, die die ständische Volksvertretung bis auf den heutigen Tag in Mißkredit gebracht haben und die Auflösung aller sozialen Bindungen, das Aufsichselbststellen jeder Einzelpersönlichkeit durch den sogenannten Liberalismus als Erlösung erscheinen ließen. Nicht „der Maßstab des organischen Wahlrechts“ ist für „Gegenwart und Zukunft unbrauchbar“ sondern das Zerrbild, das die heidnisch-egoistische Rechtsauffassung des römischen Rechtes unter Verwischung des ihm historisch zu Grunde liegenden christlich-germanischen Solidaritätsprinzips aus ihm gemacht hat: Die Wiedereinführung dieses Zerrbildes in unser Staatsleben als gesetzgebender Faktor müßten wir mit allen Kräften bekämpfen. Der ständische Interessenkampf und der „Klassenkampf“ als Prinzip der Gesetzgebung könnte nur zur Entzweiung des Volksganzen, zur gegenseitigen Schwächung und zur Zerstörung des gesamten Volksorganismus führen.

Im christlich germanischen Recht des Mittelalters galt der Grundsatz, daß jede Herrschaft ein Amt ist.[1]) Die Reichs- und Landstandschaft d. h. das Recht, auf der Versammlung der Reichsstände (Reichstag) bezw. Landstände durch Teilnahme an der Gesetzgebung mit dem Kaiser, oder dem Landesfürsten gemeinsam Herrscherrechte auszuüben, umschließt nach deutschem staatsrechtlichem Begriff zugleich die Gewissenspflicht nicht nach eigensüchtiger Willkür „Recht zu schaffen“, sondern in ernster Beratung mit dem Fürsten und den andern Ständen, was Rechtens sei und dem Gemeinwohl förderlich, „zu finden“. Wie fern dem deutschen Rechtsempfinden bei Schaffung der ständischen Staatsverfassung der Gedanke lag Vertreter einseitiger Berufs- und Standesinteressen zur Gesetzgebung heranzuziehen, erhellt auch daraus, daß die mittelalterlichen Reichs- und Landstände durchaus nicht unter den Begriff der Berufs- oder Erwerbsstände

1) Bruder. im Staatslexikon IV (1895) Sp. 706.

fallen. Weder die drei „Kollegien“ des Reichstags, die Kurfürsten, die Fürsten und die Reichsstädte, noch die drei „Bänke“ der Landtage, die geistliche Bank, die Adelsbank und die Städtebank, lassen sich unter diesen Begriff fassen.[1]

Nicht die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Beruf- oder Erwerbsstand, sondern der „Stand“, die hervorragende soziale Stellung, die ihrer Natur nach Einblick in die Bedürfnisse weiterer Volkskreise, Wirksamkeit im Dienste des Gemeinwohls verlangte und gleichsam erzwang, wurde als Grundlage betrachtet für die Berechtigung und Verpflichtung als Reichs- bezw. Landstand am Herrscheramt des Fürsten und an der Gesetzgebung mit Rat und Tat teilzunehmen. Im Staatsrecht des deutschen Mittelalters sind die an der Regierung teilnehmenden „Stände“ ebenso sehr „Vertreter des ganzen Volkes“ wie es die Volksvertreter in den Parlamenten der modernen Verfassungsstaaten sein sollen. Der Einwand Stier-Somlos, daß bei Anwendung des Maßstabes des organischen Wahlrechts dieser „unentbehrliche Rechtsgrundsatz“ umgestoßen werden müsse, der in der Tat, wenn er zuträfe, die Unbrauchbarkeit dieses Maßstabes für Gegenwart und Zukunft erweisen würde, darf also wohl als begrifflich und historisch unzutreffend zurückgewiesen werden.

Der Gesetzentwurf über die künftige Zusammensetzung des Herrenhauses legt tatsächlich nach der Vorlage der Regierung und nach den bisherigen Beschlüssen des Abgeordnetenhauses gerade diesen Maßstab der Auswahl der Mitglieder der ersten Kammer zu Grunde.[2] Abgesehen von den vom König aus besonderem Vertrauen zu berufenden Einzelpersonen, über deren Qualitäten das Gesetz nichts sagt, sollen nur solche Personen in das Herrenhaus berufen werden, die durch ihren „Stand“, d. h. durch die Stellung, die sie sei es durch Geburt, sei es durch ihr bewährtes gemeinnütziges Wirken innerhalb der innerstaatlichen Selbst-

1) Stöckl im Staatslexikon V (1897) Sp. 918.

2) Siehe Anm. 1 S. 906.



verwaltungskörper und Berufsorganisationen oder auch an der Spitze bedeutender Unernehmungen innehaben, die Gewähr bieten, daß sie neben genauer Kenntnis wichtiger Einzelgebiete und Standesinteressen Weitblick, Einsicht und Unabhängigkeit genug besitzen um Gründe und Gegengründe der in Frage stehenden gesetzgeberischen Maßnahmen objektiv abzuwägen und selbstlos die nach bestem Wissen für das Wohl des ganzen Volkes förderlichste Entscheidung zu treffen.

Wenn alle Mitglieder des auf organischer Grundlage gebildeten Herrenhauses sich bewußt sind und bleiben, daß sie als Vertreter des ganzen Volkes berufen und verpflichtet sind unter Verzicht auf einseitige Durchsetzung selbstsüchtiger Klassen- und Teilinteressen mit der durch ihren „Stand" verbürgten Einsicht in Spezialgebiete und Übersicht über den Gesamtbereich staatsmännische Aufgaben das Recht zu finden und zu schützen, das wahre Wohl des ganzen Volkes zu fördern, so dürfte gerade dieses Parlament sich als befähigt erweisen positive Aufgaben einer konstitutionellen Volksvertretung[1]) zum Nutzen des Volksganzen zu erfüllen. Die Männer, die auf Grund ihrer erwiesenen Befähigung und erprobten gemeinnützigen Tätigkeit durch das Vertrauen ihrer Mitbürger oder Standes- und Berufsgenossen an die Spitze der kommunalen oder berufsständischen Selbstverwaltungskörperschaften berufen sind, werden in eminenter Weise befähigt sein das Rechtsempfinden des Volkes zur Geltung zu bringen, für die Erfüllung seiner berechtigten Wünsche, die Abstellung drückender Hemmnisse einzutreten. Gerade sie sind vor allen andern geeignet dem „Ratsbedürfnis" des Staates auf Grund ihrer eingehenden Kenntnis des sozialen Lebens und seiner Bedürfnisse entgegenzukommen und so „die Schätze staatlich-sozialer Einsicht und patriotischen Willens der Regierten, die die Auslese durch den berufmäßigen Staatsdienst unbenutzt läßt, zur Lösung der Staatsaufgaben dienstbar zu machen."[2])

1) Stier-Somlo a. a. O. S. 64 f.

2) A. a. O. S. 59.

Bei solcher Zielsetzung und in der Voraussetzung, daß es gelingt das Bewußtsein der Verpflichtung, unter Abweisung des egoistischen Klassenkampfes nach bestem Wissen und Gewissen das Wohl des ganzen Volkes zu fördern, in dem zum Herrenhaus Berufenen lebendig und wirksam zu erhalten, dürfte es nicht notwendig sein, wirklich allen irgendwie im Gesamtorganismus des Volkes wertvollen Einzelorganisationen und Gemeinschaften eine besondere Vertretung im Herrenhause zuzuteilen, noch auch allzu ängstlich bei der zahlenmäßigen Abschätzung des Anteils der einzelnen Interessentengruppen zu verfahren. Wenn nur wirklich die in der Selbstverwaltung bewährtesten Männer aus allen Landesteilen im Herrenhaus zu Rat und Tat sich zusammenfinden, werden seine Arbeiten dem Gemeinwohl förderlich und fruchtbar werden und wohl oft zu einer Einmütigkeit in der Beschlußfassung führen, die an die Zeit erinnert, wo der deutsche Reichstag des Mittelalters noch nicht des Mehrheitsprinzips bedurfte. Dann wird es sich erweisen, daß „der Maßstab des organischen Wahlrechts" in zweckmäßiger Anwendung für die Zusammensetzung der ersten Kammer für Gegenwart und Zukunft durchaus brauchbar ist, wie er sich einst zur Zeit der Blüte deutsch-christlicher Kultur und deutscher Weltstellung bewährt hat.

Eine „verkleinerte Wiedergabe des Volksbildes" soll nach Stier-Somlo die Volksvertretung sein. Mag ein aus allgemeinen gleichen Wahlen hervorgerufenes Parlament immerhin die Gesamtheit des Volkes wiederspiegeln, insofern es aus sittlich freien und durch Menschennatur und Vaterlandsgemeinschaft gleichberechtigten Einzelwesen besteht, so fehlen doch dieser „Wiedergabe des Volksbildes" alle jene Züge der gesellschaftlichen Beziehungen und Bindungen, die erst die buntgehäufte Menge der Millionen für sich bestehender Persönlichkeiten zum wunderbar harmonischen Mosaikbild des lebendigen Volksorganismus zusammenfügen.

Wenn es gelingt die Zusammensetzung des Herrenhauses in Preußen so zu gestalten, daß es ein getreues Abbild wird



des vielgestaltigen und vielfach verzweigten organischen Lebens des ganzen Volkes, so wird der gesamte preußische Landtag, beide Kammern in einem Blick gesehen, tatsächlich das Volksbild in allen wesentlichen Zügen wiederspiegeln, wahrhaft eine „Volksvertretung“ sein, in der ein freies Volk in hochsinnigem Wirken für das Gemeinwohl und in vertrauensvoller Harmonie mit seinem gleichgesinnten Fürsten das Herrscherrecht der Gesetzgebung ausübt.

Clemens Graf v. Galen, Berlin.

LXXXVIII.

Zur Rekatholisierung der Wissenschaften.

Der gegenwärtige, nun schon bald vier Jahre währende Weltkrieg hat es luce clarius bewiesen, daß die Menschheit trotz nicht austilgbarem vielem Guten verfault war, verfault bis in die Knochen hinein. Nicht umsonst stellt der berufenste Arzt derselben, der hl. Vater, in einem Ähnliches besagenden Ausspruch fest, daß Europa wahnsinnig ist, daß es Selbstmord begeht. Warum das? Was ist das schlimmste der Übel? Daß es seinen Zustand nicht erkennen will, daß es zwar nicht alle Übel leugnet, weil das zu offen den tatsächlichen Verhältnissen widersprechen würde, aber doch dieselben möglichst abschwächt und als unberufene Propheten diejenigen zurückweist, die es heilsam jenem folgend auf seinen Zustand aufmerksam machen. „Mein Volk, die dich glücklich preisen, betrügen dich“, hat aber Gott schon gesprochen und deswegen Propheten über Propheten geschickt: man hat sie aber nach besten Kräften unschädlich gemacht, bis auf den eingeborenen Gottessohn, den sie ebenfalls vollends getötet haben. Die Wiedervergeltung, die über das Judenvolk hereingebrochen, wissen wir, und wie es den Christen-



verfolgern ergangen ist, wissen wir auch. Besser ist es auf Christi Wort zu hören und wir verzweifeln nicht an allen, indem wir auch heute an dieser Stelle einen teilweisen durchgreifenden Weg der Besserung weisen.

Nicht zum wenigsten nämlich ist das heut zum Weltübel gewordene Verderben von den Hochschulen der Welt geflossen, die ihre Wissenschaften mehr und mehr von jedem Zusammenhang mit Gott, dem höchsten Urheber, Quell und Gegenstand aller Wissenschaften, losgelöst, ja bis zum vollendeten Unglauben fortgeschritten sind: Als ob Christus nie gelebt hätte, so sind nicht einige, sondern viele aus ihnen geworden. Oder vielmehr, weil man sein Wirken gleich dem Hinleuchten der hellen Sonne nirgends ganz übersehen kann, darum lästert man seinen heiligen Namen und begeifert man ihn mit Hohn. Schon ein offenes Bekenntnis zu Christus, ein Wort zu seinen Gunsten ist den Gegnern des Christentums an diesen Stätten verhaßt; es stört zum mindesten die Todesruhe, in die man allmählich dort die christlichen Wahrheiten einzuschlummern sucht, es macht sehr unbeliebt. Von den Führern des Unglaubens an diesen Hochburgen ist wie von Bergesgipfeln die Lawine in die Täler gerollt d. h. populär gemacht worden durch jene unglücklichen, halb gebildeten Menschen, die nun ihrerseits das Volk mit falschen Vorstellungen des Glückes einer Welt ohne Gott berücken. Wenn jetzt die Häupter im Lande erbeben, so können sie ja wissen, woher ihr Entsetzen ist, daß es Kinder ihres eigenen Geistes sind, und daß man die schuldiger spricht, die des Verderbens Urheber waren.

Weil die Wissenschaften bis ins Unendliche vervielfältigt wurden, aber ihrer aller einigendes Band, Gott, nicht in Acht genommen, vielmehr in Acht getan wird, darum vermögen freilich einige bestenfalls noch zugelassene Theologiekurse das Verderben nicht gut zu machen. Denn Gott ist nur der, der überall der Anfang und das Ende aller Dinge ist, über die etwas zu sagen ist, sodaß er nirgends völlig zu umgehen ist. Vielmehr wo in einer Wissenschaft das Höchste



zu sagen ist, wo ihr Wert ergründet, ihre Seele zusammengefaßt werden soll, da muß es heißen: Großer Gott, wir loben Dich! Da auch nur schweigend sich verhalten würde ein geringes Verständnis und Ergriffensein von Gott bezeugen. Aber ihn offen als Ursprung und Ziel einer Disziplin abzulehnen wäre vollendete Gottesleugnung.

An uns Katholiken ist es hier einzusetzen und die Wissenschaften, sei es in lebendiger Verbindung mit der Kenntnis der Theologie zu lehren, sei es sie kennen zu lernen, zumal uns das Kollektivschreiben des Hochwürdigsten Episkopats vom 1. November 1917 so eindringlich auf Sanierung der Unterrichtsverhältnisse verweist. Denn wie einst von den Juden, so kommt heute das Heil von den Christen, von den Katholiken. Wir müssen uns vor der weiteren Verarmung des Geistes bewahren, die über die kleinsten Teile und oft lange nicht so nützen Dinge etwas zu sagen weiß, aber nichts darüber, daß alles nur, soweit es gut, von Gott ist, eine Spur, ein Mal, von ihm aufgestellt als Zeugnis in der Welt. Überall müssen wir heut zu Ersatz greifen, weil Gott, der Saft und die Kraft, das Mark der Erde, der Wein seines Weinbergs, durch andere Götter ersetzt ward, die ungläubigen Propheten, die für sich selbst den unfehlbaren Glauben forderten, den sie Gott versagten. Hier ist die Axt an eine tiefste Wurzel des Verderbens zu legen: die Hochschulen der Erde sind es geworden. Hier ist aber auch noch eine Wurzel des Lebens, sei es zu kräftigen, sei es weiter auszubreiten, und sie lautet: es möge jeder in seiner Teilwissenschaft, die selbst ja wieder viele Disziplinen hat, doch dieses tun, auf ihren tiefsten Grund gehen, zur Erkenntnis ihres letzten Ziels fortschreiten und er wird immer zu Gott kommen und so ein festes Fundament haben und ein Endziel, das ihn so allein zu beseligen vermag, wie alle bisherige falsche Genügsamkeit und vielleicht sich selbst mehr oder weniger vergottendes Streben nicht vermochten. Denn „des Herrn ist die Erde, und was sie erfüllt, der Erdkreis, und alle, die ihn bewohnen“, spricht der Psalmist (23,1). Nachdem



man Gott selbst von der Erde verdrängen wollte, sind die Menschen nicht wie Flüchtlinge geworden? Aber wenn jemand vollkommen auf ihn bauen will, im besondern auf Christus, dessen göttliche Philosophie in der Bergpredigt unser hl. Vater so eindringlich als Heilmittel empfahl (Enzyklika vom 1. Nov. 1914), dann werde ich ihn darauf lange wohnen lassen ohne Furcht vor dem Feind und er wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum sicher ruhen, spricht der Herr.

LXXXIX.
Das Gebet.[1])

Es ist auffallend, daß ein so dankbares Thema wie das Gebet noch nie den Gegenstand einer zusammenfassenden Arbeit bildete. Ganz besonders stiefmütterlich behandelt wurde die Gebetsliteratur, noch viel mehr als die Predigtliteratur. Nur die Voraussetzungen des Gebetes, das religiöse Erlebnis, die Offenbarung, den Prophetismus, die Mystik haben die Theologen einer eindringenden Untersuchung unterworfen, freilich sie nicht allein und ausschließlich, sondern im Wettbewerb mit ihnen Philosophen, Philologen, Historiker, ja sogar Ärzte, die sich neuerdings mit mystischen Erscheinungen abgaben. Doch blieb ihnen das Gemeindegebet, die Liturgie, ausschließlich vorbehalten und auf diesem Gebiete wurde in den letzten Jahrzehnten viel gearbeitet. In neuester Zeit traten nun auch Religionspsychologen und Literarhistoriker an derartige Aufgaben heran, wohl mitbestimmt durch das tiefe religiöse Bedürfnis, das unsere Zeit erfüllt. Die Zeiten sind vorbei, wo ein kurzsichtiger Rationalismus die Wissenschaft beherrschte und die religiösen Erscheinungen mit dem kleinlichen Ellenmaß des aufgeklärten

1) Eine religionsgeschichtliche und religionspsychologische Untersuchung von Dr. Friedrich Heiler. München, Ernst Reinhardt 1918 gr. 8° XV, 476 S.



Verstandes abmaß. Auch Gelehrte, die sich zum Christentum in Gegensatz stellen, können doch nicht umhin, die gewaltige Bedeutung der Religion im Volksleben zu schätzen und in vielem, was man als Aberglauben verschrie, einen berechtigten Kern anzuerkennen. Der Ausspruch eines Kant: „Wer Fortschritte im Guten gemacht hat, hört auf zu beten", gilt auch außerhalb gläubiger Kreise nicht mehr so unbedingt und Tausende fühlen tief im Herzen, was Luther sagte: „Eines Christen Handwerk ist beten". „Du bist kein Christ, wenn Du kein Beter bist", sagt ein englischer Theologe. Eine Untersuchung über das Gebet und zwar eine geschichtliche und psychologische Untersuchung, wie sie ein junger Gelehrter, Friedrich Heiler, in einem starken Bande uns vorlegt, darf daher von vornherein auf eine große Beachtung rechnen. Heiler besitzt eine gute Vorschule in einem längeren theologischen Studium, an das sich eine vielseitige Beschäftigung mit orientalischen Sprachen anschloß. Ganz besonders beherrscht er die Sanskritliteratur, so daß er schon vor zwei Jahren zu einer Festschrift für Kühn einen ausgezeichneten Beitrag „Über die buddhistischen Versenkungsstufen" beisteuern konnte. Auf Grund seiner unermüdlichen ausgebreiteten Studien war es ihm möglich uns mit einem reifen, beinahe möchte ich sagen: mit einem Meisterwerk zu beglücken, das nicht nur viele Fragen löst, sondern zu noch weiteren Forschungen Anregung gibt. Es ist erstaunlich, wie die Überfülle des Stoffes klar geordnet, logisch durchdacht und leicht lesbar dargeboten wird und das Erstaunen steigert sich bis zur Bewunderung bei dem, der zu würdigen weiß, wie viel Dunkel zu erhellen und wie viel verschlungene Fäden zu entwirren waren. Die Religionspsychologie kann lange davon zehren.

Das religionspsychologische Schema Heilers ist zugleich eine religionsgeschichtliche Stufenordnung. Die religiöse Entwicklungsgeschichte ist, mit Hegel zu reden, die Evolution der religiösen Idee, freilich nicht so ganz einseitig wie bei Hegel. Heiler beginnt mit dem naiven Beten des primitiven Menschen,



anerkennt aber eine „Uroffenbarung“, nimmt einen Urmonotheismus an und stimmt darin dem bekannten Wiener P. Wilhelm Schmidt, dem Herausgeber des „Anthropos“, bei. Schon im naiven Gebete finden sich alle Motive höherer Gebetsformen, Wunsch und Ergebung, Lobpreis, Schuldbewußtsein, ja sogar, was dem Menschen am schwersten fällt: Dank gegen Gott oder die Götter. Nur handelt es sich dabei fast nur um materielle Güter, um die Nahrung, das Wachstum der Früchte, Gedeihen der Herden, den Kinderreichtum. Das Beten wird leicht formelhaft und äußerlich die Gebärde, das Opfer wird die Hauptsache und die Gebetsformeln verdrängen die freie Äußerung des Gemüts. Eine Stufe höher führt uns der Kult- und Beschwörungshymnus, der aus ägyptischen, babylonischen, indischen und griechischen Texten bekannt ist. Die Gottesvorstellung ist hier schon etwas reiner, reicher und feiner als in der primitiven Religion. Die Größe der Götter wird gepriesen in den Naturerscheinungen und der Hymnus verwandelt sich oft unwillkürlich in eine Naturpoesie. Dazu kommen Bußlieder und Klagelieder, die an biblische Texte erinnern, aber nur erinnern, denn der Geist ist doch ein höherer. Die großen Propheten des alten und neuen Testaments behandelt ein weiteres Kapitel unter der Überschrift „Das Gebet der religiösen Genien“, ein Kapitel, dem ein etwas eigentümlicher, den Zusammenhang zerreißender Abschnitt über das Beten und die Gebetsbeurteilung philosophischer Denker vorausgeht. Das Beten der großen religiösen Persönlichkeiten, der Heiligen und Propheten fördert etwas ganz Neues und Freies zu Tage. Ihr Gebet ist frei von Äußerlichkeiten, nicht veranlaßt durch bestimmte einzelne Anliegen. Ein geheimnisvoller Drang treibt zu einem beständigen Gebet, zu beständigem Umgang mit Gott, es ist ein Aussprechen alles dessen, was in der Seele sich regt. Dieses Beten nimmt nun aber zwei verschiedene Formen an, es ist entweder mystisch oder prophetisch, m. a. W. mehr passiv oder aktiv, selbst verneinend oder selbst bejahend, naiv phantasiemäßig oder theoretisch spekulativ. Die Mystik ist nach Heiler geschichtslos, autoritätslos, sie stammt im Grunde genommen aus dem



Orient und drang durch Plotin und den Areopagiten von außen ins Christentum ein. Seit Augustin ist die mittelalterliche Frömmigkeit im wesentlichen mystisch, wie Harnak behauptete, dem Heiler recht gibt. Obwohl er zugibt, daß das mystische Gebet die sublimste Form des Betens, frei von Egoismus, Eudämonismus und Anthropomorphismus sei, so meint er doch, die prophetische Gebetsweise stehe dem rein menschlichen Fühlen näher. Die prophetische Religion wird nach ihm den Wirklichkeiten des Lebens mehr gerecht, sie ist dualistisch und wahrt die Selbständigkeit der Geister gegenüber Gott, nur daß Gott herrschen und alles in allem sein soll. Gnade und Erlösung, das Reich Gottes sind die Hauptideen, um die sich alles dreht. Mit diesen Formulierungen Heilers, die mit zahllosen Quellenstellen belegt sind, und mit den feinen und scharfsinnigen Unterscheidungen kann man im allgemeinen wohl einverstanden sein, nicht aber mit der den Religionshistorikern eigenen Vermengung der Religionen.

Hier werden zu wenig Unterschiede gemacht: die Propheten und Christus werden als Beter gleichgestellt, katholische Heilige und Reformatoren, katholische und protestantische Theologen folgen etwas befremdend unmittelbar aufeinander. Heiler fühlt das Verwirrende selbst wohl und verteidigt sich in der Vorrede nicht ungeschickt. Insofern hat er recht, als im Gebete Lehrunterschiede weniger hervortreten als in der Predigt und im religiösen Leben. Haben die Reformatoren doch viele Gebete aus der alten Kirche herübergenommen und nur scheinbar Überschwengliches abgestreift. Sie schlossen sich nach Heiler an die Gebetsnorm der prophetischen Religion des alten und neuen Testamentes an. Gelegentlich nennt er die prophetische Religion geradezu biblisch reformatorisch. Es will mir fast scheinen als ob diese Zusammenstellung ebenso berechtigt und unberechtigt wäre wie die Vergleichung der modern romantisch-pantheistischen Gebetsstimmung, die Heiler in dem folgenden Kapitel behandelt, mit der mystischen Frömmigkeit des Mittelalters. Daran schließt sich ein sehr belehrendes fein durchgearbeitetes Kapitel über das gottes-

dienstliche Gemeindegebet, das fast zu einem gedrängten Abriß der Liturgie sich gestaltete, bedauerlicherweise allzusehr im Anschluß an protestantische Quellen. Der bloße Wortgottesdienst wird etwas einseitig erhoben und hoch geschätzt. Reife Leser wird diese Einseitigkeit nicht stören; sie können viel Anregung aus dem Buche schöpfen. Denn es ist reich an apologetisch verwertbaren Gedanken. Die unvergleichliche Kraft des Christentums und die Schönheit der katholischen Religion bricht durch alle Nebel unverhüllt und strahlend durch. Ich weise nur hin auf die anziehende Rechtfertigung des Rosenkranzgebetes und des eucharistischen Kultus und die kraftvolle Verteidigung des Gebetes überhaupt. Das Gebet hat nach Heiler nichts mit Illusionen zu tun, ist nicht bloß eine subjektive Gefühlsregung, sondern hat eine volle Realität in einer objektiven Welt. Diese Auffassung dringt deutlich durch in dem geistvollen Schlußpassus „Das Wesen des Gebetes", obwohl die Ausführungen den rein wissenschaftlichen psychologischen Rahmen nicht überschreiten.

Grupp.

XC.

Kürzere Besprechung.

1. Christoph Flaskamp, Die deutsche Romantik. Ein Vortrag aus dem Jahre 1912. II. Auflage 1918.

Derselbe, Weltkrieg und Weltreligion. Warendorf 1917.

Flaskamps Vortrag, in dem er zum ersten Mal in befriedigender Weise das Wesen der historischen deutschen Romantik und weiterhin des Romantischen überhaupt bestimmt, hat von den verschiedensten Seiten lebhafte und warme Zustimmung gefunden. Das Heftchen liegt jetzt in zweiter Auflage[1]) vor und es ist zu wünschen und zu erwarten, daß es eine klare Auffassung der im Gegensatz zum Romantischen kulturverhängnisvollen neueuropäisch-liberalen Bildung immer weiteren Kreisen vermittelt.

1) Vergl. Bd. 160 S. 623.





In Weltkrieg und Weltreligion stellt Flaskamp das Problem auf eine breite Basis und zeigt auch dementsprechend weitergesponnene Anwendungen. Das Romantische war erkannt als ein Zuwiderhandeln gegen das Rein-Natürliche, Rein-Diesseitige, war ein Anerkennen der ganzen Wirklichkeit, Natur und Übernatur umfassend, ihre Verbindung anerkennend, verehrend, aufzeigend. Daß dieser Geist in Neueuropa langsam zurückgedrängt wurde, ist die tiefste Wurzel des Weltkrieges, denn der Versuch rein aus menschlichen Kräften die Menschheit ihrer Vollendung entgegenzuführen ist babylonischer Turmbau. „Ohne vorbildliche Form ist ja Geist und Stofformung nicht möglich.“ Und alle geschichtliche Erfahrung zeigt, daß das Vorbild, die Form, nicht von Menschen erfunden wurde, sondern zu Menschen herabgekommen ist. — Dabei fallen scharfe Schlaglichter auf den Unterschied zwischen Zivilisation und Kultur, über den aus der einseitigen Zivilisationsaufgabe des liberalen Staates hervorgehenden allgemeinen sozialen Jammer (—„die sog. Religionsfreiheit ist nichts anderes als beabsichtigter Ausschluß von der Formung“—) über England als den machiavellistischsten Staat in Europa, daß der Krieg auch dem „Englisch“ im eigenen Volk gilt, und wie aus der allgemeinen Ernüchterung der Welt nur eine Religion helfen kann, die das gesamte Dasein an ein Absolutes anknüpft und damit den energischen Willen zur Formung des eigenen und des gesamten sozialen Lebens kundgibt.

Kurzum, Flaskamp ist auf dem besten Weg dazu eine christliche Geschichtsphilosophie zu schreiben. Außer den bereits hier besprochenen Schriften liegen noch andere z. B. im heiligen Feuer veröffentlichte Aufsätze auf derselben Linie. Es wäre zu wünschen, daß das Tatsachen- und Gedankenmaterial uns von Flaskamp in einem Band vereinigt zugänglich gemacht würde, denn Flaskamp schreibt nicht feuilletonistisch. Er setzt einen durchgebildeten, geistig selbständigen Leser voraus. Vielleicht bietet gerade diese Eigenschaft, die sich auch in einer Schwerblütigkeit des Stils äußert, die Garantie, daß seine Gedanken nicht nur gelesen, sondern auch durchdacht werden und so nutzbringenden Einfluß auf die Formung des deutschen Lebens erhalten. Dr. Gottron.



2. Der umgekehrte Kreuzzug, wie man die jetzige Entwicklung der Dinge in Palästina für Deutschland und Österreich-Ungarn nennen kann, ist mit einer Frage verknüpft, die über den völkischen und religiösen Charakter ihres Ursprungs hinaus eine weittragende politische Bedeutung gewonnen hat. Was man vor 20 Jahren noch als Hirngespinnst eines Phantasten oder eines Fanatikers je nach dem Standpunkt des Beurteilers belächelte oder bekämpfte, Theodor Herzels Idee der „Schaffung einer öffentlich-rechtlichen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina", mit einem Worte der Zionismus genannt, ist jetzt ein Machtfaktor geworden, dessen politische Bedeutung, wie Franz Karl Endres in einer sehr lehrreichen Schrift[1]) als guter Kenner der inbetracht kommenden Verhältnisse dartut, nicht ernst genug genommen werden kann. (Vgl. dazu die im Maiheft der „Kathol. Missionen" gegen den Zionismus erhobenen Bedenken.) Nach einer Darstellung der Idee und des Werdens des Zionismus schildert Endres die Entwicklung der Verhältnisse in Palästina im allgemeinen, die jüdischen Siedelungen daselbst und die jüdische Kulturarbeit in den Städten sowie die sozialen Verhältnisse, um dann den Zionismus in den Rahmen der Weltpolitik einzugliedern in Hinsicht auf die Türkei, die Entente und Deutschland. Zwei Tatsachen sind es, zu deren Feststellung er auf Grund seiner eigenen Kenntnis der Türkei und Palästinas gelangt und von denen er annimmt, daß sich ihnen „die deutsche Politik niemals verschließen können" wird, nämlich daß: 1. eine zionistische Besiedelung Palästinas den Handelsverbindungen Deutschlands und dem von Deutschland gewollten wirtschaftlichen Aufschwung der Türkei direkt zugute kommt, und daß 2. eine zionistische Besiedelung Palästinas den Rückwanderungsstrom der Ostjuden nach Süden ablenkt". Die mit statistischen Belegen versehene, ruhig gehaltene und anregend abgefaßte Schrift (S. 72 Zeile 12 von unten muß es zurückblicken heißen statt zurückbleiben) verdient ernste Beachtung.

---

1) Zionismus und Weltpolitik von Franz Karl Endres, Kais. osm. Major a. D. München und Leipzig, Duncker und Humblot 1918, 8°, 112 S., geh. 2 M.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
I.	Neujahr 1918	1
II.	Rekatholisierungsbestrebungen gegenüber den Universitäten Würzburg und München unter der Regierung König Ludwigs I. . . . . Von Anton Döberl.	28
III.	Dr. Felix Clausen, der schweizerische Bundesrichter Von Gabriel Meier, Einsiedeln.	35
IV.	Die Weichenstellung in der Mystik . . . . . Von Emil Dimmler.	43
V.	Organisationsfragen in Frankreich	49
VI.	Vor einem Jahr und heute	58
VII.	Brief aus Holland	66
VIII.	Eigentum, Arbeit und Zins	69
IX.	Rekatholisierungsbestrebungen gegenüber den Universitäten Würzburg und München unter der Regierung König Ludwigs I. (Schluß.) . . . . Von Anton Döberl.	81

Seite

X. Professor Gabriel Mitterstiller 99
Ein Gedenkblatt für den ersten Amerikanisten in Österreich.
Von Dr. Johann Ranftl, Graz.

XI. Die Kapitulation und die deutsch-türkischen Verträge 108
Von Rechtsanwalt Dr. Otto Hipp.

XII. Böhmische Fragen 118

XIII. Druck nach links oder gegen links? 132

XIV. Hyacinth Holland † 137

XV. Der christliche Orient und die Katholiken deutscher Zunge 141
Von Anton Baumstark.

XVI. Zur See nach Nauplia 153
Von Suebimontanus (Rottweil a. N.)
IV. Ägina. Methana.

XVII. Glaubensbekenntnis eines modernen Künstlers . 167
Von Prof. Dr. Stölzle.

XVIII. Böhmische Fragen (Schluß) 171

XIX. Die Friedensverhandlungen mit Rußland . . 180

XX. Ein bayerischer Delegierter bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk 195

XXI. Die Gründung der Münchner Hofbibliothek durch Albrecht V. und Johann Jakob Fugger . . 198



Seite

XXII. Kürzere Besprechung 202
Dr. Johannes B. Kißling, Der deutsche Protestantismus 1817—1917.

XXIII. Egoismus und Wucher 205

XXIV. Der christliche Orient und die Katholiken deutscher Zunge (Fortsetzung) 225
Von Anton Baumstark.

XXV. Wie dem Protestantismus Aufklärung über den Katholizismus nottut und gegeben werden soll . . 237
Von Johannes Hönig, Dr. phil.

XXVI. Die Gründung eines katholischen Liebeswerkes für die gefährdete Jugend in der Kulturkampfzeit . 244

XXVII. Vor großen Entscheidungen 251

XXVIII. Brest-Litowsk 258
(Siegfriede, Verzichtfriede oder Verständigungsfriede?)

XXIX. Neuere Literatur zur Geschichte des Kardinals Reisach 266
Von Stadtpfarrer Dr. Götz, Ingolstadt.

XXX. Vom Totentanze in Bayern 273
Von Anton Dürrwächter. †

XXXI. Rekatholisierungsbestrebungen gegenüber den Universitäten Würzburg und München unter der Regierung König Ludwigs I.
Von Anton Döberl. (2.) 287

XXXII. Der christliche Orient und die Katholiken deutscher Zunge (Schluß) 298
Von Anton Baumstark.



Seite

XXXIII. Habsburgs Gefährdung 311

XXXIV. Osteuropäische Probleme 317

XXXV. Kürzere Besprechungen 331
Ein Jesuitenroman aus der Gegenwart. — Georg v. Mayrs Moralstatistik.

XXXVI. Zum Problem der Arbeitsfreude 437

XXXVII. Vom Totentanze in Bayern (Schluß) . . . 445
Von Anton Dürrwaechter.

XXXVIII. Eine anglikanische Bischofswahl 454

XXXIX. Die berufsständische Volksvertretung . . . 463
Von Dr. H. Dimmler, München.

XL. Blicke auf hessische Miserabilien 468

XLI. Was die Stunde heischt 480

XLII. Der Friede in Osteuropa 493

XLIII. Die neue Ukraine und das neue Polen . . . 504

XLIV. Kürzere Besprechung 512
Hellmann Oskar, „Das ist Altösterreichs Siegesschritt".

XLV. Rekatholisierungsbestrebungen gegenüber den Universitäten Würzburg und München unter der Regierung König Ludwigs I. 513
Von Anton Doeberl.



		Seite
XLVI.	Friedrich Wilhelm Weber in seiner dichterischen Entwicklung . . . . Von Eduard Arens (Aachen).	527
XLVII.	Joseph von Ägypten und Aseneth . . . . . Von F. X. Kiefl.	540
XLVIII.	F. W. Foersters Pädagogik und ihre Stellung zum Christentum . . . . Von Prof. Stölzle.	548
XLIX.	Subjektive und objektive nationale Benotung .	560
L.	Die Rache des Großorientes	577
LI.	Die Staatsauffassung der Engländer . . .	582
LII.	Recht und Moral	585
LIII.	Ein Leben im Dienste der Kunst . . . . Von Joseph Schlecht.	594
LIV.	Philippa Pearsalle . . . . Eine Droste-Erinnerung. Von Thekla Schneider.	607
LV.	Zum Charakterbilde des hl. Benedikt . . . . Von P. Daniel Feuling O. S. B.	611
LVI.	„Böhmische Fragen" . . . . Von Msgr. Dr. Franz Kordac, k. k. Universitätsprofessor in Prag.	624



Seite

LVII. Der Friede mit Rußland 629

LVIII. Die größte Schlacht der Weltgeschichte . . . 640

LIX. Kürzere Besprechung 648
H. F. Singer, Der blaue Montag.

LX. Die blutige Revision der Ideen und Tatsachen XI. 649

LXI. Johann Reichard 669
Ein Sittenbild aus der Zeit der Hexenverfolgungen.
Von Hirschmann.

LXII. Friedrich Wilhelm Weber in seiner dichterischen Entwicklung. II. 682
Von Eduard Arens (Aachen).

LXIII. Sofie Görres 690
Vom ehemaligen Chefredakteur des Wiener „Vaterland".

LXIV. Wer hat die Friedensnote des Papstes inspiriert? 697

LXV. Die preußische Wahlrechtsreform 710
Von Dr. Hermann Dimmler, München.

LXVI. Kürzere Besprechung 713
Ernst Roloff, Lexikon der Pädagogik.

LXVII. Die epische Kultur Deutschlands in Vergangenheit und Gegenwart 717
Von Dr. phil. Johannes Hönig.



Seite

LXVIII. Vom Wesen des Schönen 733
Fragment von Professor Dr. J. Chr. Gspann, St. Florian.

LXIX. Markgräfin Dorothea von Brandenburg, Äbtissin des St. Klaraklosters zu Bamberg 740
Von Dr. G. Hofmann.

LXX. Zur See nach Nauplia 746
Von Suebimontanus (Rottweil a. N.) V. Poros.

LXXI. Zur Bekämpfung von Geschlechtskrankheiten und Geburtenrückgang 755
Von Dr. Hans Rost, Westheim bei Augsburg.

LXXII. Der ewige Friede 761

LXXIII. Friedensfühler und Bündnispolitik in Österreich-Ungarn 767

LXXIV. Die Wehrpflicht in Irland 780

LXXV. Kürzere Besprechung 786
Anton Bettelheim, Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog.

LXXVI. Wahnideen 789

LXXVII. Die epische Kultur Deutschlands in Vergangenheit und Gegenwart (Schluß) 805
Von Dr. phil. Johannes Hönig.

LXXVIII. Die Gesellschaft vom Heiligsten Herzen Jesu jesuitenverwandt? 815
Von Johannes B. Kißling.



		Seite
LXXIX.	Die konservative Partei in Preußen . . . . Von Dr. Eugen Jäger, Mitglied des Reichstags.	821
LXXX.	Die deutsche Zentrumspartei im Weltkrieg . .	836
LXXXI.	Das Gebetbüchlein des Erzherzogs Maximilian . Ein Beitrag zur Geschichte der Militärseelsorge. Von Johann Dorn, z. Zt. im Felde.	855
LXXXII.	Wahnideen (Schluß)	861
LXXXIII.	Expressionistische Theorie und Drama . . . Von Joseph Sprengler.	872
LXXXIV.	Der Vater des Liberalismus	877
LXXXV.	Zwei Ministerkrisen in Österreich-Ungarn . .	890
LXXXVI.	Weltkrieg und Weltherrschaft	899
LXXXVII.	Die Zusammensetzung des preußischen Herrenhauses Von Graf v. Galen, Berlin.	904
LXXXVIII.	Zur Rekatholisierung der Wissenschaften . .	915
LXXXIX.	Das Gebet . . . . Von Grupp.	918
XC.	Kürzere Besprechungen . . . . Christoph Flaskamp, Die deutsche Romantik; Weltkrieg und Weltreligion. — Franz Karl Endres, Zionismus und Weltpolitik.	922

Anzeigen.

Verantwortliche Redaktion: Geh. Hofrat Dr. Georg M. Jochner. München. Sendlingerstr. 61.
Hübschmann'sche Buchdruckerei, H. Schrödl, k. b. Hoflieferant in München.



Inhalt

des

zwölften Heftes.

Seite

LXXXII. Wahnideen (Schluß) 861

LXXXIII. Expressionistische Theorie und Drama . 872
Von Joseph Sprengler.

LXXXIV. Der Vater des Liberalismus . . 877

LXXXV. Zwei Ministerkrisen in Österreich-Ungarn 890

LXXXVI. Weltkrieg und Weltherrschaft . . 899

LXXXVII. Die Zusammensetzung des preußischen Herrenhauses 904
Von Graf v. Galen, Berlin.

LXXXVIII. Zur Rekatholisierung der Wissenschaften 915

LXXXIX. Das Gebet 918
Von Grupp.

XC. Kürzere Besprechungen 922
Christoph Flaskamp, Die deutsche Romantik; Weltkrieg und Weltreligion. — Franz Karl Endres, Zionismus und Weltpolitik.

Ausgegeben am 16. Juni 1918.

